

## Göttinger Bibliotheksschriften 31



# „Eine Welt allein ist nicht genug“

Großbritannien, Hannover und Göttingen  
1714 – 1837

Herausgegeben von Elmar Mittler

Katalogredaktion:  
Silke Glitsch und Ivonne Rohmann

Göttingen 2005

Ausstellung in der Paulinerkirche Göttingen 20. März–20. Mai 2005



Unterstützt von:



© Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 2005

Redaktionelle Assistenz: Meike Holodiuk • Anica Rose

Umschlag: Ronald Schmidt • Satz: Michael Kakuschke • Jürgen Kader

Digital Imaging: Martin Liebetruh • Einband: Burghard Teuteberg

ISBN 3-930457-75-X

ISSN 0943-951X

Zum Geleit	
<i>Elmar Mittler</i> .....	9
Von der Manufakturstadt zum „Leine-Athen“. Göttingen, 1714–1837	
<i>Hermann Wellenreuther</i> .....	11
<i>Exponate A</i> .....	29
Personalunion mit England und Mitglied im Reich: Von Kurhannover zum Königreich Hannover, 1690–1837	
<i>Hermann Wellenreuther</i> .....	32
<i>Exponate B</i> .....	49
Britische Bilder und Vorstellungen von Deutschland im 18. Jahrhundert	
<i>Frauke Geyken</i> .....	52
<i>Exponate C</i> .....	64
The Four Georges – Die hannoverschen Könige und Kurfürsten zur Zeit der Personalunion mit Großbritannien	
<i>Frauke Geyken</i> .....	67
<i>Exponate D</i> .....	80
UNUS NON SUFFICIT ORBIS – Anmerkungen zu einer Medaille auf den Beginn der Personalunion	
<i>Hans-Werner Wolf</i> .....	90
<i>Exponate E</i> .....	98
Die Georg-August-Universität als landesherrliche Gründung. Ein Bericht über ihre Genese	
<i>Ulrich Hunger</i> .....	99
<i>Exponate F</i> .....	112

## QUOD FELIX FAUSTUMQUE SIT –

Die ersten Göttinger Universitätsmedaillen

<i>Hans-Werner Wolf</i> .....	115
<i>Exponate G</i> .....	118

Die Göttinger Preismedaillen

<i>Christof Boehringer</i> .....	121
<i>Exponate H</i> .....	138

London – Hannover – Göttingen:

Die Reisen Georgs II. nach Hannover und sein Verhältnis zu Göttingen

<i>Uta Richter-Uhlig</i> .....	141
<i>Exponate J</i> .....	158

Britische und europäische Wissenschaft in Göttingen –

Die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen

als Wissensportal im 18. Jahrhundert

<i>Wilfried Enderle</i> .....	161
<i>Exponate K</i> .....	179

„der glücklichen Insul ... zufliegen“ – Lichtenberg und England

<i>Ulrich Joost</i> .....	185
<i>Exponate L</i> .....	190

„... etwas von dem Ueberfluße

ausländischer Natürlicher Merkwürdigkeiten“ –

Johann Friedrich Blumenbach, England und die frühe Göttinger Völkerkunde

<i>Gundolf Krüger</i> .....	202
<i>Exponate M</i> .....	221

Jean André Deluc (1727–1817), Professor, Reformer

und Repräsentant des englischen Königshofes in Göttingen

<i>Marita Hübner</i> .....	226
<i>Exponate N</i> .....	242

Die Herschels –

eine hannoveranische Astronomenfamilie in England

<i>Klaus Beuermann</i> .....	245
<i>Exponate O</i> .....	259

Friedrich Stromeyer und sein Schüler Edward Turner, 1828 der erste Chemiker am University College, London	
<i>Günther Beer</i> .....	262
<i>Exponate P</i> .....	273
England und Göttingen – Kunsttransfer und Kunstkritik um 1800	
<i>Gerd Unverfehrt</i> .....	275
<i>Exponate Q</i> .....	289
Der Parthenon in Göttingen: Karl Otfried Müller und die Erwerbung von Abgüssen der Elgin Marbles 1829/30	
<i>Daniel Graepler</i> .....	299
<i>Exponate R</i> .....	329
Die Göttinger Universitätsbibliothek und die Beziehungen zwischen Hannover und Großbritannien im 18. Jahrhundert	
<i>Graham Jefcoate</i> .....	341
<i>Exponate S</i> .....	356
Königliche und andere schön verzierte englische Bucheinbände in der Göttinger Bibliothek – Eine Auswahl und zugleich etwas englische Geschichte	
<i>Reimer Eck</i> .....	358
<i>Exponate T</i> .....	374
Englische Inkunabeln in der Göttinger Bibliothek	
<i>Reimer Eck</i> .....	381
<i>Exponate U</i> .....	389
Der Mainzer Psalter aus Windsor Castle	
<i>Reimer Eck</i> .....	392
<i>Exponate V</i> .....	399
Literaturvermittlung zwischen Göttingen und England im 18. Jahrhundert	
<i>Theodor Wolpers</i> .....	401
<i>Exponate W</i> .....	429

Originalgenie, Ossian, Münchhausen und Lenore:  
Literarische Beziehungen zwischen Göttingen und Großbritannien im späteren 18.  
Jahrhundert

<i>Reimer Eck</i> .....	436
<i>Exponate X</i> .....	448



## Zum Geleit

Die Aufarbeitung der wissenschaftshistorischen Beziehungen zwischen England, dem Kurfürstentum und späteren Königreich Hannover und der 1734 gegründeten Göttinger Universität ist ein immer wieder angesprochenes Desiderat in der Erforschung der Geschichte Niedersachsens. Diese Beziehungen einer breiteren Öffentlichkeit in angemessener Weise zu präsentieren, ist auch ein lang gehegter Wunsch der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Zunächst war geplant, eine große Landesausstellung zu veranstalten, um deren Unterstützung die Göttinger Universität das Land Niedersachsen leider vergebens ersuchte. Die Zeitläufte und die finanzielle Situation des Landes schienen für derartige Unternehmen bedauerlicherweise nicht geeignet. So war es das Thema „Händel und das Welfenhaus Hannover“ der Internationalen Händel-Festspiele Göttingen 2005, das die Frage aufwarf, ob nicht - allen widrigen Umständen zum Trotz - das so wichtige Ausstellungsthema doch umgesetzt werden könne.

Es ist auch ein Verdienst von Torsten Wolfram, dass die Pläne zu dieser Ausstellung, die nun unter dem Titel „Eine Welt allein ist nicht genug“ vom 20. März bis zum 20. Mai 2005 in der Paulinerkirche gezeigt werden kann, trotz vieler Rückschläge nicht in einer Schublade verstaubten. Ihre Konzeption stammt in wesentlichem Maße von Reimer Eck, einem ausgewiesenen Kenner der Materie. Dass die Ausstellung trotz hohen Zeitdrucks in das Programm der Paulinerkirche aufgenommen werden konnte, ist der Flexibilität und außergewöhnlichen Einsatzbereitschaft von Dr. Silke Glitsch zu verdanken. Hinzu kam der glückliche Umstand, dass Ivonne Rohmann sich im Rahmen eines Praktikums mit Sachkenntnis und großem Engagement für die Umsetzung des breit gefächerten Ausstellungskonzeptes einsetzte.

Es gehört zu den immer wieder beeindruckenden Besonderheiten eines so exzellenten Forschungs- und Studienstandortes wie Göttingen, dass es hier ungewöhnlich viele Wissenschaftler gibt, die auch innerhalb eines engen zeitlichen Rahmens komplexe historische und wissenschaftsgeschichtliche Zusammenhänge für ein breiteres Publikum kompetent aufbereiten können. Ich freue mich sehr, dass sich zu den Göttinger Spezialisten wieder auswärtige Wissenschaftler hinzugesellt haben, von denen Graham Jefcoate hier besonders genannt sei.

Die Ausstellung zeigt die historischen und wissenschaftsgeschichtlichen Aspekte der Zeit der hannoversch-englischen Personalunion weitgehend auf der Grundlage Göttinger Bestände. Einige Höhepunkte der Ausstellung aber sind dem besonderen Entgegenkommen auswärtiger Leihgeber zu verdanken. An erster Stelle ist der Mainzer Psalter aus der Royal Library, Windsor Castle, zu nennen. Wir danken Ihrer Königlich Majestät Königin Elisabeth II. dafür, dass dieses kostbare Buch für einige Wochen nach Göttingen kommen kann. Sehr wichtig ist auch das Modell der „Royal George“, ein Schiffsmodell, das lange Zeit Prunkstück des Lesesaals der Bibliothek

war und das jetzt bei der Universität Hannover beheimatet ist. Allen Leihgebern, unter ihnen vielen Göttinger Institutionen, sei für ihre Unterstützung ganz besonderer Dank ausgesprochen.

Die großen Ausstellungen in der Paulinerkirche finden in Göttingen und weit darüber hinaus großes Interesse und gelten fast schon als selbstverständliche Institution. Man sollte sich aber der Tatsache bewusst sein, dass sie von einer Einrichtung durchgeführt werden, die dafür eigentlich kein Personal besitzt. Mit Ausnahme von Wulf Pfortner, der, tatkräftig unterstützt von Arno Westermann, im Rahmen einer ganzen Stelle und unter großem persönlichen Einsatz die Betreuung der Ausstellungen gewährleistet, steht für ihre Vorbereitung und Durchführung ausschließlich nebenamtliches oder zusätzlich über Drittmittel (diesmal auch über ein Praktikum) angeworbenes Personal zur Verfügung. Dabei hat sich ein Team gebildet, das mit Michael Kakuschke, Martin Liebetruth und Tobias Möller durch die Erstellung exzellenter Kataloge und CD-ROMs die breite und dauerhafte Zugänglichkeit der Ausstellungsergebnisse, auch im Internet, auf hohem Niveau gewährleistet. Ohne die große Hilfsbereitschaft vieler anderer Kolleginnen und Kollegen im Hause wären derartige Ausstellungen niemals möglich.

Allen, die es durch ihre Beiträge ermöglicht haben, dass die Zeit der hannoversch-englischen Personalunion als ein herausragendes Beispiel europäischer kultureller und wissenschaftlicher Wechselbeziehungen insbesondere auch im Rahmen der Händel-Festspiele einem internationalen Publikum bewusst gemacht werden kann, sei nochmals herzlich gedankt. Ihre Leistung ist zugleich ein Beitrag zur Aufarbeitung eines glänzenden Abschnittes der Göttinger Geschichte, auf die sich viele wissenschaftliche und nicht zuletzt auch bibliothekarische Aktivitäten wie das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützte Sondersammelgebiet Angloamerikanischer Kulturraum bis heute stützen. Es ist dies eine Tradition, die es sich lohnt lebendig zu erhalten.

Göttingen, im März 2005



Dr. Dr. h. c. Elmar Mittler

(Professor für Buch- und Bibliothekswissenschaften  
Direktor der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen)

## Von der Manufakturstadt zum „Leine-Athen“. Göttingen, 1714–1837

*Hermann Wellenreuther*

Nur wenige Städte in Kurhannover erlebten im 18. Jahrhundert einen vergleichbaren Wandel wie Göttingen. Einige Eckdaten mögen dies illustrieren: Um 1700 betrug Göttingens Bevölkerung nur wenig mehr als 4.000, um die Wende zum 19. Jahrhundert dagegen etwa 9.000 Personen.<sup>1</sup> Zu Beginn des 18. Jahrhunderts setzte sich die Bevölkerung Göttingens aus im Wesentlichen drei Personengruppen zusammen: jenen, die das Bürgerrecht besaßen, den Mitgliedern der Garnison und endlich einer durchaus substantiellen Gruppe, die ohne Bürgerrecht meist als Dienstpersonal in der Stadt lebte. Dabei ist insbesondere die Größe der letzten Gruppe unbekannt. Für das Jahr 1740 liegen dagegen genauere Daten vor: In jenem Jahr wohnten in Göttingen 4.200 (60,57 %) Bürger mit Stadtrechten, etwa 1.300 (18,75 %) Bürger ohne Bürgerrechte und 1.434 (20,68 %) Soldaten.<sup>2</sup> Jeder Vierte, der in der Stadt wohnte, besaß

- 
- 1 Trotz der energischen Ansätze in den letzten beiden Jahrzehnten, Klarheit über die Bevölkerungsentwicklung in Göttingen zu schaffen, lassen sich für das 18. Jahrhundert insgesamt noch keine völlig gesicherten Daten nennen. Vgl. die Daten etwa für 1755/1756 bei Brückner, Carola/Möhle, Sylvia/Pröve, Ralf/Roschmann, Joachim: Vom Fremden zum Bürger: Zuwanderer in Göttingen 1700–1755, in: Wellenreuther, Hermann (Hrsg.): Göttingen 1690–1755, Studien zur Sozialgeschichte einer Stadt (Göttinger Universitätschriften, Serie A: Schriften), Göttingen 1988, S. 105, Anm. 47, wo eine Einwohnerzahl für Göttingen ohne Soldaten und Studenten von 7.149 genannt wird. Winnige, Norbert: Krise und Aufschwung einer frühneuzeitlichen Stadt. Göttingen 1648–1756 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, XXXIV), Hannover 1996, S. 110, nennt für 1755/1756 für Göttingen eine Stadtbevölkerung von 7.000 ohne Soldaten und Studenten, wogegen Sachse, Wieland: Bevölkerungs- und Sozialgeschichte der Stadt Göttingen vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Beginn der preußischen Zeit, in: Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 2: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Anschluss an Preußen – Der Wiederaufstieg als Universitätsstadt (1648–1866), hrsg. von Ernst Böhme und Rudolf Vierhaus, Göttingen 2002, S. 217–254, hier S. 225, davon spricht, dass „die Einwohnerzahl auf fast 8500 am Vorabend des Siebenjährigen Krieges“ angestiegen sei; dagegen beziffert Sachse, Wieland: Göttingen im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Bevölkerungs- und Sozialstruktur einer deutschen Universitätsstadt (Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen, 15) Göttingen 1987, S. 208 (Tabelle 32: Einwohner, Häuser und Haushalte in Göttingen, 1740–1875), für 1755 die Größe der Göttinger Einwohnerschaft auf 8.331.
  - 2 Nach Pröve, Ralf: Stehendes Heer und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Göttingen und seine Militärbevölkerung 1713–1756 (Schriftenreihe des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, 47), München 1995, S. 63.

nicht die Bürgerrechte; und immerhin unterstanden zwei von zehn Einwohnern, nämlich die Soldaten, nicht der städtischen Obrigkeit, sondern dem Landesherrn. Die Situation wird noch verwirrender, wenn man die Folgen der Universitätsgründung berücksichtigt: Um nämlich die Gesamtzahl derjenigen zu erfassen, die um 1740 in der Stadt lebten, muss man noch 508 „Universitätsangehörige“ in Göttingen berücksichtigen. Dies bedeutete, dass zu dieser Zeit immerhin ein Viertel der Bewohner Göttingens nicht dem Magistrat unterstanden, sondern anderen Obrigkeiten: der Universität einerseits (7 %), dem Landesherrn andererseits (19,27 %).<sup>3</sup>

Das Wachstum einer Stadt lässt sich auch in der Zahl ihrer Häuser ausdrücken. Auch aus dieser Warte ist der Wandel bemerkenswert: Um 1700 gab es in Göttingen 728<sup>4</sup> Häuser, die bewohnt waren. Zugleich wies die „Designatio der wüsten Stellen binnen Göttingen“ von 1702 in der Stadt 179 „wüste“ Stellen und weitere 157 baufällige oder verfallene Häuser aus.<sup>5</sup> Zum Ende des 18. Jahrhunderts waren die wüsten Stellen sämtlich wieder bebaut und die baufälligen oder verfallenen Häuser repariert; der Bestand an bewohnten Häusern hatte sich im Jahr 1795 – was angesichts der Bevölkerungsvermehrung keinesfalls ungewöhnlich war – deutlich auf 1015 Häuser erhöht<sup>6</sup>, eine Steigerung um immerhin beinahe 40 %. Beide Ansätze dokumentieren ein im Vergleich zu anderen niedersächsischen Mittelstädten des 18. Jahrhunderts überdurchschnittliches Wachstum. Die Gründe für dieses Wachstum sind zu einem beträchtlichen Maße identisch mit der Geschichte der Stadt Göttingen im 18. Jahrhundert.

Die Erforschung dieser Gründe muss mit den Jahren 1690 und 1702 beginnen. Das kurfürstliche Reglement von 1690 stellte, und dies wirkte im gesamten 18. Jahrhundert nach, das Stadtr Regiment insgesamt auf eine neue Grundlage, schaffte eine beträchtliche Zahl von zu Sinekuren verkümmerten Ämtern ab, verpflichtete die Magistratsmitglieder zur regelmäßigen Teilnahme an den Magistratssitzungen, legte strenge Kontrollen der Stadtfinanzen fest (was freilich Unterschleif nicht verhinderte)<sup>7</sup>

3 Ich stütze mich hier auf die Daten von Pröve (Anm. 2), S. 63, vgl. auch Derselbe: Landesherrliche Soldaten in Göttingen: Die Stadt als fürstliche Garnison und Festung, 1641–1762, in: Böhme/Vierhaus (Anm. 1), S. 479–521, hier S. 483.

4 Sabine Kastner geht von 728 besteuerten Häusern aus; Kastner, Sabine: Bürgerliches Wohnen und Bauen in Göttingen, in: Wellenreuther (Anm. 1), S. 175–251, hier S. 179. Winnige, Norbert: Steuern und Immobilien. Die wirtschaftliche Entwicklung Göttingens bis zum Siebenjährigen Krieg, in: Böhme/Vierhaus (Anm. 1), S. 341–393, hier S. 369 geht von einem Gesamthausbestand von 797 für das Jahr 1702 aus. Da aber die späteren Zahlen sich gleichfalls auf die versteuerbaren Häuser beschränken, wird hier der Erörterung die Angabe Kastners zugrunde gelegt.

5 Winnige (Anm. 1), S. 244–256; Kastner (Anm. 4), S. 175–251, hier S. 180.

6 Nach Sachse 2002 (Anm. 1), S. 246.

7 Winnige, Norbert: Kassendefizite, plötzliches Abreisen und erstaunliche Berechnungen – die Göttinger Kalandsverwalter im 18. Jahrhundert, in: Göttinger Jahrbuch, 39 (1991), S. 55–60.

und verschärfte die landesherrliche Aufsicht über das Stadtre Regiment.<sup>8</sup> Zum zweiten signalisierte das Reskript von 1702 für die wirtschaftliche Entwicklung einen Neubeginn: Mit diesem kündigte die Landesregierung ein großzügiges Programm zur Förderung der Zuwanderung und zur Verbesserung der Bausubstanz und Wohnsituation in Göttingen an. Beide Reskripte zusammengenommen verwandelten die dahinsiechende in eine aufstrebende Stadt. Im Wohn- und Baubereich kam es zwischen 1714 und 1724 zu einem regelrechten Bauboom, in dem die größten Lücken im Stadtbild gefüllt, viele Häuser instand gesetzt und bis 1734 68 neu gebaut wurden. Davon waren 18 sogenannte „Große Häuser“.<sup>9</sup>

Diese rege Bautätigkeit vermittelte nicht nur der Wirtschaft willkommene Impulse; sie spiegelt überhaupt eine neue Vitalität im Göttinger Wirtschaftsleben. Dafür gibt es auch andere Anzeichen: Zwischen 1700 und 1731 kamen 476 Zuwanderer – davon 112 Frauen und 364 Männer – nach Göttingen, immerhin beinahe 10 % der Gesamtbevölkerung. Bei neun von zehn Zuwanderern ist der Beruf bekannt, und dies wiederum erlaubt uns, diejenigen Wirtschaftssparten näher zu bezeichnen, die durch Zuwanderung besonders profitierten und am Wachstum mehr als andere teil hatten: Danach gehörten über 70 % der Zuwanderer zum Textil- und um die 28 % zum Ledergewerbe, die restlichen Zuwanderer waren Tagelöhner.<sup>10</sup> Diese Aufteilung kam nicht von ungefähr: Sie spiegelt die Folgen der systematischen landesherrlichen Förderung des Textilgewerbes durch Kredite und die Zusicherung, größere Mengen von Uniformen in Göttingen anfertigen zu lassen. Am erfolgreichsten beim Ergattern von Landeskrediten und Aufträgen war Johann Heinrich Grätzel, der im Jahr 1722 seine „Tuchfabrique“ gründete, in den folgenden Jahren eine Walkmühle und eine Presserei dazuerwarb und 1747 schon dreizehn Häuser sein eigen nannte.<sup>11</sup> Das „Grätzel'sche Haus“ in der Prinzenstraße, mit dessen Bau 1739 begonnen wurde, dokumentiert seinen neuen Reichtum ebenso wie Grätzels beherrschende Stellung im Göttinger Textilgewerbe.

Die wirtschaftliche Erholung konzentrierte sich vor allem auf zwei Sektoren: bauliche Erholung und Aufschwung des Gewerbes. Ihre Schubkraft reichte zwar aus, die um 1700 noch sichtbaren Folgen der Kriege und des Niedergangs der Stadt zu beseitigen; sie erfasste jedoch nicht kulturelle Bereiche. Vor 1734 besuchte kein Wander-

---

8 Unterschiedliche Ansichten über den Einfluss der Landesregierung auf das Stadtre Regiment sind formuliert bei Wellenreuther (Anm. 1), S. 323–324, und bei Gerhard, Hans-Jürgen: Grundzüge der Verfassung, Verwaltung und Wirtschaft der Stadt Göttingen 1650–1866, in: Böhme/Vierhaus (Anm. 1), S. 256–340, hier S. 313–316.

9 Kastner (Anm. 4), S. 168–169.

10 Brückner et al. (Anm. 1), S. 115–118, ferner Tabellen III–V, ebenda, S. 367–405.

11 Pröve, Ralf: Die Stadt als fürstliche Garnison und Festung, in: Böhme/Vierhaus (Anm. 1), S. 505–506; Brückner et al. (Anm. 1), S. 151.

theater die Stadt, bot keiner ein öffentliches Konzert an, war in den Straßen keine Zeitung zu finden. Erstmals war am 1. Mai 1732 zwar ein wöchentliches Journal, *Der Bürger. Oder Zufällige Gedanken über allerhand bürgerliche Pflichten und zur Aufnahme des gemeinen Wesens gereichende Anstalten* bei Johann Friedrich Hager erschienen – aber nur für wenige Wochen. Dies gilt auch für den *Freydencker* (Jahreswende 1734/35), für den *Sammler* (1736), den *Zerstreuer* (1737) und für die *Minerva*, die immerhin ab September 1741 ein Jahr lang erschien.<sup>12</sup> Diese Journale dienten weniger zur Information der städtischen Bürger; sie fungierten vielmehr eher als Mittler zwischen der gerade gegründeten Universität und den skeptischen Bürgern. Auch in anderen kulturellen Bereichen war wenig Neues zu erkennen: Zwar wurde die Oberstufe des Pädagogiums mit dem Beginn des Pädagogiarchats von Christoph August Heumann 1717 nach dem Vorbild der unter August Hermann Francke errichteten Schulen in Halle um eine neue Abschlussklasse erweitert, aber von einer umfassenden Modernisierung des Curriculums konnte keine Rede sein. Die klassischen Sprachen beherrschten den Unterricht; nur am Rande wurden Deutsch, Geschichte, Geographie, Physik und Philosophie berücksichtigt. Immerhin aber wurden in der Mathematik nun auch Logarithmen und sphärische Trigonometrie behandelt – Wissensfelder, die den Kaufleuten und Handwerkern schwerlich als Bereicherungen erschienen. Die Reformen konnten den Niedergang des Pädagogiums nicht aufhalten; mit der Gründung der Universität wurde es aufgelöst, Heumann und die Schüler der letzten beiden Klassen der Oberstufe wurden in die Universität übernommen.<sup>13</sup>

Weder Reform noch viel Leben oder Aufgeschlossenheit gegenüber Neuerungen prägten das Göttinger Kirchenleben. Pietistische Neigungen, wie sie mit der Berufung Joachim Oporins an die junge Universität in freilich nur zarten Ansätzen nach Göttingen kamen, hatten beim lutherisch-orthodoxen Pfarrstand der Stadt keine Chancen. Als sich der Jenaer Theologe Johann Franz Buddeus 1723 erdreistete, den Hallischen Pietismus zu verteidigen und das Konsistorialausschreiben des Hannoverschen Konsistoriums gegen pietistische Strömungen zu kritisieren, verfasste im folgenden Jahr der Göttinger Pastor M. Christian Münden eine eher rüde Replik.<sup>14</sup> Kurz: Göttingen als kleine, wenn auch aufstrebende Stadt bot Schöngeistern kaum einladenden Raum. Das literarische Schaffen beschränkte sich vor 1735 auf das Singspiel

- 
- 12 Gierl, Martin/Pröfener Franz: Der „Bürger“ und die „Klapperschlange“: Die Göttinger Pressegeschichte von den Anfängen bis zur preußischen Zeit, in: *Böhme/Vierhaus* (Anm. 1), S. 979–1046, hier S. 979–994.
- 13 Nach Michael, Berthold: Die Göttinger Schulen in der Zeit vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Aufhebung des Königreichs Hannover 1648–1866, in: *Böhme/Vierhaus* (Anm. 1), S. 659–762, hier S. 663–666.
- 14 Hammann, Konrad: Geschichte der evangelischen Kirche in Göttingen, in: *Böhme / Vierhaus* (Anm. 1), S. 525–586, hier S. 535.

„Die siegende Großmut“ des Pädagogen Joachim Meier aus den frühen 1690er Jahren und auf Gelegenheitsgedichte, die bei dem schon erwähnten in dieser Zeit einzigen Göttinger Buchdrucker Johann Friedrich Hager erschienen.<sup>15</sup>

Zum Zeitpunkt der Gründung der Universität war Göttingen ohne Zweifel keine verfallene, finstere Stadt in miserabilem baulichem Zustande; wohl aber mangelte es an jeder Art von kulturellen Glanzlichtern. Baulicher Verfall und dunkle Gassen war jedoch der Mythos, der von den Journalen ab 1736 propagiert wurde und der sich im Selbstverständnis der Universität bis in unsere Tage erhalten hat; aber den Tatsachen entsprach dies keinesfalls.<sup>16</sup> Dementsprechend ist auch das, was der Göttinger Gerichtsschulze Friedrich Christoph Nebour in der zweiten Nummer seines Journals *Der Sammler* Anfang 1736 schrieb, keinesfalls ein Bericht über die Wandlungen zwischen 1734 und 1736, sondern vor allem auch eine Zusammenfassung der Entwicklung Göttingens zwischen 1700 und der Universitätsgründung:

„Göttingen scheint nicht mehr Göttingen zu seyn [...]. Die Gassen sind durchgehends nicht nur neu gepflastert, sondern auch mit Nacht=Laternen besetzt; in allen Ecken siehet man, außer den Collegien, der Universitäts=Kirche, Reit=Hause, Stadt=Schule, Waage, Brauerey, und andern, öffentlichen eine Menge neuer Privat=Gebäude aufführen [...]. Die Policy [...] zeigt ihre Wirkung in allen Zweigen der bürgerlichen Ordnung, Sicherheit, Reinlichkeit und Lebens=Unterhalts. Die Anzahl der Einwohner hat [...] sich über den dritten Theil vermehret, und zwar nicht nur durch Künstler, Handwercker und Kauff=Leute; sondern auch durch eine höchst ansehnliche Gesellschaft der gelehrtesten Männer, und durch die starcke Anzahl Grafen, Freyherren, Ritter, von Adel [...]. Durch diesen Anwachs wird die Nahrung, der Reichthum und die Lebhaftigkeit der Stadt stündlich vergrößert, der Umgang angenehmer gemacht, und der Rost der alten Sitten abgeschliffen.“<sup>17</sup>

Nebours Artikel ist aus zwei Gründen bemerkenswert: Einmal ist dies ein erster Versuch, eine neue Kontinuität für die Geschichte Göttingens zu konstituieren - und zwar dadurch, dass das Bevölkerungswachstum und der wirtschaftliche Aufschwung zwischen 1700 und 1734 untrennbar mit den Neuansätzen, die durch die Universitätsgründung verursacht wurden, verwoben werden. Dann enthält der Artikel eine gehörige Portion Zukunftserwartung, die zuvor schon von anderen formuliert worden war: Mit der Gründung der Universität erhoffte man sich nicht nur neue Impulse für die Stadt und für die akademische Bildung des Landes, sondern auch den Zuzug von

---

15 Hassenstein, Friedrich: Das literarische Göttingen, in Böhme/Vierhaus (Anm. 1), S. 948.

16 Vgl. Kastner (Anm. 4), S. 195–196, zu Christoph Meiners' Beitrag zu dieser Mythenbildung.

17 Zitiert nach Gierl / Profener (Anm. 12), S. 989–990.

Adeligen aus anderen Teilen des Reiches, die im Tausch für die reichen geistigen Früchte der Universität ihre materiellen Güter in Kurhannover und Göttingen lassen würden.<sup>18</sup>

Die Gründung der Universität markiert eine wichtige Zäsur für die Stadt. Die Landesregierung dekretierte am 7. November 1736 eine bessere Verzahnung von Magistrat und Universität. Zu diesem Zweck wurde Friedrich Ferdinand Insinger, gleichzeitig Bürgermeister von Northeim, zum dritten und „dirigierenden“ Bürgermeister ernannt. Zusammen mit dem Gerichtsschulzen Neubour und dem Professor der Rechte Tobias Jakob Reinhardt bildeten sie seit dem 4. Juni 1737 eine „Policy-Kommission“. Sieht man von böartigen Spöttern wie etwa Heinrich Heine einmal ab, dann waren sich die meisten Universitätsmitglieder und Stadtbürger darin einig, dass die öffentliche Ordnung, die sauberen Straßen und all das, was wie die Straßenbeleuchtung zu den Annehmlichkeiten einer Stadt gehörte, „nicht zu den unvollkommensten rechnen“, wie Johann Stephan Pütter 1765 in seiner *Gelehrten-Geschichte* rapsodierte.<sup>19</sup>

Eine andere Folge war, dass sich der Zuzug von Fremden in die Stadt in den Jahren nach 1734 verstärkte: Den 476 zwischen 1700 und 1731 Zugewanderten standen zwischen 1732 und 1755 619 Zuwanderer gegenüber. Ebenso wichtig aber war, dass diese nun aus weiter entlegenen Regionen den Weg nach Göttingen fanden. Betrug die durchschnittliche Entfernung der Zuwanderer vor 1731 81 km, so waren es danach immerhin 114 km. Aus der Sicht der Stadt waren ab 1734 jedoch die Berufe der Zuwanderer wichtiger: Nach wie vor hatten die meisten Zuwanderer Berufe, die zum Textil- und Ledergewerbe gehörten; die zweitgrößte Gruppe der Zuwanderer hatte nun aber Berufe im Dienstleistungssektor; die dritte Gruppe von Zuwanderern fiel in die Gruppe der Universitätsangehörigen, der Invaliden und der Soldaten.<sup>20</sup> Neue, für das Gedeihen der Universität wichtige Berufe wie Buchdrucker, Buchbinder, Instrumentenmacher, Bildhauer, Maler, Kupferstecher fanden den Weg nach Göttingen neben solchen, die der Pflege des feineren Geschmacks dienten wie Johann Christian Haun, „Universitätskoch“, Johann Simon Hering, „Universitätsbarbier“ und Friedrich Christian Wichmann, „Coffetier“.<sup>21</sup> Das Wirtschaftsleben wur-

---

18 Ich habe die Feiern zur Universitätsgründung 1737 als eine konzertierte Werbeaktion für Göttingen und als bewussten Versuch interpretiert, einen neuen Mythos über die lichtbringende Funktion der Universität für Göttingen zu begründen: Wellenreuther, Hermann: Vom Handwerkerstädtchen zur Universitätsstadt. Die Inaugurationsfeier der Georg-August Universität von 1737 und die Vision Göttingens als „Leine-Athen“, in: Göttinger Jahrbuch, 49 (2001), S. 21–37.

19 Ehlert-Larsen, Kathrin-Sabine et al.: Der Göttinger Stadtrat in der Jahrhunderthälfte der Universitätsgründung, in: Wellenreuther (Anm. 1), S. 23–87, hier S. 29–30, Tabelle 1, ebenda S. 342.

20 Ich folge hier den statistischen Auswertungen der Zuwanderer in Wellenreuther (Anm. 1), S. 410–413.

21 Tabelle XI in Wellenreuther (Anm. 1), S. 420–423.



de vielfältiger, der Dienstleistungssektor nahm einen größeren Raum ein – und dies hieß natürlich auch, dass die beiden früher wichtigsten Gewerke, Tuch und Leder, allmählich an Bedeutung verloren.

Die Gründung der Universität stellte an den Wohnungsmarkt Göttingens hohe Anforderungen: Neben den Soldaten, die in die Wohnungen der Bürger einquartiert wurden – und zwischen 1734 und dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges waren dies nur einmal weniger als 1.500 Soldaten – galt es nun, Stuben, Kammern und Apartments für die wachsende Zahl der Studierenden zu finden. Um den Mangel an Wohnraum schnell abzubauen, legte die Landesregierung zwischen 1733 und 1735 neue Programme zum Ausbau der Häuser auf.<sup>22</sup> Ausreichender Wohnungsraum sollte im 18. Jahrhundert ein Problem bleiben – auch heute ist es noch nicht völlig gelöst.

In den fünfziger Jahren brach in Göttingen mit dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges eine schwere Zeit an. Zwar blieb der Stadt dank der Kontakte einiger Professoren zu französischen Offizieren eine Beschießung durch die französische Armee erspart, aber Einquartierungen und hohe Kontributionen belasteten die Stadtbürger ebenso wie die Universitätsangehörigen. Wie andere Städte blieb auch Göttingen nicht von den typischen, den Krieg begleitenden Seuchen wie Typhus und Ruhr verschont. Zwischen 1758 und 1762 kamen noch die Blattern hinzu. In den letzten beiden Jahren trieben überdies extrem hohe Roggenpreise die Lebenshaltungskosten in die Höhe.<sup>23</sup> 1758 starben 620 Menschen – drei Mal so viel wie in normalen Jahren. In keinem Jahr zwischen 1700 und 1875 hatte Göttingen so viele Todesfälle wie in jenem Kriegsjahr zu beklagen.<sup>24</sup> Von wenigen Erholungsphasen (1764–1765, 1768) abgesehen, blieb die Sterblichkeit bis 1773 deutlich über dem Durchschnitt. Aber auch danach litten insbesondere die kleinen Handwerker und Tagelöhner unter steigenden Preisen und nachhinkenden Löhnen. Zu extremen Preisausbrüchen wie während des Siebenjährigen Krieges und unmittelbar danach kam es allerdings nur noch einmal während der Napoleonischen Kriege. Erst in den 1820er-Jahren beruhigte sich das Preisniveau wieder.<sup>25</sup>

Unterdessen waren noch während des Siebenjährigen Krieges Überlegungen angestellt worden, wie eine künftige Besetzung Göttingens oder gar die Belagerung durch befreundete Truppen, wie dies zwischen 1760 und 1762 teilweise geschehen war, vermieden werden könne. Die Antwort war klar: Frankreich war an der Besetzung Göttingens wegen seiner Festungsbauten interessiert. Die Stadt besetzen hieß, kurhannoversche oder mit Kurhannover verbündete Truppen möglicherweise zwingen, eine kurhannoversche Stadt zu zerstören. Es war nur folgerichtig, dass Gerlach

---

22 Kastner (Anm. 4), S. 196–200.

23 Sachse 2002 (Anm. 1), S. 230.

24 Zahlen nach Sachse 1987 (Anm.1), S. 256–260 (Tabelle 4).

25 Gerhard (Anm. 8), S. 337.

Adolph von Münchhausen am 17. August 1762, einen Tag, nachdem die französische Armee von Göttingen abgezogen war, der Stadt den Vorschlag Georgs III. mitteilte, zur Vermeidung ähnlicher Situationen die Befestigung der Stadt zu demolieren. Dies geschah innerhalb weniger Wochen. Zugleich wurde die Gelegenheit genutzt, neue Straßenzüge jenseits der Weender, Groner und Geismarer Tore anzulegen. Zwanzig Jahre später wurde die Bürgerstraße gebaut und der Schildweg angelegt. Die massiven und reich verzierten Tore wurden noch im 18. Jahrhundert abgebrochen und durch einfache Tore ersetzt, denn Tore selbst brauchte man zur Erhebung der Akzise. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurde nach dem Siebenjährigen Krieg Göttingen von einer befestigten zu einer offenen Stadt.<sup>26</sup>

Wirtschaftlich setzte sich in den Jahrzehnten nach dem Krieg der Prozess der weiteren Ausdifferenzierung der Wirtschaft fort; nach wie vor waren jedoch Tuch- und Lederherstellung und Verarbeitung die wichtigsten Wirtschaftszweige. Nun aber kamen, angezogen durch die Universität, andere hinzu: Schon 1735 war der aus Den Haag stammende niederländische Buchdrucker Abraham Vandenhoek von der Landesregierung als Buchdrucker für Göttingen verpflichtet worden. Nach seinem Tod 1750 führte seine Witwe Anna Vandenhoek das Geschäft gemeinsam mit Carl Friedrich Günther Ruprecht weiter. Nach der Witwe Tod übernahm Ruprecht 1787 den Verlag unter dem bis heute gültigen Namen. Mit der Privilegierung des Buchhändlers Johann Christian Dieterich aus Gotha im August 1765 erwuchs dem Vandenhoek'schen Geschäft erstmals eine ernste Konkurrenz. Denn Dieterich gewann schnell eine Reihe einflussreicher Professoren, unter ihnen Georg Christoph Lichtenberg, als Patrone. Dass nach 1760 auch in Göttingen Leihbibliotheken entstanden, in denen Universitäts- wie Stadtbürger verkehrten,<sup>27</sup> und im ausgehenden 18. Jahrhundert Lesegesellschaften gegründet wurden, wie dies auch in anderen Städten geschah, verwundert kaum. Ebenfalls mit der Universität hing die Herstellung von musikalischen und chirurgischen Instrumenten zusammen; die 1795 gegründete Klavierfabrik von Gottlieb Wilhelm Ritmüller schloss erst 1925 ihre Tore.<sup>28</sup>

Diese Gründungen sind deutliche Zeichen dafür, dass das dürre kulturelle Leben, welches Göttingen vor 1734 geprägt hatte, allmählich angereichert wurde. Im Winter 1779 erlebte Göttingen sein erstes öffentliches Konzert.<sup>29</sup> Konzerte zur Unterstützung der Armen gehörten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum festen Bestandteil des Göttinger kulturellen Lebens.<sup>30</sup> Aber schon seit 1746 hatten gelegent-

---

26 Saathoff, Albrecht: Geschichte der Stadt Göttingen seit der Gründung der Universität, Göttingen 1940, S. 60–63.

27 Gierl / Profener (Anm. 12), S. 1006–1007.

28 Saathoff (Anm. 26), S. 85.

29 Saathoff (Anm. 26), S. 89.

30 Fähmann, Sigrid: Aspekte kulturellen Lebens in Göttingen im 19. Jahrhundert: Musik, Theater, Kunst und Vereine, in: Böhme / Vierhaus (Anm. 1), S. 905–944, hier S. 913–914.



Abb. 1 Plan der Stadt Göttingen (um 1800) (A 5b)

lich Theatergruppen die Stadt besucht. Zwischen 1766 und 1781 wurde wandernden Theatergruppen dann der Aufenthalt in Göttingen wieder verboten – mit dem Ergebnis, dass Studierende in die umliegenden Orte, vor allem ins hessische Bovenden, zogen, und dort dem Theaterbesuch frönten. Nach 1791 gehörten deshalb Theateraufführungen zum gelegentlichen, aber regelmäßigeren Bestandteil des kulturellen Lebens in Göttingen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wuchsen die städtische Elite und die Professorenschaft enger zusammen; Eheschließungen zwischen beiden Gesellschaftsgruppen wurden häufiger, kulturelle Veranstaltungen wurden zum Teil von beiden besucht. Allerdings blieb diese Entwicklung auf die städtische Oberschicht beschränkt und erfasste hier eher jene Familien, von denen ein Mitglied ein Universitätsstudium absolviert hatte. Die Töchter wohlhabender Kaufmannsfamilien wie etwa die des Leinenhändlers Johann Andreas Heidelberg heirateten nicht nur Kaufmannsöhne, sondern auch einen „Notar, einen Professor der Astronomie, einen Universitätsrat und die jüngste den zweiten Verlagsbuchhändler Ruprecht.“<sup>31</sup>

In der Zeit der Napoleonischen Kriege blieb auch Göttingen von den Wirren nicht völlig verschont; Versuche der französischen Verwaltung, die Stadtverwaltung Göttingens auf eine breitere soziale Basis zu stellen und die Handwerker wieder stärker am Stadtregiment zu beteiligen, wurden ebenso wie andere Neuerungen – etwa die Gewerbefreiheit – nach den Kriegen wieder zurückgenommen. Wie in den anderen Teilen des neuen Königreiches Hannover versank auch Göttingen in einen jeder politischen oder konstitutionellen Neuerung abholden Dämmer Schlaf. Zugleich wurden in dieser Zeit die Grundlagen für die unblutige Revolution von 1831 gelegt: Denn erstmals gelang es nun tüchtigen Handwerker-Unternehmern, in die städtische Oberschicht vorzudringen; dennoch blieb ihnen in dieser Zeit die Möglichkeit verwehrt, sich auch an dem Stadtregiment zu beteiligen.

Genau dieses Gravamen stand im Zentrum der Petitionen, die 1831 an König Wilhelm IV. als Landesherrn geschickt wurden. Die Unterzeichner forderten unter Hinweis auf das „brittische Volk“, das schon lange „im Vollgenuß aller jener Rechte und Freiheiten“ sei, „deren Erlangung wir als das Ziel unserer sehnlichsten Wünsche betrachten ... eine zeitgemäße Verfassung“, insbesondere „Preßfreiheit“ und „eine freie und unter den verschiedenen Klassen und Stände verhältnismäßig vertheilte Volksvertretung, Öffentlichkeit der ständischen Verhandlungen und gesetzliche Anordnungen und Bestimmungen über die Übung des Petitionsrechts“.<sup>32</sup> Die Petitionen

---

31 Koch, Diether: Das Göttinger Honoratiorentum vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung mit besonderer Berücksichtigung der ersten Göttinger Unternehmer, Göttingen 1958, S. 144–145, Zitat S. 145.

32 Zitiert nach Wellenreuther, Hermann: Die Göttinger Sieben, Göttingen und der Verfassungskonflikt von 1837, in: Die Göttinger Sieben. Ansprachen und Reden anlässlich der 150.

und Unruhen, die unter dem Namen „Privatdozentenaufrüstung“ zusammengefasst werden, hatten Erfolg: Am 8. April 1831 erhielt die Stadt Göttingen eine neue Verfassung. Das „allgemeine Magistrats-Kollegium“ war nun nicht mehr für alle Bereiche des öffentlichen Lebens zuständig; vielmehr wurden die judikativen Kompetenzen nun in einem separaten Stadtgericht zusammengefasst. Der Magistrat bestand nun neben dem Magistratsdirektor und dem Stadtsyndikus „aus vier Senatoren, von denen zwei aus der gewerbetreibenden Bürgerschaft ausgewählt werden sollten.“ Überdies wurde ein Bürgervorsteherkollegium von 12 Bürgern bestimmt, dem das Recht zustand, zur Wahl der Mitglieder des Magistrats und des Stadtgerichts Kandidaten zu präsentieren.<sup>33</sup>

Der Privatdozentenaufrüstung offenbarte, wie gespalten das Verhältnis des Magistrats und eines großen Teils der Bürger zur Universität nach wie vor war. Unmittelbar nach dem Privatdozentenaufrüstung ließ der Magistrat verlauten, dass dieser das Werk „einiger junger Schwindelköpfe“ sei. Damit ignorierte der Magistrat nicht nur die beträchtlichen Reserven in der Bürgerschaft gegenüber dem alten Stadtrecht, sondern suchte auch den Zorn der Landesregierung einseitig auf die Universität zu lenken – deren Studierende wurden als die Schuldigen ausgemacht. Er tat dies als Reaktion auf die Drohung des Stadtkommandanten wie der Landesregierung, bei nochmaligen Unruhen unter der Stadtbürgerschaft die Universität aus Göttingen in eine andere hannoversche Stadt zu verlegen.<sup>34</sup> Die Landesregierung beließ es nicht bei der Drohung. In einem königlichen Reskript vom 11. Februar 1831 wurde auch die „Comptrollierung der Privat-Dozenten“, die „strengere Aufsicht auf die Studierenden, namentlich auf ihre geheimen und besonders politischen Verbindungen“ angeordnet. Die Proklamation schloss mit folgender Drohung: „Sodann wollen Wir, daß der Göttinger Bürgerschaft angedeutet werde, daß Wir die Fortdauer der Universität nur in der Erwartung gestatten, daß sie, im vollen Gefühl ihres Unrechts, sich künftig von allen gesetzwidrigen politischen Umtrieben und namentlich von allen Verbindungen mit den Studierenden sorgfältig entfernt halten werde, widerigenfalls wir uns genöthigt sehen würden, die Universität in eine andere Stadt des Landes zu verlegen.“<sup>35</sup>

Das königliche Reskript stellte die Stadt vor ein Dilemma: Auf der einen Seite kam es der Stadt insofern entgegen, als unter den Bürgern nach wie vor Vorbehalte gegenüber der Universität, ihren Professoren und Studierenden, herrschten, die seit den 1740er-Jahren kaum eine Gelegenheit ausließen, an den braven Handwerkern

---

Wiederkehr ihrer Protestation von Edzard Blanke et al. (Göttinger Universitätsreden, 85), Göttingen 1988, S. 61–84, hier S. 63.

33 Koch (Anm. 31), S. 188–189.

34 Wellenreuther (Anm. 32), S. 63–64.

35 Zitiert nach Wellenreuther (Anm. 32), S. 64, Anm. 6.

der Stadt ihren Dünkel auszulassen. Die Ereignisse von 1831 hatten deutlich gezeigt, dass die Stadt ihre politischen Interessen nicht mit jenen der Universität gleichsetzte, sondern in bewusster Abgrenzung zu dieser formulierte. Auf der anderen Seite war die Universität zum möglicherweise wichtigsten Wirtschaftsfaktor der Stadt geworden: Es gab wohl keine Bürgerfamilie, die nicht in irgendeiner Weise von der Kaufkraft oder den Mieten, die Universitätsangehörige bezahlten, profitierte. Für die Stadt ergab sich aus diesen Widersprüchen eine Doppelstrategie: Zum einen galt es, gegenüber dem König politische Eigenständigkeit zu demonstrieren; zum anderen musste diese aber in Krisenzeiten im wohlverstandenen Eigeninteresse auch kritische Solidarität mit der Universität beinhalten. In der Krise, die das Ende der Personalunion markiert, verfolgte die Stadt Göttingen genau diesen Kurs.

Wie genau die Landesregierung und die königliche Familie die politische Haltung der Stadt Göttingen beobachteten, sollte sich schon im Juli 1836 zeigen: Aus Anlass der fünfzigsten Wiederkehr der Immatrikulation der drei Söhne Georgs III. beschloss die Stadt, sich diesen, einer von ihnen immerhin Vizeregent und ein zweiter designierter Thronnachfolger des Königreichs Hannover, mit lobhudelem Gedicht „submisest“, also untertänigst, in Erinnerung zu bringen. Die Reaktion der drei Prinzen fiel nicht völlig befriedigend aus. Zwar bedankte sich Prinz Friedrich artig und bezeichnete seine Studienzeit in Göttingen als eine seiner schönsten Erinnerungen; zwar kündigte Ernst, Prinz von Cumberland und ab 1837 König von Hannover, an, er werde im folgenden Jahr persönlich den Säkularfeiern beiwohnen. Aber der Vizekönig verband seinen Dank mit einer pointierten Bemerkung zum Privatdozentenaufrufstand als Göttingens unvergessenem Makel. Kurz, die wiederholten Demutsbezeugungen seit 1831 hatten der Stadt auch 1836 noch nicht das höchste Wohlwollen sichern können. Nach wie vor hing die königliche Drohung vom Februar 1831, die Universität in eine andere Stadt zu verlegen, als Damoklesschwert über Göttingen.

Ein Jahr später sollten die schlimmsten Befürchtungen der Stadt – von jenen der Universität wird an anderer Stelle gehandelt – Wirklichkeit werden: Kurz nach dem Tod von Wilhelm IV. am 20. Juni 1837 erreichte Göttingen das sogenannte Juli-Patent, in dem der neue König nicht nur seinen Thronantritt bekanntgab, sondern seinen Untertanen im Königreich auch Folgendes mitteilte: „Wir können einer Verfassungsurkunde [i.e. Staatsgrundgesetz vom 9. Oktober 1833], Unseren Beyfall nicht schenken, die nicht auf dem erforderlichen legalen Grunde beruhe, die daher nicht die Sicherheit, unter allen Umständen, gewährt, welche eine solche Urkunde gewähren soll.“<sup>36</sup> Mit dem Juli-Patent waren die konstitutionellen Errungenschaften des Königreiches mit einem Federstrich vom Tisch gewischt. Damit verschärfte sich

---

36 „Entwurf eines Regierungs Antritts-Patents, bey dereinstiger Thronbesteigung...“ vom 24. November 1836, zitiert nach [Wellenreuther, Hermann:] Die Göttinger Sieben. Eine Ausstellung der Georg-August-Universität Göttingen, Göttingen 1987, S. 34–35.

die politische Krise: Denn während des Privatdozentenaufstandes war auch klar geworden, dass ein beträchtlicher Teil der Stadtbürger eben jene konstitutionellen Rechte lauthals gefordert hatte, deren Annullierung im Juli-Patent angekündigt wurde. Für den Magistrat stellte sich die Frage, ob er durch die übliche Veröffentlichung des Juli-Patentes dessen Verbreitung und Rechtswirksamkeit gegenüber den Bürgern verleihen oder, wie der Magistratsdirektor Ebell und die Senatoren Ferdinand Berg und Johann Heinrich Wedemeyer forderten, das Patent unter Berufung auf § 13 des Staatsgrundgesetzes unterdrücken sollte.<sup>37</sup> Der Magistrat entschloss sich charakteristischerweise für eine Zwischenlösung: Er ließ das Juli-Patent an einer einzigen Stelle am Rathaus aushängen – alle weiteren übersandten Exemplare wurden sogleich archiviert.

Wie eng der Handlungsspielraum des Magistrats war, zeigte sich am Verhalten der Stadtbürger beim feierlichen Einzug des neuen Königs, der wie versprochen am 17. September 1837 zu den Säkularfeiern der Universität nach Göttingen gekommen war. Nach dem Bericht des Bremer Senators Dr. Friedrich Wilhelm Heineken entsprach das Verhalten der Bürger einer „kühlen Aufnahme“, die sich als „ausgesuchteste Ignorieren seiner Anwesenheit“ darstellte; „freudige Bewegungen und Acclamationen zur Begrüßung des Landesherrn haben nur in den Zeitungen stattgefunden.“<sup>38</sup> Das Verhalten der Stadtbürger implizierte eine überdeutliche politische Stellungnahme zu den durch das Juli-Patent aufgeworfenen Verfassungsfragen. Mehr noch: Hier, wie dann in der Diskussion im Magistrat über das königliche Reskript vom 14. November 1737, welches Magistrat und Staatsdiener in Göttingen zur Ablegung des Huldigungseides aufforderten, wurde schnell deutlich, dass sich die Stadt entscheiden musste, ob sie die Legalität des Königs insgesamt bezweifeln und damit den offenen Bruch riskieren oder sich den einmal geschaffenen Tatsachen beugen wollte.

Noch schlimmer wurde die Lage des Magistrats durch den Beschluss der sieben Göttinger Professoren, den Huldigungseid zu verweigern. Die Professoren F. C. Dahlmann, W. E. Albrecht, J. Grimm, W. Grimm, H. Ewald, W. Weber und G. Gervinus hatten ihren Schritt wie folgt begründet:

„Wenn aber die unterthänigst Unterzeichneten sich nach ernster Erwägung der Wichtigkeit des Falles nicht anders überzeugen können, als daß das Staatsgrundgesetz [von 1833] seiner Errichtung und seinem Inhalte nach gültig sei, so können sie auch, ohne ihr Gewissen zu verletzen, es nicht stillschweigend geschehen lassen, daß dasselbe ohne weitere Untersuchung und Verteidigung von Seiten der Berechtigten, allein auf dem Wege der Macht zu Grunde gehe. Ihre unabweisliche Pflicht vielmehr

---

37 Ich folge hier und im Weiteren meiner Darstellung in Wellenreuther (Anm. 32).

38 Zitiert nach Entholt, Hermann: Bremen und die Georgia Augusta 1837, in: Bremisches Jahrbuch, 39 (1940), 267–279, hier S. 278.

bleibt, wie sie hiermit thun, öffentlich zu erklären, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müssen.<sup>39</sup>

Sie lehnten die Huldigung des Königs nach der Verfassung von 1819 ab, und dies konnte nur heißen, dass sie damit auch die Anerkennung und Unterwerfung unter den neuen König verweigerten.

Mit dem dramatischen Akt sprachen die Göttinger Professoren das aus, was viele Göttinger Stadtbürger mit ihrem Verhalten im September 1837 ausgedrückt hatten. Distanzierte sich nach dieser Demonstration der Bürger der Magistrat eindeutig von den Göttinger Professoren – der schnellste Weg zur Aussöhnung mit dem neuen König –, dann solidarisierte sich die Stadt nicht nur mit einer Minderheit unter den Universitäts- und Stadtbürgern, sondern riskierte auch wie 1831 die öffentliche Desavouierung durch Bürger, die in Petitionen schon 1831 ihren Unmut gegen den Willen des Magistrats kundgetan hatten. Entschloss sich andererseits der Magistrat zum energischen Schulterschluss mit den sieben Göttinger Professoren und der Mehrheit der Stadtbürger, dann lief er Gefahr, dass der König per Reskript die Drohung aus dem Jahr 1831 wahr machte und die Universität in eine andere Stadt verlegte sowie überdies möglicherweise der Stadt eine Reihe jener Privilegien wieder entzog, die ihr 1831 verliehen worden waren, womit vor allem die Mitspracherechte der Handwerker am Stadregiment bedroht gewesen wären.

Wiederum vermied der Magistrat beide Extreme, wiewohl sich die politische Problematik Anfang November 1837 noch einmal gefährlich zuspitzte. König Ernst August hatte nämlich sowohl die Stadt als auch die Universität aufgefordert, Deputationen zum Schloss Rotenkirchen zu senden, wo er sich gerade aufhielt. Unmittelbar nach der Unterredung mit beiden Deputationen – jene der Stadt wurde von Magistratsdirektor Ebell geleitet, die der Universität von Prorektor Bergmann – erschien unter dem Datum des 6. November 1837 in der *Hannoverschen Zeitung* ein Bericht, dem zufolge sich die Universitätsdeputation in der Unterredung mit dem König von dem Schritt der sieben Göttinger Professoren distanziert hatte.<sup>40</sup> Natürlich wurde dies vom Prorektor energisch bestritten.

Am 8. Dezember teilte Magistratsdirektor Ebell in einem Rundschreiben mit, was er als Leiter der städtischen Deputation in Rotenkirchen dem König mitgeteilt habe: „Wenn ich in Bezug auf die Stadt darin bemerkt habe, daß die Stadt die Schritte einiger Mitglieder der Universität nur beklagen könne, und daß die Bürgerschaft daran und an seinen Folgen keinen Antheil habe so ist dies mit der Warheit (!) und

---

39 Zitiert nach Wellenreuther (Anm. 36), S. 40.

40 Liest man den Zeitungsbericht genau, dann scheint auch nach diesem Bericht der Prorektor es vermieden zu haben, sich von dem Schritt der Göttinger Sieben zu distanzieren. Der Bericht ist abgedruckt in: Wellenreuther (Anm. 36), S. 48, und ebenda S. 48–49, Belege, wie der Zeitungsbericht insbesondere von anderen Göttinger Professoren aufgefasst wurde.



meiner Überzeugung gemäß, und deshalb von mir bemerkt worden, weil es mir nicht unbekannt geblieben war, daß die Stadt einer Theilnahme und Verbreitung jener Schritte beschuldigt war, und das unglückliche Jahr 1831 nur noch zu sehr in frischem Andenken ist.“<sup>41</sup>

Dies war eine wahrlich salomonische Rede, in der in bemerkenswerter Weise gegensätzliche Positionen bedient wurden: Einerseits betonte Ebell, dass die Bürgerschaft mit der Entscheidung der Göttinger Sieben nichts zu schaffen habe. Mit dieser Feststellung sollte der König besänftigt werden – denn genau das Gegenteil war im Königreich als Gerücht zirkuliert, und dieses Gerücht war angesichts der demonstrativen Brückierung des Königs bei den Säkularfeiern auch glaubhaft. Andererseits „beklagte“ Ebell nur die Entscheidung der Göttinger Professoren, vermied es aber sehr sorgfältig, sich im Namen der Stadt von ihr zu distanzieren oder, was noch mehr gewesen wäre, die Göttinger Sieben gar zu kritisieren. Dies ist keine Wortklauberei: Ebell berichtete in seinem Rundschreiben, dass von beiden Deputationen bei ihrer Ankunft im Schloss und vor der Unterredung mit dem König „ein Revers gefordert [worden sei] daß sie die Schritte der sieben Professoren mißbillige und daran keinen Antheil genommen habe“; die städtische Delegation habe jedoch die Unterschrift unter einen solchen Revers abgelehnt.<sup>42</sup> Ebells und der anderen Mitglieder der städtischen Delegation Kalkül ging auf: Die Vermeidung jeder Verurteilung oder Distanzierung von den Göttinger Sieben und den konstitutionellen Prinzipien, für die sie standen, beruhigte die aufgebrachtten Gemüter der städtischen Bevölkerung. Alle Berichte über die Situation in Göttingen im November und Dezember sprechen ausschließlich von „Studierenden“, die durch Demonstrationen auf der Weender Straße, durch Auszug aus der Stadt, durch demonstratives Begleiten der abziehenden und ausgewiesenen Professoren ihrer Kritik und Missbilligung der königlichen Politik Ausdruck verliehen. Die Landesregierung reagierte mit einer massiven Verstärkung des Militärs in der Stadt, die, glaubt man einigen studentischen Berichten, in diesen letzten Wochen des Jahres 1837 auch rigoros jede auch noch so geringe Versammlung von Menschen auflöste.<sup>43</sup> Ende Dezember 1837 beruhigte sich die Lage: Aber Albert von Gröning berichtete am 20. Dezember 1837 an seine Mutter, dass „die Bürger fürchten, daß eine schlechtere Zeit kommen wird, wie die gleich nach der Göttinger Revolution [von 1831]. Für den Augenblick ist übrigens vollkommene Ruhe eingetreten“.<sup>44</sup>

Die heftige Reaktion der Universität, vor allem der Studierenden und einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Professoren – den Sieben hatten sich am 13. Dezember

---

41 Zitiert nach dem Abdruck des Rundschreibens in Wellenreuther (Anm. 36), S. 48–49.

42 Zitiert nach Wellenreuther (Anm. 36), S. 48.

43 S. die entsprechenden Berichte der Polizeidirektion an das Kultusministerium und studentische Berichte, abgedruckt in Wellenreuther (Anm. 36), S. 49–53.

44 Bericht abgedruckt bei Wellenreuther (Anm. 36), S. 54.

noch einmal sechs Professoren angeschlossen<sup>45</sup> – auf der einen Seite und der sorgfältige, Solidarisierung mit der Universität vermeidende Kurs des Magistrats auf der anderen Seite zahlte sich noch im Dezember 1837 aus: In einem auf den 22. Dezember datierten Reskript „den Bürgern zur Kenntnis“ versicherte der König den Göttinger Bürgern, dass er nie an ihrer Loyalität gezweifelt habe, dass er sicher sei, dass die Unruhen von 1831 nur durch „fremde Einwirkung in dortiger Stadt“ entstanden seien und dass er nichts unversucht lassen werde, der Universität wieder zum „alte[n] bewährte[n] Glanz“ zu verhelfen.<sup>46</sup>

Der Magistrat der Stadt und seine Bürger nahmen die Erklärung des Königs mit Erleichterung auf, auch, weil diese immerhin deutlich machte, dass die Drohung einer Verlegung der Universität aus Göttingen vom König mit dem Schreiben zurückgenommen worden war. Der König sagte sogar zu, durch eine neuerliche Förderung der Universität den wirtschaftlichen Schaden, der der Bürgerschaft durch die universitären Wirren – denn darum handelt es sich nach Ansicht des Königs – entstanden war, wieder gutzumachen. Das Reskript des Königs aber bedeutete noch etwas anderes, und dies war sicherlich genauso wichtig: Der König war bereit, von seinen Ansichten abweichende politische Haltungen nicht von vornherein in Bausch und Bogen zu verdammen, sondern diese innerhalb bestimmter Grenzen zu tolerieren.<sup>47</sup>

Die Entwicklung der folgenden Jahre rückt die Konsequenzen der sozialen und kulturellen Entwicklung der Stadt in ein helleres Licht: Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert hatte ein Prozess begonnen, in dem allmählich Teile der städtischen Oberschicht enger mit der Professorenschaft der Universität verschmolzen waren; sichtbar wurde dies unter anderem im Heiratsverhalten; dies hatte aber nicht dazu geführt, dass die städtische Bürgerschaft insgesamt sich mit der Universität an sich angefreundet hatte. Dies bedeutete natürlich nicht, dass das Verhältnis feindlich war; zu viele Stadtbürger profitierten von der Universität und ihren Studierenden. In einer „Vertraulichen Adresse“ an den König hatte der Magistrat am 9. März 1838 ausdrücklich auf diese Zusammenhänge aufmerksam gemacht.<sup>48</sup> Die gesellschaftliche Verschmelzung der städtischen Elite mit Teilen der Professorenschaft führte jedoch dazu, dass nach 1837 die Elite die harte Oppositionsstrategie von Teilen der Universität übernahm und dieses auch durch ihre Entscheidungen in den Wahlen zum Landtag zeigte. Erst zwei Jahre später, nachdem dem Magistrat und dem Wahlgremium am 29. Februar 1840 von den Gilden eine Petition mit 437 Unterschriften überreicht worden war, in der beide aufgefordert wurden, ihre Opposition gegen die königliche Politik

---

45 Erklärung der sog. „Nachprotestierer“ vom 13. Dezember 1837, abgedruckt in Wellenreuther (Anm. 36), S. 49.

46 Abgedruckt in Wellenreuther (Anm. 36), S. 71.

47 Wellenreuther (Anm. 32), S. 76–84.

48 Abgedruckt in Wellenreuther (Anm. 36), S. 72–73.



*Holla! lünen-Strümpfe, kxpen Boomwollen  
schürkop!*

Abb. 2 „Der Strumpfverkäufer“ (A 3)

aufzugeben, lenkte das Wahlgremium ein. Im November 1840 nahm der hannoversche Konsistorialrat Dr. Friedrich Wachsmuth die Wahl zum Deputierten Göttingens an. Erst mit diesem Schritt war die harte Konfrontation zwischen Universität, Stadt und König beendet.

Die Ereignisse der 1830er-Jahre bedeuteten für die Stadt Göttingen Anfang und Ende zweier Prozesse: das Ende des Prozesses, in dem sich Stadt und Universität anfangs fremd gegenüber gestanden hatten. In den Wirren der 1830er-Jahre war der Stadtbevölkerung schmerzlich bewusst geworden, wie wichtig das Wohl und Gedeihen der Universität auch für das Wohl und die gedeihliche Entwicklung der Stadt war. Während im 18. Jahrhundert Tuch- und Ledergewerbe die städtische Wirtschaft geprägt hatten, war nach den Worten des Magistrats 1838 „[D]ie Wohlfahrt der Stadt Göttingen und ihrer Einwohner ... fast lediglich durch den Flor und die Frequenz der Universität bedingt“.<sup>49</sup> Von dieser Entwicklung profitierten alle Bürger der Stadt; diese Entwicklung führte aber nicht dazu, dass die Vorbehalte zwischen den Stadtbürgern, soweit sie nicht zur Elite gehörten, und der Universität völlig verschwanden. Andere Verhaltensweisen, andere kulturelle Welten, andere Interessen sorgten dafür, dass auch nach 1840 wie zuvor die Stadt Göttingen darum bemüht blieb, nicht zum Anhängsel einer übermächtigen Universität zu werden. Das Verhältnis zwischen beiden war und blieb problematisch, wenn auch durch gegenseitige Wertschätzung geprägt.

---

49 Aus der „Vertraulichen Adresse“, zitiert in vorheriger Anmerkung.

## Exponate A

### A 1 Stadtrezess vom 13. Januar 1690.

Stadtarchiv Göttingen: Urkunde Nr. 306

Die Vorherrschaft der Gilden in der Göttinger Bürgerschaft und im Rat wurde durch die nahezu unbeschränkte Herrschaft des Landesherrn abgelöst. Ausschlaggebend für diesen Verlust städtischer Unabhängigkeit war, dass der bereits am Vorabend der Reformation erkennbare wirtschaftliche Niedergang nicht wirksam aufgehalten wurde. Im Gegenzug baute der fürstliche Landesherr seine Macht wieder aus und versuchte erfolgreich, die Unabhängigkeit der Stadt einzuschränken. Ein erster großer Schritt auf diesem Weg war 1497 die Wiedereinlösung des Stadtschulzenamtes durch Herzog Erich I., ein zweiter 1582 der Verlust der vier „Leinedörfer“ Rosdorf, Grone, Holtensen und Ellershausen, die der Rat an Herzog Erich II. abtreten musste, wodurch die Stadt einen großen Teil ihres Herrschaftsgebietes verlor. Der weiterschwelende Konflikt zwischen dem Gildemeister-Rat und den alten ratsfähigen Geschlechtern tat ein übriges und bot dem Herzog immer wieder eine willkommene Gelegenheit für Eingriffe in die Stadtverfassung. Das definitive Ende der alten städtischen Autonomie und die Durchsetzung der absoluten Herrschaft des Landesherrn Herzog Ernst August wurde dann mit dem sog. Stadtrezess vom 13. Januar 1690 erreicht. Dadurch wurde der Rat faktisch zu einem fürstlichen Verwaltungsorgan umgestaltet. Er amtierte fortan kontinuierlich, d. h. eine jährliche Wahl bzw. ein Wechsel zwischen „altem“ und „neuem“ Rat fand nicht mehr statt, und seine Mitglieder wurden fortan vom Landesherrn ernannt. Die jahrhundertealte Tradition der Ratswahl war zu Ende. Die Gilden allerdings hielten an der Wahl ihrer Obermeister fest, und es gelang ihnen, dieses Recht in den folgenden Jahrhunderten zu bewahren und mit kurzen Unterbrechungen bis auf den heutigen Tag auszuüben.

### A 2 [Anonymus]:

Das jeztlebende Göttingen und darzu dienende Nachrichten. Göttingen 1739.

SUB Göttingen: 8° HLP IV, 86/2

Ein Bericht über Göttingen aus dem Jahr 1739, aus dem beispielsweise hervorgeht, dass die London Schänke, das heutige Michaelishaus in der Goetheallee, das erste Haus am Platze war.

### A 3 Georg Daniel Heumann (1691-1759):

Der Strumpfverkäufer.

Kupferstich, 15,4 x 9,8 cm

ln: Dei in Göttingen herüm schriende Lühe oder der Göttingische Ausruff. Göttingen 1744.

SUB Göttingen: 8° Bibl. Uff. 808 Rara

Der erste und einzige Hof- und Universitätskupferstecher Heumann zeigt Göttingen kurz nach der Gründung der Universität im Jahre 1734, die Göttinger Straßenhändlerinnen und Straßenhändler, die Waren des täglichen Bedarfs anboten, z. B. Zwiebeln, Rettich, Dörrobst, Siebe, Besen, Krüge, Singvögel, Walnüsse. Aber durch die neu in die Stadt kommende, großenteils adlige Studentenschaft stieg nun auch die Nachfrage nach Luxuswaren.

**A 4** Johann Christoph Röder:

Plan Tabellen bestehend in einem genauen Verzeichniß der Kosten aller nothwendigen und nützlichen Bedürfnisse eines hier Studirenden nebst den Preisen verschiedener Waaren und anderer Dinge vom Monath October 1768 bis ult. April 1769. [ca. 1769]. SUB Göttingen: 8° HLP IV, 96/5

**A 5a** Matthäus Seutter:

Goettinga urbs munitissima et splendida.  
Stadtarchiv Göttingen: V a 21  
Stadtplan Göttingens um 1750.

**A 5b** K. Prizelius und H. Stromfeldt:

Göttingen innerhalb seines Walles und dessen nächster Umgebung.  
SUB Göttingen: 4° H HANN V, 80  
Stadtplan Göttingens um 1800.  
Die Stadtpläne zeigen die Stadtentwicklung zwischen etwa 1750 und 1800.

**A 6** Tagebuch von Andreas Georg Wähler.

Stadtarchiv Göttingen: Kl. E. 120  
Dieses Tagebuch ist eine bedeutende Quelle für die Geschichte Göttingens im Siebenjährigen Krieg. Sehr anschaulich werden die Belastungen der Göttinger durch den Krieg geschildert, z. B. die durch Einquartierung von Soldaten.

**A 7** Tasse mit der Darstellung des Aulagebäudes und des Denkmals Wilhelm des IV. von Friedrich Spangenberg nach der Radierung von Heinrich Martin Grape (1798–1874), 1838

Tasse: Porzellan, Fürstenberg, Form 56, Höhe 9 cm, Durchmesser Lippe 9 cm  
Untertasse: Porzellan, Fürstenberg, Form 49, Durchmesser 14,5 cm  
Städtisches Museum Göttingen: Inv. Nr. 2001/224

In Göttingen gab es seit 1818 eine erste Anstalt zur Porzellanmalerei, nämlich die Fabrik von Heinrich Friedrich Wedemeyer (1783–1861), welcher aus der Galanteriewarenhandlung seines Vaters eine Porzellanmalerei machte. Er beschäftigte zunächst

einen Maler, Carl Schmidt aus Jena, der aber bald die Stelle eines Universitätszeichners antrat. Als Mitarbeiter und seit 1829 auch als Schwiegersohn kam Philipp Petri in die Firma Wedemeyer, der sich durch seine Kunstfertigkeit bald überregionale Bedeutung verschaffte. Die Produkte der Porzellanmalerei, wie z. B. Pfeifenköpfe, richteten sich zunächst an den Bedürfnissen der Studenten aus. Die Tassen wurden an die Lieben zuhause verschickt oder nach Beendigung des Studiums als Andenken mitgenommen. Die schließlich Petrische genannte Fabrik erhielt 1837 Konkurrenz durch Johann Friedrich Spangenberg, einen Schüler Carl Schmidts. In den 1840er Jahren kamen weitere Konkurrenten hinzu. Nicht zuletzt der sich entwickelnde Tourismus förderte die Ausbreitung von Souvenirs aus Porzellan. Wichtigster Produzent im Königreich Hannover war die Manufaktur in Fürstenberg, die das soeben als Reiseziel entdeckte Weserbergland geschickt zu nutzen wusste. In Göttingen hielt sich ein nennenswerter und künstlerisch hochwertiger Gewerbebezweig bis ins 20. Jahrhundert.

## Personalunion mit England und Mitglied im Reich: Von Kurhannover zum Königreich Hannover, 1690–1837

Hermann Wellenreuther

Als am 14. Februar 1613 Elizabeth, die Tochter von Jakob I., dem ersten Stuart auf dem englischen Thron, und der spätere „Winterkönig“ Friedrich V. (1596–1632) heirateten, dachte in den Landen, die im ausgehenden 17. Jahrhundert zu Kurhannover zusammengeschweißt wurden, niemand an die Folgen, die sich daraus 1714 für Kurhannover ergeben würden. Es war ein langer Weg dorthin: Er führte über die Zusammenführung der unterschiedlichen, von Welfen regierten Lande und über die Verleihung der 9. Kur an Ernst August im Jahr 1692. Dieser hatte 1658 Sophie, die Tochter aus der Ehe von Friedrich V. und Elizabeth, geheiratet. Mit dieser Heirat gingen alle Erbsprüche, die Elizabeth als Tochter von Jakob I. auf den schottischen und englischen Thron besaß, auf die welfische Linie über.

Diese Erbsprüche waren so lange nur Hoffnungsschimmer, wie die Monarchen aus dem Hause Stuart in England ungefährdet herrschten. Erst mit dem Thronantritt von Jakob II., der 1673 seine Konversion zur katholischen Kirche bekannt hatte, zeichneten sich eine neue Krise der englischen Monarchie und damit erste Hoffnungen in Hannover ab. Die Krise erreichte 1688 mit der Invasion von Wilhelm von Oranien, der mit einem Heer von etwa 20.000 Elitesoldaten in England gelandet war, ihren Höhepunkt. Jakob II. wurde zur Flucht aus England gezwungen; wenig später legte das englische Parlament in Artikel IX der *Bill of Rights* (1 W & M c.2)<sup>1</sup> die Thronfolge auf die protestantische Linie fest. Aber noch war dies aus Hannovers Sicht nur ein vager Hoffnungsschimmer. Gespannt verfolgte Kurfürstin Sophie in Hannover, wie ein besserer Erbspruch als der ihrige einer nach dem anderen „wegstarb“: Am 28. Dezember 1694 verschied Königin Maria II. Mit Erleichterung wurde registriert, dass der königliche Witwer keine neuen Heiratsabsichten hegte. Zwischen dem englischen Thron und Hannovers Hoffnungen standen nun nur noch William, der Sohn von Anna, und Anna selbst, die mit dem dänischen Prinzen Georg verheiratet war. Aber William starb völlig überraschend am 30. Juli 1700. Damit waren die Erbsprüche von Sophie an die erste Stelle gerückt, wenn Anna I., die 1702 William auf den Thron nachfolgte, nicht doch noch einen Thronfolger gebar. Es sollte nicht sein. Als

---

1 Dies ist die offizielle Bezeichnung von Gesetzen des englischen Parlaments; ausgeschrieben bedeutet es: Im ersten Jahr der Herrschaft von Wilhelm III. und Maria II., das zweite Gesetz: 1 William & Mary, chapter 2.





Abb. 3 Karte vom Churfürstenthum Hannover und Angrenzenden Landen (B 6)

ihr Mann am 28. Oktober 1708 verschied, hatte die Königin achtzehn Kinder geboren und verloren. Was im Sommer 1700 höchst wahrscheinlich schien, war mit dem Tod von Prinz Georg Gewissheit.

Wilhelm III. hatte im Winter 1700/1701 beschlossen, allen Tories und allen, die ihm in Anhänglichkeit an Jakob II. noch immer den Treueeid verweigerten, ebenso wie den Katholiken, die auf eine Rückkehr des katholischen Prinzen von Wales hofften, mit einer gesetzlichen Regelung der Thronfolge den Wind aus den Segeln zu nehmen. Im Frühjahr 1701 wurde das Gesetz im Parlament eingebracht; in den folgenden drei Monaten überwand es alle parlamentarische Hürden; am 12. Juni wurde es als *Act of Settlement* (12 W 3, c.2) vom Monarchen unterzeichnet und trat in Kraft.

Das Gesetz, dem seither grundrechtlicher Charakter in England zukommt, regelte mehr als nur die Thronfolge. Es formulierte Regeln, die nicht nur indirekte Kritik an Wilhelm III. beinhalteten, sondern auch den Handlungsspielraum aller künftigen Monarchen, die nicht aus England kamen, deutlich einengten: Jeder Monarch musste der anglikanischen Kirche beitreten; war der Monarch zugleich Herrscher über ein anderes Land, dann durften für dessen Verteidigung keine englische Truppen verwandt werden; ohne die Zustimmung des Parlaments durfte der Monarch seine anderen Länder nicht besuchen; alle Regierungsgeschäfte waren vom König vor und im Privy Council zu behandeln; endlich durften nur in England geborene Mitglieder Privy Council, Parlament, Armee, Marine und öffentlicher Verwaltung angehören, und nur diesen durfte die Krone Schenkungen aus ihrem Besitz verleihen. Personen, die entweder ein königliches Amt ausübten oder eine Pension vom König bezogen, konnten nicht ins Unterhaus gewählt werden. Richter durften nach Inkrafttreten dieses Gesetzes nur noch *quamdiu se bene gesserint* mit festen Gehältern ernannt werden, allerdings mit der Einschränkung, dass sie aus ihren Ämtern zu entlassen seien, wenn die beiden Parlamentshäuser dies in einer Petition an die Krone forderten. Endlich bestätigte die *Act of Settlement* ausdrücklich alle Gesetze "for securing the established religion, and the rights and liberties of the people thereof, and all the other laws and statutes of the same now in force".<sup>2</sup>

Für Engländer bedeutete das Gesetz, dass ein Monarch aus einem anderen Land nicht mehr mit seinen nicht-englischen Ratgebern regieren, diese nicht mehr durch Schenkungen und Standeserhebungen für die Wahl ins Parlament, für die Mitgliedschaft im Privy Council oder Oberhaus oder für öffentliche Ämter qualifizieren konnte und die englische Außenpolitik nicht zur Verfolgung von nicht-englischen Machtinteressen missbrauchen durfte. All dies hatte die Opposition Wilhelm III. vorgeworfen.

---

2 Gesetz zitiert nach Wiener, Joel E. (Hrsg.): *Great Britain. The Lion at Home. A Documentary History of Domestic Policy 1689–1763*, Bd. 1, New York 1983, S. 33–36.



Abb. 4 „Act of Settlement“ (B 4)

Foto: Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover

Aus der Sicht des Hannoverschen Kurfürsten, des Sohnes von Sophia, Georg Ludwig, las sich das Gesetz anders: Es verschärfte die Verfassungsgegensätze zwischen Großbritannien – denn dies war England mit dem Abschluss der *Act of Union* 1707 mit Schottland geworden – und Kurhannover: In seinem Land war er ein souveräner Herrscher, der zwar nur der Theorie nach niemandem außer Gott als Herrscher verantwortlich war, dessen Handlungsfreiheit aber nur zu einem kleinen Maße durch die Landstände, durch die Beratungen im Geheimen Rat und durch die Rechte und Privilegien der Landschaften eingeschränkt war. Diese Beschränkungen engten seine Entscheidungsfreiheit weder in der Außen- noch in der Innenpolitik wesentlich ein, und selbstverständlich bestimmte letztlich nur der Kurfürst alles, was mit dem Kriegswesen zusammenhing. Nach der *Act of Settlement* war der nicht-englische Monarch nicht frei in der Wahl seiner Berater, nicht frei in seiner Entscheidung, wen er durch Gunsterweise auszeichnen oder an sich binden wollte, konnte Regierungsgeschäfte nur im Privy Council abschließend erörtern, war im Bereich der Gesetzgebung - und dies schloss auch den Etatbereich ein – auf die Zusammenarbeit mit den beiden Parliamentshäusern angewiesen, besaß keine Kontrolle über das Rechtswesen und war nur dem Namen nach Oberhaupt der anglikanischen Kirche; dass er in England dieser Kirche zwangsweise beitreten musste, war dabei möglicherweise eher nebensächlich. Kurz, für Georg Ludwig bedeutete die Annahme der englischen Krone eine empfindliche Einbuße seiner Machtfülle und höchst schmerzliche Abstriche von seiner Auffassung als Herrscher.

Georg Ludwigs Bedenken gegen die englische Krone scheinen sich in den folgenden Jahren vermehrt zu haben. Jedenfalls sah sich der Geheime Rat am 5. Juni 1714 genötigt, in einer Denkschrift noch einmal die seiner Ansicht nach wichtigsten Argumente, die für eine Personalunion zwischen England und Kurhannover sprachen, zusammenzufassen. Die Argumentation ist zweigeteilt: Im ersten Teil riet der Rat dringend, den Kronprinzen als Repräsentanten des Kurfürsten zur Beruhigung der Anhänger der hannoverschen Erbschaftsrechte nach England zu entsenden. Im zweiten Teil rekapitulierten die Räte die wichtigsten Gründe, aus denen der Kurfürst die Thronfolge in England antreten müsse: Die Thronfolge werde „eigene personelle *gloire* und ... *dero* ... Hauses *lustre* und unschätzbare *avantage*“ zur Folge haben. Sie repräsentiere „eine Crohn, deren Besitzer die *Balance* in gantz Europa geben und sich respectiren machen kann, nicht aus Händen und anderen ohn alle Noht nicht überzulassen.“ Die Räte wollten nicht „wiederholen, wie genau *Salus publica* und die Freyheit von ganz Europa, auch die Rettung des Evangelischen Religions-wesens von seinem gänzlichen Untergange damit verknüpft sei“, dass der jakobitische Präterendent vom englischen Thron fern gehalten werde.<sup>3</sup> Letztlich ließ sich der Kurfürst davon

---

3 Abgedruckt in Schnath, Georg: Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur und der englischen Sukzession 1674–1714, Bd. 4, Hildesheim 1982, S. 743–747.



Abb. 5 „Act of Settlement“: Detail aus dem Schmuckrand (B 4)

Foto: Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover

überzeugen, dass er diese einmalige Gelegenheit im Interesse seines Landes nicht verstreichen lassen dürfe. Nur die Union mit England biete die Gelegenheit, so hatten die Räte ihr Gutachten geschlossen, Kurhannover in der europäischen Mächtepolitik jene Geltung zu verschaffen, die sein Land verdiene.

An diesen Gründen hatte sich nichts geändert, als der Privy Council in großer Besetzung am 30. Juli/11. August 1714<sup>4</sup> und in eindrucksvoller Einmütigkeit Georg Ludwig davon unterrichtete, dass die Ärzte Königin Anna aufgegeben hätten und *“that you would vouchsafe upon the first notice, to favour this nation with Your immediate presence.”* Denn dies allein werde die Gemüter beruhigen und *“disappoint the restless designs of the enemies to Your Highness and our constitution.”*<sup>5</sup> Am folgenden Morgen um Viertel vor acht Uhr in der Frühe starb die Königin. Gegen ein Uhr Mittag wurde Georg Ludwig als George I. von England zum König proklamiert. Am 20. Oktober wurde er in London feierlich gekrönt. Die Personalunion war geschlossen.

Der Thronwechsel verlief problemloser, als viele Whigs in England und der Hof in Hannover erwartet hatten. Dafür gibt es letztlich drei Gründe: Nachdem der jakobitische Kronprätendent im März das Ansinnen, zur anglikanischen Kirche zu konvertieren, abgelehnt hatte, befürwortete es die politische Nation einhellig, die hannoversche Erbfolge zu unterstützen. Zum zweiten hatte Georg Ludwig, vorzüglich informiert und auf das Ereignis gut vorbereitet, in umfassender Weise dafür gesorgt, dass sehr schnell nach Annas Tod jene Politiker die Regierungsverantwortung übernahmen, denen er vertraute. Und drittens gelang es dem neuen König, durch eine auf Ausgleich zwischen den politischen Gruppierungen – Whigs und Tories<sup>6</sup> – bedachte Politik die Nation erstaunlich schnell für die hannoversche Thronfolge zu gewinnen, die bestehenden Zerklüftungen nicht weiter zu vertiefen und das radikale jakobitische Element zu marginalisieren.

Nicht nur in England war viel zu regeln, viel zu entscheiden und einiges neu zu ordnen – noch mehr galt dies für Hannover. Herrschaft setzte in der Epoche zwischen Reformation und Französischer Revolution in der Regel die Präsenz des Herrschers im Land voraus. Eine Delegation zentraler Herrschaftskompetenzen auf Dauer oder auch nur auf Zeit schien undenkbar. Diese Überlegungen prägten denn auch das Regierungsreglement Georgs I. vom 29. August 1714, welches die Regentschaft des Geheimen

---

4 In England galt bis 1752 noch der Julianische Kalender. Zwischen dem Gregorianischen und dem Julianischen Kalender bestand im 18. Jahrhundert ein Zeitunterschied von elf Tagen.

5 Brief abgedruckt in Schnath (Anm. 3), S. 749–751.

6 Als Whigs werden jene Politiker bezeichnet, die sich eher als Repräsentanten der nicht-anglikanischen Kirchen und von Handel und Manufaktur begriffen; Tories verfochten umgekehrt eher die Interessen der anglikanischen Kirche und des landbesitzenden Adels.

Rates für die Dauer der Abwesenheit des Kurfürsten regelte. Es war geprägt durch das Bestreben, möglichst viel vom persönlichen Regiment zu erhalten. Nur bei drohender Gefahr durfte der Geheime Rat ohne Rückfrage in London selbständig entscheiden; Auslagen von mehr als 50 Reichstalern (!) erforderten die Genehmigung des Kurfürsten, nur der Kurfürst konnte Bedienstete einstellen, und alle diplomatischen Vertreter hatten ihre Schriftsätze sowohl in Hannover als auch in London einzureichen.<sup>7</sup> Am Londoner Hof wurde eine Deutsche Kanzlei eingerichtet, der zuerst zwei Geheime Räte, später nur noch ein Geheimer Rat als „Minister bei der Allerhöchsten Person“ vorstand. Die wichtigsten bis zum Tod von Georg II. waren Johann Philipp von Hattorf, Johann/Hans Caspar von Bothmer und Philip Adolf von Münchhausen. Alle Sendungen aus und nach Hannover gingen über diese Kanzlei.<sup>8</sup>

Mit der Personalunion erhielten zwei Länder denselben Herrscher, die nicht unterschiedlicher hätten sein können: In England lebten im Jahr 1714 5,24 Millionen Bewohner – in Kurhannover deutlich weniger als eine Million Menschen. Diese siedelten in England auf einer Fläche von etwa 151.000 km<sup>2</sup>, in Kurhannover auf etwa 30.000 km<sup>2</sup>. In England hatte zu dieser Zeit bereits die weite Verbreitung von Manufakturen auch im ländlichen Bereich die wirtschaftliche Grundstruktur beträchtlichen Wandlungen unterworfen, während Protoindustrialisierung in Kurhannover lediglich in einigen Städten erkennbar war; nur in Städten wie Göttingen erfreute sich eine aufstrebende Woll- und Ledermanufaktur tatkräftiger landesherrlicher Förderung. Kurhannovers Wirtschaft war durch Landwirtschaft bestimmt. Die wichtigsten Unterschiede zwischen beiden Ländern lagen jedoch fraglos im politischen Bereich und in ihren unterschiedlichen wirtschaftlichen Außenbindungen. Die Kurhannoversche Verfassung war monarchisch-absolutistisch, jene Englands durch die zur Kooperation verpflichteten drei Gewalten bestimmt, die vom König, vom Oberhaus und vom Unterhaus repräsentiert wurden. In England gab es eine lebhaftere öffentliche Teilhabe und Diskussion über die politischen Fragen, die die Nation bewegten und die durch Pressezensur nicht eingeeengt wurde, in Kurhannover existierte kaum eine Wochenzeitung, keine übergreifende Diskussion, dafür aber durchaus Pressezensur. Endlich war Englands politische und wirtschaftliche Elite durch vielfältige Bande mit dem europäischen Kontinent, aber auch mit den englischen Besitzungen in Amerika, im Westindischen Raum, in Asien und in Afrika verknüpft. England war neben Frank-

---

7 Das Reglement ist abgedruckt in Drögereit, Richard: Quellen zur Geschichte Kurhannovers im Zeitalter der Personalunion mit England 1714–1803 (Quellenhefte zur Niedersächsischen Geschichte, 2), Hildesheim 1949, S. 5–15.

8 Nach der Liste bei Richter-Uhlig, Uta: Hof und Politik unter den Bedingungen der Personalunion zwischen Hannover und England. Die Aufenthalte Georgs II. in Hannover zwischen 1729 und 1741 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, 107), Hannover 1992, S. 171–172.

reich, Spanien und den Niederlanden die vierte große Kolonialmacht – eine Tatsache, von deren Fremdheit, Problemen und Konsequenzen sich kein Kurfürst eine Vorstellung machen konnte. Kurfürsten waren an Vernetzungen im Reich und zwischen europäischen Ländern gewöhnt, nicht aber an Bindungen und Verbindungen, Untertanen und Güter, die über die gesamte bekannte Welt verstreut waren. Kurz: Im Unterschied zur niederländisch-englischen unter Wilhelm III. brachte nun die kurhannoversch-englische Personalunion zwei Länder zusammen, die in ihren Interessen und in ihren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Strukturen nicht unterschiedlicher hätten sein können.

Die Personalunion entstand in einer Situation, in der sich die Mächtepolitik in Europa im Umbruch befand. Bis zum Tod von Kaiser Joseph I. schien alles geordnet: Habsburg, die Niederlande, England und eben auch Kurhannover waren einträchtig verbündet gegen das allmächtige Frankreich, das durch die nur mühsam verkappte Vereinigung mit Spanien angeblich die Vorherrschaft in Europa erstrebte. Kurhannover war in diesem illustren Kreis vor allem auch durch die Verleihung der Kurwürde an den Kaiser gebunden. Mit dem Tod des Kaisers im April 1711 wurden die Machtverhältnisse auf den Kopf gestellt: Der Kandidat der Großen Allianz für den spanischen Thron, Erzherzog Karl, wurde nun neuer Kaiser. Da Karl an der Kandidatur für den spanischen Thron festhielt, zeichnete sich die Wiederbelebung des Reiches Karls V. und damit eine neue Hegemonialmacht in Europa ab: Habsburg. Um dies zu verhindern, vollzog Königin Anna eine außenpolitische Kehrtwende. Die von ihr in die Regierungsverantwortung berufenen Tories suchten nun den Ausgleich mit Frankreich; Habsburg und seine Verbündete, darunter Kurhannover, interpretierten dies als Verrat. Die Gegensätze in der Allianz waren unüberbrückbar.

Mit der Personalunion stießen unterschiedliche Vorstellungen über die Grundstruktur der europäischen Mächtepolitik aufeinander, die erst mit dem Ausbruch des ersten polnischen Erbfolgekrieges wieder verbunden wurden: Zwar übertrug noch 1714 Georg I. die Verantwortung für die Außenpolitik den Whigs, deren politische Vorstellungen den seinen entsprachen. Aber die Annäherung an Frankreich konnte auch er nicht mehr rückgängig machen – ob er es wirklich wollte, ist unklar. Vielmehr waren sich Georg und sein alsbald wichtigster Minister Sir Robert Walpole mit Frankreich darin einig, den Nordischen Krieg zu beenden und die 1713 in Utrecht geschaffene, als Mächtegleichgewicht begriffene Friedensordnung notfalls mit Waffengewalt auch gegenüber Spanien und Habsburg durchzusetzen. England erfüllte damit die vom Geheimen Rat in seinem Gutachten vom Juni 1714 formulierte Erwartung, „die Balance in gantz Europa geben und sich respectiren machen“ – wobei die Räte hier Kurhannover als Akteur mitgemeint hatten. Dass dem friedlichen Zusammenwirken Frankreichs und Englands in Europa in der außereuropäischen Welt ein konfliktreiches Gegeneinander gegenüberstand, blieb den Geheimen Räten in Hannover je-



doch verborgen.<sup>9</sup> Und noch eine Folge ist wichtig: Bis 1714 hatte sich Kurhannover an die bei der Verleihung der Kurwürde eingegangene Verpflichtung gehalten, die Politik des habsburgischen Kaisers zu unterstützen. Im Fahrwasser Englands blieb Kurhannover keine andere Wahl, als sich zwischen 1714 und 1733 dem Willen der geeint agierenden englischen und französischen Außenpolitik zu fügen.

Schon im Vorfeld des englisch-spanischen Krieges, der 1739 ausbrach, sollte sich dies ändern. Mit diesen machtpolitischen Verschiebungen rückte nun die Personalunion in England endgültig ins Zentrum der politischen Auseinandersetzung. Dazu trugen zwei Ereignisse bei: Einmal fanden die ehemaligen Verbündeten der Großen Allianz, Habsburg und England, ebenso wie deren Gegner, Frankreich und Spanien, wieder zusammen. In beiden Lagern hatte sich jedoch viel geändert: Im Lager der Alliierten war Habsburg nicht mehr die gegen das osmanische Reich kriegserprobte Macht, die sich auf Prinz Eugen als den herausragenden General verlassen konnte, und die Niederlande hatten viel von ihrem militärischen Glanz der Zeit von Wilhelm von Oranien verloren. Umgekehrt schien es englischen Beobachtern, als hätten sich Frankreich durch systematische Aufrüstung und wirtschaftliche Erholung und das mit ihm im ersten bourbonischen Familienvertrag verbündete Spanien dank geschickter Reformen wieder zu den eigentlichen Gefahrenherden für das europäische Mächtegleichgewicht gemausert. Ebenso bedrohlich aber war, dass sich zwischen den beiden Blöcken zwei Mächte etabliert hatten, deren Verhalten niemand einzuschätzen wagte: Russland und Preußen. Nur eines war klar: Das Verhältnis zwischen Georg II., der seinem Vater 1727 auf den Thron gefolgt war, und Preußen war gespannt, nicht zuletzt wegen der anhaltenden Rivalität beider Staaten um die Vormachtstellung im norddeutschen Raum.<sup>10</sup> Georg II. konnte, wenn er 1738/39 die Kriegswolken am Himmel betrachtete, nur mit Sorgen auf seine Erblände blicken. Dies wiederum rief den Engländern nicht nur die Bestimmung der *Act of Settlement* in Erinnerung, wonach in einer Personalunion mit englischen Mitteln kein Krieg für ein nicht-englisches Land geführt werden dürfe, sondern verschärfte auch die Angst, dass Georg II. nun zum Schutz seiner Erblände eine Politik verfolgen werde, die den imperialen und atlantischen Interessen Englands schaden werde.

In der zweiten großen Phase kriegerischer Auseinandersetzungen – diese bezog noch mehr als die erste Gebiete in Asien, Afrika und vor allem Nordamerika in den Konflikt mit ein – zwischen 1739 und 1763 kam Kurhannover als einer Art Faust-

---

9 Wellenreuther, Hermann: Die Bedeutung des Siebenjährigen Krieges für die englisch-hannoveranischen Beziehungen, in: England und Hannover/England and Hanover, hrsg. von Adolf M. Birke/Kurt Kluxen, München 1986, S. 145–175.

10 Zum ambivalenten Verhältnis zwischen Preußen und Hannover s. Press, Volker: Kurhannover im System des alten Reiches 1692–1803, in: Birke/Kluxen (Anm. 9), S. 53–79, hier S. 62–66 et passim.

pfand Frankreichs und Preußens oder, um es aus englischer und kurhannoverscher Sicht zu formulieren, als der Achillesverse der englischen Politik eine wichtige Rolle in der europäischen Mächtepolitik, in der englischen Innenpolitik und in der Ereignisgeschichte des norddeutschen Raumes zu. Um seine Erblande besorgt, suchte Georg II. Kurhannover in den 1740er-Jahren durch Neutralitätsabkommen aus dem Krieg herauszuhalten. Dies gelang. In Kurhannover schuf dies den Mythos, dass England Georgs Erblande immer schützen werde; in England dagegen rückte die Politik Kurhannovers als Symbol für die negativen Folgeerscheinungen der Personalunion ins Zentrum einer heftigen publizistischen Grundsatzdebatte um die außenpolitischen Interessen der Kolonialmacht Großbritannien, einer Debatte, die in Göttingen zwar durch den Kauf der entsprechenden Pamphlete dokumentiert, aber durch deren Nichtbeachtung in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* zugleich verdrängt wurde.<sup>11</sup> Dies bedeutete auch, dass zwischen 1739 und 1754 keine Vorkehrungen dafür getroffen wurden, dass Kurhannover doch noch in den militärischen Konflikt hineingezogen werden könnte. Schlimmer noch: Im Wettstreit um die Vormachtstellung im norddeutschen Raum mit Preußen blieb Hannover zweiter Sieger: Preußen sicherte sich Ostfriesland und Schlesien.

Die mangelnde Vorbereitung auf einen Konflikt sollte sich nach 1754 rächen; groß war der Schock in Hannover, als im Juli 1755 die Mitteilung von Thomas Pelham, Duke of Newcastle, eintraf, dass im anstehenden Krieg Kurhannover mit keinem militärischen Schutz durch englische Truppen rechnen könne.<sup>12</sup> Georg II. hoffte zwar, durch ein Bündnis mit Preußen, welches in der Konvention von Westminster Anfang Januar 1756 vereinbart wurde, Kurhannover noch aus dem Konflikt heraushalten zu können – vergeblich. Die Konvention trieb Frankreich in Habsburgs Arme, ohne dass Preußen in der Lage gewesen wäre, angesichts der massiven Bedrohung durch Russland und Habsburg Kurhannover effektiven Schutz zu bieten. Georgs Erblande blieben über einen beträchtlichen Teil des Siebenjährigen Krieges von französischen Truppen besetzt, seine Wirtschaftskraft wurde durch die hohen französischen Kontributionsforderungen schwer geschädigt.

Die Anstrengungen um die militärische und diplomatische Abschirmung Kurhannovers blieben natürlich in London nicht verborgen. In einer Pseudokritik von John Shebbeares *Third Letter to the People* nur wenige Monate nach Abschluss der

11 Vgl. dazu Wellenreuther, Hermann: Göttingen und England im 18. Jahrhundert, in: 250 Jahre Vorlesungen an der Georgia Augusta 1734–1984 mit Vorträgen von Norbert Kamp, Hermann Wellenreuther und Friedrich Hund (Göttinger Universitätsreden, 75), Göttingen 1985, S. 30–63, hier S. 43, Anm. 33. – Meine Bemerkung bezieht sich auf die in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen vorhandenen, unter den Signaturen 8° H. Brit. un. VII, Nr. 13–14 und 8° H. Brit. un. VII, 2177–2185, 2196–2206 zusammengebundenen Pamphlete.

12 Wellenreuther (Anm. 2), S. 164–165.

Westminsterkonvention erreichte die Agitation gegen Kurhannover einen ersten Höhepunkt: Der Autor stellte seinem Pamphlet, welches am 3. März 1756 erschien, folgendes Motto voran: "Such Confusion and Dread dwell on the dastard Faces of All, who sold to H[anoveria]n Interests, stand branded in the Forehead with the White Horse, the Ignominious Mark of Slavery."<sup>13</sup> Einen einsamen Höhepunkt der Agitation gegen die Personalunion wurde mit John Shebbeares Veröffentlichung seines *Sixth Letter to the People* am Weihnachtstag 1757 erreicht. Das Motto dieses Pamphlets für bibelfeste Leser lautete: "Revelation VI, 8". Für Nachgeborene erklärte Horace Walpole in seinen Memoiren die Bedeutung: "The Motto was with some humour taken from the Revelations; 'And I looked and beheld a pale horse and his name that sat on him was death, and Hell followed'". Die Anspielung bezog sich auf das Niedersachsenross.<sup>14</sup> Mit dem Krieg und der französischen Besetzung der Erblande verlor Kurhannover seine Buhmannfunktion in der englischen politischen Öffentlichkeit. Für die Zeit zwischen 1762 und der Französischen Revolution lassen sich in der englischen Publizistik kaum noch negative Äußerungen über Kurhannover nachweisen.

Zeitgleich setzte in Kurhannover ein Umdenken gegenüber der Personalunion ein. Außenpolitisch funktionierte diese nicht mehr als Schutzschild, hinter dem sich das idyllische Kurhannover als friedliche Insel im kriegsumtobten Europa harmonisch weiterentwickeln konnte. Angesichts französischer Truppen in seinen Erblanden forderte Georg II. von seinen Geheimen Räten Gutachten zur Frage „ob die Englische Crone von deren Chur-Landen *salvo jure* getrennet werde – auch solches derer letzteren nützlich sein könne“. Hinsichtlich der Frage der Fortführung der Personalunion votierten drei der sechs Geheimen Räte, unter ihnen Gerlach Adolph von Münchhausen, für eine Auflösung. Sein Argument war an folgende, freilich sehr realistische Prämisse gebunden: Sollte „in Engelland die Meynung *praevaliere*[n], daß man sich um das *Continent* nicht zu bekümmern und an der *Conservation* Sr. Königl. Maj. teutschen Lande wenig gelegen sey“, dann sollte die Personalunion aufgelöst werden. Denn

---

13 An Answer to a Pamphlet call'd A Third Letter to the People of England. Motto: "Such Confusion and Dread dwell on the dastard Faces of All, who sold to H——n Interests, stand branded in the Forehead with the White Horse, the Ignominious Mark of Slavery." See Letter the Third, Page 59, London: Printed for M. Cooper, at the Globe in Pater-Noster-Row, MDCCLVI, Titelblatt.

14 Das Motto wurde als Majestätsbeleidigung gedeutet. Die King's Bench verurteilte Shebbeare zum Stehen am Pranger, zu einer dreijährigen Gefängnisstrafe und über einen Zeitraum von sieben Jahren zur Beibringung einer Bürgschaft über £ 1.000, alles nach Walpole, Horace: *Memoirs of King George II*, Bd. 3, New Haven, CT 1985, S. 39–40; [Shebbeare, John:] *A Sixth Letter to the People of England, on the Progress of National Ruin; in Which It is shewn, that the present Grandeur of France, and the Calamities of this Nation, are owing to the Influence of Hanover on the Councils of England*. Motto: Revelation VI, 8, London 1757.

„da die Cronen Engelland und Frankreich natürliche Feinde seyen; so müßten öfter Kriege zwischen denenselben erwartet werden; solchen falls kann jenes dem König von Engelland nicht leichter ankommen, als wann es [i.e. Frankreich] seine Teutsche Lande attackiret; Will ein König von Engelland selbige mit äußersten Englischen Kräften vertheidigen; so machet er sich der Nation verhaßt, und setzet seine Crone in Gefahr; geschieht dieses aber nicht, so sind die Teutschen Lande wenigstens während der Kriege verlohren, und werden durch die Kriegspressuren in das äußerste Elend gesetzt“.<sup>15</sup>

Die schlimmen Erfahrungen während des Siebenjährigen Krieges beschleunigten den Prozess der Entfremdung zwischen Kurhannover und England. Schon in den 1740er- und 1750er-Jahren war zumindest im Göttinger Raum das Bild Georgs II. als Landesherrn durch das seines ersten Geheimen Rates Gerlach Adolph von Münchhausen, der die Universitätsgründung vorangetrieben hatte, überlagert worden.<sup>16</sup> Negative Äußerungen über die Personalunion oder den Landesvater lassen sich vor 1760 jedoch nicht nachweisen. Dies sollte sich ändern. Samuel Christian Hollmann, seit 1734 Professor für Philosophie an der Georgia Augusta, resümierte die Hannoverische Erfahrung in seinen zwischen 1765 und 1770 anonym veröffentlichten Gesprächen mit dem Titel *Lob des Krieges*: „Des Königs Teutsche Unterthanen haben daher zum Theil, nebst ihren Alliierten, den armen Hessen, fast mit Haut und Haar für die Engelländer bezahlen müssen.“<sup>17</sup>

Es besteht kein Zweifel: Für die Personalunion und wie sie von den Menschen in England und in Kurhannover erlebt wurde, bedeutete der Siebenjährige Krieg einen tiefen Einschnitt. Bis dahin gingen Kurhannovers Politiker von einer machtpolitischen Interessenidentität aus, die wesentlich durch die auf die Bewahrung des europäischen Mächtegleichgewichts angelegte Grundlinie der englischen Außenpolitik bestimmt gewesen war und die den Schutz Kurhannovers mitgemeint habe. In England dagegen wurde die Verbindung zu Kurhannover als Bindung, Bürde und Einengung des Spielraums englischer machtpolitischer Interessen aufgefasst. Letztlich brachte aus englischer Sicht der Siebenjährige Krieg die Befreiung von dieser Bürde und Einengung. Nun konnte England wieder ungehemmt seine globalen Interessen im Atlantik und im Pazifik verfolgen, ohne dabei bedenken zu müssen, wie viele Ressourcen zum Schutz von Kurhannover in Europa reserviert werden mussten.

15 Zitiert nach Wellenreuther, Hermann: Bedeutung des Siebenjährigen Krieges für die englisch-hannoveranischen Beziehungen, S. 170. – Schon 1716 hatte Georg I. die Frage, ob eine Fortsetzung der Personalunion wünschenswert sei, aufgeworfen. Vgl. dazu Dräger, Richard: Das Testament König Georgs I. und die Frage der Personalunion zwischen England und Hannover, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 14 (1937), S. 94–199.

16 Wellenreuther (Anm. 11), S. 38–41.

17 [Hollmann, Samuel Christian:] Lob des Krieges. In einigen Gesprächen entwickelt, Franckfurt, Leipzig 1765; und Zweyther und letzter Teil, ibid., 1770. Zitat hier Bd. 1, S. 412–413.

Mit dem Ende des Krieges, dem 1760 der Tod Georgs II. und der Thronantritt seines Enkels als Georg III. vorausging, änderte sich das Verhältnis zwischen England und Kurhannover grundlegend. Georg III. war in England aufgewachsen, dachte wie ein Engländer und identifizierte sich mit Englands politischen Machtinteressen. Zugleich nahm er im Unterschied zu seinem Großvater sehr viel aktiver an allen Aspekten der englischen Politik teil. Für ihn war Kurhannover nicht unwichtig; schließlich handelte es sich um seine persönlichen Erblände. Aber sie waren doch weit entfernt. Er selbst ist nie in Kurhannover gewesen. In seiner Korrespondenz spielte Kurhannover als Faktor der englischen Politik kaum eine Rolle. Als gewissenhafter und außerordentlich fleißiger Herrscher verlor er jedoch auch die kurhannoverschen Ereignisse nie aus den Augen. Die Zeit zwischen 1760 und 1803 war für Kurhannover die des Regiments des Geheimen Rates. Aber: Wie ein typischer englischer Aristokrat kümmerte sich Georg III. insbesondere um die Besserung der kurhannoverschen Landwirtschaft. Konkret bedeutete dies, dass er sich etwa um die Einführung neuer Kleesorten, um die Kultivierung der Lüneburger Heide, um die Verbesserung der landwirtschaftlichen Technologie kümmerte.<sup>18</sup> Der König sorgte sich auch um die Georgia Augusta, um deren Wohlergehen er sich durch wichtige Schenkungen verdient machte. Dass er alle seine Söhne zum Universitätsstudium nicht nach Oxford oder Cambridge, sondern nach Göttingen schickte, wo sie bei der Gelegenheit natürlich auch Deutsch lernten, hatte durchaus Signalwirkung. Wie es bei seinen Vorgängern der Fall gewesen war, hinterließ jedoch auch sein Interesse an Kurhannover keine tiefere Spuren in seinem Erbland.<sup>19</sup>

Nach 1763 gingen Kurhannover und England außenpolitisch getrennte Wege. Ernst Brandes, zu jener Zeit kenntnisreicher und weit gereister Geheimer Kanzleisekretär in Hannover, beantwortete die Frage Edmund Burkes nach den machtpolitischen Konsequenzen der Personalunion folgendermaßen: "England and Hannover have as independent States their different interests, which down from the reign of King George II<sup>d</sup> to the present hour [i.e. 1796] have been constantly pursued, tho' these independent States have been govern'd by the same Sovereigns." Und er fügte

---

18 Vgl. Achilles, Walter: Georg III. als Königlicher Landwirt – Eine Bestätigung als Beitrag zur Personalunion, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 73 (2001), S. 351–408. Zum Interesse und Engagement englischer Aristokraten an der Landwirtschaft siehe Wellenreuther, Hermann: Repräsentation und Großgrundbesitz in England 1730–1770, Stuttgart 1979. Wie viele andere Aristokraten nahm auch John, 4. Duke von Bedford, regen Anteil an der Verwaltung seines großen Landbesitzes; persönlich bewirtschaftete er eine Modellfarm in der Nähe seines Sitzes Woburn Abbey. Seine Aufzeichnungen über die Modellfarm sind erhalten.

19 Ich habe diese These eingehender begründet in: Wellenreuther, Hermann: Von der Interessenharmonie zur Dissoziation. Kurhannover und England in der Zeit der Personalunion, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 67 (1995), S. 23–42.

an: Während die englische Außenpolitik im gesamten 18. Jahrhundert durch die Feindschaft mit Frankreich bestimmt gewesen sei, sei diejenige Kurhannovers durch Neutralität in kontinentaleuropäischen Konflikten geprägt.<sup>20</sup>

Brandes Charakteristik der kurhannoverschen Außenpolitik bedarf nur weniger Präzisierungen: Mit „Neutralität“ meinte Brandes im Wesentlichen eine Politik, die sich der preußischen Vormachtstellung in Norddeutschland beugte, schon deshalb auch das enge Bündnis mit Habsburg nicht suchen konnte und sich politisch auf die zufriedenstellende Behauptung kurhannoverscher Interessen gegenüber den unmittelbaren Nachbarn begnügte. Zugleich mauserten sich die kurhannoverschen Räte, die unter Georg III. deutlich mehr Handlungsfreiheit erhielten, zu Bewahrern reichspolitischer Freiheiten und Privilegien sowohl gegenüber Preußen wie gegenüber dem Kaiser. Die Göttinger Juristen, allen voran Johann Stephan Pütter, lieferten ihnen dazu schöne Argumente.<sup>21</sup> Diese politische Grundlinie war den Prinzipien der Bewahrung und der Abwehr ungebührlicher Gelüste Preußens und Habsburgs verschrieben. In den aufbrechenden revolutionären Gärungen innerhalb des Britischen Reiches ebenso wie in Frankreich verfochten die Geheimen Räte dementsprechend auch bis zum Zusammenbruch ihres Regiments 1803 konsequent die Prinzipien des alten Rechts, der alten Regime und der alten Gesellschaftsordnungen. Auch dies war 1803 bedeutungslos – ebenso wie angesichts der französischen, dann preußischen, endlich ab 1807 wieder französischen Besatzung die Personalunion mit England.

An der weitgehenden Bedeutungslosigkeit der Personalunion sollte die Restauration der welfischen Lande auf dem Wiener Kongress 1814/15 als Königreich nichts ändern; allerdings hatte sich nun das Gewicht des neuen Königreichs dank der beträchtlichen territorialen Zugewinne in Norddeutschland – es handelte sich um Ostfriesland, das Bistum Hildesheim und die Grafschaft Lingen mit der Stadt Meppen – auch gegenüber Preußen deutlich erhöht, was sich dank der geschickten Politik des hannoverschen Ministers und Repräsentanten auf dem Wiener Kongress Graf Ernst Friedrich von Münster-Ledenburg in neuer hannoverscher außenpolitischer Betriebsamkeit und dem Engagement insbesondere für die Bildung des Deutschen Bundes in möglichster Nähe zu den Verfassungsstrukturen des Alten Reiches niederschlug. In dieser Frage kooperierten Hannovers und Englands Politiker – der englische Außenminister Viscount Castlereagh und Graf Münster verstanden sich gut. Im übrigen hätte sich Hannover ohne Englands Hilfe nie die territorialen Gewinne gegen preußi-

---

20 Skalweit, Stephan (Hrsg.): Edmund Burke, Ernst Brandes und Hannover, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, 28 (1956), S. 15–72, hier S. 40.

21 Press (Anm. 10), S. 69–72. – Zu Pütter s. Link, Christoph: Johann Stephan Pütter (1725–1807), Staatsrecht am Ende des alten Reiches, in: Loos, Fritz: Rechtswissenschaft in Göttingen. Göttinger Juristen aus 250 Jahren (Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, 6), Göttingen 1987, S. 75–99.

schen Widerstand sichern können.<sup>22</sup> England wiederum setzte sich keinesfalls aus alter Liebe zu Hannover für die Gewinnung Ostfrieslands aus preußischer Hand ein, sondern deshalb, weil man den Hafen Emden nicht in preußischen Händen sehen wollte.

Nach 1815 kehrten sowohl England als auch Hannover zu ihren getrennten politischen Grundlinien zurück. England konzentrierte sich auf die Stabilisierung der Wiener Friedensordnung in Europa in der nicht unberechtigten Hoffnung, damit freie Hand für den Ausbau seiner imperialen Interessen in Asien, Afrika und Nordamerika zu bekommen, und Hannovers Politiker mühten sich weiter in restaurativer Absicht um die Absicherung des Deutschen Bundes, verschlossen sich aber zugleich bis Anfang der 1830er-Jahre allen konstitutionellen Neuerungen.

Die überraschende Wende kam 1832/33 – überraschend für den Geheimen Rat wie für die Öffentlichkeit in England und Hannover: Nach den Gärungen in den hannoverschen Landen im Zusammenhang mit der Juli-Revolution in Frankreich erließ nach verhältnismäßig kurzen Beratungen einer Kommission, die der englische König Wilhelm IV. in London eingesetzt hatte, und der hannoverschen Stände der König als Proklamation ein Staatsgrundgesetz, welches die Rechte der Stände und ihr Verhältnis zum Monarchen neu ordnete – insbesondere die Zusammenlegung der königlichen Domänekasse mit der staatlichen Steuerkasse.<sup>23</sup> Dies sicherte den Ständen den Zugriff auf das gesamte Budget. Sieht man vom konstitutionellen Fortschritt ab, den das Staatsgrundgesetz ohne Zweifel bedeutete, dann blieb vor allem eine Problematik: Da Wilhelm IV. keine legitimen Nachkommen hatte, war schon zu dieser Zeit klar, dass die Personalunion mit dem Ableben des Königs enden würde. Im Königreich Hannover würden Wilhelms jüngerer Bruder Ernst August, fünfter Sohn von Georg III., und in England Viktoria, die Enkelin von Georg III., die Herrschaft antreten. Wiewohl 1832/33 Ernst August als künftiger König von Hannover feststand, wurde er trotzdem nicht an den Beratungen über das Staatsgrundgesetz oder gar an der Entscheidung, Domänekasse und Steuerkasse zusammenzulegen, beteiligt. Proteste von Ernst

---

22 Ich folge hier Erbe, Michael: Revolutionäre Erschütterung und Erneueres Gleichgewicht. Internationale Beziehungen 1785 – 1830 (= Handbuch der Geschichte der Internationalen Beziehungen, Bd. 5), Paderborn 2004, S. 150–153; Gruner, Wolf D.: England, Hannover und der Deutsche Bund 1814–1837, in: Birke/Kluxen (Anm. 9), S. 81–126.

23 Dass das Staatsgrundgesetz als Proklamation erlassen wurde, war zumindest im englischen Kontext keinesfalls selbstverständlich, denn dort bedurften gerade Gesetze mit grundgesetzlichem Charakter seit 1688 der Zustimmung der beiden Parlamentshäuser. Das Staatsgrundgesetz als Proklamation zu erlassen, entsprach konservativ-monarchischer Herrschaftsauffassung, wie sie von den Fürsten im Deutschen Bund vertreten wurde. Die Form des Erlasses des Staatsgrundgesetzes implizierte auch, dass dies nicht das Ergebnis eines Vertrages mit den Ständen war und deshalb ebenso einseitig, wie es verkündet worden war, wieder aufgehoben werden konnte.

August wurden überhört. Als 1837 der erwartete Fall mit dem Tod Wilhelms IV. (20. Juni 1837) eintrat, ergriff der neue König von Hannover die erste Gelegenheit und setzte per königlicher Proklamation das Staatsgrundgesetz von 1833 außer Kraft.

Die Personalunion endete mit einem Eklat: Der Protest der Göttinger Sieben und ihre nachfolgende Amtsenthebung und teilweise erfolgende Landesverweisung hüllten den Beginn hannoverscher Selbständigkeit in eine Wolke der Empörung über den angeblichen Verfassungsbruch des neuen Königs, die bis heute in der Forschung nachklingt.<sup>24</sup> Obrigkeitliche Repression und Bespitzelung, die in anderen Teilen des Deutschen Bundes seit den 1820er-Jahren zur Normalität gehörten, zogen 1837 auch in Göttingen und im Königreich ein. Der Mythos vom König als Verfassungsbrecher und den Göttinger Sieben als Vorreitern liberalen Verfassungsdenkens entstand. Erstmals in der Göttinger Gedenkausstellung zu den Göttinger Sieben im Jahre 1987<sup>25</sup> wurde nachdrücklich dazu die These formuliert, dass der Hannoversche Verfassungskonflikt *nicht* durch einen einseitigen Verfassungsbruch des Königs ausgelöst wurde, sondern vielmehr das Ergebnis einer verfassungsrechtlichen Übergangszeit war, in der konservativ-monarchische und liberal-konstitutionelle Vorstellungen um Vorherrschaft rangen. Endgültig gelöst wurde dieser Konflikt erst am 31. Juli 1919 mit der Billigung der Weimarer Verfassung durch die Weimarer Nationalversammlung.

Die Personalunion hinterließ wenig Spuren in der hannoverschen und in der englischen Geschichte. Sicherlich, englisches Gedankengut, neue Einsichten in bessere landwirtschaftliche Methoden, englische Erfindungen im Industrie- und Manufakturwesen, englische Neuerungen wie etwa in der Landschaftsgärtnerei wurden in Hannover aufmerksam registriert und gelegentlich auch angewendet. Aber von der Aufbruchstimmung, die England trotz aller Rückschläge nach dem Siebenjährigen Krieg erfasste, war in Hannover wenig zu spüren. Das Wissen um England hatte sich wenig vermehrt; englisches politisches Gedankengut wurde nur dann rezipiert, wenn es den konservativen Vorstellungen der Räte entsprach. Unvorstellbar wäre die Verabschiedung einer Reformakte gewesen, wie sie nach langer und heftiger Agitation dann 1832 ausgerechnet in der Herrschaftszeit von Wilhelm IV. durch das englische Parlament verabschiedet wurde. Ihr Vergleich mit dem Staatsgrundgesetz von 1833 oder jenem von 1840 illustriert die Kluft, die am Ende der Personalunion zwischen den beiden Königreichen bestand.

---

24 Ausführlicher habe ich die Ereignisse um die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes in meinem Beitrag zur Geschichte der Stadt Göttingen in diesem Band dargestellt. Dort habe ich auch weiterführende Literatur zitiert. Kritisch, aber nicht immer wohl informiert, setzt sich mit dem Mythos, den schon die Zeitgenossen schufen und der von Historikern tradiert wurde, auseinander: von See, Klaus: Die Göttinger Sieben. Kritik einer Legende, Heidelberg 1997.

25 [Wellenreuther, Hermann:] Die Göttinger Sieben. Eine Ausstellung der Georg-August-Universität Göttingen, Göttingen 1987.



## Exponate B

**B 1** Urkunde über die Verleihung der Kurwürde durch Kaiser Leopold an Herzog Ernst August vom 19. Dezember 1692.

Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover: Celle Or. 5 Nr. 113

Allein der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches konnte Standeserhöhungen vornehmen. Ernst August (1629–1698), der als jüngster Sohn des Herzogs Georg von Calenberg keine Aussicht auf die herausgehobene Position des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg hatte, verstand es mit Glück und Geschick, sich und sein Haus in die vorderste Reihe der Mächtigen des Reiches zu lenken. Mit der in dem Kurtraktat verliehenen Kurwürde an Ernst August – die Kurfürsten waren die ersten Fürsten des Reiches, und sie allein hatten das Recht der Kaiserwahl – für seine Unterstützung des Kaisers gegen die Türken wurde Hannover zur wichtigsten Macht in Norddeutschland, stand allerdings immer in Konkurrenz zu Preußen, das nach dem Siebenjährigen Krieg diesen Kampf für sich entschied und in den Kreis der europäischen Großmächte aufstieg.

**B 2** Johann Ulrich Kraus (1655-1719):

Ernst August, Kurfürst von Hannover.

Kupferstich, 40 x 31,5 cm

In: Monumentum Gloriam Ernesti Augusti [...] justis funebribus. Hannover 1698.

SUB Göttingen: 2° H. Hann. I, 3998

Der in Augsburg wirkende Zeichner und Kupferstecher Johann Ulrich Kraus erinnerte anlässlich des Todes Ernst Augusts mit seinen Kupferstichen an die wichtigsten Ereignisse in dessen Leben, den er hier auf einer Quadriga als Beherrscher der Ströme Donau, Elbe, Rhein und Alpheus [Fluss bei Olympia] darstellt.

**B 3** Kurfürstin Sophie.

Kupferstich, 54,8 x 39,8 cm (gerahmt)

Historisches Museum Hannover: VM 035925

Die Kurfürstin Sophie (1630–1714) war die Tochter des glücklosen Winterkönigs, Friedrich V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart und damit eine Enkelin des englischen Königs Jakobs I. und eine Nichte Karls II. Nach der Flucht aus Prag lebte das böhmisch-königliche, pfälzisch-kurfürstliche Paar im niederländischen Exil, wo Sophie aufwuchs. Die politische Glücklosigkeit ihres Vaters, der früh verstarb, behinderte die eigentlich günstigen Heiratschancen der pfälzischen Prinzessin. Schließlich ging sie eine Verlobung mit Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg ein, der in Celle residierte. Als dieser kurze Zeit darauf die Verlobung wieder löste, übereignete er seine Braut seinem jüngeren Bruder Ernst August und versprach, selbst niemals

eine Ehe einzugehen. Damit war deutlich, dass das Celler Territorium eines Tages an Ernst August übergehen würde. Georg Wilhelm heiratete schließlich doch, entgegen aller Absprachen und sehr zum Ärger seiner sehr standesbewussten Schwägerin und ehemaligen Braut Sophie, die nicht standesgemäße Hugenottin Eléonore d'Olbreuse. Um das Celler Erbe doch noch zu sichern, bestimmte Ernst August, dass sein Sohn Georg Ludwig seine Kusine, die Tochter aus dieser „Mesalliance“, heiraten solle. Die Kurfürstin Sophie wurde 1701 offiziell zur englischen Thronfolgerin, zur Prinzessin von Wales, ernannt. Sie starb nur wenige Monate vor Queen Anne im Sommer 1714. Ihr Sohn, der hannoversche Kurfürst Georg Ludwig, trat im selben Jahr als Georg I. das englisch/britische Erbe an.

**B 4** Thronfolgeurkunde [Act of Settlement]. [Schmuckausgabe]. [Faksimile].

Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover: Cal Or. 63,1 und 2

Der bis heute gültige „Act of Settlement“ legte im Jahr 1701 die Thronfolge der Hannoveraner gesetzlich fest und schloss 54 – katholische – Stuarts von der Erbfolge aus. Ihm zufolge durfte der neue Monarch seine eigenen Territorien nur mit Einwilligung des Parlamentes besuchen; außerdem mussten seine Berater englische Staatsbürger sein. Schließlich durften englische Truppen nicht für die Belange des durch Personalunion verbundenen Staates eingesetzt werden. An diese Bestimmungen hielten sich weder Georg I. noch Georg II. buchstabengetreu.

**B 5** [Ankunft des hannoverschen Kurfürsten Georg Ludwig in England im Jahre 1714].

Kupferstich, 54,8 x 39,8 cm (gerahmt) von 1723 [Reproduktion].

Historisches Museum Hannover: VM Repro

Georg Ludwig betrat am 18. September 1714 in Greenwich erstmalig britischen Boden. Kurz darauf wurde er zum britischen König ernannt und herrschte als Georg I. bis zum Jahre 1727.

**B 6** Karte vom Churfürstenthum Hannover und Angrenzenden Landen: nach dem Definitiven Reichs-Deputations-Schluss vom 20. Nov. 1802 [...]. Hannover 1804.

SUB Göttingen: MAPP 7912

Die historische Karte zeigt die welfischen Territorien um 1804.

**B 7** Julius Kutschbach (1815–1885):

[Königlich-Hannoversches Wappen].

Porzellanplatte im Messingrahmen, ohne Marke, 9,2 x 12,8 cm (um 1855/60)

Städtisches Museum Göttingen: Inv.-Nr. 1889/752

Der aus Thüringen stammende Göttinger Porzellanmaler und Fotograf Julius Kutschbach malte diese Wappentafel, die insofern ungewöhnlich ist, als üblicherweise eher die Wappen studentischer Verbindungen auf Porzellan oder Glas abgebildet wurden.

Das Mittelschild des Wappens wird von der Reichskrone gekrönt. Ursprünglich war an dieser Stelle der Kurhut abgebildet, der 1814, nach der Erhebung Hannovers zum Königreich, durch die Königskrone ersetzt und auch nach dem Ende des Alten Reiches beibehalten wurde. Eingerahmt wird der Schild von den Wappentieren Englands, der Löwe auf der linken Seite, und dem Wappentier Schottlands, das Einhorn auf der rechten Seite. Auf dem Schild selbst sind die Symbole Englands, Schottlands und Irlands (drei Löwen, ein Löwe und die Harfe) abgebildet. Die Welfen behielten nach dem Ende der Personalunion bis zur Annexion durch Preußen 1866 die britischen Elemente in ihrem Wappen bei. Auch die welfischen Fürstentümer Braunschweig und Lüneburg werden durch Löwen repräsentiert, im Falle Lüneburgs ergänzt durch ein Herz. Königskrone, Kaiserkrone und das Sachsenross ergänzen das Bild.

Das Spruchband auf dem Mittelschild selbst symbolisiert ein Strumpfband und gibt die Devise des Hosenbandordens wieder: „Honi soit qui mal y pense“ („Ein schlechter Mensch, wer Schlechtes dabei denkt“). Der Hosenbandorden ist der höchste und älteste englische Orden. 1348 von Edward III. gegründet, hat er nur 25 Mitglieder, darunter die Königin und den Herzog von Edinburgh. Die Mitglieder des Ordens werden von der Königin selbst ernannt; nach dem Tod des Ordensträgers muss der Orden zurückgegeben werden. Ein Spruchband unterhalb des Wappens trägt das königliche Motto „Dieu et mon Droit“ („Gott und mein Recht“).

### **B 8** Porzellanpfeife mit Porträt Ernst Augusts.

Historisches Museum Hannover: Inv. Nr. VM 026597

Im Jahre 1837 wurde der Sohn Georgs III. Ernst August (1771–1851) König von Hannover, während seine Nichte Viktoria Königin von Großbritannien wurde. Im Inselreich gilt die weibliche Thronfolge, im kontinentalen Königreich wäre die weibliche Thronfolge erst wirksam geworden, wenn es keine männlichen Mitglieder des Welfenhauses mehr gegeben hätte.

## Britische Bilder und Vorstellungen von Deutschland im 18. Jahrhundert

Frauke Geyken

Sucht man in den englischen Reisebeschreibungen des 18. Jahrhunderts nach einer Schilderung der Stadt Göttingen, so sucht man meistens vergebens. Nur Hannover gelang es bisweilen auf ein paar Seiten Erwähnung zu finden, denn es war die Residenzstadt der englischen Könige in ihrer Funktion als *Churfürsten*. Dies weckte bei dem einen oder anderen englischen, richtiger britischen, Reisenden eine moderate Neugier, doch bei weitem nicht bei allen. *Germany* war für die reisenden Briten des 18. Jahrhunderts kaum von Interesse, die Personalunion zwischen Großbritannien und Hannover hatte daran nichts geändert. Erst mit dem Wandel der Wahrnehmung, insbesondere der Naturwahrnehmung, der sich im Übergang von der Aufklärung zur Romantik vollzog, eröffnete sich den Briten ein anderer Blick auf das Herkunftsland ihrer *Georges*: Weg vom eher langweiligen, vor allem aber unbekanntem, unverständlichen Monstrum Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation hin zum Land der Dichter und Denker, dem vielbeachteten Vorbild im 19. Jahrhundert.

Doch bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts war Italien *das* Reiseziel aller europäischen bildungshungrigen Personen von Stand. Nicht mehr nur Adlige, sondern zunehmend auch Bürgerliche, nicht nur Goethe, sondern auch schon sein Vater, besuchten „das Land, wo die Zitronen blühen“.

Zitronen blühten in Deutschland nicht, so viel wusste man, und man wusste nicht viel. Konnte im Reich überhaupt etwas blühen, wo es doch dort, nach Ansicht vieler Briten, so kalt war? War es nicht, wie schon Tacitus schrieb, über und über mit Wald bedeckt? Konnte es also blühende Landschaften überhaupt geben? Gab es Flächen für Ackerbau, der einen florierenden Handel begünstigte, welcher die Freiheit förderte? Denn so war es nach der festen Überzeugung der Reisenden in Großbritannien, wo *British Liberties and British Trade* unabdingbar zusammengehörten.

Die britische Vorstellung von Deutschland war geprägt von einem Kanon festgefügter Stereotypen. Verschiedene Traditionsstränge treffen hier aufeinander. Zum Teil gehen sie zurück auf Tacitus' „*Germania*“, zum Teil auf mittelalterliche Elemente, wie z.B. das Grobianus-Stereotyp, das die Vorstellung vom ungehobelten, unerzogenen Deutschen bediente. Wichtig ist aber auch die zeitgenössisch weit verbreitete Klimatheorie. Der bereits von Aristoteles behauptete Zusammenhang von Klima und Charakter der Nationen wurde im 17. Jahrhundert neu formuliert: Völkern wurden bestimmte „Charaktereigenschaften“ zugesprochen, weil sie in bestimmten Regionen lebten.

Die Engländer glaubten, sie lebten in der gemäßigten Klimazone. Dies brächte eine ausgewogene Mischung von Eigenschaften hervor, die ihren wirtschaftlichen und politischen Erfolg begünstigte, wohingegen die Menschen im Süden, in den heißen Zonen, aufbrausend, vor allem aber sittenlos seien, die Menschen im Norden, in der Kälte, phlegmatisch, allerdings auch maßlos im Essen und Trinken.

Dieser Gedanke fügt sich problemlos in Tacitus' Schilderungen der Germanen ein. Tacitus, der die „deutsche Trunksucht“ gewissermaßen als „Augenzeuge“ bestätigten konnte, prägt – nicht nur das britische – Bild von Deutschland und den Deutschen bis in unsere Tage: Seine Germanen sind groß, blond und blauäugig, zeichnen sich durch großzügige Gastfreundschaft aus, sind treu, beherzt und kampflustig. “The Germans are generally a tall, robust, well made people, of fair complexion, and regular features”<sup>1</sup>, schreibt demgemäß der britische Reisende Thomas Nugent im Jahr 1756.

Doch kann, wer kriegslüstern ist, *warlike*,<sup>2</sup> phlegmatisch sein, wie es die Klimatheorie vorgibt? Ja! Verschiedene, durchaus widersprüchliche Stereotypen konnten nebeneinander bestehen. Ebenso wie verschiedene Zeitebenen übereinander geschoben wurden: Den Zeitgenossen galt alles, was über die Germanen gesagt worden war, gleichermaßen für die Deutschen des 18. Jahrhunderts. Deren Bild wurde indessen auch durch zeitgenössische Beobachtungen ergänzt, die sich in einer Vielzahl von Reiseberichten niederschlugen, welche begeistert gelesen wurden. Reisebücher waren die beliebteste Lektüre des 18. Jahrhunderts; oft genug Lektüre für die sogenannten Lehnstuhlreisenden, die *armchair* oder *fireside travellers*, die sich ausgedehnte Touren auf den Kontinent nicht leisten konnten. Sie lasen möglicherweise ebenso gern die geographischen Handbücher, die den Reisenden zur Vorbereitung dienen konnten und deren Faktenwissen auch nicht immer verlässlich war. So lesen wir im “New Geographical Dictionary” von 1759 unter dem Stichwort *Saxony*: “Cranach the famous Saxon painter, and the late Handel, prince of musicians, were born at Dresden.”<sup>3</sup>

Die britischen Reisenden, auf deren Aussagen wir uns hier stützen können, waren, kaum der Erwähnung wert, begüterte, gut situierte Bürger und Adlige, Männer zumeist, die auch auf Reisen den ihnen vertrauten sozialen Raum nicht verließen. Sie begaben sich an die Höfe des einen oder anderen Duodezfürsten, deren schiere Zahl die Briten

- 
- 1 Nugent, Thomas: *The Grand Tour, Or, A Journey through the Netherlands, Germany, Italy and France*, 4 Bde, 2. Aufl., London 1756.
  - 2 “The Germans in general are warlike, robust, hardy, and brave, well-shaped, tall, and sturdy; and both gentry and commonality are very fond of the army.” [Barrow, John]: *A New Geographical Dictionary. Containing a full and accurate Account of the several Parts of the known World*, London 1759, Stichwort Germany.
  - 3 [Barrow, John] (Anm. 2), Stichwort Saxony.

immer wieder spöttisch notierten.<sup>4</sup> Die *petty princes*, wie man sie nannte, wurden gemeinhin als Miniaturabsolutisten wahrgenommen,<sup>5</sup> die ihr Land aussaugten, um nur ihrem Vergnügen zu leben: “the Germans say the duke of Würtemberg’s passion for music was carried to such excess as to ruin both his country and people, and to oblige his subjects to remonstrate against his prodigality at the diet of the empire.”<sup>6</sup> Auch sonst war wenig Schmeichelhaftes über sie zu sagen; sie zeichneten sich in den Augen der britischen Gäste vor allem durch ein starres Standesbewusstsein aus: “Scaliger gives the Germans the Character of a conceited vain-glorious sort of People, and that they seem to overlook the rest of the World. In Germany, says he, the most inconsiderable petty Prince fancies himself a better Gentleman than the King of France.”<sup>7</sup> Ein deutscher Adliger, so wusste man, war lieber von reinem Geblüt, dafür arm wie eine Kirchenmaus: “The custom of deriving the father’s title to all the children, very much increases their nobility, who for that reason are mostly poor”<sup>8</sup>, weil er sich, anders als seine britischen Standesgenossen, scheute, eine reiche Kaufmannstochter zu heiraten, denn “the nobility of these places still considered merchants as a kind of brute beasts.”<sup>9</sup>

Doch ständischer Hochmut, gepaart mit steifem Benehmen, wurde nicht nur beim Adel ausgemacht: “Instances of the most laughable personal pride, it is true, are plentifully to met with in the Germany universities, in the German cities, in the

---

4 “The Counts, and inferior princes are in great number, and some of them of small estates; which, with the custom of bearing the paternal title by all the sons of the family, makes their order, for the generality, ridiculous enough.” Bancks, John: *A Compendious History of the House of Austria, and the German Empire*, London 1761, S. 28.

5 “’tis impossible not to observe the difference between the free towns [Freie Reichsstädte] and those under the government of absolute princes, as all the little sovereigns of Germany are.” Wortley Montagu, Mary: *Turkish Embassy Letters*, [1716], hrsg. von Malcolm Jack, London 1993, S. 8.

6 Burney, Charles: *The Present State of Music in Germany, The Netherlands, And United Provinces. Or, the Journal of a Tour through those Countries, undertaken to collect Materials for A General History of Music*, 2 Bde, London 1773, Bd. 1, S. 98f. Burney präzisiert wenig später: “The most shining parts of a German court, are usually its military, its music, and its hunt.” Ebd., S. 102.

7 Collier, Jeremy: *A Supplement to the great historical, geographical, genealogical, and Poetical Dictionary being a curious Miscellany of sacred and Prophane History*, London 1705, Stichwort Germany.

8 [Barrow, John] (Anm. 2), Stichwort Germany.

9 „der Adel hierzulande betrachtete Kaufleute immer noch als eine Art von wilden Tieren.“ Anonymus: *A Tour through Germany. Containig full directions for travelling in that interesting Country: with Observations on the State of Agricultura and Policy of the Different States; very particular Descriptions of the Courts of Vienna and Berlin, and Coblentz and Mentz*, London 1794, S. 228.



Abb. 6 Historische Karte des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (C 1)

German nobility, and in short in every thing that may be called German."<sup>10</sup> Unverzichtbarer Bestandteil dieses in britischen Augen lächerlichen Verhaltens war die vermeintliche deutsche Titelsucht, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein dankbar aufgegriffen und karikiert wurde: Katherine Mansfield spielte mit diesem Stereotyp, als sie ihre Kurzgeschichte "The Baron" in dem Band "In a German Pension" mit einer *Frau Oberregierungsrat*, einem *Herrn Oberlehrer*, einer *Frau Doktor* und einer *Frau Feldleutnantswitwe* ausstattete.<sup>11</sup> Mansfield war die Kusine von Elisabeth von Arnim, der Autorin von "Elizabeth and her German Garden", in dem die Protagonistin ihren Gärtner vergeblich davon abzuhalten versucht, die Blumen in Reih und Glied anzupflanzen.<sup>12</sup> *Elizabeth* spottet milde über das Stereotyp, das man mit „dem Deutschen an sich“ bis heute am häufigsten in Verbindung bringt, seinem vermeintlichen Hang zu allem Soldatischem und Militärischem. „Der deutsche Militarismus“ hat seine Wurzeln in den taciteischen Schilderungen, war aber im 18. Jahrhundert ein durchaus noch harmloses Element der Vorstellung von Deutschland und den Deutschen. Waffengewalt geteilt durch 300 Territorialstaaten verlor erheblich an Bedrohungspotential. Daher konnte der schottische Reisende James Boswell noch 1764 spöttisch bemerken:

"He [the Prince of Zerbst] has got his troops, forsooth, to the number of 150 foot and 30 horse, and, during the last war, he took a fancy that the King of Prussia was coming to attack him. So he put his little battery of cannon, and led out his 180 to make head against the armies of Frederick. ... The appearance of his little dirty town, his castle, and his sentinels with sentry-boxes painted in lozenges of different colours, like the stockings of Harlequin, diverted me a good deal."<sup>13</sup>

Zwar war man sich einig, dass das Heilige Römische Reich Deutscher Nation der mächtigste Staat in Europa sein könnte, wenn es nur wollte, aber es wollte, besser konnte, nicht, darüber herrschte gleichermaßen freudige Einigkeit, denn niemals würden die mehr als 300 deutschen Kleinstaaten sich zu einer gemeinsamen Position durchringen können: "But there being so many sovereign Princes that compose this unwieldy body, and so many clashing interests, they seem not to be able, at least not

10 Wilcocke, Samuel Hull (Hrsg.): *Essay on National Pride. To which are added Memoirs of the Author's Life and Writings*. Translated from the Original German of the Late celebrated Dr. J. G. Zimmermann, aulic counsellor and Physician to his Britannic Majesty at Hanover, by Samuel Hull Wilcocke, London 1797, S. 5. Das deutsche Original war 1771 erschienen.

11 Mansfield, Katherine: *In a German Pension*, London 1964, S. 14–18. Erstausgabe 1911.

12 Elisabeth von Arnim war eine Neuseeländerin, die sich, verheiratet mit dem deutschen Grafen Henning von Arnim, den sie immer nur „den Grimmigen“ nannte, schließlich in Hinterpommern niederließ. Hier entstand ein Teil ihrer Bücher, in denen sie mit satirischem, englischen Blick (sie wurde in London erzogen) auf deutsche Verhältnisse blickt.

13 Boswell, James: *Journal of a Tour through the Courts of Germany (The Yale Editions of The Private Papers of James Boswell, Bd. 4: Germany and Switzerland 1764)*, hrsg. von Frederik A. Pottle, London 1953, S. 102.



willing, to raise or pay any considerable body of men; and an army of the empire consequently can never do much, as it is next to impossible for them to be unanimous."<sup>14</sup>

*This unwieldy body*, das Pufendorf'sche Monstrum Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation wurde, wie wir sehen, zwar als eine Einheit gesehen, es schien also in den Augen der britischen Betrachter so etwas wie Deutschland zu geben. Doch das Reich war nur eine Klammer, die die einzelnen Territorien zusammenhielt: Wie konnte das funktionieren? In stereotypen Wendungen äußerten die Reisenden stets Verwunderung darüber, wie der Kaiser in Wien das Oberhaupt des Reiches sein könne und sich doch einzelne Fürsten mit ausländischen Mächten gegen ihn verbündeten. Und wer war der König von Rom? Diese und ähnliche Fragen bestimmten denn auch die Wahrnehmung: Das Reich war eine Chimäre (so ein vielverwendeter zeitgenössischer Ausdruck), ganz konkret verhandelte man mit Österreich, Preußen, Bayern oder eben auch Kurhannover, sie waren potentielle Gegner oder Verbündete.

Hannover blieb dabei ein deutscher Kleinstaat unter vielen. Aufgrund politischer und dynastischer Entwicklungen hatten hier zwei Staaten zufällig denselben Herrscher, aber sie hatten sonst nichts miteinander gemein und wenig für einander übrig. Sie teilten lediglich die Sorge, auf Kosten des jeweils anderen von ihrem König oder Kurfürsten vernachlässigt zu werden. Die Geheimen Räte, die in Hannover die Regierung führten, dachten immer wieder über eine Auflösung der Personalunion nach. Georg I. verfügte sie sogar in seinem Testament. Aber dazu kam es nicht.<sup>15</sup> In Großbritannien, wo seit 1697 die Pressezensur so gut wie aufgehoben war, gab es zwei Phasen publizistischer Angriffe auf die Personalunion: Zum einen in den Jahren 1714/15, als die Durchsetzung der hannoverschen Sukzession noch nicht gefestigt schien, zum anderen in den 1740er-Jahren, während der Österreichischen Erbfolgekriege. Hannover selbst blieb dabei immer nur Anlass, nicht Gegenstand der Auseinandersetzung, denn im Kern ging es um innerbritische Belange.

In weniger aufgeregten Zeiten bezeichnete man das Kurfürstentum nur als "abroad" oder "his [Majesty's] Dominions abroad"<sup>16</sup>, "his Majesty's foreign Dominions"; für Richard Steele, den Herausgeber der moralischen Wochenschriften "Tatler" und "Spectator", war es gar "a distant Country"<sup>17</sup>. Mit dem Beginn des Schlesischen

14 [Barrow, John] (Anm. 2), Stichwort Germany.

15 Siehe hierzu den Artikel Hermann Wellenreuther, Personalunion mit England und Mitglied im Reich, in diesem Band.

16 Talbot, William: A Sermon preach'd at the Coronation of King George, in the Abbey-Church of Westminster, October the 20th, 1714, London 1714, S. 21.

17 Steele, Richard in: [HARRIS, John]: A British Hero, or, A Discourse, plainly shewing that it is the Interest, as well as Duty of every Briton, publicly to avow his Courage and Loyalty to his most sacred Majesty King George, on the present important Crisis of Affairs, London 1715, S. 36.

Krieges jedoch kam es zu einer hitzigen öffentlichen Debatte über die Rolle Hannovers in der britischen Außenpolitik, denn Georg II. geriet mit seinen Interessen gewissermaßen zwischen die Fronten von König und Kurfürst. In den Zeitungen, Magazinen und in einer Vielzahl von Pamphleten war nun zu lesen, Hannover sei Großbritannien schon immer vorgezogen worden: "Tis plain the immediate Interest of the *Electorate* was always predominant at the Court of London",<sup>18</sup> schrieb der eine, ein anderer meinte, dies werde immer so bleiben: "If before now there had been any Want of Proof that the Interest of E—d [England] was, and probably always will be sacrificed to that of H—r [Hanover], the present Conduct of the E—h [English] Ministry would put the Matter out of Dispute: ... The Interest of H—r [Hanover] will always tye down E—d [England], particularly during the Life of the present — [Monarch]."<sup>19</sup> Und dies, so erinnerte ein dritter Schreiber, sei obendrein ungesetzlich, denn die genaue Trennung der Interessensphären sei im *Act of Settlement* vorgeschrieben worden: "the open and manifest Sacrifice of the British Interest and Glory Abroad, to those foreign Dominions, in which it was even a Condition, in the Act of Settlement, that we should have no Concern"<sup>20</sup>.

Kurz gesagt, "the whole Strength of the British Empire was to be steered by the Hanover Rudder"<sup>21</sup>, die Briten seien für die Hannoveraner nur "Tools to advance the

---

18 Anonymus: *The Groans of Germany: or, the Enquiry of a Protestant German, into the original Cause of the present Distractions of the Empire; the fatal Consequences of an Emperor devoted to France; and the Conduct of Great Britain, since the Death of Queen Anne, with regard to the Houses of Austria and Bourbon, the Balance of Power, the Protestant Interest, and the Liberties of Europe. As also, Observations on the Neutrality of one of the Northern Electorates, and the Vote of a certain Elector in favour of the Duke of Bavaria*, London 1741, S. 28.

19 Anonymus: *An Impartial Review of the Present Troubles of Germany, the Conduct of the Generals now in the Field, And particularly of the late Battle of Dettingen; As also of the Present Plan of Politicks of the Emperor and Queen of Hungary, and their Auxiliaries. In a Letter from a Member of the Diet at Ratisbon to a Publick Minister at the Hague*, London 1743, S. 43f.

20 [Waller, Edmund]: *The Case of the Hanover Forces, In the Pay of Great-Britain, Impartially and freely examined. With some Seasonable Reflexions on the Present Conjunction of Affairs*, London 1742 [1743], S. 3.

21 [Waller] (Anm. 20), S. 6; s. a. S. 14. Vgl.: *Das Bild vom englischen Schiff, das vom hannoverschen Ruder gesteuert wird, wird vielfach aufgegriffen: "I am sure the Interest of England has not been pursued for a long time; therefore it could be you [a Hanoverian] only, or some Germaniz'd Englishmen, that had the steering of the Bark."* Anonymus: *English Loyalty Opposed to Hanoverian Ingratitude: Being a Vindication of the Present and all Former Ministries Since the Accession: in Answer to a late Libel on the English Nation in General; called, A Letter from Hanover, shewing the true Cause of the Present Broils of Germany, and Confusions of Europe; &c.*, London 1744, S. 17f.; s. a. S. 32.

Interest of the House of *Hanover abroad*"<sup>22</sup>, was aber natürlich auch hieß, dass – zuviel – britisches Geld nach Hannover fließe, Großbritannien "becoming only a Money-Province to that Electorate"<sup>23</sup>. Der Ton war schärfer geworden, aus Steeles *fernem Land* war nun "an inferior German Principality"<sup>24</sup>, "a little paltry Territory"<sup>25</sup>, "a mean paltry state"<sup>26</sup>, "an obscure little Dutchy"<sup>27</sup> geworden.

Doch schon im dritten schlesischen, dem Siebenjährigen Krieg, ebte die Debatte ab. Die wirtschaftlichen Interessen Großbritanniens hatten sich nach Übersee verlagert, Europa verlor an Bedeutung in dem Maße, in dem der Handel mit Indien, mit der Karibik und Nordamerika zunahm. Als schließlich die politischen Schwierigkeiten in Nordamerika alle Aufmerksamkeit der Briten beanspruchten, verlor man gänzlich das Interesse an Hannover. Die wüste Debatte der vergangenen Jahrzehnte wurde im Rückblick von den Zeitgenossen als das erkannt, was sie war, ein publizistischer Heißluftballon, der mit den Jahren an Fahrt verloren hatte:

"How did all the talk however, and all the pamphlets, and all the lamentations made by old King George's new subjects, rush into my mind, when I recollected the loud, illiberal, and indecent clamours made from the year 1720 to the year 1750, at least till the alarm given by the Rebellion began to operate, and open people's eyes to

---

22 [Earbery, Mathias]: *An Historical Account of the Advantages that have accrued to England by the Succession in the Illustrious House of Hanover*, London [Edinburgh?] 1745 [Reprint von 1721?], S. 8.

23 [Waller] (Anm. 20), S. 35.

24 The Lord's Protest, der zitiert wird in: Anonymus: *The Fatal Consequences To be feared (if not speedily prevented) by our assisting the Queen of Hungary, and the King of Sardinia in the Mediterranean, and on the Coasts of Italy, and from the Treaty we entered into with Them at Worms in September 1743. And likewise the Danger of keeping our Lord Mercenary Hanoverian Troops in the Pay, when they are not in the Service, of Great Britain. As also The imminent Danger of employing our Naval Force in the Service of Foreigners, and exposing our own Trade to the Depredation of Spain, and leaving our own Coast naked and open to the Insults (if not the Invasion) of France*, London 1744, S. 38.

25 Anonymus: *A Letter to a Right Honourable Member of Parliament, Demonstrating The absolute Necessity of Great Britain's assisting the House of Austria; and pointing out the Measures that may and ought to be taken for securing Russia, Portugal, and Sardinia in our Interest and Alliance. As also The Safest and most Practicable Methods to put a Stop to the Exportation of our Wooll. By an impartial Hand*, London 1742, S. 54.

26 Anonymus: *No Thing and No Body: being A Cadet's Opinion of our F—es in Germ—y [Forces in Germany]. By a Page of Honour*, London 1743, S. 14.

27 Anonymus: *The English Nation Vindicated from the Calumnies of Foreigners; In Answer to the Hanover Letter: A Late Pamphlet, intituled, Popular Prejudice concerning Partiality to the Interests of Hanover, its Subjects, and the Hanoverian Troops in British Pay, freely examin'd, &c. To which is added, A Memorial to King George I. on the Part of Muscovy, and Abstracts of Treaties, with necessary Observations; proving incontestibly the Rectitude of English Prejudice, concerning Partiality to the Interests of H—r [Hanover]*, London 1744, S. 20.

the virtues of the reigning family! for [sic!] till then, no topic had so completely engrossed both press and conversation, as the misfortunes accruing to *poor* old England, from their King's desire of enriching his Electoral dominions, and feeding his favourite Hanoverians with their good guineas, making fat the objects of his partial tenderness with their best treasures – in good time! Such groundless charges remind one of a story of the famous French wit".<sup>28</sup>

Hannover versank in völlige Bedeutungslosigkeit, aus der es bis zum Ende der Personalunion 1837 nicht wieder emporsteigen sollte. Auch nur wenige Reisende verirrten sich in den Norden Deutschlands, denn er galt als langweilig:

"one vast, wide, barren flat, through which roads that no weather can render better than barely passable brought us at length to Hanover, which stands, as all these cities do in the north of German, upon an immense plain, with a thick wood of noble timber trees breaking from time to time the almost boundless void, and relieving the eye, which is fatigued by extent without any object to repose on it".<sup>29</sup>

Jedoch nicht nur die Natur erschien dem britischen Betrachter monoton, sondern auch kulturell wusste man mit Norddeutschland wenig zu verbinden. Es galt als rückständig und uninteressant:

"The cleanliness of the windows, the manner of paving and lighting the streets at Hanover, put us in mind a little of some country towns in the remoter provinces of England; and there seems to be likewise a little glimpse of British manners, dress, & breaking through the common and natural fashions of the country. This was very pleasing to us, but I wished the place grander; I do not very well know why, but we had long counted on comforts here as at home, and I had formed expectations of something much more magnificent than we found."<sup>30</sup>

Außerdem, wir erinnern uns, war Deutschland zumeist nicht das eigentliche Ziel der Reisenden, man durchquerte es auf dem Weg nach Italien und, von England kommend, kam man nun einmal nicht im Norden vorbei. Die Reisebeschreibung der Hester Lynch-Piozzi, einer reichen Kaufmannsgattin und intellektuellen Freundin des Dichters Alexander Pope, sei hier für viele ihrer Art stellvertretend genannt. In ihren "Observations and Reflections made in the Course of a Journey through France, Italy, and Germany"<sup>31</sup> aus dem Jahr 1789 beschreibt sie auf 35 Seiten ihren Hinweg durch Frankreich nach Italien. Italien selbst wird auf 666 Seiten geschildert, schließlich bleiben 123 für Deutschland, davon entfallen zwei auf Hannover, S. 367–369 des 2. Bandes. Von Trient aus verlief ihre Route über *Inspruck, Munick, Saltzburg, Vienna,*

---

28 Lynch-Piozzi, Hester: *Observations and Reflections made in the Course of a Journey through France, Italy, and Germany*, 2 Bde, London 1789, Bd. 2, S. 367ff.

29 Lynch-Piozzi (Anm. 28), Bd. 2, S. 367.

30 Lynch-Piozzi (Anm. 28), Bd. 2, S. 367ff.

31 Lynch-Piozzi (Anm. 28).

*Prague, Dresden, Berlin, Potsdam, Magdebourg, Hanover*, von wo aus Lynch-Piozzi über *Brussels, Antwerp, Lille* nach Dover die Rückreise antrat.

In München und in Salzburg besuchte man die Höfe des Kurfürsten und des Fürstbischofs, ähnlich wie in Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, bisweilen stand Stuttgart auf dem Programm. Wien und der Kaiserhof waren für alle Reisenden von Interesse, auf der Weiterfahrt gab es gelegentlich einen Abstecher nach Regensburg, wo der neueste Klatsch der stets gut informierten Diplomaten am immerwährenden Reichstag wohl auf mehr Interesse stieß als das pittoreske Städtchen an der Donau. Prag und Dresden wurden wegen ihrer erklärten Schönheit aufgesucht, wobei die dreihundert Anzüge des sächsischen Ministers Graf Brühl in keiner Beschreibung von Dresden fehlten:

“They say that the count had at least three hundred different suits of cloaths; each of these had a duplicate, as he always shifted his cloaths after dinner, and did not choose that his dress should appear different in the afternoon from what it had been in the morning. A painting of each suit, with the particular cane belonging to it was accurately drawn in a large book, which was presented to his excellency every morning by his valet de chambre, that he might fix upon the dress in which he wished to appear for the day.”<sup>32</sup>

Der Reisende John Moore wählte seine Route von Straßburg aus entlang der Höfe, die von allen Reiseschriftstellern vor ihm besucht und beschrieben worden waren: Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Mainz; er kam in die Reichsstadt Frankfurt, die, wie Augsburg oder Hamburg, von den Briten stets als Insel der „Demokratie“ inmitten der Vielzahl von Kleinsttyrannen weltlicher oder kirchlicher Unterdrücker wahrgenommen wurde. Über die Residenzstädte Darmstadt und Kassel fuhr er weiter an den Hof von Braunschweig über Göttingen, Wolfenbüttel und Celle. Seine Beschreibungen sind konventionell und könnten ähnlich auch in unseren heutigen Reiseführern zu finden sein. So wie man das Heidelberger Fass besichtigte, so schrieb man in Göttingen von der Universität, in Wolfenbüttel von der Herzog August Bibliothek und in Celle vom *Oberappellationshof*, dem heutigen Oberlandesgericht:

“We went the same night into Gottingen, an exceedingly neat and well-built town, situated in a beautiful country. The university founded here by George the Second has a considerable reputation. We made but a short stay in Gottingen, and arrived about a month since at Brunswick.

...

I passed a day lately at Wolfenbuttle, which is also a fortified city, ... the public library here is reckoned one of the most complete in Germany, and contains many curious manuscripts. ...

---

32 Anonymus (Anm. 9), S. 292.

Zell is a small town, without trade or manufactures; ... yet the high court of the Electoral House of Brunswick Lunenburg are held here; the inhabitants derive their principal means of subsistence from this circumstance. ... From Zell we went to Hanover ...<sup>33</sup>

Hanover is a neat, thriving and agreeable city. It has more the air of an English town than any other I have seen in Germany, and the English manners and customs again ground every day among the inhabitants. The genial influence of freedom has extended from England to this place, Tyranny is not felt, and ease and satisfaction appear in the countenance of the citizens."<sup>34</sup>

Ein Hauch von *Englishness* also bei John Moore, *Britishness* bei Mrs. Lynch-Piozzi,<sup>35</sup> dies war das große Geschenk, das die Briten ihrem kleinen Verwandten auf dem Kontinent machen konnten. *Englishness* war die Essenz von Freiheit, *liberty* hing eng zusammen, ja bedingte *trade – liberty and trade* waren zuhause auf der britischen Insel, deren Bewohner bei jedem Besuch auf dem Kontinent feststellen konnten, in welch gesegneten Verhältnissen sie lebten, nämlich in einer konstitutionellen Monarchie, in der der König nicht ohne Parlament regieren konnte. Darum war es ein Leichtes, nicht nur in der ständigen Auseinandersetzung mit dem Erzrivalen Frankreich, sondern auch in der Begegnung mit den deutschen Kleinstaaten die Selbstvergewisserung *Britons never will be Slaves* zu finden, wie es im Rule Britannia von 1740 heißt.

Dieser kritische Blick wich erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts einem langsam entstehenden Interesse an Deutschland und an den Deutschen, die man nun nicht länger – nur – als Germanen in den wilden Wäldern zu betrachten lernte, sondern die man über Goethe und Schiller, über den Werther, den Götz, den Don Carlos allmählich auch mit Kultur zu verbinden im Stande war. Der Dichter Samuel Taylor Coleridge kam nach Göttingen, um hier Deutsch zu lernen. Er war einer derjenigen, der die deutsche Sprache und Kultur in Großbritannien verbreitete. Die Beschreibung M<sup>me</sup> de Staels vom Land der Dichter und Denker zu Beginn des 19. Jahrhunderts tat ein Übriges, um eine positive Phase deutsch-britischer Beziehungen einzuläuten, wie es sie vorher – vor 1815 – und auch später – nach 1870/71 – nicht gab.

Über die Rheinreise erschlossen sich den britischen Besuchern weitere Teile des Reiches. Die „Erfindung“ des Pittoresken in England in den 1760er-Jahren, die den bis dahin unbekanntem Lake District zu einem der beliebtesten Reiseziele der Insel werden ließ, ermöglichte auch den Übergang zur Rheinlandschaft. Die Wahrnehmung der Natur hatte sich verändert: Der Mensch der Aufklärung betrachtete die

33 Moore, John: A View of Society and Manners in France, Switzerland, and Germany: with Anecdotes relating to some Eminent Characters, 2 Bde, London 1780, Bd. 2, S. 61f., 75, 88.

34 Moore (Anm. 33), Bd. 2, S. 88.

35 Vgl. Zitat zu Anm. 31.

Natur unter Nützlichkeitsabwägungen. Er bevorzugte die Geometrie ordentlich bebauter Felder oder gerade bepflanzter Weinberge. Das romantische Auge hingegen liebte das Unordentliche, Wirre, die scheinbar unberührte Natur des Lake District, die rauhe Landschaft Schottlands, die man zu entdecken begann, und bald auch die zerklüfteten Felsen des Rheinuferes.

So konnte schließlich Johanna Schopenhauer 1828 in ihrem „Ausflug an den Niederrhein“ schreiben: „Lästiger noch als die reisenden Kinder, sind vielleicht die reisenden englischen Familien, deren Anzahl, besonders in den Rheingegenden, an das Unglaubliche reicht, sodaß [sic!] man kaum begreift, wer denn noch, außer dem Könige und seinem Hoffstaat [sic!], dort zu Hause geblieben sein könnte.“<sup>36</sup> Dies war 1714, als aus England buchstäblich nur der König und sein Hofstaat an die Leine reisten, kaum vorstellbar gewesen.

---

36 Schopenhauer, Johanna: *Ausflug an den Niederrhein und nach Belgien im Jahr 1828*, 2 Bde, Leipzig 1831, Bd. 1, S. 125.

## Exponate C

### C 1 Hermann Moll und Christopher Browne:

A New Mapp of Germany: Devided Exactly into all its Parts & with the Countrys Adjacent.

Kolorierter Kupferstich, 86 x 53 cm (zwischen 1684 und 1712)

SUB Göttingen: MAPP 8021

Die Karte zeigt das in mehr als 300 Kleinstaaten zersplitterte Territorium des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Jeder einzelne dieser Staaten verfolgte seine eigenen machtpolitischen Interessen und schwächte damit die Position des deutschen Staatenbundes unter den Mächten Europas.

Hermann Moll (um 1655-1732) war ein norddeutscher oder niederländischer Kupferstecher, der seit 1678 in London lebte und arbeitete, wo er sich bald selbständig machte. Bekannt wurde er durch seine Kriegskarten, so etwa zum Spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714). Im Anschluss entstanden Karten der Britischen Inseln, Kontinentaleuropas und auch Amerikas. Sein umfangreiches, systematisches und oft prachtvoll gestaltetes Werk erregte die Aufmerksamkeit des Königshauses; seine Karten wurden u.a. von Christoph Weigel in Nürnberg nachgedruckt.

### C 2 [Mary Wortley Montagu]:

Letters of the right honourable Lady M-y W-y M-e: written during her travels in Europe, Asia and Africa, to persons of distinction, men of letters, [et]c. in different parts of Europe [...]. 3 Bde., London 1763–1767.

SUB Göttingen: 8° Itin. I, 2166

Reisebriefe der Lady Mary Wortley Montagu (1689–1762), die 1716 ihren Mann auf seiner Reise nach Konstantinopel begleitete, wo er britischer Gesandter werden sollte. Auf der Reise besuchte das Ehepaar neben Frankreich und Italien auch das Deutsche Reich. In ihren Briefen äußert sie sich mit folgenden Worten über Georg I.: „The King’s character may be comprised in very few words. In private life he would have been called an honest blockhead [...] he was more properly dull than lazy, and would have been so well contented to have remained in his little town of Hanover, that if the ambition of those about him had not been greater than his own, we should never have seen him in England; and the natural honesty of his temper, joined with the narrow notions of a low education, made him look upon his acceptance of the crown as an act of usurpation, which was always uneasy to him. But he was carried by the stream of the people about him, in that as in every action of his life. He could speak no English, and was past the age of learning it. Our customs and laws were all mysteries to him, which he neither tried to understand, nor was capable of understanding if he had endeavoured it. He was passively good-natured, and wished all mankind enjoyed



quiet, if he would let him do so.“

**C 3** A Letter from Hanover, shewing The true Cause of the present Broils of Germany and Confusions of Europe; And Particularly, The probable Motives and Consequences of the King of Prussia's Second Invasion of the Austrian Territories: With Observations on his Prussian Majesty's late Manifesto, and the Disinclination of the Dutch to declare against France. 2. Aufl. London 1744.

SUB Göttingen: 8° H. BRIT. UN. VII, 2166:6

Anonymes Pamphlet für und gegen das britische Engagement auf dem Kontinent während der Schlesischen Kriege, in dem Georg II. vorgeworfen wird, er engagiere sich auf Kosten Großbritanniens zu sehr für sein deutsches Territorium.

**C 4** Thomas Nugent:

Travels through Germany: Containing observations on customs, manners, religion, government, commerce, arts, and antiquities. With a particular Account of the courts of Mecklenburg; in a Series of Letters to a Friend. 2 Bde., London 1768.

SUB Göttingen: 8° Itin. I, 374

Der Ire Thomas Nugent (1700-1772), ursprünglich Jurist, machte sich einen Namen als Reiseschriftsteller. In den 1750er Jahren veröffentlichte er einen Bericht über seine Kavaliertour, die Grand Tour, durch Deutschland, die Niederlande, Italien und Frankreich. Hierbei handelt es sich noch um eine Art Reiseführer, der viele praktische Hinweise enthält, während die „Travels“ einen essayistischeren und unterhaltsameren Charakter tragen.

**C 5** Thomas Nugent:

The history of Vandalia: containing the ancient and present state of the country of Mecklenburg, its revolutions under the Venedi and the Saxons, with the succession and memorable actions of its sovereigns. 3 Bde., London 1766–1773. hier Bd. 1 (1766).

SUB Göttingen: 4° H. Meckl. 1375:1

Nugent war einer der wenigen selbst britischen Reisenden des 18. Jahrhunderts, der Deutsch verstand und wohl auch selber sprach. Dies befähigte ihn dazu, anlässlich der Heirat Georgs III. mit der mecklenburgischen Prinzessin Charlotte eine Geschichte Mecklenburgs zu verfassen.

**C 6** John Moore:

A View of Society and Manners in France, Switzerland, and Germany: with Anecdotes relating to some Eminent Characters. 2 Bde., London 1780.

SUB Göttingen: 8° Itin. I, 210

Der Schotte John Moore (1729–1802), ein entfernter Cousin des Schriftstellers Tobias

Smollett, war Arzt. Nachdem er in den Schlesischen Kriegen als Lazarettarzt tätig gewesen war, wurde er der persönliche ärztliche Betreuer des britischen Botschafters in Paris, bevor er in den 1770er Jahren den späteren 8. Herzog von Argyll als Tutor auf seiner Kavaliereise begleitete. Moore schildert seine Eindrücke von der Gesellschaft und den Gebräuchen in Frankreich, der Schweiz und Deutschland.

**C 7** Hester Lynch-Piozzi:

Observations and Reflections made in the Course of a Journey through France, Italy, and Germany. 2 Bde., London 1789.

SUB Göttingen: 8° Itin. I, 224

Hester Lynch-Piozzi (1741-1821), in erster Ehe Gattin eines Brauereibesitzers und intellektuelle Freundin Samuel Johnsons, bereiste von 1784 bis 1787 den europäischen Kontinent.

**C 8** William Makepiece Thackeray:

The four Georges and The English humourists of the 18<sup>th</sup> century. London [1887-1893].

SUB Göttingen: 8° Fab. IX, 2491: 25

„The Four Georges“ ist der Titel eines Buches von William Makepiece Thackeray (1811–1863). In diesem Buch macht er sich in satirischer, oft sogar bössartiger Form über die britischen Könige aus dem Hause Hannover lustig.

# The Four Georges – Die hannoverschen Könige und Kurfürsten zur Zeit der Personalunion mit Großbritannien

*Frauke Geyken*

“The Four Georges”<sup>1</sup> ist der Titel eines Buches von William Makepiece Thackeray aus dem Jahr 1855, erschienen 18 Jahre nach der Beendigung der Personalunion zwischen Großbritannien und dem Kurfürstentum bzw. dem Vereinigten Königreich (seit 1800) und dem Königreich Hannover (seit 1814) und damit im achtzehnten Jahr der Regierung der jungen, schönen, strahlenden und glücklichen Queen Victoria. Was für ein Gegensatz zu den alten (wie Georg I.), launischen (wie Georg II.), sittenlosen (wie Georg IV.), bestenfalls langweiligen Königen (wie Wilhelm IV.), die das 18. und frühe 19. Jahrhundert bestimmt hatten! Das Kapital, das Georg III., nicht zuletzt durch seine Krankheit, die ihm viel Mitgefühl einbrachte, für die Monarchie erworben hatte, verspielte (buchstäblich) sein verschwenderischer, prahlerischer Nachfolger sehr bald wieder. Die Georges hatten im Inselkönigreich keinen leichten Stand. Nicht nur im 19. Jahrhundert spotteten Thackeray und andere über sie, auch das 20. Jahrhundert tradierte maliziös die Mär von der Unfähigkeit und Unlust der Hannoveraner, die ohne Neigung nur nach England gekommen waren, um sich ihre eigenen Taschen und die des Kurfürstentums mit englischem Geld zu füllen.<sup>2</sup>

Was wissen wir wirklich?

Georg I. (\*1660) war bereits seit 1699 Kurfürst von Hannover, als er 1714 mit 54 Jahren die englische Thronfolge antrat. Die Verbindung zur englischen Krone war durch seine Mutter hergestellt worden: Die Kurfürstin Sophie war eine geborene Prinzessin von der Pfalz, Tochter des Winterkönigs und der Elisabeth Stuart, Tochter Jakobs I. von England. Als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Karl II. kryptokatholische Neigungen zeigte und sein Bruder Jakob II. schließlich offen zum Katholizismus übergetreten war, jagte man diesen 1688 davon, machte seine protestantische Tochter Maria und ihren Mann Wilhelm von Oranien zu König und Königin und suchte nach einem protestantischen Nachfolger, denn diese Sukzession war nicht gesichert. Unter Ausschluss von 54 katholischen Thronanwärtern landete man bei Sophie von Hannover, die jedoch wenige Monate vor Queen Anne starb, so dass ihr Sohn Georg Ludwig als Georg I. König von Großbritannien und Irland wurde.

---

1 Thackeray, William Makepiece: *The Four Georges*, New York 1855–57.

2 Siehe hierzu Geyken, Frauke: *Gentlemen auf Reisen. Das englische Deutschlandbild im 18. Jahrhundert*, Frankfurt 2002, S. 134–153.

Die Furcht vor dem Katholizismus saß tief in England. Zu gut erinnerte man sich an die blutigen Auseinandersetzungen, die im 16. Jahrhundert die Einführung der Reformation in England begleitet hatten, bis der Protestantismus unter Elisabeth I. sich schließlich durchsetzen konnte. Diese Entwicklung vollzog sich gleichzeitig mit Englands Aufstieg zur Großmacht, so dass beide Elemente eng miteinander verbunden waren: Der Protestantismus war Teil des englischen Nationalbewusstseins geworden, England und später dann Großbritannien sahen sich als das Bollwerk des Protestantismus in Europa. Daher war es seine Konfession, die den bis dato auf der Insel unbekanntem Prinzen aus einem deutschen Kleinstaat für seine neue Aufgabe qualifizierte, denn "there had so far been nothing in his career to distinguish him in any way from a score of contemporary German princelings", wie Osbert Lancaster es 1937 formulierte.<sup>3</sup>

Georg, das Oberhaupt der Staatskirche, war ursprünglich Lutheraner, wovon man sich im anglikanischen England nur sehr unvollkommene Vorstellungen machen konnte: "For they [some people through Prejudice, Interest, or Ignorance separated themselves from the Church of God] are to understand that Luther was no Presbyterian, Anabaptist nor Quaker; for the Followers of that German Divine admire both Kingly Government and Episcopacy"<sup>4</sup>. Die katholische Alternative stand dafür jedem Zeitgenossen umso deutlicher vor Augen: "Resolve, if a Popish Arbitrary Monster must fill the Throne, that your own dead Bodies shall be the Steps by which he ascends it"<sup>5</sup>.

Der neue König hatte in seiner Regierungszeit (1714–1727), so jedenfalls sieht es Lothar Kettenacker in seiner kurzen Biographie Georgs,<sup>6</sup> zwei wirkliche Krisen zu bestehen. Die eine war der *South Sea Bubble*, ein Finanzskandal, ein Spekulationsfieber, das mit einem großen Zusammenbruch endete. Die andere war der Jakobitenaufstand von 1715: Die *Jacobites* waren, der Name lässt es erkennen, die Anhänger des vertriebenen Stuartkönigs bzw. inzwischen seines Sohnes, des *Old Pretenders*, und schließlich sogar seines Enkels, des *Young Pretenders*. Dieser, besser bekannt als *Bonnie Prince Charlie*, wurde 1745 in der blutigen Schlacht von Culloden von einem Sohn Georgs II. besiegt, und damit war die Jakobitengefahr endgültig gebannt. Im September 1715 jedoch, als die Jakobiten unter Führung des *Old Pretenders* zum ersten Mal versuchten, den Thron für die Stuarts zurückzuerobern, war keineswegs

3 Lancaster, Osbert: *Our Sovereigns from Alfred to George VI, 871–1937*, London 1937, S. 155.

4 Anonymus: *The Lutheran Liturgy: Now us'd by the Protestants in the Reformed Churches of Germany*, London 1715, Vorwort, unpaginiert.

5 Steele, Richard in: [HARRIS, John]: *A British Hero, or, A Discourse, plainly shewing that it is the Interest, as well as Duty of every Briton, publickly to avow his Courage and Loyalty to his most sacred Majesty King George, on the present important Crisis of Affairs*, London 1715, S. 53.

6 Kettenacker, Lothar: *Georg I.*, in: Wende, Peter, *Englische Könige und Königinnen*, München 1998, S. 188–203.



Abb. 7 Georg I. (D 1)

klar, wie viele Anhänger die alte Dynastie im Lande noch hatte, wie groß die Gefahr eines Umsturzes knapp ein Jahr nach der hannoverschen Thronbesteigung wirklich war. Der Aufstand fand allerdings nur in Schottland statt und wurde niedergeschlagen, zementierte aber auf Jahrzehnte hinaus die Herrschaft der Whigs; alle Tories schienen potentielle Hochverräter zu sein. Denn die Whigs, im weitesten Sinne Vorläufer der liberalen Partei des 19. Jahrhunderts, Vertreter der Finanzinteressen der City von London, des *monied interest*, hatten von Anfang an die Thronfolge der Welfen unterstützt. Die Tories hingegen, Vorläufer der späteren konservativen Partei, waren die Vertreter des *landed interest*, sie waren Landbesitzer und Anhänger der anglikanischen Hochkirche. Ein bis heute nicht bestimmbarer, sicherlich aber nennenswert großer Teil von ihnen hielt zu diesem Zeitpunkt noch daran fest, dass es kein Widerstandsrecht gegen den Monarchen gebe, so dass Jakob II. in ihren Augen zu Unrecht vertrieben worden war und Georg I. somit nicht rechtmäßiger Inhaber der königlichen Gewalt sein konnte.

Es bleibt unklar, in welchem Maße Georg I. selbst die englische Sukzession beantwortete. Natürlich gewann Hannover im norddeutschen Raum an Gewicht, denn natürlich konnte es von britischen Mitteln und Möglichkeiten profitieren. Die Vorwürfe waren nicht ganz aus der Luft gegriffen. So war z. B. der Erwerb der Herzogtümer Bremen und Verden 1715 während des Nordischen Krieges für Hannover nur möglich mit Unterstützung der britischen Flotte. Andererseits war es doch auch immer wieder von den außenpolitischen Vorgaben des mächtigeren Inselstaates abhängig und nicht frei in seinen Entscheidungen. Georg I. hat diese Problematik bald erkannt und in seinem Testament die Auflösung der Personalunion verfügt: Gesetzt den Fall, dass sein Enkel, Friedrich Ludwig, der älteste Sohn Georgs II., mehrere Söhne haben werde, so solle der erste die englische Königswürde erben und der zweite Kurfürst von Hannover werden.

Georg II. ließ allerdings dieses Testament verschwinden, obwohl auch er selbst noch in Hannover aufgewachsen war und wie sein Vater sehr an seinen deutschen Besitzungen hing. Beide nahmen regen Anteil an seiner Entwicklung und besuchten das Kurfürstentum regelmäßig.<sup>7</sup> Auf einer dieser Reisen starb Georg I. 1727 in Osna-brück im Beisein seiner Mätresse Melusine von der Schulenburg, mit der er fast sein ganzes Leben, auch in London, zusammengelebt hatte. Er wurde in Hannover an der Seite seiner Mutter beigesetzt. Seine Frau, Sophie Dorothea (\*1666), war seine Kusine, die er 1682 aus dynastischen Gründen hatte heiraten müssen. Sie war ein Jahr zuvor, 1726, in Ahlden gestorben, dem Ort ihrer Verbannung. Denn nachdem sie ihre Pflicht erfüllt und dem Land einen Thronfolger geschenkt hatte, wandte sich Georg

---

7 Vgl. den Beitrag von Uta Richter-Uhlig, Die Reisen Georgs II. nach Hannover und sein Verhältnis zu Göttingen in diesem Band.



Abb. 8 Georg II. (J 1)

Ludwig von ihr ab und suchte andernorts sein Vergnügen. Sophie Dorothea ihrerseits ging eine Verbindung mit dem jungen Grafen Königsmarck ein, sehr zum Ärger ihres Schwiegervaters, der die englische Thronfolge nicht durch skandalöse Techtelmechtel gefährdet sehen wollte. Königsmarck wurde ermordet, und die Ehe des Thronfolgers wurde 1694 geschieden. Aus Sophie Dorothea wurde nun die traurige Prinzessin von Ahlden, die den Rest ihres Lebens in dem kleinen Heideschlösschen verbringen musste, ohne ihre Kinder, Georg August und Sophie Dorothea, die spätere Frau des Soldatenkönigs, jemals wiederzusehen.

Georg II. war 1683 in Hannover als Georg August geboren worden. Nachdem 1698 das letzte der 17 Kinder der Königin Anna gestorben war, wurde 1701 die hannoversche Thronfolge im Act of Settlement endgültig gesetzlich festgelegt. 1705 wurden die Kurfürstin Sophie und all ihre Nachkommen per Gesetz naturalisiert, und 1706 ernannte Queen Anne Georg August u.a. zum Fürsten von Cambridge, er wurde damit Mitglied des Oberhauses, und verlieh ihm den Hosenbandorden. 1707 schließlich war aus den beiden ebenfalls (seit 1603) durch Personalunion verbundenen, aber ansonsten voneinander unabhängigen Staaten England und Schottland das Königreich Großbritannien geworden. Schottland war nicht nur das Stammland der Stuartdynastie, somit des vertriebenen Königs Jakob II. und seiner Nachfahren, es war der traditionelle Verbündete Frankreichs und ideales Aufmarschgebiet aller Feinde Englands. Mit großzügigen Geschenken, Geld und Ämtern war es den Engländern gelungen, den schottischen Adel auf die englische Seite zu ziehen und damit die Gefahr aus dem Norden für die friedliche Durchführung des nächsten Thronwechsels zu minimieren.

Die hannoversche Sukzession war im Laufe der Jahre immer wahrscheinlicher geworden. Georg August hatte also Zeit, sich auf seine neue Rolle vorzubereiten. Er sprach z. B. ausgezeichnet Englisch, wobei darauf hinzuweisen ist, dass auch Georg I. Englisch sprach, wenn auch nicht besonders gut. Das hartnäckige Gerücht, er sei dieser Sprache nie mächtig gewesen, ist widerlegt worden.<sup>8</sup> Noch im deutschen Brockhaus von 1902 lesen wir über Georg I.: „Er war ... mit englischen Verhältnissen ganz unbekannt und hat sich nie bemüht die Sprache seiner neuen Unterthanen zu lernen.“<sup>9</sup>

So falsch diese Aussage auch ist, so benennt sie doch einen Umstand, der sowohl Georg I. als auch Georg II. zu schaffen machte: Die englischen Verhältnisse waren ihnen zwar nicht unbekannt, auch wenn Queen Anne es stets abgelehnt hatte, dass einer der Hannoveraner zu ihren Lebzeiten nach London käme, denn das sei so, als ob sie in ihr offenes Grab blicken müsse, doch die englischen Verhältnisse

8 Hatton, Ragnhild: George I, elector and king, London 1978.

9 Brockhaus' Konversations-Lexikon, neue revidierte Jubiläums-Ausgabe, Leipzig, Berlin, Wien 1902, Bd. 7, S. 731.



waren ganz andere als in die in Hannover. Zwar konnte auch ein absoluter Fürst nicht ohne die Hilfe seiner Minister regieren, er musste Rücksicht nehmen auf die Stände und war auch nicht völlig lösgelöst von der Beurteilung durch die sogenannte öffentliche Meinung, doch die jeweils letzte Entscheidung lag in seiner Hand. Seit der Glorreichen Revolution von 1688 war der englische Monarch endgültig an die Zusammenarbeit mit dem Parlament gebunden, und nachdem gegen Ende des 17. Jahrhunderts in England die Zensur aufgehoben worden war, konnte man dort in der Presse Dinge lesen, die ihren Autor in Hannover geradewegs ins Gefängnis gebracht hätten.

Zwar haben die beiden ersten Monarchen aus dem Hause Hannover ihre Sache sehr viel besser gemacht, als es ihre britischen Untertanen sahen oder sehen wollten, doch gerade bei Georg II. war es seine besondere Beziehung zu Hannover, die sein Bild in der Öffentlichkeit prägte, und diese wurde insbesondere in Kriegszeiten problematisch. Die ersten Jahre der Amtszeit Georgs waren Friedenszeiten, auch ein Verdienst des langjährigen Premierministers Robert Walpole. Mit dem Ausbruch der Schlesischen Kriege jedoch sah man sich in die Pflicht genommen, der Bündnisfall war gegeben, der König von Großbritannien musste Maria Theresia beistehen. Georg geriet in die Zwickmühle, als Kurfürst hätte er anders gehandelt denn als König, Hannover war bedroht, erst von Preußen, dann von Frankreich. Der Kurfürst von Hannover schloss deshalb 1741 einen Neutralitätspakt mit Frankreich und versprach, im Gegenzug Karl Albert von Bayern seine Stimme im Kurfürstenkollegium zu geben, der dann als Karl VII. für drei Jahre Kaiser (1742–45) wurde. Im Juli 1742 ließ Georg 16 000 hannoversche Söldner in britische Dienste nehmen, die erst im Herbst ihr Quartier unter dem englischen General Lord Stair erreichten. Sie verbrachten dort den Winter im britischen Sold, ohne dass ein einziger Schuss gefallen war, was man dem König persönlich übel nahm, der *seinen* Hannoveranern etwas Gutes tun wolle auf Kosten seiner vermeintlich ungeliebten britischen Untertanen.<sup>10</sup> Als Georg dann 1743, nach Beendigung der hannoverschen Neutralität, an der Spitze der vereinigten hannoverschen und britischen (und anderer, der pragmatischen) Truppen die Schlacht gegen die Franzosen bei Dettingen am Rhein für die pragmatische Seite entschied, wurde dies auf der Insel zwar als ein großartiger britischer Sieg gefeiert, aber nicht als Georgs persönlicher Triumph wie in Österreich und Hannover.<sup>11</sup>

Militärisches Können und großer persönlicher Mut sind Georg zweifelsfrei zuzusprechen; in politischer Hinsicht aber ist er nicht ohne seine Frau denkbar, Caroline von Ansbach (\*1683). Sie wurde 1683 in Ansbach geboren, doch nach dem frühen

---

10 Siehe hierzu den Beitrag von Frauke Geyken, *Britische Bilder und Vorstellungen von Deutschland im 18. Jahrhundert* in diesem Band.

11 Siehe hierzu Küster, Sebastian: *Vier Monarchien – vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen*, Münster 2004.

Tod ihrer Eltern wuchs sie bei ihrer Patin in Berlin auf, bei der klugen und kultivierten Sophie Charlotte, seit 1701 Königin in Preußen, Tochter der Kurfürstin Sophie und Tante ihres zukünftigen Ehemannes. Trotz dieser verwandtschaftlichen Vorgaben favorisierte der Berliner Hof zunächst eine Heirat mit dem späteren Kaiser Karl VI. (ab 1711). Doch Caroline lehnte es ab zu konvertieren, was sie hätte tun müssen, um in das katholische Haus Habsburg einzuheiraten, und die Verbindung unterblieb. Diese Heroine des Protestantismus war auch eine potentielle Heiratskandidatin für Georg August. Eine gegenseitige Zuneigung war schnell gefasst, man heiratete 1705, was jedoch Georg nicht daran hinderte, sich beizeiten geeignete Mätressen zu suchen, die Caroline geduldig ertrug.

Sie war eigenständig und verfolgte eigene Interessen, z.B. nahm sie teil an philosophischen Diskussionen, so wie sie es aus Berlin und Hannover gewohnt war, wo Leibniz regelmäßiger Gast in königlichen Gesprächsrunden war. Sie interessierte sich sehr für theologische Fragen, und in England nahm sie Einfluss auf die Besetzung von Bischofsämtern. Politisch unterstützte sie Robert Walpole, der 1721 den *South Sea Bubble* für die Regierung zu einem glimpflichen Ende gebracht hatte und der seitdem eine friedliche Politik in Europa betrieb, die Großbritannien den Rücken freihielt für seine expansive Überseepolitik. Ihr politisches Geschick veranlasste Georg II., sie während seiner teilweise mehrmonatigen Besuche in Hannover als Regentin einzusetzen, sehr zum Missfallen seines Sohnes Friedrich Ludwig. Nach dem Tod der Königin 1737 kam es endgültig zu einer Verschlechterung des Verhältnisses von Vater und Sohn. Der Hof des Prinzen von Wales hatte sich zu einem oppositionellen Zentrum entwickelt. Dies war keine neue Entwicklung, schon Georg II. hatte schwere Auseinandersetzungen mit seinem Vater gehabt. Sein Haushalt in Leicester House war nicht nur das Zentrum der Opposition gewesen, sondern auch Nebenschauplatz des sogenannten „Opernkrieges“, einer Art „Stellvertreterkrieg“, den Händel und Porpora austrugen, wobei ersterer Komponist und Opernhausbesitzer vom König und letzterer vom Thronfolger unterstützt wurde.

Georg III. (\*1738), der Enkel Georgs II., war noch jung, als sein Vater Friedrich Ludwig 1751 starb, und er war noch immer sehr unreif, als er 1760 die Nachfolge seines Großvaters antrat. Georgs Ziel war es, zunächst die Rolle des Königs gegenüber seinen Ministern zu stärken. Dass er sich dies erlauben konnte, zeigt, dass mittlerweile eine Festigung der hannoverschen Thronfolge eingetreten war: Mit Georg III. bestieg nach fast 50 Jahren wieder ein König den Thron, der in England geboren worden war. Zwar nahm er regen Anteil am Schicksal seines Kurfürstentums, das er nie sah, aber er bezeichnete sich selbst ausdrücklich als Briten. Die Jakobiten waren 1745 in Culloden vernichtet und damit als politischer Faktor ausgeschaltet worden, dadurch verloren auch die Whigs endgültig ihre exklusive Stellung als Stütze der Monarchie. Die Tories machten allmählich ihren Frieden mit den Hannoveranern und wurden im Gegenzug zu Armee und Verwaltung zugelassen. Es kam zu einer

Normalisierung und Stabilisierung der Verhältnisse, die innenpolitischen Karten wurden neu gemischt, und der König, durchdrungen von einem ausgeprägten monarchischen Bewusstsein, wollte seinen Stich machen.

Georg III. verließ sich dabei in den ersten Jahren seiner Regierung ganz auf den schottischen Adligen Lord Bute, der sein Erzieher gewesen war. Als er ihn bei der erstbesten Gelegenheit 1762 zum Premierminister machte, musste dieser notwendigerweise scheitern, da Bute zum einen über keinerlei politische Erfahrung verfügte und zum anderen keine politischen Verbindungen besaß und keiner der bestehenden politischen Parteien zuzurechnen war. Schon allein aus diesem Grund wurde er von Whigs und Tories gleichermaßen bekämpft, aber es war zugleich seine Rolle als der erklärte Favorit des Königs, die ihn schließlich zu Fall brachte. Er war im Lande verhasst, weil sein Einfluss auf den jungen Monarchen unbestimmbar war und doch unermesslich schien.

Ein besonders erbitterter Gegner war der Publizist John Wilkes, der 1763 in der 45. Ausgabe seiner Zeitung "The North Briton" u.a. die Klaviatur der antischottischen Ressentiments so laut spielte und zugleich die – altbekannte – Behauptung aufstellte, es gäbe eine allzu enge Verbindung zwischen Lord Bute und der Königinmutter Auguste, dass er wegen Majestätsbeleidigung angeklagt wurde. Wilkes wurde 1768 in das Unterhaus gewählt, 1769 ausgeschlossen, erneut gewählt, erneut nicht zugelassen – und: Er wurde wie ein Volksheld gefeiert, sein Konterfei war auf Teekannen und Schnupftabaksdosen abgebildet. Wilkes große Popularität war ein Zeichen für die Unpopularität Georgs und des Hofes. In seinem Bemühen, das monarchische Element zu stärken, hatte Georg in der Bevölkerung den Eindruck erweckt, dass die englische Verfassung und die englischen Freiheiten, darunter die Pressefreiheit, in Gefahr geraten seien. Wilkes erinnerte den König im North Briton an das *denkwürdige* Jahr 1648, das Jahr der englischen Revolution: Im Jahr darauf war Karl I. geköpft worden.

Aber Georg war, bei aller politischen Ungeschicklichkeit, die ihn schließlich sämtliche nordamerikanischen Kolonien kostete, deren Forderungen er mit Härte und völligem Unverständnis entgegentrat, „ein Mann von trefflichen häuslichen Tugenden“.<sup>12</sup> Dies brachte ihm im Laufe der Jahre viele Sympathien ein. Er, der als erster britischer Monarch auch in den Naturwissenschaften unterrichtet worden war, interessierte sich sehr für die technischen Neuerungen in der Landwirtschaft, die er als ein treusorgender pater patriae in Großbritannien und in Hannover förderte und zu verbreiten versuchte. Er ließ sich z.B. von Albrecht Thaer beraten, der, ursprünglich kurfürstlicher Hofarzt in Celle, in preußischen Diensten eine akademische Lehranstalt des Landbaus gegründet hatte. Dieses Interesse trug ihm den wohlmeinenden Spitznamen *Farmer George* ein. Vor allem aber seine Rolle als Oberhaupt einer großen Familie, Vater von

---

12 Brockhaus (Anm. 9), S. 732.

15 Kindern und treuer Ehemann in einer offensichtlich glücklichen Verbindung mit Sophie Charlotte von Mecklenburg–Strelitz trug viel zu seiner späteren Beliebtheit bei.

Er verstand es überdies, sich und die Monarchie wesentlich effektvoller in Szene zu setzen, als sein Urgroßvater und Großvater es getan hatten.<sup>13</sup> Georg I. mied die Öffentlichkeit, wann immer es möglich war. Am liebsten wäre er 1714 unerkannt nach England eingereist, um unbemerkt in seine neue Residenz zu „schleichen“; nur ungern nahm er an dem feierlichen Einzug in die Hauptstadt teil, der mit 200 sechsspännigen Karossen erfolgte. Georg II. galt eher als unfähig denn als unwillig zu großartigem royalen Gepränge, zumindest in den Augen seiner Zeitgenossen: “Caroline had the good sense to perceive, that one ingredient was necessary in her behaviour, which she saw the king her husband utterly incapable of putting in practice, Popularity.”<sup>14</sup>

Charlotte von Mecklenburg–Strelitz (\*1744), deren Bruder, Herzog Karl von Mecklenburg–Strelitz, von 1763 bis 1785 Gouverneur von Hannover war, war, anders als ihre Vorgängerin Caroline, nicht politisch. Queen Charlotte aber war populär, vor allem aufgrund ihrer umfangreichen karitativen Tätigkeiten. Sie war kulturell sehr interessiert und galt als eine Förderin der Künste und der Wissenschaften. So nahm sie engagiert Anteil an der Entwicklung der Universität Göttingen. Sie selbst, die erst dann das Englisch erlernte, nachdem sie 1761 Georg III. geheiratet hatte (dies aber dann sehr gut sprach), besaß eine große Bibliothek mit Literatur aus ganz Europa. Sie war eine gute Musikerin, Johann Christian Bach war ihr Lehrer und Charles Burney widmete ihr seine “History of Music”.<sup>15</sup> Und sie war eine begeisterte Amateur–Botanikerin, die mit verschiedenen Wissenschaftlern korrespondierte. Ihre vorbildliche Ehe war ein wichtiges Element der Stabilität, das ihr auch in den Zeiten der Krankheit des Königs Halt gab.

Georg III. galt seit 1788 als geisteskrank. Er litt allerdings, so meint man heute, an Porphyrie, einer Stoffwechselkrankheit, deren Symptome geistige Verwirrung und sogar temporäre charakterliche Veränderung sein können. Der prude König wurde plötzlich obszön und belästigte Hofdamen, als diese Erbkrankheit, die u.a. durch Aufregung ausgelöst werden kann, im Oktober 1788 bei ihm zum Ausbruch kam. Er genas zwar bis zum April 1789, aber die Zustände tauchten 1804 und später 1810 erneut auf, und dieses Mal konnte der König nicht wieder gesunden.

---

13 Siehe hierzu Colley, Linda: Britons: forging the Nation, 1707–1837, New Haven, Conn., 1992. Vgl. Linda Colley, The Apotheosis of George III: Loyalty, Royalty and the British Nation 1760–1820, in: Past and Present 102 (1984), S. 94–129.

14 [Davies, Thomas:] The Characters of George the First, Queen Caroline, Sir Robert Walpole, Mr. Pulteney, Lord Hardwicke, Mr. Fox and Mr. Pitt, reviewed. With royal and noble Anecdotes: and a Sketch of Lord Chesterfield’s Character, London 1777, S. 9ff.

15 Burney, Charles: A General History of Music, 4 Bde, London 1776–1789.

Georg IV. (\*1762) war daher bereits seit neun Jahren offiziell Prinzregent, als sein Vater 1820 starb. Es fällt schwer, über Georg IV. etwas Positives zu schreiben, alle Biografien sind geprägt von mehr oder weniger erschöpfenden Schilderungen seines ausschweifenden Lebenswandels. Der Brockhaus von 1902, der seinem Vater so viel treffliche Tugend bescheinigt hatte, konstatierte knapp: Er war „einer der liederlichsten Männer seiner Zeit.“<sup>16</sup> Er selbst hingegen bevorzugte die Beschreibung, er sei der erste Gentleman Europas. Beide Bezeichnungen sind nicht ganz ohne Berechtigung. Georg geriet schon früh in Gegensatz zu seinen Eltern, begab sich gern in die Gesellschaft zweier Onkel, die ihn früh in die zahlreichen und kostspieligen Vergnügen adliger junger Männer einführten. Seine astronomisch hohen Schulden waren ein Problem, das ihn zeitlebens verfolgte und ihn immer wieder zu Kompromissen zwang, damit der König, später seine Minister ihm in seiner finanziellen Not halfen, neben Spielschulden Kosten, die durch seine Bauleidenschaft verursacht wurden. Er hat nicht nur in London erkennbar architektonische Spuren hinterlassen, sondern auch in Brighton, wo er den Royal Pavillion errichten ließ, eine Art indischer Palast im Zuckerbäckerstil. Durch ihn wurde Brighton zu einem mondänen Badeort. Georg hat in der Tat als Gentleman in seiner Zeit gesellschaftliche Maßstäbe gesetzt, z. B. in Bezug auf Kleidung oder Mobiliar. Er, der als Thronfolger eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatte, besaß einen exquisiten Geschmack, und der Regency Stil war in ganz Europa à la mode.

Unverzichtbarer Bestandteil des Lebens eines Mannes von Welt waren natürlich Frauen. Georg und seine Brüder beherzigten diese Maxime in hohem Maße, mit dem absurden Ergebnis, dass keiner von ihnen bis zum Jahr 1795 einen legitimen Thronfolger gezeugt hatte. Nicht, dass es an Kindern überhaupt mangelte, so hatte etwa der spätere Wilhelm IV. zehn uneheliche Kinder mit einer Schauspielerin. Georg IV. war seit zehn Jahren mit der bürgerlichen und – schlimmer noch – katholischen Mary Anne Fitzherbert verheiratet, doch er saß wieder einmal und nicht zum letzten Male in der Schuldenfalle, die ihn zu handeln zwang. Er willigte in die Ehe mit einer deutschen protestantischen Prinzessin ein – welche, war ihm gleichgültig. Dementsprechend unglücklich verlief die Ehe mit Caroline von Braunschweig–Wolfenbüttel (\*1768). Als im Januar 1796 tatsächlich eine Thronfolgerin, Charlotte, geboren wurde, lebten die Eheleute längst getrennt. Georg versuchte eine offizielle Trennung zu erreichen, die ihm der Vater aber nicht gestattete. In den kommenden 25 Jahren stritt man sich über das Kind, über Geld, über Repräsentationsfragen. Ein geschmackloser Höhepunkt dieser Ehe­tragödie war der Moment, als Georg seiner Frau den Zutritt zu seiner Krönung verweigerte und sie buchstäblich von den Stufen der St. Paul's Cathedral vertreiben ließ. Caroline hatte seit 1815 auf dem Kontinent gelebt und war nun nach

---

16 Brockhaus (Anm. 9), S. 734.

Großbritannien zurückgekehrt, um ihre Rechte als Königin einzufordern, denn Georg hatte sie aus dem offiziellen Kirchengebet streichen lassen. Georgs erste Aktivität als König war es gewesen, in einem spektakulären Prozess die Scheidung von Caroline zu erreichen, was ihm nicht gelang. Die öffentliche Meinung war auf ihrer Seite, sie konnte die Rolle der verfolgten Unschuld für sich geltend machen, obwohl auch ihr Verhalten nicht immer über jeden Zweifel erhaben gewesen war. Seit 1795 war sie Aushängeschild der Opposition, doch es gelang ihr nie, eigene Akzente zu setzen. Der Streit um ihre Rolle als Königin endete mit ihrem frühen Tod noch im Jahr 1821. Sie wurde in Braunschweig beerdigt, auf ihren eigenen Wunsch und sehr zur Erleichterung ihres Gatten, der auch als König sein gewohntes Leben fortsetzte.

Doch das üppige Wohlleben, in dem nie viel Platz für Politik gewesen war, forderte seinen Tribut. Der mittlerweile unförmig dicke, aufgedunsene König, der an Gicht litt, war Ziel unzähliger bössartiger Satiren in einem Land, das nach Jahren kriegerischer Auseinandersetzungen mit dem napoleonischen Frankreich einerseits und großer, durch die frühe Industrialisierung ausgelöster gesellschaftlicher Umwälzungen andererseits für ihn wenig Verständnis aufbrachte.

Trost suchte und fand Georg IV., als er 1821 sein Königreich Hannover besuchte, für das durch englische Unterstützung auf dem Wiener Kongress erhebliche Gebiets-erweiterungen erzielt worden waren. Niemand hätte es hier gewagt, den Monarchen zu kritisieren, um so weniger als man hocheifrig war über den ersten Besuch des Souveräns seit Jahrzehnten. Georg wurde begeistert gefeiert. Er hatte Hannover 1819 eine neue ständische Verfassung gegeben, die den Adel privilegierte, 1823 sollte er eine Verwaltungsreform anregen. Der Regent von Hannover war sein jüngster Bruder, Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, der ein freundlicher, jovialer Mann war, was ihn bei den Hannoveranern sehr beliebt machte. Er war, wie sein Bruder Georg, an Kultur interessiert und förderte Kultur und Wissenschaften im Hannöverschen. Der König besuchte 1821 auch Göttingen, wo ausgewählte Studenten ihm ein lateinisches Gedicht vortrugen. Gerührt, aber schließlich auch ein wenig gelangweilt von diesem Besuch in der deutschen Provinz, kehrte er in die Metropole London zurück, wo er im Juni 1830 starb.

Wilhelm IV. (\*1765), der Bruder Georgs IV., ist lediglich ein Postskriptum der Personalunion. Er regierte nur sieben Jahre, von 1830 bis 1837, und hatte damit wenig Gestaltungsmöglichkeiten. Er selbst hatte eine Ausbildung bei der Marine erhalten und wurde schließlich im Alter von 65 Jahren König. Nach dem frühen Tod der Tochter Georgs Charlotte (1817) stellte sich erneut das Problem der Thronfolge für die hannoversche Dynastie. Nun war es Wilhelm, der sich zu heiraten gezwungen sah, auch er wählte aus dem reichhaltigen Angebot (irgend)eine protestantische deutsche Prinzessin, Adelheid von Sachsen-Meiningen. Die Verbindung erwies sich als durchaus glücklich. Die zwei Töchter des Paares starben allerdings jeweils kurz nach der Geburt, so dass schließlich nach dem Tode Wilhelms IV. 1837 im Vereinigten

Königreich Viktoria die Nachfolge ihrer Onkel antrat, denn sie war die Tochter eines weiteren Sohnes Georgs III. Dieser Eduard von Kent hatte im Wettrennen um die Thronfolge den gleichen Weg eingeschlagen wie seine älteren Brüder, er hatte die protestantische Viktoria von Sachsen–Coburg–Saalfeld geheiratet, war allerdings selbst bereits 1820 gestorben. Seine Tochter Viktoria sollte die am längsten regierende Monarchin der englischen Geschichte werden, sie starb erst 1901.

Damit war im Jahre 1837 die Personalunion beendet. Im Inselstaat galt die weibliche Thronfolge. In dem deutschen Königreich wäre eine Frau auf dem Thron erst nach dem Ableben aller männlichen Familienmitglieder möglich geworden. Der neue König von Hannover hieß daher Ernst August. Der vierte Sohn Georgs III., in den Augen der Whigs "the most unpopular prince of modern times"<sup>17</sup>, war bekannt für seine erzreaktionären Ansichten. Die Briten waren froh, dass sie ihn los werden konnten, die Hannoveraner waren nicht eben glücklich, ihn zu bekommen.

---

17 Rührbein, Waldemar R., von Rohr, Alheidis (Hrsg.): Heil unserm König! Herzöge, Kurfürsten, Könige in Hannover (Schriften des Historischen Museums Hannover, 7), Hannover 1995, S. 48.

## Exponate D

### D 1 M. R. Gucht:

Georg I.

Kupferstich, 15,4 x 9,8 cm

SUB Göttingen: 8° H. Brit. un. II, 9310

Am 12. August 1714 wurde der hannoversche Kurfürst Georg Ludwig (1660–1727) als Georg I. zum König von Großbritannien ausgerufen. 1715 versuchten Anhänger der abgesetzten Stuart-Dynastie einen Aufstand, der allerdings scheiterte. Insgesamt war die Regierungszeit des ersten Hannoveraners, der entgegen aller historischen Gerüchte auch Englisch sprach, eine Zeit relativer Stabilität.

### D 2 Georg I.

Öl auf Leinwand, 230 x 160 cm (gerahmt)

Historisches Museum Hannover: VM 012243

### D 3 Sophie Dorothea „mit Blumen im Haar“.

Öl auf Leinwand, 81 x 67 cm (gerahmt)

Historisches Museum Hannover: VM 024285

Die Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg (1666-1726) war die Mutter Georgs II. und der späteren Königin von Preußen, die wie sie Sophie Dorothea hieß und die Frau des Soldatenkönigs war. Die Frau des Kurfürsten Georg Ludwig war zugleich seine Kusine, die er nach dem Willen seines Vaters 1682 heiraten musste, damit sichergestellt wurde, dass der hannoversche Teil der Welfenfamilie das Herzogtum Celle erbte. Die Ehe war unglücklich. Nachdem der notwendige Thronfolger und mögliche zukünftige König von Großbritannien das Licht der Welt erblickt hatte, wandte sich Georg Ludwig von seiner Frau ab und erwirkte 1694 die Scheidung. Sophie Dorothea wurde für die restlichen 32 Jahre ihres Lebens auf das Schloss Ahlden in der Lüneburger Heide verbannt, ohne ihre Kinder je wiederzusehen.

### D 4 Georg II.

Öl auf Leinwand, 77,6 x 61,1 cm

Bomann-Museum Celle: Inv.-Nr. BM 121

Georg II. (1683–1760) folgte 1727 seinem Vater auf den britischen Thron und wurde als Georg August Kurfürst von Hannover. Er war, wie sein Vater, in Hannover geboren und aufgewachsen und besuchte gern und oft, insgesamt zwölfmal, seine deutschen Erblande. Er ist der Gründer der Universität Göttingen, die nach ihm Georgia Augusta benannt und die de facto von seinem hannoverschen Rat Gerlach Adolph von Münchhausen aufgebaut wurde. Georg, der sehr um das Wohl seines Kurfürstentums



besorgt war, geriet in der Mitte des Jahrhunderts im Verlauf der Schlesischen Kriege immer wieder in die politische Zwickmühle zwischen seiner Rolle als Kurfürst und als König. Er war der letzte europäische Fürst, der an der Spitze seiner Truppen – sehr erfolgreich – in die Schlacht zog, und errang 1743 einen Sieg über die Franzosen bei Dettingen.

**D 5** Georg II.

Porträtgemälde, Öl auf Leinwand, 230 x 160 cm (gerahmt)  
Historisches Museum Hannover: VM 012244

**D 6** Caroline von Ansbach.

Öl auf Leinwand, 76,5 x 60,1 cm

Bomann-Museum Celle: Inv.-Nr. BM 122

Caroline von Ansbach (1683–1737), die Frau Georgs II., war als Waise am Hofe der Tante ihres zukünftigen Mannes in Berlin erzogen worden, am Hof der sehr gebildeten und interessierten Sophie Charlotte, Königin zunächst noch in Preußen. Sophie Charlotte war die Tochter der Kurfürstin Sophie von Hannover und wie ihre Mutter intellektuelle Freundin des Philosophen Leibniz. Die junge Prinzessin Caroline, entsprechend ausgebildet und vorbereitet, hatte auf dem europäischen Heiratsmarkt gute Chancen und war sogar als Braut des zukünftigen Kaisers im Gespräch. Doch die Frau eines Habsburgers konnte nur katholisch sein, Caroline aber weigerte sich zu konvertieren, was sie auch in den Augen ihrer späteren britischen Untertanen zu einer Heldin der protestantischen Sache machte. Sie heiratete 1705 Georg August, und beide bereiteten sich in Hannover auf ihre Rolle als Fürst und Fürstin einer aufstrebenden europäischen Großmacht vor. Sie war die Ansprechpartnerin des Premierministers Walpole bis zu ihrem frühen Tod 1737.

**D 7** R. Sayer (exc.) und R. Houston (fec.) nach einem Gemälde von J. Zoffany (1771):  
Georg III. (1772).

Kolorierte Graphik, 64,5 x 51,5 cm (gerahmt)

Historisches Museum Hannover: VM 041539

Georg III. war der Enkel Georgs II., dessen Sohn, Friedrich Ludwig, Prince of Wales, 1751, neun Jahre vor seinem Vater starb. Während Friedrich Ludwig als Thronfolger in Hannover erzogen worden war, um auch die Bindung an das Kurfürstentum nicht zu verlieren, ist Georg III. tatsächlich nie in Hannover gewesen. Dennoch war er stets um das Wohl seines Stammlandes besorgt. Er ließ seine jüngeren Söhne an der Universität Göttingen studieren. Sein spezielles Interesse galt den jeweils neuesten Entwicklungen in der Landwirtschaft, die er auch immer in sein deutsches Territorium übermittelte. Dies trug ihm den Spitznamen „Farmer George“ ein. Markantestes Ereignis, nicht nur der britischen Geschichte, das in seine Regierungszeit fällt, ist die

Loslösung der amerikanischen Kolonien vom Mutterland, die schließlich 1783 im Frieden von Paris völkerrechtlich sanktioniert wurde. Fünf Jahre später, 1788, brach zum ersten Mal die Krankheit aus, die ihn ab 1810 endgültig regierungsunfähig machte: Porphyrie, eine Stoffwechselkrankheit, die zu geistiger Verwirrung führen kann, so dass Georg III. als geisteskrank galt.

**D 8** Britisches Abzeichen in Gestalt eines verkleinerten Bruststerns (breast star) zum Hochedlen Orden des Heiligen Georg, genannt Hosenbandorden (The Most Noble Order of the Garter).

Studiensammlung Wolf Göttingen

Hosenbandorden mit dem roten St.-Georgs-Kreuz in der Mitte, um das sich das blaue Hosenband (Garter) schlingt, mit der französischen Devise HONI SOIT QUI MAL Y PENSE.

**D 9** Königlich hannoverscher Hof- und Beamtendegen.

Klassizistisch, um 1820, Länge ca. 96 cm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Nach englischem Muster. Lieferant: Carl Wilhelm Eichstaedt, Hannover. Scheide auf dem vergoldeten Mundblech bezeichnet: „C.W./Eichstaedt/Hofschwertfeger/in/Hannover“.

**D 10** R. Sayer (exc.) und R. Houston (fec.) nach einem Gemälde von J. Zoffany (1771): Charlotte von Mecklenburg-Strelitz (1772).

Kolorierte Graphik, 64,5 x 51,5 cm (gerahmt)

Historisches Museum Hannover: VM 041540

Anders als ihre Vorgängerin auf dem Thron, Queen Caroline, beschränkte sich Charlotte (1744–1818) bewusst auf die häusliche Sphäre. Ihre glückliche Ehe mit Georg III., aus der 15 Kinder hervorgingen, hob sich von der Mätressenwirtschaft der frühen Hannoveraner ab. Charlotte war bekannt als Förderin der Künste, sie war eine gute Musikerin, besaß eine große Bibliothek und korrespondierte mit Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen an der Universität Göttingen. In ihren späteren Jahren machte sie sich einen Namen als versierte Gärtnerin: Queen Charlotte's house in Kew Garden erinnert noch heute daran.

**D 11** Pierre Joseph Redouté:

Les Liliacées. Paris, An. XIII.-[1805].

SUB Göttingen: gr. 2 BOT IV, 3692 RARA:2

Das am Kap der Guten Hoffnung beheimatete Liliengewächs, das der im Dienst von Sir Joseph Banks stehende Forscher Masson 1773 entdeckte, erhielt seinen Namen zu Ehren der Queen Charlotte, gebürtige Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz.

**D 12** Georg IV.

Bildnis auf Metall, 26,1 x 18,6 cm

Bomann-Museum Celle: Inv.-Nr. BM 128

Georg IV. (1762–1830), der älteste Sohn Georgs III., war in vielerlei Hinsicht das Gegenteil seines Vaters. Politisch hat er wenig bewirkt. Er interessierte sich für Kunst- und Modefragen und bevorzugte einen mondänen Lebensstil, der ihm immer wieder gewaltige Schulden einbrachte. 1795 heiratete er seine Kusine Caroline von Braunschweig, um für einen Thronfolger zu sorgen. Denn bis zu diesem Zeitpunkt war aus der zahlreichen Kinderschar Georgs und Charlottes kein (legitimes) Enkelkind hervorgegangen. Die Ehe war unglücklich. Am eindrucksvollsten bringt er sich der Nachwelt in Erinnerung mit der Umgestaltung Londons im Bereich von Regent Street und Regent Park, Prinzregentenpark gewissermaßen, sowie mit dem Bau des Royal Pavilion in Brighton. Dieser in einer Art indischem Zuckerbäckerstil errichtete Palast ist noch heute eine Touristenattraktion im Badeort Brighton.

**D 13** Tasse mit Porträt Wilhelms IV. mit Untertasse.

Fürstenberger Porzellan (um 1830)

Historisches Museum Hannover: VM 076006 a-b

Mit 65 Jahren folgte Wilhelm (1765–1837), der zweite Sohn Georgs III., seinem Bruder im königlich-kurfürstlichen Amt. Die Tochter seines Bruders, Charlotte, war bereits 1817 im Kindbett gestorben, und so gab es beim Tode Georgs IV. keinen Thronfolger, keine Thronfolgerin der nächsten Generation. Um dieses Problem zu lösen, heiratete der als Seemann ausgebildete Wilhelm 1818 eine deutsche protestantische Prinzessin. Das Verhältnis zwischen Wilhelm und Adelheid von Sachsen-Meiningen (1792–1849) war harmonisch, auch wenn ihnen Kinder versagt blieben. Thronfolgerin wurde schließlich die Tochter des dritten Sohnes Georgs III. Dieser, Eduard von Kent, hatte im Rennen um die Krone eine sächsische Prinzessin geheiratet, Viktoria von Sachsen-Coburg-Saalfeld, nach der die Thronerin genannt wurde: Viktoria. Damit war die Personalunion beendet, denn in Hannover war die weibliche Thronfolge erst nach dem Tode sämtlicher männlicher Mitglieder des Welfenhauses möglich. Also wurde Ernst August, der vierte Sohn Georgs III., König von Hannover.

**D 14** Tasse mit Porträt der Adelheid von Sachsen-Meiningen mit Untertasse.

Fürstenberger Porzellan (um 1830)

Historisches Museum Hannover: VM 076007 a-b

Porträtmedaillen englischer Könige und Königinnen von 1714-1837

**D 15a** [Vorderseite]

Georg (I.) Ludwig

Medaille [Regierungsantritt (1714)] von Georg Wilhelm Vestner? (1677–1740)

Silber 28,01 g; Dm 44 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.052.022

**D 15b** [Rückseite]

Georg (I.) Ludwig

Medaille [Regierungsantritt (1714)] von Georg Wilhelm Vestner? (1677–1740)

Kupfer/Kupferlegierung 22,495 g; Dm 44 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.052.023

Vs.: Darstellung Georg I. im Brustbild mit langen Locken und Umhang.

Umschrift oben: GEORG LVD. D. G. M. BRIT · FR · ET HIB · REX DVX B & L · S · R · I · ELEC ·

Rs.: Sternenhimmel mit der Sonne im Sternbild des Löwen; verschiedene astronomische Zeichen.

Umlaufend: REGNORVM ALBIONIS NVNC IVRA GEORGIVS INTRAT · ANNO MDCCXIV · D · XII · AVGVSTI · („Georg tritt nun in seine Rechte in dem Königreich Albionis ein“)

**D 16** Medaille [Krönung Georg I. (1714)] von Ehrenreich Hannibal (1678–1741)

Silber 80,21 g; Dm 51,5 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 06.003.010

Vs.: Bildnis Georg I. mit Lorbeerkranz und Harnisch.

Umschrift oben: GEORGIVS · D · MAG · BRIT · FR · ET · HIB · REX

Unten die Signatur: E.HANNIBAL

Rs.: Der mit Reichsapfel und Zepter ausgestattete Georg I. wird von der allegorischen Frauengestalt der Britannia (Attribut: Schild mit den Wappen England-Schottlands, Frankreichs und Irlands) gekrönt.

Unten in zwei Zeilen: INAVGVRAT · 31/20 OCT · / MDCCXIII

**D 17a** [Vorderseite]

Medaille [Vermählung Georg II. (1705)] von Ehrenreich Hannibal (1678–1741)

Silber 145,285 g; Dm 65 bis 65,5 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.069.004

**D 17b** [Rückseite]

Medaille [Vermählung Georg II. (1705)] von Ehrenreich Hannibal (1678–1741)

Silber 145,87 g; Dm 65 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.069.010

**D 17c** [Vorderseite]

Medaille [Vermählung Georg II. (1705)] von Ehrenreich Hannibal (1678–1741)

Kupfer/Kupferlegierung 8,755 g; Dm 61,5 bis 63 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.069.021

**D 17d** [Rückseite]

Medaille [Vermählung Georg II. (1705)] von Ehrenreich Hannibal (1678–1741)

Kupfer/Kupferlegierung 139,33 g; Dm 65,5 bis 66 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.069.019

Vs.: Brustbild Georg I. mit Harnisch, langen Locken und umgelegten Mantel.

Umschrift oben: GEORG · AVG · PRINC · ELECTORAL · BR & L ·

Im Armabschnitt: Hannibal

Unten: FLAMMAE FELICES („glückbringende Flammen“)

Rs.: Bildnis der Wilhelmine Caroline, mit perlengeschmücktem Haar, dekolletiertem Kleid und durch eine Kette gehaltenen Überwurf.

Umschrift oben: VVILHEL CAROL MARCH BRAND

Unten auf der Schulter: E · HANNIBAL

Unten: QVAS MVTVVS / EXCITAT ARDOR · („...die gegenseitige Liebe entzündet“)

Randschrift: CONNVBIO IVNCTI HERNHVSÆ · ANO MDCCV · II · SEPT : („ehelich verbunden zu Herrenhausen am 2. September 1705“)

**D 18a** [Vorderseite]

Medaille [Regierungsantritt Georg II. in Hannover (1727)] von Ehrenreich Hannibal (1678–1741)

Silber 116,91 g; Dm 64 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.069.005

**D 18b** [Rückseite]

Medaille [Regierungsantritt Georg II. in Hannover (1727)] von Ehrenreich Hannibal (1678–1741)

Zinn 66,415 g; Dm 65 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.069.012

Vs.: Bildnis Georg II. mit Lorbeerkranz, Harnisch und umgelegtem Mantel. Auf seiner Schulter ist ein Löwenmaskaron abgebildet.

Umschrift oben: GEORGIVS · II · D · G · MAG · BRIT · FR · ET · HIB · REX · F · D ·

Unten: E · HANNIBAL · F ·

Rs.: Das Welfenross springt nach links über steinigen Boden.

Umschrift oben: NES ASPERA TERRENT („auch Widrigkeiten schrecken nicht“)

Unten: SVCESSIO ELECTORALIS / MDCCXXVII („die Nachfolge in der Kurwürde, 1727“)

Darunter die Signatur: E · H

1727 trat Georg II. nicht nur die Nachfolge seines Vaters, Georg I., auf dem britischen Thron an, sondern wurde auch Kurfürst von Hannover, woran diese Medaille erinnern soll.

**D 19a** [Vorderseite]

Georg II. August (reg. 1727-1760) und Familie.

Medaille (1732) [auf die Nachkommenschaft des Königs] von John Croker (1670–1741) (Vorderseite) und J. S. Tanner (?–1775) (Rückseite)

Silber 118,04 g; Dm ca. 69 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.070.019

**D 19b** [Rückseite]

Georg II. August (reg. 1727-1760) und Familie.

Medaille (1732) [auf die Nachkommenschaft des Königs] von John Croker (1670–1741) (Vorderseite) und John Sigismund Tanner (?–1775) (Rückseite)

Silber 118,82 g; Dm ca. 69,5–70 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.070.001  
Vs.: Georg II und Caroline von Brandenburg-Ansbach im Brustbild, einander zugewendet.

Umschrift oben: GEORGIVS · II · REX · ET · CAROLINA · REGINA ·

Im Armabschnitt des Königs die Signatur: · I · C ·

Unten: MDCCXXXII

Rs.: In der Mitte das Bildnis Friedrich Ludwigs (1707–1751), des Prince of Wales, umgeben von den sechs Büsten seiner Geschwister.

Umschrift oben: FELICITAS · IMPERII („das Glück des Reiches“)

Unten in sechs Zeilen: FREDERICVS / P : WALLIAE · / GVLIELMVS · D : CVMBRIAE · ANNA. / AMALIA. CAROLINA. / MARIA. LVDOVICA. / PRINCIPES.

Unter dem Brustbild des Prinzen Friedrich die Signatur: T

**D 20a** [Vorderseite]

Medaille [Krönung von Wilhelmine Caroline (1727)] von John Croker (1670–1741)

Silber 18,33 g; Dm 35 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.081.016

**D 20b** [Rückseite]

Medaille [Krönung von Wilhelmine Caroline (1727)] von John Croker (1670–1741)

Silber 18,64 g; Dm 34,5–35 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.081.017

Vs.: Wilhelmine Caroline im Brustbild mit Perlen im Haar.

Umschrift oben: CAROLINA · D · G · MAG · BR · FR · ET · HIB · REGINA ·

Im Armabschnitt: I. C.

Rs.: Die Königin steht zwischen den allegorischen Frauengestalten der Religio und der Britannia.

Umschrift oben: HIC · AMOR HAEC · PATRIA · („dies ist meine Liebe – dies ist meine Heimat“)

Unten: CORON · XI · OCTOB · / MDCCXXVII

Diese Medaille stellt das Pendant zur offiziellen Krönungsmedaille Georg II. dar. Wilhelmine Caroline ist mit den allegorischen Frauengestalten Britannia und Religio, die symbolhaft für die Treue und Liebe der Königin zu ihrem Land und zu ihrer Religion stehen, dargestellt.

**D 21** Medaille [Hochzeit Georg III. (1761)] von Jacob Abraham (1723–1800)

Silber 30,36 g; Dm 43 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.086.011

Vs.: Beide Brustbilder nebeneinander nach rechts schauend.

Umschrift oben: GEORG · III · SOPH · CAROL · M · B · F · ET H · REX ET REGINA

Im Halsabschnitt die Signatur: A

Rs.: Die Britannia opfert vor einem Tempel und hält einen Stab mit der Freiheitsmütze. Im Hintergrund befindet sich ein Segelschiff.

Umschrift oben: VOTA BRITANNIAE („die Wünsche Britanniens“)

Unten: FELICIVINCULO IUNCTI / D · X · SEPT. / MDCCLXI · („durch ein glückliches Band sind sie am 10. September 1761 verbunden worden“)

Am 8. September 1761 – und nicht am 10. September, wie auf der Medaille angegeben – heiratete Georg III. die deutsche Prinzessin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz (1744–1818).

**D 22** Medaille [Krönung Georg III. (1761)] von Lorenz Natter (1705–1763)

Kupfer/Kupferlegierung 15,955 g; Dm 34 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.086.006

Vs.: Brustbild Georg III. mit Lorbeerkranz und Harnisch nach rechts schauend.

Umschrift oben: GEORGIVS · III · D · G · M · BRI · FRAU · ET · HIB · REX · F · D ·

Im Armabschnitt: L. N.

Rs.: Georg III wird von der Britannia gekrönt; an den Seiten sind Dreizack, Wappenschild und Löwe dargestellt.

Umschrift oben: PATRIAE · OVANTI (dem jubelnden Vaterland)

Unten: CORON · XXII · SEPT · / MDCCLXI · (gekrönt am 22. September 1761)

Es handelt sich um eine der offiziellen Krönungsmedaillen.

**D 23** Medaille [Vermählung Georg IV. (1797)] von Konrad Heinrich KÜchler (?–1810)  
Kupfer/Kupferlegierung 50,555 g; Dm 47,5 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.102.003  
Vs.: Es sind die Brustbilder des Königspaares nebeneinander abgebildet, beide schauen nach rechts.

Umschrift oben: GEORG · WALL · PRINC · ET · CAROLIN · BRUNS · PR ·

Unten: C · H · KÜCHLER · F ·

Rs.: Der Gott Hymen hält in der einen Hand die Hochzeitsfackel und in der anderen die mit einem Band verbundenen Wappenschilder von Hannover und Großbritannien. Im Hintergrund wird die Stadt London abgebildet.

Umschrift oben: JUNXIT HXMEN TAEDIS ILLUSTRIBUS AMBOS (Hymen verbindet beide mit prächtigen Fackeln)

Unten: NUPTIAE REGIAE LOND · / MDCCXCVII. („königliche Hochzeit zu London 1797“)

Unten: C · H · KÜCHLER · FEC ·

Georg (IV.), Prince of Wales, heiratete am 8. April 1795 – und nicht, wie auf der Medaille angegeben 1797 – in London Karoline Elisabeth Amalie, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg.

**D 24a** Medaille [Krönung Georg IV. (1821)] von Antoine Desboeufs (1793–1862)

Kupfer/Kupferlegierung 60,86 g; Dm 50 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.103.003

**D 24b** Medaille [Krönung Georg IV. (1821)] von Antoine Desboeufs (1793–1862)

Zinn 49,49 g; Dm 50 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.103.004  
Vs.: Kopfbildnis des Königs nach links schauend.

Umschrift oben: GEORGIUS IV D. G. BRITANNIARUM REX F. D.

Unten: DESBOEUF

Rs.: Die Britannia krönt den thronenden König, dessen rechte Hand auf der Bibel ruht, während die linke das Zepter hält.

Unten in zwei Zeilen: · MENS · JUL · DIE XIX · / ANN · MDCCCXXI

An der rechten Seite: DESBOEUF

**D 25a** Medaille [Errichtung der Waterloo-Säule in Hannover (1832)] von Johann George Fritz (?–1852)

Silber 43,005 g; Dm 50 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.110.001



**D 25b** Medaille [Errichtung der Waterloo-Säule in Hannover (1832)] von Johann George Fritz (?–1852)

Kupfer/Kupferlegierung 59,76 g; Dm 50 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.107.029

**D 25c** Medaille [Errichtung der Waterloo-Säule in Hannover (1832)] von Johann George Fritz (?–1852)

Zinn 44,275 g; Dm 50 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv. Nr. 03.107.030

Vs.: Kopfbildnis Wilhelms IV. nach rechts blickend.

Umlaufend: WILHELM IV KOENIG V: HANNOVER A: KOENIG D: V: R: GROSSBRIT: U:  
IRL: ·

Im Halsabschnitt: FRITZ F

Rs.: Abgebildet ist die hannoversche Waterloo-Säule.

In zwei Zeilen umlaufend: DEN SIEGERN VON WATERLOO DAS DANKBARE VATER-  
LAND / ERRICHTET HANNOVER D. XVII J<sup>UN</sup> MDCCCXV

Unten: XVIII J<sup>UN</sup> MDCCCXV

# UNUS NON SUFFICIT ORBIS – Anmerkungen zu einer Medaille auf den Beginn der Personalunion

*Hans-Werner Wolf*

Die Prägung von Medaillen auf besondere Anlässe und Ereignisse war in der Epoche des Barock ein gern gepflegter und weit verbreiteter Brauch. Sie dienten der Erinnerung oder Selbstdarstellung, oft auch der Repräsentation und Propaganda. All dies wurde im Rund eines kleinen Metallstückes vereint und verewigt. Zu den Zentren der Medaillenkunst in Deutschland zählten seinerzeit Augsburg und Nürnberg.

Gegenstand der genaueren Betrachtung soll die nachfolgend beschriebene Medaille sein:

Kurfürstentum Braunschweig und Lüneburg („Kurhannover“)

**Georg Ludwig** (reg. 1698–1727; seit 1714 als **Georg I.** zugleich englischer König)  
Medaille auf den Regierungsantritt (engl. accession) 1714

## **Vorderseite** (Avers)

Belorbeeretes Profil-Brustbild von Georg Ludwig nach rechts, darunter ein kleiner sechsstrahliger Stern. In der lateinischen Umschrift die Herrschertitulatur:

GEORG[IVS] LVD[OVICVS] D[EI] G[RATIA] M[AGNAE] BRIT[ANNIAE] FR[ANCIAE] ET  
HIB[ERNIAE] REX DVX B[RVNSVICENSIS] & L[VNEBVRGENSIS] S[ACRI] R[OMANI]  
I[MPERII] ELEC[TOR]

(„Georg Ludwig von Gottes Gnaden König von Großbritannien, Frankreich und Irland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heiligen Römischen Reiches Kurfürst“)

## **Rückseite** (Revers)

Vor einer detaillierten Landkarte (sog. Situation oder Mappa) von Nordwesteuropa springt das Welfenross linkshin von HANOVER hinüber nach LONDEN.

Darüber im Bogen: ACCEDENS DIGNVS DIVISOS ORBE BRITANNOS.

(„Es kommt ein Würdiger zu den in einer eigenen Welt lebenden Briten.“)

Unten im Abschnitt: VNVS NON SVFFICIT / ORBIS.

(„Eine Welt allein ist nicht genug.“)

Die Medaille hat einen Durchmesser von 44 Millimetern, ist geprägt und kommt meist in Silber vor, bei einem Gewicht zwischen ca. 28 und 31 Gramm. Das hier besprochene Stück wiegt 29,604 Gramm. Bekannt sind auch Exemplare in Zinn, Bronze (Kupfer) und Gold.



Abb. 9 Silberne Medaille von 1714 auf den Beginn der Personalunion (Rückseite) (E 1)

Foto: Stephan Eckardt

Es gibt künstlerische Entwürfe, die derart eindrucksvoll sind, dass sie auch nach Jahrhunderten nichts von ihrer Aussagekraft verloren haben. Dies gilt in hohem Maße für die Rückseitengestaltung der allegorischen Medaille auf den im Jahre 1714 erfolgten Regierungsantritt eines Fürsten aus Deutschland in Großbritannien. Das Sachsenross, ein seit 1361 urkundliches Wappentier der Welfen, setzt symbolhaft zum Sprung über den Ärmelkanal an. Darunter steht begleitend: „Unus non sufficit orbis“ (One world doth not suffice), eine Devise, die Hawkins<sup>1</sup> im übrigen schon für zwei schottische Gepräge von 1559 nachgewiesen hat, später auch für Münzen von Karl II. von Neapel. Der gelehrte Nürnberger Medaillenkundler Johann Hieronymus Lochner d. Ä. (1700–1769) befasste sich im Jahre 1738 als erster mit dieser Medaille auf die „Überkunft ... in Engelland“; in seiner barocken Übersetzung heißt der Spruch: „Ein Creis allein / Ist ihm zu klein.“ Die lateinische Hexameter-Sentenz im Schriftbogen oben fasst er blumig in den Reim: „Es mus der würdigste der Britten König werden, / Die Meer und Wasser theilt von unserm Creis der Erden.“<sup>2</sup> Datiert ist diese Ereignis-medaille durch ein *Chronogramm*. Die hervorgehobenen, „herausgestellten“ Großbuchstaben der oberen Rückseiteninschrift, übrigens ein Teilzitat aus Vergils Ecloga I, v. 66, sind als römische Ziffern aufzufassen und ergeben addiert eine bestimmte (Jahres-)Zahl, im vorliegenden Falle: C + C + D + D + I + V + D + I + V + I + I (100 + 100 + 500 + 500 + 1 + 5 + 500 + 1 + 5 + 1 + 1) = 1714. Damit wird zeitlich Bezug genommen auf den Beginn der Personalunion, ein Jahr vor Georg Friedrich Händels (Themse-) Wassermusik und zwei Jahrzehnte vor Gründung der Universität Göttingen.

Georg Septimus Andreas von Prauns „Vollstaendiges Braunschweig-Lüneburgisches Münz- und Medaillen-Cabinet“ von 1747 führt die besagte Medaille unter Nr. 1068 auf und nennt als deren Gewicht „zwey Loth“ (S. 346). Das entsprach in den kurhannoverschen Landen etwa 29,232 Gramm. In den auf Praun folgenden Standard-Referenzwerken wird die betrachtete Medaille stets erwähnt, wobei zur weiteren Vertiefung auf die Literatur von Hawkins<sup>3</sup>, Fiala<sup>4</sup> und Brockmann<sup>5</sup> hingewiesen sei.

Allen Fachautoren gemeinsam ist die Unsicherheit bei der Bestimmung des Künstlers, von dessen Hand die Medaille stammen könnte. Lochner, der es als beinaheger Zeitgenosse am ehesten wissen müsste, nennt keinen Namen, ebenso v. Praun. Edward

1 Hawkins, Edward/Franks, Augustus W[ollaston]/Grueber, Herbert A[ppold]: *Medallic Illustrations of the History of Great Britain and Ireland to the Death of George II.*, [MI], London: British Museum 1885 (Nachdruck 1969), S. 93/94.

2 Lochner, Johann Hieronymus: *Samlung Merkwürdiger Medaillen*. Zweytes Jahr, 19. Woche, Nürnberg 1738, S. 146.

3 Hawkins (Anm. 1), Band II, London, 1885, S. 422,5.

4 Fiala, Eduard: *Münzen und Medaillen der Welfischen Lande*. Teil [7,2]: *Das neue Haus Lüneburg (Celle) zu Hannover*. II, Leipzig und Wien 1913, Nr. 2916/2917.

5 Brockmann, Günther: *Die Medaillen der Welfen*, Band 2: *Linie Lüneburg/Hannover*, Köln 1987, Nr. 813, S. 143/144.



*Abb. 10 Spottmedaille auf das Ende der Personalunion 1837 (Rückseite) (E 2)*

*Foto: Stephan Eckardt*

Hawkins hat einige andere Medaillen zum Ereignis von 1714 im Blick und denkt dabei zunächst an den Nürnberger Georg Hautsch (1664–1736), vermutet dann aber Georg Wilhelm Vestner. Albert v. Forster weist die Medaille 1910 dem Augsburger Philipp Heinrich Müller zu, bemerkt jedoch: „... die Rs. [Rückseite] könnte von Vestner sein.“<sup>6</sup> Eduard Fiala<sup>7</sup> gibt 1913 als Medailleur G. W. Vestner an, den er als Westner bezeichnet und damit in der stadthannoverschen Museumsliteratur bis in die heutige Zeit für diese Falschschreibung sorgt. Günther Brockmann (1987), der auf Fiala fußt, entscheidet sich ebenfalls für Vestner. Francisca Bernheimer ist in ihrer Münchener Vestner-Dissertation von 1981/82 vorsichtiger. Im Katalogteil reiht sie die Medaillennrückseite unter G. W. Vestner ein, bei der Portraitseite bleibt sie unbestimmt und schreibt: „(kann Vestner, [P. H.] Müller oder [Georg Friedrich] Nürnberger sein.)“<sup>8</sup> Ursache der allgemeinen Verwirrung ist der kleine sechsstrahlige Stern unterhalb des königlichen Bildnisses auf der Vorderseite der Medaille, der allen der hier aufgeführten Medailleure als Zeichen zugeordnet werden könnte.

Das Portrait selbst zeigt, nebenbei bemerkt, zu Gunsten der hochbarocken Herrscherattitüde wenig Ähnlichkeit mit Georg I. Es erscheint stark geschönt und lehnt sich, mit Lorbeerkranz, Staatsperücke mit langen Locken (Allonge) und dem römischen Überwurf-Mantel, sehr an Medaillenbildnisse Ludwigs XIV. von Frankreich an. Bezeichnend sind hierbei ferner die scharf geschnittene Nase und der leicht gesenkte Mundwinkel des Königs. Erwähnenswert wäre in diesem Zusammenhang vielleicht, dass die englischen Herrscher ihren Anspruch auf den französischen Thron erst im Jahre 1801 aufgaben und die französischen Lilien aus ihrem Wappenschild entfernen ließen.

Zurück zu den in die engere Wahl gelangten Medailleuren Müller und Vestner.

**Philipp Heinrich Müller**, getauft in Augsburg am 2. Oktober 1654, gestorben ebendort am 17. Januar 1719, Sohn eines Augsburger Goldschmiedes, war als Medailleur, Siegelschneider und Goldschmied in seiner Vaterstadt tätig. Von seiner Hand stammen mehr als 400 oft sehr qualitätvolle Medaillen, die zum Teil in Nürnberg bei Friedrich Kleinert und Caspar Gottlieb Lauffer geprägt wurden.

Noch produktiver soll **Georg Wilhelm Vestner** gewesen sein, dessen erste Biographie Johann Hieronymus Lochner in einer 36-seitigen, nicht paginierten „Vorrede“ zu seiner „Samlung Merkwürdiger Medaillen“ (Jahrgang 1740) zu verdanken ist.

6 Forster, A[ibert] von: Die Erzeugnisse der Stempelschneidekunst in Augsburg und Ph. H. Müller's ..., Leipzig 1910 (mit Nachtrag Leipzig 1914), Nr. 790, S. 114.

7 Fiala (Anm. 4), S. 428.

8 Bernheimer, Francisca: Georg Wilhelm Vestner und Andreas Vestner. Zwei Nürnberger Medailleure, (Miscellanea Bavarica Monacensia, 110), München 1984, Nr. 64 (II: Katalogteil S. 39), [Zuvor Diss. phil. München 1982].

Vestner wurde am 1. September 1677 in Schweinfurt als Sohn eines Lebküchners und Gastwirts geboren und erlernte dort die Lebkuchenbäckerei. Als junger Mann unternahm er eine mehrjährige Bildungsreise (1697–1701), die ihn bis nach England führte. Danach ließ er sich, nach einer Episode in Chur, in Nürnberg nieder, war dort Lebküchnermeister, aber auch erfolgreicher Eisenstempelschneider (1704), seit dem 21. März 1728 sogar mit kaiserlichem Privileg. Zuvor „sind wahrscheinlich“, wie F. Bernheimer mutmaßt, „alle seine Medaillen von der Laufferschen Prägeanstalt geprägt und vertrieben worden.“<sup>9</sup> Vestner starb am 1. Dezember 1740 in Nürnberg.

Vorläufig festzuhalten wäre, dass die untersuchte Medaille ihre künstlerischen Wurzeln ganz offensichtlich in Augsburg bzw. Nürnberg hat, dass eine genaue Zuordnung der Urhebererschaft bislang jedoch nicht gelungen ist. Bei Thieme/Becker<sup>10</sup> wird hierzu vermerkt: „Viele dieser Med. [von P. H. Müller] in gemeinsamer Arbeit mit ... Nürnbg. Stempelschneidern und daher schwer von deren Arbeiten zu scheiden.“ Mit Bernheimer und v. Forster ließe sich möglicherweise die Arbeitshypothese aufstellen, dass die Vorderseite von Müller und die Rückseite von Vestner stammt.

Ob die Medaille, bekannt wie wohl kaum eine andere welfische, aus privatkommerzieller Initiative der damaligen Medaillenhersteller, die oft zugleich kaufmännische Medaillenanbieter waren, entstanden ist oder, wie der Verfasser vermutet, nach französisch-absolutistischem Vorbild der „Histoire métallique“ im Auftrage des König-Kurfürsten selbst, bleibt vorerst ungeklärt. Zudem ist nicht erwiesen, ob sie in größerer Stückzahl verkauft wurde oder ob sie als exklusives Fürstengeschenk diente. Viele Fragen sind offen – die Forschungen dauern an.

## Literatur

(*Ahorner v. Ahornrain, Joseph*): V. Nachrichten über den berühmten Augsburg'schen Stempelschneider Philipp Heinrich Müller ..., in: Zweiter Jahrs-Bericht des historischen Vereins im Oberdonau-Kreise. Für das Jahr 1836, Augsburg 1837. (Zweyte Abtheilung: Beyträge, S. 41–50, bes. S. 41/42: „Biographisches.“).

*Bernheimer, Francisca*: Georg Wilhelm Vestner und Andreas Vestner. Zwei Nürnberger Medailleure, (Miscellanea Bavarica Monacensia, 110), München 1984, Nr. 64 (II: Katalogteil, S. 39). [Zuvor Diss. phil. München 1982].

*Brekle, Herbert E[rnst] et alii (Hrsg.)*: Bio-bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts, Bd. 5, Tübingen 1997 (S. 360–365: Johann Hieronymus Lochner).

9 Bernheimer (Anm. 8), S. 31.

10 Thieme, Ulrich/Becker, Felix (Hrsg.): Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 25, Leipzig 1931, S. 246.

- Brockmann, Günther*: Die Medaillen der Welfen, 2 Bände, Köln 1985–1987. Bd. 2: Linie Lüneburg/Hannover, Köln 1987, Nr. 813 (S. 143/144). – Dazu: Katalog 17. Auktion (1.10.1990) Münzenhandlung Fritz Rudolf Künker, Osnabrück, Sammlung Dr. Günther Brockmann, Nr. 374 u. 375 (S. 75).
- Deutsche biographische Enzyklopädie (DBE)*, Bd. 7, München 1998, S. 279: Müller, Philipp Heinrich. – Bd. 10, München 1999, S. 200: Vestner, Georg Wilhelm.
- Eimer, Christopher*: British Commemorative Medals ..., London (1987), Nr. 465 (S. 73).
- Fiala, Eduard*: Münzen und Medaillen der Welfischen Lande. Teil [7,2]: Das neue Haus Lüneburg (Celle) zu Hannover. II, Leipzig und Wien 1913, Nr. 2916/2917 (S. 428) u. Tafel 29, Nr. 8. [Diese Stücke jetzt im Niedersächsischen Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover, Inventarnummer 03.052.016ff.].
- Forrer, L[eonard Steyning]*: Biographical Dictionary of Medallists ..., Bd. III, London 1907 (S. 326–331: Lauffer, Caspar Gottlieb); Bd. IV, London 1909 (S. 196–205: Müller, Philipp Heinrich), (S. 289–292: Nürnberger, Georg Friedrich); Bd. VI, London 1916 (S. 252–257: Vestner, Georg Wilhelm).
- Forster, A[lbert] von*: Die Erzeugnisse der Stempelschneidekunst in Augsburg und Ph. H. Müller's ..., Leipzig 1910 (mit Nachtrag Leipzig 1914), Nr. 790 (S. 114).
- Grünsteudel, Günther et alii (Hrsg.)*: Augsburger Stadtlexikon, Augsburg <sup>2</sup>1998 (darin „Medaille(n)“: S. 646/647; „Müller ... 1) Philipp Heinrich“: S. 665).
- Hawkins, Edward/Franks, Augustus W[ollaston]/Grueber, Herbert A[ppold]*: Medallic Illustrations of the History of Great Britain and Ireland to the Death of George II., [MI], 2 Bde., London: British Museum 1885 (Nachdruck 1969), mit Tafelteil: London: British Museum 1904–1911 (in 19 Lieferungen; Nachdruck 1979), Plate CXXXIX, 3.
- Jordan, Reinhold*: Georg Wilhelm Vestner, ein Barockmedailleur aus Schweinfurt, in: Numismatische Manuskripte, Jahrgabe der Numismatischen Gesellschaft Schweinfurt, Bd. 9, Dezember 1991, S. 54–70.
- Küster, Sebastian*: Medaillen hannoverscher Geschichte – Geschichte hannoverscher Medaillen, in: Ehrgeiz, Luxus & Fortune. Hannovers Weg zu Englands Krone, (Schriften des Historischen Museums Hannover, 19), Hannover 2001, S. 172–185, bes. S. 182–183.
- Lochner, Johann Hieronymus*: Sammlung Merkwürdiger Medaillen. Zweytes Jahr, Nürnberg 1738, 19. Woche, S. 145–152. Viertes Jahr, Nürnberg 1740 (36 S. „Vorrede“: G. W. Vestner).
- Maué, Hermann*: Medaillen als Geschenke und fürstliche Gnadenerweise, in: Cunz, Reiner (Hrsg.): Fundamenta Historiae, Festschrift für Niklot Klüßendorf, (Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover, 51), Hannover 2004, S. 283–295.
- (*Praun, Georg Septimus Andreas von*.) Vollstaendiges Braunschweig-Lüneburgisches Münz- und Medaillen-Cabinet ..., Helmstedt 1747, Nr. 1068 (S. 346).



- Röhrbein, Waldemar R[ichard]*: Das Wappen des Hauses Braunschweig-Lüneburg. Seine Entwicklung und seine Form, in: Hannoversche Geschichtsblätter, Neue Folge, 21 (1967), Heft 1/2, S. 67–92.
- Rohr, Alheidis von (Katalogbearbeiterin)*: Niedersächsische Landesgeschichte im Historischen Museum Hannover, Hannover 1985, Nr. 1.47 (S. 64).
- Schnath, Georg*: Das Sachsenroß. Entstehung und Bedeutung des niedersächsischen Landeswappens, Hannover <sup>1</sup>1958, <sup>2</sup>1961.
- Schneider, Rolf*: Vor dreihundert Jahren: Sophie von der Pfalz und die britische Thronfolge (3., letzter Teil: „Prinzessin von England“), in: MünzenRevue, Regensauf 33 (2001), Nr. 11, S. 123–132.
- Thieme, Ulrich/Becker, Felix (Hrsg.)*: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 25, Leipzig 1931, S. 246: Müller, Philipp Heinrich. – Bd. 34, Leipzig 1940, S. 313: Vestner, Georg Wilhelm.
- Veddeler, Peter*: Das Niedersachsenroß. Geschichte des niedersächsischen Landeswappens, (Hannover 1996).
- Werner, Gerlind*: Müller (Miller, Myller), Philipp Heinrich, Goldschmied und Medailleur ..., in: Neue Deutsche Biographie (NDB), Bd. 18, Berlin 1997, S. 468/469.

## Weiterführende Literatur

- Bernhart, Max*: Medaillen und Plaketten, (Bibliothek für Kunst- u. Antiquitätensammler, 1), Berlin <sup>2</sup>1920.
- Schneider, Rolf*: Medaillen und Schaumünzen des Barock und Rokoko, Osnabrück 1988, S. 93/94.
- Hauke, Petra/Henning, Eckart*: Bibliographie zur Medaillenkunde, Bad Honnef 1993.

## Exponate E

### E 1a Medaille auf den Regierungsantritt Georgs I.

Silber 29,604 g; Dm 44 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Belorbeertes Profil-Brustbild von Georg Ludwig nach rechts, darunter ein kleiner sechsstrahliger Stern.

Umschrift umlaufend: GEORG[IVS] LVD[OVICVS] D[EI] G[RATIA] M[AGNAE] BRIT[ANNIAE] FR[ANCIAE] ET HIB[ERNIAE] REX DVX B[RVNSVICENSIS] & L[VNEBVRGENSIS] S[ACRI] R[OMANI] I[MPERII] ELEC[TOR] („Georg Ludwig von Gottes Gnaden König von Großbritannien, Frankreich und Irland, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heiligen Römischen Reiches Kurfürst“).

### E 1b Medaille auf den Regierungsantritt Georgs I.

Silber 29,604 g; Dm 44 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Vor einer detaillierten Landkarte (sog. Situation oder Mappa) von Nordwesteuropa springt das Welfenross linkshin von HANOVER hinüber nach LONDEN.

Umschrift oben: ACCEDENS DIGNVS DIVISOS ORBE BRITANNOS („Es kommt ein Würdiger zu den in einer eigenen Welt lebenden Briten“.)

Unten im Abschnitt: VNVS NON SVFFICIT / ORBIS („Eine Welt allein ist nicht genug.“)

### E 2 Spottmedaille auf das Ende der Personalunion 1837.

Rückseitig datiert 1837

Unedles Metall (Messing?), ca. 4 g; Dm ca. 22 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

In zahlreichen Varianten vorkommend, möglicherweise Jeton oder Spiel- bzw. Whistmark, engl. *Counter* („Rechenpfennig“). In Anlehnung an die britische Sovereign-Goldmünze (= 1 Pfund Sterling, Dm 22 mm) mit dem drachentötenden St. Georg zu Pferde auf der Rückseite, als Schutzpatron von England (vgl. Hosenbandorden).

Vs.: Kopfprofil der jungen Queen Victoria.

Rs.: Ernst August Herzog von Cumberland, Victorias Onkel, reitet mit geschultertem Säbel und königlich gekrönt zurück „TO HANOVER“, den St.-Georgs-Drachen, statt ihn zu bekämpfen, dorthin mitnehmend.

# Die Georg-August-Universität als landesherrliche Gründung. Ein Bericht über ihre Genese

*Ulrich Hunger*

Auch wenn sämtliche Motive und Ursachen der kurfürstlichen Hochschulgründung gerade in der Stadt Göttingen noch nicht restlos aufgeklärt sind, so scheint doch festzustehen, dass sich zumindest die Kommune selbst und ihre Bürger nicht nach einer Universität gedrängt haben.<sup>1</sup> Denn eine Hochschule besitzt als Knotenpunkt menschlichen Wissens und Ausbildungsstätte gesellschaftlicher Eliten zumindest eine nationale, wenn nicht internationale Bedeutung, wohingegen sich der Aktionsradius einer Kommune zumeist auf lokale Belange beschränkt. Dieser Interessenkonflikt führt nahezu zwangsläufig zu einem ambivalenten Verhältnis zwischen städtischen und universitären Entscheidungsträgern, und so ist auch in Göttingen die Frage noch nicht geklärt, ob die Stadt eine Universität besitzt oder die Universität eine Stadt.

Die Gründung der Georg-August-Universität in Göttingen war vielmehr ein landesherrlicher Eingriff von außen. Dies konnte auch nicht anders sein, da Hochschulneugründungen seit der Neuzeit zu den hoheitlichen Aufgaben der territorialen Zentralgewalt gehörten und sogar vom Kaiser, das heißt vom Reich, genehmigt werden mussten, nicht zuletzt weil sie die rechtliche Kompetenz und die Finanzkraft der Städte überstiegen hätten.

So ist als auslösendes Moment für die Universitätsgründung letztlich die Tatsache verantwortlich zu machen, dass sich an der Wende zum 18. Jahrhundert das Kurfürstentum Hannover zu einer territorialen Großmacht in der Mitte Deutschlands zu entwickeln begann. Neben den beträchtlichen Gebietszuwachs trat der günstige Umstand der Personalunion mit England, denn 1714 hatte der hannoversche Kurfürst Georg Ludwig die englische Thronfolge als Georg I., König von Großbritannien und Irland, angetreten. Dieses territorial, dynastisch und durch die Verbindung mit England auch wirtschaftlich erstarkte Hannover besaß keine eigene Hochschule, wenn man einmal von der 1576 durch Herzog Julius gegründeten braunschweig-wolfenbüttelschen Universität Helmstedt absah, die auch für die übrigen welfischen Territorien eher schlecht als recht die Funktion einer Landesuniversität versah. Ungleich bes-

---

1 Vgl. Saathoff, Albrecht: Geschichte der Stadt Göttingen seit der Gründung der Universität, Göttingen 1940, S. 10; Wellenreuther, Hermann: Epilog: Göttingen in der Jahrhunderthälfte der Universitätsgründung, in: Göttingen 1690–1755. Studien zur Sozialgeschichte einer Stadt, hrsg. von Hermann Wellenreuther, Göttingen 1988, S. 321–328.

ser war es in dieser Hinsicht etwa um Preußen bestellt, das sogar vier Hochschulen vorweisen konnte, darunter die erst 1694 gegründete, aber schon zu frühem Ruhm aufgestiegene Reformuniversität Halle.<sup>2</sup>

Entsprechend lag die Gründung einer Landesuniversität für Kurhannover im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sozusagen in der Luft.<sup>3</sup> Gleichwohl ist nicht überliefert, dass der Stifter der Universität Göttingen, Kurfürst Georg August von Braunschweig und Lüneburg und als Georg II. zugleich König von Großbritannien und Irland, ein vertieftes wissenschaftliches Interesse an einer Universitätsgründung besaß, das über ein politisches Reputationsdenken sowie rein pragmatische, das heißt struktur- und wirtschaftspolitische Erwägungen hinausging. Zu Beginn der dreißiger Jahre tauchten die ersten, vom König veranlassten gutachtlichen Äußerungen zu einer Hochschulgründung auf, in denen bereits alle wesentlichen Fragen behandelt wurden. Der Verfasser des ersten Gutachtens war Johann Daniel Gruber, ehemals Professor des öffentlichen Rechts in Halle und Gießen, nunmehr Hofrat, Bibliothekar und Nachfolger Leibnizens in Hannover.<sup>4</sup>

Gruber befürwortete die hannoversche Universitätsgründung wärmstens, obwohl zur damaligen Zeit nicht weniger als zweiunddreißig Hochschulen im alten Reich existierten. Von denen waren aber nach Grubers Meinung allenfalls sechs protestantische Universitäten als ernsthafte Konkurrenz anzusehen, die übrigen galten als veraltet und wurden nicht mehr frequentiert. Das Wagnis der Gründung könne allerdings nur gelingen, wenn der Stifter nicht halbherzig vorgehe und wirklich etwas in die Universität investierte. Denn die dort verausgabten Mittel wären gut angelegt, weil dadurch das Geld der studierenden Landeskinder, dessen Volumen Gruber auf jährlich rund 200.000 Taler schätzte, in der Heimat bliebe und nicht in fremden Staaten ausgegeben würde. Damit wäre nicht nur der Kreislauf des Geldes im Kurfürstentum garantiert, sondern es würde durch den Zustrom fremder Studenten und ihrer

---

2 Vgl. Die Gründung der Universität Göttingen, hrsg. von Emil Rössler, Göttingen 1866, A, S. 1–6; Selle, Götz von: Die Georg-August-Universität zu Göttingen, Göttingen 1937, S. 6–13; Saathoff (Anm. 1), S. 5–6. Ausführlich zur Gründung und zur Geschichte der Universität Göttingen im Land Hannover siehe Hunger, Ulrich: Die Georgia Augusta als hannoversche Landesuniversität. Von ihrer Gründung bis zum Ende des Königreichs, in: Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 2, hrsg. von Ernst Böhme und Rudolf Vierhaus, Göttingen 2002, S. 139–213.

3 Vgl. insgesamt Vierhaus, Rudolf: 1737 – Europa zur Zeit der Universitätsgründung, in: Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte, hrsg. von Bernd Moeller, Göttingen 1988, S. 9–26; Wellenreuther, Hermann: Göttingen und England im achtzehnten Jahrhundert, in: Kamp, Norbert u.a.: 250 Jahre Vorlesungen an der Georgia Augusta 1734–1984, Göttingen 1985, S. 30–63.

4 Vgl. Rössler (Anm. 2), B, S. 3–9; Selle (Anm. 2), S. 18–19; Saathoff (Anm. 1), S. 6–7; Kamp, Norbert: Die Georgia Augusta als Neugründung, in: Ders. u.a.: 250 Jahre Vorlesungen an der Georgia Augusta 1734–1984, Göttingen 1985, S. 7–29, hier S. 13–15.

Kaufkraft noch vermehrt, so lautete die unverkennbar merkantilistische Auffassung Grubers. Ein zusätzlicher, unschätzbare Nutzen entstünde dem Land dadurch, dass Kurhannover nunmehr die Ausbildung seiner Kirchen- und Staatsdiener beeinflussen und sich den fähigsten Nachwuchs sichern könne.<sup>5</sup> Hier deutete sich schon an, unter welchen Prämissen die hannoversche Universitätsgründung stand und wie das geistige und wissenschaftliche Profil der Landesuniversität aussähe: Anwendungsbezogenheit und Verwertbarkeit als Leitlinie für die Wissenschaft, Utilitarismus und Pragmatismus als theoretisches Prinzip.

Schließlich ging es in Grubers Denkschrift um die Wahl des Standortes. Celle galt als zu klein und nicht ausbaufähig, zumal der Ort bereits 1711 mit dem Oberappellationsgericht bedacht worden war und zusätzlich noch das Zuchthaus und das Landesgestüt beherbergte. In Lüneburg gab es bereits eine Ritterakademie, und hinsichtlich der Finanzierung war mit dem Widerstand der Landschaft zu rechnen. Hannover kam von vornherein nicht in Frage, da in der bevölkerungsreichen Residenzstadt keine Strukturhilfe vonnöten war und die Studenten nicht den Ablenkungen und Versuchungen der Metropole ausgesetzt werden sollten. Also fiel die Wahl auf Göttingen, eine Stadt, die eine Investitionsspritze gut gebrauchen konnte und darüber hinaus einige entscheidende Vorteile zu bieten hatte.<sup>6</sup>

In der Tat war diese im Mittelalter durch den Handel und das Tuchmachergewerbe reich und groß gewordene Stadt wohl der am besten geeignete Universitätsstandort im Kurfürstentum. Die zahlreichen Kirchen, Klöster und nicht zuletzt die Stadtbefestigung signalisierten schon von weitem, dass das damals rund 6.000 Einwohner zählende Göttingen auch im 18. Jahrhundert immer noch mehr als ein kleines, verarmtes Landstädtchen war. Dass den Zeitgenossen bei näherem Hinsehen zahlreiche verwahrloste Ecken, verwüstete Grundstücke, verfallene Hütten und die „überall verunzierenden ... alten Gothischen Rauchnester“ auffielen – wie Samuel Christian Hollmann, Professor der ersten Stunde, bemerkte<sup>7</sup> –, mag nicht verwundern, denn Göttingen hatte während der Glaubenskämpfe und des Dreißigjährigen Krieges erheblich gelitten.<sup>8</sup> Freilich ist die in der älteren universitäts- und stadtgeschichtlichen Literatur verbreitete Auffassung wohl übertrieben, dass „die einst so hochgemute Stadt an den Rand des Verderbens“<sup>9</sup> gebracht worden war. Denn es gibt einige Belege dafür, dass auch schon vor 1730 in Göttingen eine wirtschaftliche Erholungsphase aus eigener Kraft eingesetzt hatte. Insbesondere das traditionelle Tuchmacher- und

---

5 Vgl. ebenda.

6 Vgl. Selle (Anm. 2), S. 15 f; Saathoff (Anm. 1), S. 7.

7 Vgl. Kamp (Anm. 4), S. 9; Selle (Anm. 2), S. 36.

8 Vgl. hierzu auch Winnige, Norbert: Krise und Aufschwung einer frühneuzeitlichen Stadt. Göttingen 1648–1756, Hannover 1996.

9 Saathoff (Anm. 1), 1940, S. 5.

Ledergewerbe wie auch die Kaufmannschaft befanden sich vermutlich am Anfang eines spürbaren Aufschwungs.<sup>10</sup>

So hatte Göttingen für die Gründung einer Universität im Grunde nur Vorteile zu bieten: Zwischen Altstadt und Wall gab es erhebliche unbebaute Flächen, also Erweiterungsmöglichkeiten. Es existierten eine Reihe von säkularisierten Klostergebäuden, insbesondere des ehemaligen Dominikanerklosters, die mit vergleichsweise moderaten Kosten für die Universität hergerichtet werden konnten. Die teilweise baufälligen Wohnhäuser boten sich als Sanierungs- und Modernisierungsobjekte für das neue akademische Publikum an. Die Stadt war nicht zu groß und nicht zu klein, lag in landschaftlich schöner Umgebung, besaß eine verkehrstechnisch exponierte Lage im Zentrum Deutschlands und konnte damals noch mit niedrigen Immobilienpreisen und Lebenshaltungskosten locken.<sup>11</sup> Die bereits in Göttingen existierende höhere Lehranstalt, das Pädagogium, erwies sich zudem als institutioneller Anknüpfungspunkt für die Universität. Die vom Schulinspektor Christoph August Heumann geleitete Anstalt wurde 1734 aufgelöst, das von ihr genutzte Dominikanerkloster einschließlich Paulinerkirche der Universität übergeben, die höheren Klassen als Studenten immatrikuliert, die unteren Klassen in die neu errichtete „Stadt- und Trivialschule“ überführt und Heumann als Universitätsprofessor übernommen.<sup>12</sup>

Dass die Reformgründung Göttingen zu einem europäischen Erfolgsmodell geriet, gilt als Verdienst eines Verwaltungsmannes, der sich nahezu vierzig Jahre lang als organisatorischer Motor der Universität erwiesen hat: Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen.<sup>13</sup> Als Geheimer Rat im hannoverschen Regierungskollegium und später auch Premierminister oblag ihm zugleich die Funktion eines Kurators der Landesuniversität, eine Aufgabe, die er mit Leidenschaft aufgegriffen und zeitlebens nicht mehr abgegeben hat. Nicht ohne Grund wird er deshalb in der universitätsgeschichtlichen Forschung als der eigentliche Gründer der Georg-August-Universität angesehen.

10 Vgl. Wellenreuther (Anm. 1); Ders.: Vom Handwerkerstädtchen zur Universitätsstadt. Die Inaugurationsfeier der Georg-August-Universität von 1737 und die Vision Göttingens als „Leine-Athen“, in: Göttinger Jahrbuch, 49 (2001), S. 21–37.

11 Vgl. Saathoff (Anm. 1), S. 7.

12 Vgl. Michael, Berthold: Die beiden Pädagogien im Paulinerkloster 1542–1545 u. 1586–1734. In: 700 Jahre Pauliner Kirche, hrsg. von Elmar Mittler, Göttingen 1994, S. 111–124, bes. S. 124.

13 Zur Rolle Münchhausens für die Universität vgl. insbesondere Buff, Walter: Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen als Gründer der Universität Göttingen, Göttingen 1937; weiterhin Selle (Anm. 2), S. 17; Saathoff (Anm. 1), S. 11–14; Meinerts, Hans Jürgen: Die Georgia Augusta zu Göttingen, in: Neue Deutsche Hefte 82 (1961), S. 66–89, hier S. 66–69; Kamp (Anm. 4), S. 14–17.

Gleichwohl war Münchhausen kein origineller Denker oder Philosoph, sondern eher ein umsichtiger Moderator aktueller wissenschaftspolitischer Tendenzen und darüber hinaus ein unermüdlicher Arbeiter, der sich um alles persönlich kümmerte. Sein Arbeitsstil war der eines Verwaltungsbeamten, denn als die Aufgabe der Universitätsgründung auf ihn als zuständigen Ressortchef der geistlichen und Schulangelegenheiten zukam, gab er als erstes mehrere Gutachten in Auftrag und holte auch für vermeintliche Nebensächlichkeiten beständig brieflichen Rat von Sachkennern ein. So ist Münchhausens Universitätsmodell denn auch in dieser Gutachter- und Evaluationsliteratur wiederzufinden<sup>14</sup>; ihm kommt allerdings das Verdienst zu, die ihm vorgetragenen wissenschaftspolitischen Meinungen synthetisiert und organisatorisch umgesetzt zu haben.

Zusätzlich waren Münchhausen aus eigener Erfahrung – er hatte in Jena, Halle und Utrecht die Rechtswissenschaften studiert – die organisatorischen, methodischen und letztlich auch finanziellen Schwächen der alten Hochschulen bekannt. Er wusste, dass die schwerfälligen Korporationen des Mittelalters und die fürstlichen Hochschulgründungen der frühneuzeitlichen Territorialstaaten sich überwiegend nicht mehr auf der Höhe des Zeitgeistes befanden und die Aufgaben nicht erfüllen konnten, die ihnen in einem modernen Staat zukamen. Die Wissenschaft und ihre Vermittlung mutete ihm vielfach noch mittelalterlich an. An der preußischen Universität Halle, der ersten aufklärerischen Reformgründung des Jahres 1694, hatte Münchhausen bereits die moderne Antwort auf die Herausforderungen des 18. Jahrhunderts kennen gelernt, aber auch gesehen, was noch zu verbessern war.<sup>15</sup>

Aus dieser persönlichen Anschauung und dem Expertenrat der Gutachten formte Münchhausen seine Reformvorstellungen, die er leider nirgendwo kompakt und systematisch dargelegt hat; sie begegnen verstreut in seinem Briefwechsel, versteckt in den ersten Privilegien und Universitätsstatuten<sup>16</sup> sowie in einer einzigen überlieferten Denkschrift, dem „Nachträglichen Votum Münchhausens über die Einrichtung der Universität in der Sitzung des geheimen Raths-Collegiums“ vom 16. April 1733<sup>17</sup>, die sich freilich auf den ersten Blick nur wie eine Berufungsliste liest.

Bei der Rekonstruktion von Münchhausens Universitätskonzept ist zunächst davon auszugehen, dass seine Welt die des Absolutismus und der Aufklärung war. Von die-

---

14 Vgl. Rössler (Anm. 2), B, S. 3–304.

15 Vgl. Buff (Anm. 13), S. 8; Kamp, (Anm. 4) S. 16; Hammerstein, Notker: 1787 – Die Universität im Heiligen Römischen Reich, in: Stationen der Göttinger Universitätsgeschichte, hrsg. von Bernd Moeller, Göttingen 1988, S. 27–45, hier S. 31; Boockmann, Hartmut: Göttingen. Vergangenheit und Gegenwart einer europäischen Universität, Göttingen 1997, S. 17 f.

16 Vgl. Ebel, Wilhelm: Die Privilegien und ältesten Statuten der Georg-August-Universität Göttingen, Göttingen 1961.

17 Rössler (Anm. 2), B, S. 33–38.

ser trivial klingenden Feststellung sind gleichwohl alle seine wissenschaftspolitischen Prinzipien abzuleiten. Die neue Universität durfte weder der Kirche noch sich selbst überlassen werden. Sie musste eine Staatsanstalt sein: Der Staat führte die Aufsicht, bestritt die Kosten, berief die Professoren, plante den Ausbau, übernahm die organisatorische Detailsteuerung, kurzum: Der Staat, verkörpert durch den Kurator, übernahm die Leitung der Universität.<sup>18</sup> Ihre weitgehenden Kompetenzen leitete die absolutistische Zentralgewalt aus der Funktion der Universität als Ausbildungsstätte der gesellschaftlichen Eliten ab. Indem der aufgeklärte Staat sich um den Nachwuchs an Juristen, Beamten, Pfarrern und Ärzten kümmerte, förderte er das öffentliche Wohl und nahm die objektiven Interessen des Gemeinwesens wahr.<sup>19</sup>

Diese utilitaristischen und pragmatischen Erwägungen waren im 18. Jahrhundert gängige Münze. Das Originelle an Münchhausens Konzept bestand nun darin, dass er glaubte, den gesellschaftlichen Bildungs- und Ausbildungsauftrag am ehesten durch die Freiheit und Unabhängigkeit der Wissenschaft verwirklichen zu können. So beseitigte er als erstes das Aufsichts- und Zensurrecht der Theologischen Fakultät über die anderen Fakultäten.<sup>20</sup> Den dadurch hergestellten wissenschaftlichen Freiraum ließ er bestehen, ohne ihn durch staatlichen Zugriff, wie man denken könnte, einzuengen. Um die Universität gleichwohl auf der von ihm vorgegebenen Linie zu halten, durften dort nur zuverlässige Lehrkräfte wirken, die in seinem Sinn das aufgeklärte Wissenschaftsideal verkörperten.<sup>21</sup>

Der Idealtyp des Göttinger Professors war lebensklug, arbeitsam, kenntnisreich und diszipliniert; dogmatisches Eiferertum und genialische Spekulationen, aber auch zänkisches Wesen und egozentrisches Verhalten waren ihm fremd.<sup>22</sup> Statt tradierte oder originelle Lehrmeinungen unkritisch zu vermitteln, gab er nützliches und verwertbares Wissen weiter und forschte nach der empirisch belegbaren „Wahrheit“. Das Erfolgsgeheimnis des Göttinger Professorentyps war im Grunde seine Durchschnittlichkeit. Dies bedeutete freilich nicht, dass sich Münchhausen nur mit talentierten Nachwuchskräften begnügte. Durch Großzügigkeit in der Dotierung der Lehrkräfte und eine Verbesserung der sozialen Rahmenbedingungen gelang es ihm nach und nach, Persönlichkeiten mit zugkräftigen Namen für die neue Universität zu gewinnen.<sup>23</sup> Denn gerade renommierte Professoren waren nach Münchhausens Auffas-

---

18 Vgl. Gundelach, Ernst: Die Verfassung der Göttinger Universität in drei Jahrhunderten, Göttingen 1955, S. 2; Kamp, Norbert: Die Georgia Augusta und der Staat, Göttingen 1980; Meinerts (Anm. 13), S. 67.

19 Vgl. Vierhaus (Anm. 3), S. 23.

20 Vgl. Kamp (Anm. 4), S. 16; Meinerts (Anm. 13), S. 67.

21 Vgl. Nachträgliches Votum Münchhausens, in: Rössler (Anm. 2), B, S. 33–38; Kamp (Anm. 4), S. 17.

22 Vgl. Vierhaus (Anm. 3), S. 22f; Hammerstein (Anm. 15), S. 37; Boockmann (Anm. 15), S. 24f.

23 Vgl. Kamp (Anm. 4), S. 17.



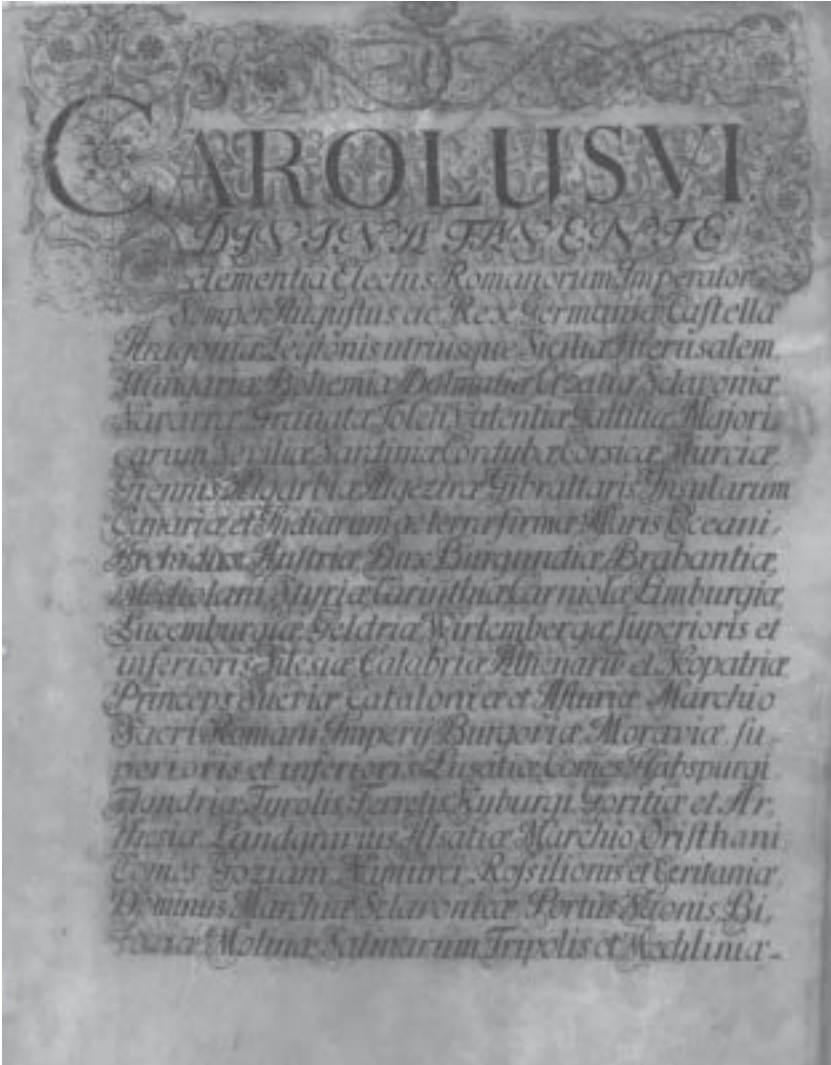


Abb. 11 Kaiserliches Privileg Karls VI. vom 13. Januar 1733 (F 1)

sung am besten dafür geeignet, möglichst viele vermögende und adlige junge Leute als Studenten für die Georgia Augusta zu gewinnen. Als flankierende Maßnahme zu dieser pragmatischen Berufungspolitik setzte schon frühzeitig eine rege publizistische Tätigkeit für die Göttinger Neugründung ein.<sup>24</sup>

Obwohl die Verhandlungen Münchhausens mit den Ständen nicht ganz einfach waren, begegnete die Finanzierung der Universität offenbar keinen grundsätzlichen Schwierigkeiten. Bereits 1733 war klar, dass von den jährlichen Unterhaltungskosten in Höhe von rund 16.600 Reichstalern 4.000 Taler die Klosterkammer und 6.000 die Calenberger Landschaft, auf deren Gebiet Göttingen lag, aufbringen würden. Die restlichen Landschaften Celle, Grubenhagen, Hoya, Bremen-Verden und Lauenburg mussten 6.600 Taler beisteuern.<sup>25</sup> Die Schnelligkeit, mit der Münchhausen die Finanzierungsfrage löste, spiegelte sich auch in der rechtlichen Abwicklung der Hochschulgründung wie in der Aufnahme des Lehrbetriebes wider. Einer Empfehlung des ersten Gruber'schen Gründungsgutachtens folgend, hatte der hannoversche Gesandte am Kaiserlichen Hof in Wien, Johann Diede zum Fürstenstein, bereits im November 1732 den Auftrag erhalten, möglichst rasch ein Privileg für die Errichtung einer Universität in Göttingen zu erwirken, insbesondere um die reichsrechtliche Akkreditierung der dort ausgebildeten und promovierten Juristen zu erreichen und das kaiserliche Recht überhaupt lehren zu dürfen. Das Göttinger Privileg, das sich in Form und Inhalt an dasjenige der Universität Halle aus dem Jahr 1693 anlehnte, unterzeichnete Kaiser Karl VI. am 13. Januar 1733. Die Kosten beliefen sich für die hannoversche Rentkammer vermutlich auf rund 4.000 Reichstaler.<sup>26</sup>

Nach anderthalb Jahren, die mit Planungen und Sondierungen angefüllt waren, verfügte Münchhausen bereits im Oktober 1734 die Eröffnung des Lehrbetriebes, obwohl die Gestaltung der rechtlichen, wirtschaftlichen, infrastrukturellen und personellen Grundlagen der Universität noch in vollem Gang war. Im selben Monat wurde der Professor der Rechtswissenschaften Georg Christian Gebauer zum königlichen „Commissarius“ ernannt, der provisorisch die Leitung der noch nicht existenten Universität übernahm, und zugleich eine Interimsverfassung in Kraft gesetzt, um die Immatrikulation der Studenten und die akademische Rechtspflege zu regeln. Auf dieser vorläufigen Rechtsbasis konnten das „Album Academiae“, die studentische Matrikel,

---

24 Vgl. Joachim, Johannes: Gesners Anteil an der Propaganda für die Göttinger Universität 1735–1736, in: Beiträge zur Göttinger Bibliotheks- und Gelehrten-geschichte, Göttingen 1928, S. 7–19.

25 Vgl. Selle (Anm. 2), S. 35; Saathoff (Anm. 1), S. 14.

26 Vgl. Ebel (Anm. 16), S. 8; Gundelach (Anm. 18), S. 1–6; Selle (Anm. 2), S. 19; Saathoff (Anm. 1), S. 14.

angelegt, die eintreffenden Professoren vereidigt und eine Gerichtskommission wie auch ein Konzil aller Professoren einberufen werden.<sup>27</sup>

Das Tempo, das Münchhausen vorgab, verblüfft nicht nur angesichts der entnervenden Zähflüssigkeit heutiger Verwaltungs- und Entscheidungsprozesse. Seine Eile – wie auch eine gewisse Geheimniskrämerei bei der Erlangung des kaiserlichen Privilegs – hatte vielmehr handfeste Beweggründe: Bereits drei Jahre vor der feierlichen Universitätseröffnung wollte er ein hochschulpolitisches *Fait accompli* schaffen, ehe andere deutsche Territorien Behinderungen ins Auge fassen und Maßnahmen zum Schutz der eigenen Hochschulen gegen die Göttinger Reformgründung ergreifen konnten.<sup>28</sup>

So eröffnete denn der aus Wittenberg als Professor der Logik und Metaphysik berufene Philosoph und Physiker Samuel Christian Hollmann bereits am 14. Oktober 1734 den Lehrbetrieb der jungen Georgia Augusta mit einem Kolleg über Logik, zwar im Bewusstsein des historischen Augenblicks, jedoch ohne zeremonielles Beiwerk. Rund 100 der insgesamt 147 Studenten dieses ersten Semesters lauschten Hollmanns Ausführungen in einem notdürftig als Auditorium hergerichteten Lagerschuppen im Hinterhof seiner Wohnung in der Johannisstraße. Das Publikum bestand mehrheitlich aus ehemaligen Studierenden der Universitäten Halle und Jena sowie aus den oberen Klassen des aufgelösten Göttinger Pädagogiums.<sup>29</sup>

Das ebenso schlichte wie improvisierte Debüt der Georgia Augusta zeigte an, dass die universitäre Infrastruktur erst im Entstehen begriffen war. Die Räume des ehemaligen Schulquartiers, des Dominikanerklosters, standen zwar grundsätzlich zur Verfügung, sollten aber durch Umbaumaßnahmen als Kollegienhaus der Universität hergerichtet werden. Der Umbau, der bereits im Juni 1734 begonnen hatte, geriet zum Neubau, als der dafür verantwortliche Klosterbaumeister Joseph Schädeler das Gebäude durch den Abbruch tragender Wände zum Einsturz brachte, so dass es von den Grundmauern her neu aufgeführt werden musste. Der 1737 vollendete Barockbau diente als multifunktionales Zentrum dem gesamten Lehr-, Forschungs- und Verwaltungsbetrieb der Universität; insbesondere waren hier Hörsäle, Bibliothek, Schau- und Lehrsammlungen sowie der Karzer und das Sekretariat untergebracht. Die dazugehörige Klosterkirche, die im Volksmund „Paulinerkirche“ hieß, wurde bis 1811 den Universitäts-Gottesdiensten gewidmet.<sup>30</sup> Als erster wirklicher Neubau der Universität

---

27 Vgl. Gundelach (Anm. 18), S. 6–8; Ebel (Anm. 16), S. 8.

28 Vgl. Selle (Anm. 2), S. 19; Kamp (Anm. 4), S. 9.

29 Zur ersten Vorlesung siehe die Selbstdarstellung von Hollmann, Samuel Christian: Die Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, in der Wiege, in ihrer blühenden Jugend und reiferem Alter, Göttingen 1787; vgl. Kamp (Anm. 4), S. 7f.

30 Vgl. Seidel, Werner: Baugeschichte der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek in Göttingen 1734–1953, Göttingen 1953, S. 12–29.

entstand von 1734 bis 1736 der Reitstall einschließlich Reitbahn; er diente der Kultivierung höfisch-eleganter Lebensformen und stellte eine besondere Attraktion für die studierwilligen Söhne aus zahlungskräftigen Adelsfamilien dar, die zum Studium nach Göttingen gelockt werden sollten.<sup>31</sup>

Neben diesen aus heutiger Sicht eher bescheidenen, aber für damalige Verhältnisse völlig ausreichenden universitären Hochbauprojekten begann sich bis zur offiziellen Eröffnung der „Georgia Augusta“ auch in der Stadt Göttingen der Wandel von einer verschlafenen Kleinstadt zum Universitätsstandort mit überregionaler Bedeutung zu vollziehen. Um die kommunalen Rahmenbedingungen für die Entfaltung der neuen Universität zu schaffen, gab es wiederum einen Impuls von außen. Die hannoversche Regierung setzte den Consistorialrat Tappe als Staatskommissar für die Hochbauten, die öffentliche Ordnung und das Polizeiwesen ein. In Absprache mit dem Göttinger Rat wurde ein Plan aufgestellt, wie verschiedene Missstände zu beseitigen waren. Die Reformen betrafen die Marktordnung, den Fleischverkauf, das Mahl- und Backwesen, die Brauordnung, die Holz- und Wasserversorgung sowie die Feuerlöschordnung. Die Zahl der gehaltenen Hunde sollte eingedämmt, die Straßenbefestigung verbessert und eine Straßenbeleuchtung eingeführt werden. Um die Stadt für das akademische Publikum attraktiver und gastfreundlicher zu gestalten, kümmerte sich die Regierung auch um die Hebung des gastronomischen Gewerbes und insbesondere um die Instandsetzung der vorhandenen Wohnhäuser für die Vermietung von geeignetem Wohnraum an Professoren und Studenten. Jedoch erst der Erlass einer neuen Bauordnung vom 13. Dezember 1735 setzte einen nachhaltigen Bauboom in Gang, denn der Staat lockte mit Steuervorteilen, Abgabeerleichterungen und zinslosen Darlehen. Auch der Zuzug von qualifizierten Handwerkern wurde subventioniert. Diese massive Förderung ließ nicht nur dreißig Wohnhäuser entstehen, sie kam auch zahlreichen Umbau- und Sanierungsprojekten zugute.<sup>32</sup>

Ein Jahr vor der feierlichen Inauguration der Universität legte der Kurfürst und König seiner Stiftung persönlich den Namen „Georgia Augusta“ bei. Zugleich nahm deren rechtliche Konstruktion konkrete Formen an. Am 7. Dezember 1736 ergingen in einem Zug das königliche Privileg, die Generalstatuten sowie die Statuten der vier Gründungsfakultäten. Das mit Gesetzeskraft begabte, in deutscher Sprache abgefasste Privileg bezweckte die Stiftung der Universität durch den Landesherrn und regelte deren Befugnisse und Sonderrechte im Gefüge des Staates; zugleich diente es

---

31 Vgl. Krüger, Arnd: Valentin Trichters Erben, in: Die Geschichte der Verfassung und der Fachbereiche der Georg-August-Universität zu Göttingen, hrsg. von Hans-Günther Schlotter, Göttingen 1994, S. 284–294, hier S. 284f; Kamp (Anm. 4), S. 20; Selle (Anm. 2), S. 50f. Zu den universitären Baulichkeiten vgl. insgesamt Oberdiek, Alfred: Göttinger Universitätsbauten, 2. Aufl., Göttingen 2002.

32 Vgl. Saathoff (Anm. 1), S. 15f; Selle (Anm. 2), S. 35–37; Kamp (Anm. 4), S. 8f.



Abb. 12 Entwurf für den Talar des Prorektors (Tuschezeichnung) (F 6)

als Rahmenvorschrift für die Statuten.<sup>33</sup> Es enthielt verschiedene Bestimmungen über die Vorrechte und Freiheiten der Universitätsangehörigen, insbesondere die Gerichts- und Immunitätsrechte bis hin zur Verleihung der kaiserlichen Pfalzgrafenwürde an den Prorektor, die diesem u.a. das Recht gab, Notare zu ernennen, Dichter zu krönen, uneheliche Kinder zu legitimieren, Minderjährige für volljährig zu erklären und Entehrte wieder in ihre Ehrenrechte einzusetzen.<sup>34</sup> Reichte die Erteilung solcher Privilegien, die vor allem als Einnahmequelle gedacht waren, in ihrer Substanz bis ins Mittelalter zurück, so hatte bei den meisten anderen Regelungen das Gründungsprivileg der Universität Halle Pate gestanden.

Als origineller Beitrag der Göttinger Universitätsverfassung wird in der wissenschaftshistorischen Literatur vor allem eine Bestimmung der Präambel des königlichen Privilegs herangezogen, nach der die akademischen Lehrer der Georgia Augusta „zu ewigen Zeiten vollkommene unbeschränkte Freyheit, Befugniß und Recht haben sollen, öffentlich und besonders zu lehren“.<sup>35</sup> Dies bedeutete „die volle und uneingeschränkte Freiheit für Lehre und Publikation, und das hieß ausdrücklich auch für die Forschung. Das Universitätsprivileg von 1736 wurde zum Meilenstein in der Geschichte der Wissenschaftsfreiheit.“<sup>36</sup>

Die innere Ordnung der Universität regelten die Generalstatuten, die als erste Satzung der Georgia Augusta anzusehen sind. Dort wurden die Aufgaben des Prorektors, der Verwaltungsorgane und der Universitätsbeamten in 90 Einzelbestimmungen beschrieben. Das in lateinischer Sprache abgefasste, sehr detaillierte Statut enthielt u.a. auch Vorschriften über den Lehrbetrieb, das akademische Personal, die Pedelle, die Studenten und die Bibliothek.<sup>37</sup> Ebenso wie die Generalstatuten wurden die Statuten der Theologischen, Juristischen, Medizinischen und Philosophischen Fakultät von der Professorenschaft entworfen, vom König bestätigt und von Münchhausen unterzeichnet. Als Universitäts- und Fakultätsverfassungen behielten sie für rund 160 Jahre ihre Gültigkeit und wurden erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch grundlegend neue Satzungen ersetzt.<sup>38</sup>

Damit war bereits im Jahr 1736 die universitäre Rechtsgrundlage faktisch abgeschlossen; die endgültige Verleihung der Privilegien und Statuten erfolgte jedoch erst anlässlich der feierlichen Eröffnung der Universität am 17. September 1737. Diese „Inauguration“ geriet zu einer Feierlichkeit von beträchtlichen Ausmaßen und bemerkenswerter Prachtentfaltung; nicht weniger als 4.000 Taler soll sie gekostet ha-

---

33 Vgl. Gundelach (Anm. 18), S. 8.

34 Vgl. u.a. Boockmann (Anm. 15), S. 20f.

35 Privileg vom 7. Dezember 1736, in: Ebel (Anm. 16), S. 28–39, hier S. 29.

36 Kamp (Anm. 4), S. 16; ähnlich Gundelach (Anm. 18), S. 9.

37 Vgl. Gundelach (Anm. 18), S. 13.

38 Vgl. Ebel (Anm. 16), S. 8f.

ben. Ganz Göttingen und das halbe Kurfürstentum – so schien es – zelebrierten fünf Tage lang die Eröffnung der Georg-August-Universität. Bereits am 15. September fanden Festgottesdienste in allen Kirchen statt. Tags darauf eskortierten 110 Studenten die in Weende eingetroffene königliche Gesandtschaft, insbesondere den Premierminister Gerlach Adolph von Münchhausen sowie den staatlichen Universitätsbeauftragten Tappe, nach Göttingen hinein, wo der Rechtslehrer Johann Jakob Schmauß eine Begrüßungsansprache hielt. Am 17. September war der große Tag: Schon früh formierten sich die Teilnehmer des Festes zu einem gewaltigen Festzug, der unter musikalischer Begleitung durch die Göttinger Innenstadt, am Rathaus vorbei bis zur Paulinerkirche führte. Der Zug wurde angeführt von angeblich tausend Studenten oder eher deren Sympathisanten, es folgten die Lektoren und Exerzitenmeister, sodann die Ministerialbeamten und städtischen Ratsherren, darauf die *honoris causa* zu promovierenden Kandidaten und erst dann, nach Fakultäten geordnet, die Professoren, die von den beiden Pedellen im roten Talar angeführt wurden. Sieben in Göttingen studierende Grafen trugen die Insignien und Gründungsurkunden, schließlich folgten Münchhausen und der Konsistorialdirektor Tappe, allerdings in standesgemäßen Kutschen, und den Schluss bildeten die Vertreter der Landschaften. Rund 5.000 Menschen sollen es gewesen sein, die sich schließlich in der Paulinerkirche versammelten, so lautet die überlieferte, aber völlig unglaubwürdige Zahl. Eine eigens für den Anlass komponierte Kantate eröffnete die gottesdienstähnliche Feier, die schließlich in die Einweihung der Universität überging. Der Professor der Theologie Jacob Wilhelm Feuerlein wurde von Konsistorialdirektor Tappe durch die Übergabe des Talars, der Szepter, Privilegien, Statuten, Matrikel und Siegel in sein Amt als Prorektor eingeführt, denn der Stifter der Universität, König Georg II., der als Landesherr zugleich das Ehrenamt des „Rector magnificentissimus“ übernommen hatte, ließ zwar ein Grußwort verlesen, war aber nicht zugegen. Sodann erfolgte die Bestätigung der Dekane und die Proklamation der Professoren. Nach Abschluss der Feier fand für die geladenen Gäste in der Rathauhalle bis zum Anbruch der Dunkelheit ein monumentales Festessen an vier Tafeln statt; die Studenten hingegen wurden am kalten Buffet im juristischen Hörsaal verköstigt. Am darauf folgenden Tage wurden in der Paulinerkirche 45 Personen aus Anlass der Inauguration ehrenhalber promoviert, und am letzten Tage wurde die feierliche Einweihung der Georgia Augusta mit verschiedenen Reden, einer Dichterkrönung und einem Karussell im Reitstall beschlossen.<sup>39</sup> Dieser letzte Akt der spätbarock anmutenden Inaugurationsfeierlichkeiten setzte zugleich den zeremoniellen Schlusspunkt unter die Gründungsphase der Georg-August-Universität Göttingen.

---

39 Zu den Feierlichkeiten vgl. den Bericht der Helmstedter Professoren J. W. Göbel und P. Gericke, in: Rössler (Anm. 2), B. S. 392–410; weiterhin Saathoff (Anm. 1), S. 22–24; Wellenreuther (Anm. 10).

## Exponate F

**F 1** Kaiserliches Privileg Karls VI. vom 13. Januar 1733.

Pergament, Samteinband, kaiserliches Siegel, 46 x 31 cm

Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover: Cal. Or. 3 Nr. 31

Das mit „Carolus“ gezeichnete Privileg ist nicht als Gründungsurkunde der Georgia Augusta anzusehen, sondern eher als Konzession, die zur Errichtung einer Universität durch den Landesherrn berechtigte. Zugleich wurde damit den in Göttingen zu verleihenden akademischen Graden reichsweite Anerkennung gesichert und der neugegründeten Universität die Genehmigung erteilt, das kaiserliche Recht zum Gegenstand der akademischen Lehre machen zu dürfen. In Form und Inhalt lehnt sich das Göttinger Privileg an dasjenige für die Universität Halle aus dem Jahr 1693 an. Die Kosten zur Erlangung dieser Urkunde beliefen sich für die hannoversche Rentkammer vermutlich auf rund 4.000 Reichstaler.

**F 2** Königliches Gründungsprivileg Georgs II. vom 7. Dezember 1736.

Pergament, Samteinband, königliches Siegel, 34 x 25 cm

Universitätsarchiv Göttingen

Das mit „George R.“ unterzeichnete königliche Gründungsprivileg stellt die eigentliche rechtliche Grundlage der Georgia Augusta dar. Mit Gesetzeskraft begabt, beinhaltet es die Stiftung der Georgia Augusta durch den Landesherrn und regelt die Befugnisse und Sonderrechte der Universität im Gefüge des Staates. Obwohl verschiedene Bestimmungen des Privilegs weit ins Mittelalter zurückreichen, erweist es insofern seine Modernität, als es eine Absage an Lehraufsicht und Zensur enthält, die uneingeschränkte Freiheit der Lehre und Publikation, d.h. der Forschung, garantiert und selbst die Lehre der Professoren in fachfremden Disziplinen gestattet (Interdisziplinarität).

**F 3** General-Statuten der Georg-August-Universität vom 7. Dezember 1737.

Pergament, Samteinband, königliches Siegel, 34 x 25 cm

Universitätsarchiv Göttingen

Die von Gerlach Adolph von Münchhausen unterzeichneten und in lateinischer Sprache abgefassten General-Statuten stellen die erste Satzung der Georgia Augusta dar. Sie wurden von der Professorenschaft entworfen und sodann vom König erlassen. Die sehr detailliert gehaltenen 90 Einzelbestimmungen orientieren sich am Vorbild der Statuten der Universität Halle. Die Göttinger Generalstatuten hatten für 160 Jahre rechtlichen Bestand, nämlich bis zur Satzung vom 5. Oktober 1916.

**F 4** Statuten der Juristischen und der Philosophischen Fakultät vom 3. August 1737.

Jeweils Pergament, Samteinband in den Farben der Fakultät, königliches Siegel, 34 x 25 cm



Universitätsarchiv Göttingen

Die Statuten der Fakultäten wurden – wie auch die General-Statuten – von der akademischen Korporation, insbesondere den Fakultäten, entworfen, vom König bestätigt und von Gerlach Adolph von Münchhausen unterzeichnet. Sie wurden erst im Jahr 1915 durch neue Fakultätssatzungen ersetzt.

**F 5** Zwei Pedellenszepter.

Gusseisen vergoldet, ca. 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, 89 cm

Universitätsarchiv Göttingen

Die Szepter waren die Kennzeichen von Amtsgewalt und Würde des akademischen Leiters der Universität; sie gehen auf entsprechende Insignien der mittelalterlichen Hochschulen zurück. Als Symbol seiner Macht wurden sie auch in Göttingen dem Prorektor bzw. Rektor von zwei Pedellen im roten Talar voran getragen, bis dieser Brauch 1969 in der studentischen Reformbewegung unterging. An der Spitze zeigen die Szepter die hannoversche Königskrone mit den Initialen „G. R.“, die an den Stifter der Universität erinnern.

**F 6** Talar des Prorektors.

Zeitgenössischer Entwurf, unsignierte und undatierte Tuschzeichnung, ca. 1736, 21 x 26 cm

Universitätsarchiv Göttingen: Kur 3023, 1

Gerlach Adolph von Münchhausen kümmerte sich als Kurator auch um die feierliche Amtstracht des universitären Lehrkörpers und seiner Würdenträger. Die ersten Entwürfe aus seinen Akten, so auch diese Tuschzeichnung, entstanden vermutlich 1736 nach hallischem Vorbild. Anfangs sollten nur der Prorektor als akademischer Leiter der Universität sowie die Dekane der Fakultäten einen Ornat mit Barett erhalten.

**F 7** Stoffprobe für einen Talar des Prorektors.

Roter Samt mit Silberstickerei, ca. 1737, 11 x 21 cm

Universitätsarchiv Göttingen: Kur 3023, 1

Mit Reskript vom 15. Januar 1737 verfügte Münchhausen, dass „der Prorektor einen bis an die Knie gehenden Mantel von Sammet mit Golde gestickt, von Purpurfarbe, und daneben ein mit einem goldenen Knopf oben auf und einer goldenen Frange um den obersten Rand versehenes biret [...] bekommen soll.“ Die Stoffprobe bestätigt, dass Münchhausens Vorstellungen in die Realität umgesetzt wurden.

**F 8** Gerlach Adolph von Münchhausen.

Öl auf Leinwand, um 1740, 81 x 64 cm

SUB Göttingen

Der Geheime Rat und spätere Premierminister Gerlach Adolph von Münchhausen

übte bis zu seinem Tod für fast vierzig Jahre das Amt des Kurators der Georgia Augusta aus. Zwar blieb der regierende Kurfürst Georg August, der als Georg II. zugleich König von Großbritannien und Irland war, der Stifter und ehrenamtliche „rector magnificentissimus“ der Georgia Augusta, jedoch ist diese faktisch als das Lebenswerk Münchhausens anzusehen.

**F 9** „Matricula I“. Erster Band der Studentenmatrikel.

Ganzledereinband, 33 x 22 cm

Universitätsarchiv Göttingen

Aufgeschlagen sind die Einträge vom 1. November 1734. Die Studenten trugen sich von eigener Hand mit ihrem Namen, der lokalen Herkunft und dem Studienfach ein. Aus den drei rechten Spalten sind die Immatrikulationsgebühren ersichtlich, die aus einer Bibliotheksabgabe („Bibl.“), einem Armengroschen („Paup.“) und einer Pedellengebühr („Bidell.“) bestanden.

**F 10** „Etat, wie die Ausgaben bei der Goettingischen Universitaets-Casse bei der Errichtung der Universität gewesen, von Jahren zu Jahren sich verändert und was dazu gegenwärtig erfordert wird.“

Handschriftlicher Haushaltsplan der Universität Göttingen, 1772, 54 x 75 cm

Universitätsarchiv Göttingen: Kur 3036

Die handschriftliche Liste verzeichnet detailliert die Personal- und Sachkosten der Georgia Augusta in Fünfjahresschritten von 1734 bis 1771/72. In der Summe stellt sie den Gesamtausgaben die Einnahmen gegenüber. Während anfänglich noch ein Überschuss erwirtschaftet wurde, stieg der staatliche Zuschuss 1772 auf einen Höchststand, was vermutlich die Erstellung dieses Überblicks veranlasst hat.

**F 11** Anweisung des Universitätskuratoriums an das königliche Amt Herzberg.

Handschriftliches Konzept, 10. Juni 1737, 33 x 21 cm

Universitätsarchiv Göttingen: Kur 3026

Der Amtmann zu Herzberg wird angewiesen, für die Inaugurationsfeier der Georgia Augusta am 17. und 18. September 1737 gegen Bezahlung verschiedene Lebensmittel zu liefern, darunter 5 fette Kälber, 24 alte Hühner, 80 junge Hühner, 120 junge Tauben, 24 fette Enten, 20 Truthähne („Calcuten“) und 12 Schock Eier.

**F 12** Graphische Übersicht über die erste Haupttafel des Inaugurationsmahles.

Handschriftliches Konzept, 20. August 1737, 34 x 21 cm

Universitätsarchiv Göttingen: Kur 3025

Die Darstellung zeigt die Anordnung der Tische einschließlich der Menüfolge und der Angabe, für welchen Stand die Tafeln reserviert waren. Das Festmahl fand im großen Saal des Göttinger Rathauses statt.

## QUOD FELIX FAUSTUMQUE SIT – Die ersten Göttinger Universitätsmedaillen<sup>1</sup>

*Hans-Werner Wolf*

Aus der Frühzeit der Georgia Augusta sind *fünf verschiedene Universitätsmedaillen* überliefert. Zumeist wurden sie in Silber ausgeprägt, es lassen sich aber auch Exemplare in Gold und Abschläge in unedlem Metall nachweisen. Die Medaillen stammen sämtlich von der Hand des an der welfischen Münzstätte zu Clausthal im Harz tätigen Stempelschneiders Ehrenreich Hannibal (1678–1741). Auf ihrer Vorderseite bilden sie die Büste des Universitätsgründers Georgs II. ab, nach links blickend und lorbeerbekrönt. Die lateinische Umschrift (Legende) gibt, in zum Teil variierenden Abkürzungen, seine Titulatur an: GEORGIUS II DEI GRATIA MAGNAE BRITANNIAE FRANCIAE ET HIBERNIAE REX FIDEI DEFENSOR BRUNSVICENSIS ET LUNEBURGENSIS DUX SACRI ROMANI IMPERII ARCHI-THESAURARIUS ET ELECTOR („Georg II., von Gottes Gnaden König von Großbritannien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heiligen Römischen Reiches Erz-Schatzmeister und Kurfürst“).

Die Rückseiten der barocken Medaillen sind sehr unterschiedlich gestaltet:

Die sog. *Stiftungsmedaille* (mit der Jahresangabe 1734, geprägt 1736), auch Fundations- oder Gründungsmedaille, hat einen Durchmesser von ca. 49 mm. Sie zeigt inmitten einer „fruchtbaren Gegend“, an einem Flussufer auf einem „Cubicstein“ sitzend, die an ihrem Wappenschild und ihrer Mauerkrone kenntliche Stadt Göttingen in Person eines „wohlgebrüsteten Frauenzimmers“, neben ihr Symbole der Wissenschaften und über ihr ein fliegender Genius, unter dem Horaz-Wort „IN PUBLICA COMMODA“ („Dem öffentlichen Wohle“).

An die feierliche *Einweihung* (Inauguration) der Georg-August-Universität am 17. September 1737 erinnern vier Denkmünzen.

Deren größte, in Avers und Durchmesser der Fundationsmedaille entsprechende, trägt auf ihrer Kehrseite statt einer bildlichen Darstellung eine siebenzeilige lateinische Inschrift, die den offiziellen Eröffnungstag der neuen Universität und deren Namen „Georgia Augusta“ nennt, verbunden mit der alten Segensformel „QUOD FELIX FAUSTUMQUE SIT“ („Möge es glücklich und günstig sein“). Die nächste Me-

---

1 Der vorstehende Text ist eine leicht überarbeitete Fassung aus: Katalog „250 Jahre Georg-August-Universität Göttingen“, Ausstellung im Auditorium, 19. Mai–12. Juli 1987, S. 24–25.

daille (Durchmesser 41 mm), bei der es zwei Varianten der Vorderseitenlegende gibt, hat zum Motiv zwei über einem Altare sich die Hand reichende allegorische Frauen gestalten: Pallas Athene respektive Minerva verkörpert die Gelehrsamkeit, während ihr Gegenüber mit dem Füllhorn im Arm wahrscheinlich als Personifikation der kurfürstlich braunschweig-lüneburgischen Lande angesehen werden darf. Die Inschrift darüber nimmt auf dieses Bild Bezug: „MUSARUM IUNGIT AMORES“ („Es vereint die Liebe zu den Musen“).

Die folgende Medaille (Durchmesser 34 mm) zeigt in emblematischer Darstellung einen Früchte tragenden, belaubten Baum. Als sinndeutendes Lemma steht über ihm: „UT CAPIANT FRUCTUS“. Damit ist der Wunsch ausgesprochen, man möge von der Universitätsgründung reichlich Früchte ernten.

Die letzte der Inaugurationsmedaillen ist eine im Durchmesser auf etwa die Hälfte reduzierte (24 mm), ein wenig abgewandelte Wiederholung der bereits aufgeführten großen Textmedaille zum 17. September 1737. Im seinerzeitigen Schrifttum bleibt die kleine Medaille bemerkenswerterweise unberücksichtigt. Wohl aus diesem Grunde bezeichnen einige spätere Numismatiker das Stück als „Silberabschlag vom Dukaten“ oder auch als Sechsteltaler. Die oben erwähnte Medaille mit dem Baum wird bisweilen als Halbtaler angesprochen.

## Literaturauswahl

*Brockmann, G.:* Die Medaillen der Welfen, Band 2: Linie Lüneburg/Hannover; Köln 1987, Nr. 878–883 (S. 178–181).

*Fiala, E.:* Münzen und Medaillen der Welfischen Lande, Teil [7]: Das neue Haus Lüneburg (Celle) zu Hannover, I., Leipzig und Wien 1912, S. 63–67 sowie: Das neue Haus Lüneburg zu Hannover, II., Leipzig und Wien 1913/1914, Nr. 3730–3738 (S. 507/508) und Tafel 34.

*Köhler, J. D.:* ... Historischer Münz-Belustigung Neundter Theil ..., Nürnberg 1737: Der Wöchentlichen Historischen Münz-Belustigung 30. Stück (den 24. Julii 1737), S. 233–240; 38. Stück (den 18. Sept. 1737), S. 297–304; 39. Stück (den 25. Sept. 1737), S. 305–312; 40. Stück (den 2. October 1737), S. 313–318 [recte 320]; Ergänzungen dazu in: „Erster Suplements-Bogen“ zum Jahre 1737, S. 423–424.

*Kretzschmar, J.:* Entwürfe zu hannoverschen Medaillen, in: Numismatischer Anzeiger, Hannover, 33 (1902), Nr. 6/8 Juni/August, S. 41–60 (passim).

*Laverrenz, C.:* Die Medaillen und Gedächtniszeichen der deutschen Hochschulen, Teil II, Berlin 1887, Nr. 183–187 (S. 131–133) und Tafel XLVII.

*Lommatzsch, H.:* Zur Prägungsgeschichte von Göttinger Universitätsmedaillen im 18. Jahrhundert, in: Göttinger Jahrbuch, Göttingen, 19 (1971), S. 103–112.

*Welter, G.:* Die Münzen der Welfen seit Heinrich dem Löwen, Band III, Braunschweig (1978), S. 105.



Abb. 13 Stiftungsmedaille der Göttinger Universität (Vorder- u. Rückseite) (G 1)

Foto: Stephan Eckardt

## Exponate G

### **G 1a** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Stiftungsmedaille (auch Fundations- oder Gründungsmedaille mit der Jahresangabe 1734, geprägt 1736).

Silber 66,17g; Dm ca. 49 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Büste des Universitätsgründers Georgs II., nach links blickend und lorbeerbekrönt  
 Umschrift: GEORGIUS II DEI GRATIA MAGNAE BRITANNIAE FRANCIAE ET HIBERNIAE  
 REX FIDEI DEFENSOR BRUNSVICENSIS ET LUNEBURGENSIS DUX SACRI ROMANI IMPERII  
 ARCHI-THESAURARIUS ET ELECTOR („Georg II. von Gottes Gnaden König von Groß-  
 britannien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig  
 und Lüneburg, des Heiligen Römischen Reiches Erz-Schatzmeister und Kurfürst“)

### **G 1b** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Stiftungsmedaille (auch Fundations- oder Gründungsmedaille mit der Jahresangabe 1734, geprägt 1736).

Silber 66,17g; Dm ca. 49 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Personifikation der Stadt Göttingen mit Wappenschild und Mauerkrone inmitten  
 einer „fruchtbaren Gegend“, an einem Flussufer auf einem „Cubicstein“ sitzend,  
 neben ihr Symbole der Wissenschaften und über ihr ein fliegender Genius  
 Umschrift oben: Horaz-Wort „IN PUBLICA COMMODA“ („Dem öffentlichen Wohle“)

### **G 2a** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Gedenkmedaille [Inauguration der Georg-August-Universität am 17. September 1737].

Silber 50,63 g; Dm 49 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Büste des Universitätsgründers Georgs II., nach links blickend und lorbeerbekrönt  
 Umschrift: GEORGIUS II DEI GRATIA MAGNAE BRITANNIAE FRANCIAE ET HIBERNIAE  
 REX FIDEI DEFENSOR BRUNSVICENSIS ET LUNEBURGENSIS DUX SACRI ROMANI IMPERII  
 ARCHI-THESAURARIUS ET ELECTOR („Georg II. von Gottes Gnaden König von Groß-  
 britannien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig  
 und Lüneburg, des Heiligen Römischen Reiches Erz-Schatzmeister und Kurfürst“)

### **G 2b** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Gedenkmedaille [Inauguration der Georg-August-Universität am 17. September 1737].

Silber 50,63 g; Dm 49 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: siebenzeilige lateinische Inschrift, die den offiziellen Eröffnungstag der neuen

Universität und deren Namen „Georgia Augusta“ nennt, verbunden mit der alten Segensformel „QUOD FELIX FAUSTUMQUE SIT“ („Möge es glücklich und günstig sein“)

**G 3a** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Gedenkmedaille [Inauguration der Georg-August-Universität am 17. September 1737].  
Silber 31,02g; Dm 41 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Büste des Universitätsgründers Georgs II., nach links blickend und lorbeerbekrönt  
Umschrift: GEORGIUS II DEI GRATIA MAGNAE BRITANNIAE FRANCIAE ET HIBERNIAE  
REX FIDEI DEFENSOR BRUNSVICENSIS ET LUNEBURGENSIS DUX SACRI ROMANI IMPERII  
ARCHI-THESAURARIUS ET ELECTOR („Georg II. von Gottes Gnaden König von Groß-  
britannien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig  
und Lüneburg, des Heiligen Römischen Reiches Erz-Schatzmeister und Kurfürst“)

**G 3b** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Gedenkmedaille [Inauguration der Georg-August-Universität am 17. September 1737].  
Silber 31,02g; Dm 41 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Zwei über einem Altare sich die Hand reichende allegorische Frauengestalten:  
Pallas Athene respektive Minerva verkörpert die Gelehrsamkeit, während ihr Gegen-  
über mit dem Füllhorn im Arm wahrscheinlich als Personifikation der kurfürstlich  
braunschweig-lüneburgischen Lande angesehen werden darf.

Umschrift oben: „MUSARUM IUNGIT AMORES“ („Es vereint die Liebe zu den Mu-  
sen“)

**G 4a** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Gedenkmedaille [Inauguration der Georg-August-Universität am 17. September 1737].  
Silber 15,02 g; Dm 34 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Büste des Universitätsgründers Georgs II., nach links blickend und lorbeerbekrönt  
Umschrift: GEORGIUS II DEI GRATIA MAGNAE BRITANNIAE FRANCIAE ET HIBERNIAE  
REX FIDEI DEFENSOR BRUNSVICENSIS ET LUNEBURGENSIS DUX SACRI ROMANI IMPERII  
ARCHI-THESAURARIUS ET ELECTOR („Georg II. von Gottes Gnaden König von Groß-  
britannien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens, Herzog zu Braunschweig  
und Lüneburg, des Heiligen Römischen Reiches Erz-Schatzmeister und Kurfürst“)

**G 4b** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Gedenkmedaille [Inauguration der Georg-August-Universität am 17. September 1737].  
Silber 15,02 g; Dm 34 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Emblematische Darstellung eines Früchte tragenden, belaubten Baumes

Umschrift oben: „UT CAPIANT FRUCTUS“ („Man möge reichlich Früchte ernten“)

**G 5a** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Gedenkmedaille [Inauguration der Georg-August-Universität am 17. September 1737].

Silber 4,62 g; Dm 24 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Leicht abgewandelte, in der Größe reduzierte Wiederholung von G 2.

**G 5b** Ehrenreich Hannibal (1678–1741):

Gedenkmedaille [Inauguration der Georg-August-Universität am 17. September 1737].

Silber 4,62 g; Dm 24 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Leicht abgewandelte, in der Größe reduzierte Wiederholung von G 2.



# Die Göttinger Preismedaillen

*Christof Boehringer*

Der Brauch, Preis- oder Prämienmedaillen<sup>1</sup> zu verleihen, ist in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgekommen. Bald breitete er sich über ganz Europa an Schulen, Universitäten und Akademien aus, sei es, dass eine Medaille als Belohnung für die Lösung einer speziellen Aufgabe oder für eine Erfindung ausgelobt wurde, sei es, dass sie der Primus einer Klasse oder eines Jahrganges für seine allgemeinen Leistungen erhielt. Empfänger waren Schüler wie Studenten, Erfinder oder Gelehrte oder Künstler. Eine Preismedaille war eine Anerkennung ähnlich, aber nicht gleich einem Orden, jedoch oft auch von materiellem Wert. Gestiftet wurde sie in der Regel von dem Gründer oder dem Patron einer Institution, zumeist dem Landesherrn.<sup>2</sup> Sie war dafür gedacht, das normale Salär eines Preisträgers aufzubessern und ihm mit einer zumeist goldenen Schaumünze eine nicht unmittelbar für tägliche Ausgaben verwendbare, wertbeständige Reserve zu verschaffen. Die Überreichung des Preises in Gestalt einer Medaille war die noble Form der Auszeichnung in einer der heutigen Formlosigkeit weit vorhergehenden Zeit.

An der 1734 gegründeten „Königlich großbritannischen und kurfürstlich hannoverschen Landes-Universität“ wurden im Laufe der Jahre dank der Munifizienz ihres Gründers, des Königs Georg II. August von Großbritannien, in Personalunion Kurfürst von Hannover (reg. 1727–1760), und seines Nachfolgers und Enkels Georg III. Wilhelm Friedrich (reg. 1760–1820) insgesamt fünf jährliche Preiswettbewerbe gestiftet, von denen vier mit Medaillen ausgestattet waren. Ein weiterer, nur einmal ausgelobter Preis wurde nie vergeben.<sup>3</sup>

- 
- 1 Die Medaille im heute benutzten Sinne entsteht – nach antikem Vorbild – in der Renaissance (lat. metallum > ital. medaglia). Sie wird zu erinnerungswürdigen Gelegenheiten meist aus Metall gegossen oder geprägt und besitzt keine gesetzliche Zahlungskraft, ihre Herstellung unterliegt daher keinem staatlichen Münz- oder anderem Recht.
  - 2 Vgl. H. J. Erlanger: Origin and development of the European Prize Medal to the end of the XVIIIth century, (Verhandelingen uitgegeven door Teyler's Tweede Genootschap, Neue Reihe, 19), Haarlem 1975; einschlägige Arbeit, in Details gelegentlich flüchtig.
  - 3 Die Behauptung bei E. Hawkins/A. W. Franks/H. A. Grueber: Medallie Illustrations of the History of Great Britain and Ireland to the Death of George II., London 1885 (Ndr. 1969), Bd. 2, S. 513 zu Nr. 67, die Gründungsmedaille von 1734 sei "one of the University prizes" (danach Erlanger (Anm. 2), S. 67), beruht offensichtlich auf einer Verwechslung. J. D. Köhler: Der Wöchentlichen Historischen Münz-Belustigung IX, Altdorf 1737, S. 233 weiß nichts davon.

## Die Akademie-Medaillen von 1752

Nach dem Verständnis des 18. Jahrhunderts hatten die Professoren einer Universität die Dienstaufgabe, vor allem zu lehren. Auch die wissenschaftliche Forschung war erwünscht, gehörte aber nicht unbedingt dazu. So fehlte an den Universitäten für die Forschung oft ein institutioneller Rahmen, Ergebnisse zur Diskussion zu stellen und in ‚Programmen‘ zu veröffentlichen.

Eine Akademie konnte solche Möglichkeiten bieten. Albrecht von Haller, der berühmte Naturforscher, Mediziner und Dichter (Bern 1708–Bern 1777), der 1736 im Alter von 28 Jahren nach Göttingen berufen wurde und hier bis 1753 lehrte, war die treibende Kraft bei der Gründung der „Königlichen Societät der Wissenschaften“ im Jahre 1751, er wurde zu ihrem ersten und immerwährenden Präsidenten ernannt. Die Besonderheit der Göttinger Akademie war ihre enge Bindung an die Universität, eine Kombination, die es in dieser Art zuvor nicht gegeben hatte.<sup>4</sup>

Bereits 1752, ein Jahr nach ihrer Gründung, wurden von der Societät gleich zwei Preise gestiftet.<sup>5</sup> Albrecht von Haller hat dafür die Regeln bis ins Detail aufgestellt.<sup>6</sup> Der eine Preis war für die Beantwortung einer wissenschaftlichen Frage mit einer Schaumünze im Wert von 25 Dukaten dotiert und wurde einmal im Jahr, am 10. November, vergeben, dem Geburtstag Georgs II. Nach zähen Verhandlungen wurde die Preissumme 1766 von der Regierung verdoppelt, nachdem kaum noch Schriften auf die Auslobung hin eingetroffen waren. Die Fragen wurden „das eine Jahr von der physischen, das andere von der mathematischen, das dritte Jahr von der historischen Classe“ gestellt, die Schriften mussten „in lateinischer Sprache und leserlich geschrieben“ vor Anfang Oktober auf folgende Weise eingesandt sein:

„Der Verfasser verschweigt seinen Nahmen, leget auch nicht einmahl, wie sonst wol gewöhnlich, ein versiegeltes Zettelchen bey, darauf sein Nahme stehe: sondern an dessen Stelle nimt er zwey Zettel von gleicher Größe, schreibt auf beyde einerley Denckspruch, und schickt beyde zugleich ein, den einen gantz, und den anderen halb zerrissen; den gantzen nebst der einen Hälfte des zweiten Zettels legt er seiner Schrift bey, die andere Hälfte aber behält er und meldet sich mit Beylegung derselben, wenn er aus den gelehrten Zeitungen ersiehet, dass sein Denckspruch den Preis erhalten habe.“<sup>7</sup>

4 Das Urteil der Zeit bei J. St. Pütter: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, Bd. 1, Göttingen 1765, S. 250, § 139.

5 Pütter (Anm. 4), S. 258, § 139, ferner S. 261, § 143.

6 Haller's ausführlicher Plan vom 20. Januar 1751, Archiv der Akademie der Wissenschaften, Akte Stat. 1, 2, Nr. 16.

7 Nach: Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr 1751, 113. Stück, S. 1132f.

Die gekrönten Schriften wurden dann in der „*Commentationes Regiae Societatis Göttingensis*“ gedruckt.

Der zweite Preis, der ebenfalls jährlich vergeben wurde, war zur Belohnung einer Abhandlung ausgesetzt, „welche über einen in die Grenzen der Societät einschlagenden Gegenstand von einem hiesigen jungen Gelehrten oder Studierenden der Societät überreicht wird“; der Verfasser konnte sein Thema selbst auswählen. Der Preis betrug 50 Taler, auch hierfür hatte von Haller eine goldene Medaille vorgesehen. Stempel für sie sind jedoch aus Geldmangel nie graviert worden, das Preisgeld wurde deshalb bar ausgezahlt.

Schließlich gab es zweimal jährlich einen Preis für die Beantwortung einer praktischen, ökonomischen Frage, der mit einer Medaille im Wert von 12 Dukaten dotiert war. Die Schriften mussten anfangs alle an das Intelligenz-Comptoir in Hannover gesandt werden, später wahlweise auch an die Societät. Die Preismedaille bzw. das Preisgeld wurde dem Gewinner vom Intelligenz-Comptoir „verabfolgt“. Diese Preise waren also nicht direkt von der Societät der Wissenschaften ausgelobt, ihr war jedoch anvertraut, die Fragen zu bestimmen und die Antworten zu beurteilen.<sup>8</sup>

Es gab demnach zwei verschiedene goldene Medaillen: Die eine im Wert von 25 Dukaten wurde von der Societät überreicht, die andere im Wert von 12 Dukaten vom Intelligenz-Comptoir in Hannover. Von beiden sind heute nur noch Abschläge in Silber greifbar. Beide haben die gleiche Vorderseite, die nach rechts gewendete Büste Georgs II. in barocker Perückenpracht und mit Lorbeerkranz, gewappnet mit einem Harnisch und geschmückt mit der schrägen Schärpe des Hosenbandordens. Die Umschrift lautet *GEORGIUS II D.ei G.ratia MAG.nae BRI.tanniae FR.anciae ET HIB.erniae REX F.idei D.efensor* (Georg II., von Gottes Gnaden König von Großbritannien, Frankreich und Irland, Verteidiger des Glaubens). Unter dem Armabschnitt, an der üblichen Stelle, zeichnet in winzigen Buchstaben der Medailleur MÖRIKOFER.

Die Rückseiten dagegen sind verschieden.

Auf der Rückseite der ersten Medaille sehen wir Athena–Minerva zu ihrer Rechten gewendet in einer angedeuteten Landschaft sitzen. Sie ist bekleidet mit einem langen Gewand und trägt einen üppig bebuschten Helm, lehnt ihren linken Arm auf einen mit einem Medusenkopf geschmückten Schild und fasst mit der linken Hand eine Lanze. In der ausgestreckten Rechten hält sie einen Lorbeerkranz, den sie dem DECORA MERENTI – „dem, der die Auszeichnung verdient“ – überreichen will. Im Abschnitt steht *PRAEMIUM SOCIET.atis REG.iae SCIENT.iarum GÖTTING.ensis*. Dies

---

8 G. von Selle: Die Georg-August-Universität zu Göttingen 1737–1937, Göttingen 1937, S. 104f.

war die Schaumünze des 25-Dukaten-Preises. Ihr Durchmesser beträgt 45 mm, von ihr sind Exemplare vor allem in Silber, vereinzelt auch in Zinn überliefert.<sup>9</sup>

Auf der Rückseite der zweiten Medaille eilt die behelmte Minerva aus dem Hintergrund hervor. Mit der Rechten stützt sie sich auf ihre Lanze, neben der auf dem Boden ihre Eule steht. Mit der Linken hält sie einen Lorbeerkranz über „allerley gelehrtes Geräth“, ein Konglomerat aus Globus, Fernrohr, Zirkel, Winkelmaß und Büchern, gegen die ihr mit dem Medusenkopf geschmückter Schild gelehnt ist. Oben die Schrift AURO PRETIOSIOR OMNI, „wertvoller als alles Gold“.<sup>10</sup> Diese Schaumünze stand für den 12-Dukaten-Preis, der Durchmesser beträgt wiederum 45 mm. Da die Göttinger Societät den Preis nur im Auftrag betreute, nicht aber selbst ausgelobt hatte, ist sie auch namentlich nicht genannt. Beide Medaillentypen tragen keine Jahreszahl.

Den Auftrag, die Stempel herzustellen, konnte Haller frei an einen Medailleur seiner Wahl vergeben unbeschadet der Tatsache, dass die Vorderseite das Bildnis des Königs trägt. Der Durchmesser beider Medaillen ist wie gesagt identisch, logisch angesichts der gleichen Vorderseite. Warum dies so ist, zeigen in der Akademie der Wissenschaften erhaltene Schreiben aus Hannover: Es war die dem Land eigene Kargheit. Wie mitgeteilt wird, war in Hannover „das Schneiden [der Stempel] excessiv theuer“, und es wird vorgeschlagen, „ob man bey der Societät der Wissenschaften, und bey dem Intelligentz Contoir nicht eines Stempels sich bedienen könne.“ Haller bestand aber auf zwei unterschiedlichen Medaillen und kam als Kompromiss auf die dann ausgeführte Lösung mit zwei verschiedenen Rückseiten-Stempeln. Hierfür spannte er sogar seinen Freund J. R. Sinner in Bern ein:<sup>11</sup>

(23. Jan. 1752)

„Darf ich nach einer mehrjährigen Unterbrechung des Briefwechsels wagen, Monsieur, Sie noch einmal zu belästigen, und Ihnen eine kleine Besorgung auftragen? Ich antworte mir selbst mit ja im Vertrauen auf die Treue Ihrer Freundschaft, und ich nenne sie Ihnen sogleich.“

9 Ed. Fiala: Die Münzen und Medaillen der welfischen Lande, Bd. 7, Das neue Haus Lüneburg (Celle) zu Hannover, Teilbd. 2, Leipzig–Wien 1913, S. 508, Nr. 3740–3742; G. Brockmann: Die Medaillen der Welfen, Bd. 2, Linie Lüneburg/Hannover, Köln 1987, S. 190, Nr. 898; *Medallic Illustrations of the History of Great Britain and Ireland*, hrsg. von H. A. Grueber, London, 1911 (Ndr. 1979), Taf. 175, 1.

10 Ed. Fiala (Anm. 9), S. 508, Nr. 3743–37444; Brockmann (Anm. 9), Nr. 899; *Medallic Illustrations* (Anm. 9), Taf. 175, 2.

11 Jugendfreund Hallers. Der in französischer Sprache abgefasste Brief (hier in Übersetzung wiedergegeben) abgedruckt bei E. F. Rössler (Hrsg.): *Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe der Zeitgenossen, Göttingen 1855*, S. 333.



Abb. 14 25-Dukaten-Medaille des Akademiepreises (Vorder- u. Rückseite) (H 2)  
Foto: Stephan Eckardt

Es handelt sich um die Medaillen für die Königliche Societät der Wissenschaften. Es werden zwei benötigt, eine von 12 Dukaten, für die Sie eine Vorlage erhalten werden, die recht gut in Wachs ausgeführt ist, die andere von 25 Dukaten, zu der ich denselben Kopf des Königs benutzen lassen will, um etwas zu sparen. Für die Rückseite ist es eine Minerva (und ein Wahlspruch der Art wie ich ihn Ihnen sende), die aber sehr schlecht gezeichnet ist und die man in eine vornehmere Haltung bringen müsste. Es wären also drei Stempel, die man braucht, den Kopf des Königs, die Minerva in Wachs, und diese andere Minerva mit dem Wahlspruch DECORA MERENTI. Ich bitte Sie ergebenst, 1° sich bei Mörikofer über den Preis zu informieren, der im Ganzen 150 Taler nicht überschreiten sollte. Wenn er ihn überschreiten würde, müsste er mich benachrichtigen, bevor er sich an die Arbeit macht – oder vielmehr sollte er nur den Kopf des Königs gravieren, den er in jedem Falle fertigstellen kann, in Erwartung meiner Antwort über die Minerven, die ich in diesem Falle in eine einzige umwandeln würde, indem man ihr die Haltung derjenigen gibt, die in Wachs ist, und die Beschriftung derjenigen auf Papier. Da Sie sich vollkommen in den Schönen Künsten auskennen, verlasse ich mich bei der Ausführung, und selbst bei einigen Änderungen, auf Ihren Geschmack und Ihre Klugheit. Man müsste es so einrichten, dass die Medaille mit der Minerva aus Wachs so rechtzeitig fertig wird, dass man sie für den Preis am 10. November benutzen kann. Ich hoffe, die betreffende Schachtel und mein Brief werden portofrei an Sie gelangen.

Da bleibt mir noch ein Rest des Papiers.“ etc.

Für die Form der sitzenden Minerva gab es also einen gewissen Gestaltungsspielraum. Haller sagte bereits in seinem „ausführlichen Plan“ vom 20. Januar 1751:

„Auf der ersten Seite deß Königs Bildniß  
auf der zweyten eine einen lorberkranz hinreichende Minerva  
Decora Merenti  
[Zusatz am Rand:] NB kan auch verbessert und verändert werden.“<sup>12</sup>

Es bietet sich an zu vermuten, dass von Haller auch die Skizze, die „sehr schlecht gezeichnet ist“, selbst zu Papier gebracht hatte. Hinter dem Entwurf steht ein antikes Münzbild, wie wir es auf den Tetradrachmen der Könige von Pergamon finden, wo Athena den Kranz über die aufgestapelten Lettern des Namens des Dynastiegründers ΦΙΛΕΤΑΙΡΟΥ hält. Am Ende erhielt der Graveur 160 Taler für die drei Stempel, hierzu folgendes Schreiben „an d. H. Hof Rath von Haller“:<sup>13</sup>

12 Archiv der Akademie der Wissenschaften, Akte Stat. 1, 2 Nr. 16, S. 32.

13 Archiv der Akademie der Wissenschaften, Akte Scient. 195. 1, Bl. 8.

„P.(ro) M.(emoria)

Nachdem man ab Seiten des Intelligentz-Contoires sich erkläret, behuf des Stempels zu ihrem und der K. Societät Gebrauch die Hälfte der Kosten zu contribuiren. So will man abseiten K. Regierung eben so viel dazu verwillig[en], dahero es nunmehr von dem Herrn Hof Rath dependieren wird, ged. Stempel bey dem vorgeschlagenen Künstler zu bestellen, und, wo mögl. in dem Accord mit einzudingen, daß er wenigstens 6 Abdrücke auf des Künstlers Gefahr aushalten müße. Hannover den 10<sup>t</sup>. Jun. 1752.

[Unterschrift] Balck“

Der Graveur Johann Melchior Mörikofer war Schweizer.<sup>14</sup> Seit 1755 ist er als Stempelschneider der Berner Münze bezeugt; ein Jahr nach Hallers Rückkehr nach Bern schuf er 1754 zwei Porträtmedaillen auf diesen. Wo aber wurden die Göttinger Akademie-Preismedaillen geprägt? In Clausthal, wo die späteren Preismedaillen Georgs III. meist aus Harzgold hergestellt wurden, haben sich keine diesbezüglichen Archivalien gefunden.<sup>15</sup> Und wie lange wurden die Medaillen vergeben? Die Seltenheit selbst ihrer silbernen Exemplare spricht dafür, dass die meisten Preisgewinner sich ihr Preisgeld lieber in bar abholten.

Soviel zu sehen ist, hat kein einziges goldenes 25-Dukatenstück die Zeitläufe überdauert. Es müsste dann doppelt so dick wie die 12-Dukaten-Medaille gewesen sein. Wenn überhaupt, so ist es sicherlich nur selten überreicht worden. Eine 50-Dukaten-Medaille scheint erstmals 1779 von dem Ingolstädter Mathematiker Johann Nepomuk Fischer angefordert worden zu sein, doch scheiterte ihre Prägung daran, dass sie mit den vorhandenen Stempeln zu dick geraten wäre.<sup>16</sup> Um unser Problem nun nicht einfacher zu machen, ist sogar von beiden Medaillen-Typen die Existenz je eines 12-Dukaten-Stückes in Gold mit Gewichtsangabe überliefert!<sup>17</sup> Gesehen wurden beide Exemplare zuletzt in den 1920er-Jahren. Ob sie heute nach den Wirren der Nazizeit und des Zweiten Weltkrieges noch existieren, muss bezweifelt werden.

14 Geb. 1706 in Frauenfeld (Thurgau), gest. 1761 in Bern, vgl. L. Forrer: *Bibliographical Dictionary of Medallists, coin, gem, and seal-engravers*, 500 B.C.–A.D. 1900, Bd. 4, London 1909, S. 110.

15 H. Lommatsch: *Zur Prägungsgeschichte von Göttinger Universitätsmedaillen im 18. Jahrhundert*, in: *Göttinger Jahrbuch* 19 (1971), S. 108. Den umfangreichen Nachlass von Hallers in Bern konnte ich in dieser Sache nicht durchsehen.

16 Hierzu ein Brief Abraham Gotthelf Kaestners im Archiv der Akademie der Wissenschaften, *Akte Scient.* 181,2, Nr. 9.

17 Typ 1 Gold: *Fiala* Bd. 7,2 (Anm. 9), S. 508, Nr. 3740, Taf. 35,1 („41g“); das Exemplar wurde wahrscheinlich in den 1920er-Jahren gestohlen und zerstört, vgl. R. Cunz: *Numismatik zwischen Haushistoriographie und fürstlicher Sammellust*, (*Numismatische Studien*, 11), Hamburg 1996, S. 317.

Typ 2 Gold: *Auktionskatalog Leo Hamburger*, Frankfurt am Main, 87 (7. 11. 1928), Nr. 604 („43g“).

## Die Preismedaille Georgs III. von 1785 für Studierende der vier Fakultäten

König Georg III. stiftete 1784 aus seiner Privatschatulle einen Preiswettbewerb ausschließlich für Studierende, wie er an einer deutschen Universität ohne Vorbild war. Es lohnt sich, das zeittypisch etwas umständliche königliche Reskript vom 15. Juni 1784 zu zitieren, vielleicht könnte es ja auch heute einem Politiker Anregung bieten:

„Wir haben euch hierdurch eine Entschliessung eröffnen wollen, auf die Wir durch den Gedanken geleitet worden sind, daß, da Unsere Universität Göttingen ihren jetzigen Flor und Wohlstand der Geschicklichkeit und dem guten Rufe, worin ihre Lehrer stehen, und den verschiedenen nützlichen Einrichtungen und Anstalten, wodurch sie sich vor andern Universitäten Teutschlands auszeichnet, vornehmlich zu danken hat, es ihr zum weitem Vorzug gereichen werde, wenn annoch etwas gestiftet würde, wovon man sich versprechen könnte, daß es bey der studierenden Jugend noch einen Bewegungsgrund mehr abgeben werde, sich durch Fleiß und Application hervorzuthun, und von den Gelegenheiten, die sie zu Göttingen hat, ihre Zeit wohl und nützlich anzuwenden, einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Wir halten die Erreichung dieser Absicht eines Versuchs wohl werth, und sind also gnädigst entschlossen, für die beste Ausarbeitung über ein Thema, welches von jeder der vier Facultäten jährlich aufzugeben, und den Studierenden zeitig genug bekannt zu machen ist, ein Gnadengeschenk auszuwerfen, welches in einer goldenen Medaille von etwa 25. Ducaten an Werth, mithin jährlich in vier dergleichen goldenen Preismedaillen bestehen soll. Den Stempel dazu wollen Wir hier verfertigen lassen, – da Wir übrigens von den Professoren erwarten, daß sie die einkommenden Aufsätze ohne alle Partheylichkeit und Nebenabsichten beurtheilen, mithin ohne auf Stand, Herkunft oder andere Connexionen zu sehen, die arbeiten nach Verdienst würdigen werden,“ etc.<sup>18</sup>

Es war also ausschließlich die Qualität der eingereichten Arbeit, die zählen sollte, nichts sonst. Um dies zu garantieren, hatte der Wettbewerbsteilnehmer seine Schrift einzusenden „ohne sich kenntlich zu machen ... so wie es bei den Preisschriften der gelehrten Gesellschaften üblich ist.“

Mit 25 Dukaten (87 Gramm Gold) waren die Preise fürstlich dotiert. In einer feierlichen Sitzung wurden sie am 4. Juni überreicht, dem Geburtstag des Königs. Zum Schluss der Feier wurden die Aufgaben für das folgende Jahr bekannt gegeben. Ebenso wichtig wie die Medaille war für die Preisträger, dass ihre Arbeiten auf Kosten des Stifters gedruckt wurden.

---

18 Abgedruckt in Pütter (Anm. 4), 2. Theil von 1765 bis 1788, Göttingen 1788, S. 312, danach H.-W. Wolf: Eine königliche Stiftung: Zur Geschichte der Göttinger Preismedaille von 1785, in: Georg-August-Universität Göttingen – Informationen, Nr. 2/1987, März/April, S. 9. Das Original des Reskriptes ist im Universitätsarchiv leider nicht nachweisbar.





Abb. 15 Vier-Fakultäten-Medaille für Studierende (Vorder- u. Rückseite) (H 8)  
Foto: Stephan Eckardt

Die Preismedaille zeigt auf der Vorderseite die Schulterbüste des Königs mit Lorbeerkranz nach rechts in klassizistischem Stil, im Abschnitt steht schlicht GEORGIVS III, darunter das Datum MDCCLXXXV (das Jahr der ersten Preisvergabe);<sup>19</sup> auf dem Schulterabschnitt in winzigen Lettern BURCH. F(ecit).

Auf der Rückseite sehen wir einen lässig stehenden, geflügelten Genius, „der durch die Flamme auf dem Haupte das Genie bezeichnet“. Er lehnt seinen linken Arm auf einen Schild, darauf in 3 Zeilen die Worte INGENIO ET STUDIO („für Talent und Fleiß“). Der Schild seinerseits steht auf einem altarartigen, quadratischen und profilierten Sockel, dessen Ansichtsseite ein Medaillon mit dem belorbeernten Bildnis des Universitätsgründers Georg II. schmückt. Im Abschnitt in 2 Zeilen GEORGIA AVGVSTA ADIVDICANTE (zuerkannt von der Georgia Augusta). Die Stempel wurden an die Münzstätte Clausthal gesandt, wo die Medaillen aus Harzgold geprägt wurden. Ihr Durchmesser beträgt 50 mm, außer in Gold gibt es sie in Silber und in Bronze.<sup>20</sup>

Die beiden Stempel, die der König in Auftrag gab, gehören zu den herausragenden Werken des Londoner Bildhauers, Medailleurs und Gemmenschneiders Edward Burch.<sup>21</sup> Burch stand damals auf der Höhe seines Ruhmes: 1771 war er zum Mitglied der Royal Academy gewählt worden, 1788 wurde er zum offiziellen Medaillisten und Gemmenschneider des Herzogs von York und der Könige von England und Polen ernannt. Neben zahlreichen Gemmen ist eines seiner bekanntesten Werke eine große Gussmedaille auf den Anatom William Hunter, Leibarzt und Geburtshelfer der Königin (sie gebar 15 Kinder), der später seine einzigartig reiche Sammlung antiker Münzen der Universität Glasgow vermachte.

Der Göttinger Preis wurde rasch so prominent, dass auch Friedrich Wilhelm III. von Preußen ihn nicht antastete, als er 1805–1806 das Kurfürstentum Hannover für ein knappes Jahr besetzt hatte. Er ließ lediglich einen neuen Vorderseitenstempel mit seinem eigenen Bildnis gravieren, die Rückseite wurde beibehalten.<sup>22</sup> Da die Stücke zur Preisverleihung nicht rechtzeitig fertig geworden waren, wurde die Preissumme

19 Die Medaille war dann allerdings erst Anfang 1786 tatsächlich fertig ausgeprägt.

20 Brockmann (Anm. 9), S. 248f., Nr. 1004; L. Brown: A Catalogue of British Historical Medals 1760–1960, Bd. 1, The Accession of George III to the Death of William IV, London 1980, S. 63 Nr. 266; Fiala (Anm. 9), Bd. 7,3, Prag 1915, S. 594, Nr. 4471, Taf. 37, 7 (Gold; „86 g“); Nr. 4472–4473 in Silber und in „Metall“; C. Laverrenz: Die Medaillen und Gedächtniszeichen der deutschen Hochschulen, Bd. 2, 2. Aufl. Berlin 1887, S. 134, Nr. 189, Taf. 49; Zur Prägung Lommatzsch (Anm. 15), S. 110f.

21 Geb. um 1730, gest. 1814, vgl. Forrer (Anm. 14), Bd. 7, London 1923, 136–138; U. Thieme/F. Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, Bd. 5, Leipzig 1911, S. 239.

22 Fiala (Anm. 9), Bd. 7,3, S. 749, Nr. 6096, heute verloren [s. Cunz (Anm. 17), S. 317], sowie Nr. 6097 in Bronze; Laverrenz (Anm. 20), S. 134f., Nr. 190, Taf. 49. Es ist nicht mehr festzustellen, ob das Goldexemplar der Welfensammlung das nachträglich abgerufene war.

ausbezahlt; nur einer der vier Gewinner hat dann nachträglich sein Exemplar abgerufen. Auch als unter der Herrschaft Jérôme Bonapartes Göttingen von 1807 bis 1813 zum Königreich Westphalen gehörte, wurden die Preise beibehalten (nur 1813 fand keine Verleihung statt), es gab jedoch keine eigene Medaille, die Universitätskasse zahlte in bar aus.

Seit 1814, nachdem Hannover Königreich geworden war, wurden die Preise wieder mit der alten Medaille Georgs III. vergeben, und als 1820 sein Sohn Georg IV. den Thron bestieg, ließ er der Universität mitteilen,

„daß Allerhöchstdieselben in Ansehung der für die Studierenden zu Göttingen bisher ausgesetzt gewesenen jährlichen Preise es in jeder Rücksicht bey dem bewenden laßen wollten, was darunter von des letztverstorbenen Königs Majestät angeordnet und bislang beobachtet worden ist, so wird solches der Universität hiedurch zur Nachachtung eröffnet“ etc.<sup>23</sup>

Für Wilhelm IV. (reg. 1830–1837) schnitt man in Hannover neue Stempel, die Vorderseite mit seinem Bildnis (ohne Jahreszahl), auf der Rückseite der Genius wie gehabt mit *INGENIO ET STUDIO*, doch ist das Bildnismedaillon des Universitätsgründers auf der Basis durch eine stehende Minerva ersetzt, und es fehlt (noch) das *GEORGIA AUGUSTA ADIVDICANTE* im Abschnitt. Ein Probeexemplar in Gold landete in der Welfensammlung in Hannover,<sup>24</sup> die Medaille ist aber nie vergeben worden, sondern weiterhin der alte Typ Georgs III.

Ebenso blieb es auch über die Auflösung der Personalunion mit Großbritannien 1837 hin, ja selbst nach 1866, als das ganze Königreich Hannover preußisch geworden war. Seit 1878 wurden die Medaillen in Berlin geprägt. Gelegentlich seit 1830, häufig seit 1848 war der Preis in bar ausbezahlt worden, die Preisträger konnten nun zwischen einer Goldmedaille oder aber Geld *und* einer Silber- oder Bronzemedaille wählen. Der Geldwert betrug ungefähr 75 Reichstaler, später wurde er auf 243,75 Mark festgesetzt. Seit den 1870er-Jahren musste ein Preisgewinner die Medaille ausdrücklich anfordern, wenn er sie wünschte. Erst im Ersten Weltkrieg erlosch die Goldbindung, und heute gibt es gar keinen derartigen Preis mehr.

Die Liste der studentischen Preisträger führt zahlreiche Namen, die später prominent wurden, so 1830 den Chemiker Robert Bunsen oder 1865 den Mediziner und späteren Nobelpreisträger Robert Koch. 1903 gewann der Jurist Rudolf Smend einen der Preise, er bat um die Goldmedaille. Jahrelang war dies nicht mehr vorgekommen,

23 UAG, Akte IB 3b 55, Bl. 129.

24 Fiala, Bd. 7,3 (Anm. 20), S. 683, Nr. 5490 Taf. 41,1 (Gold); dazu eine weitere Probe in Zinn; Brockmann (Anm. 9), S. 284, Nr. 1074.

Die gleiche Rückseite gab es auch mit der Vorderseite Ernst Augusts (reg. 1837–1851) mit dem Jahr des Regierungsantritts, Fiala, Bd. 7,3 S. 683 Nr. 5490; Brockmann, S. 287, Nr. 1079, auch dies offensichtlich das Probestück einer nie vergebenen Medaille.

nun waren die alten Stempel nicht mehr brauchbar, neue wurden eigens angefertigt, noch immer im ursprünglichen Typ mit dem Bildnis Georgs III.<sup>25</sup> Dies war die letzte Vergabe einer Medaille in Gold.

## Zwei große Preismedaillen Georgs III. für Theologen

Die Vorderseiten dieser beiden Medaillen zeigen das Bildnis des Königs von Edward Burch wie auf den besprochenen Vier-Fakultäten-Stücken, doch mit neuen, leicht veränderten und auf den Durchmesser von 55 mm vergrößerten Stempeln. Auf dem einen steht unter GEORGIVS III als Datum MDCCLXXXVIII, auf der anderen MDCLXXXVI.

Das Thema der Rückseiten ist neu gestaltet: Ein großes, durch Maserung strukturiertes Holzkreuz steht vor Himmelsstrahlen, die hinter einem Wolkenknäuel hervorbrechen. Von dem Kreuz hängt ein Band herab, auf dem die Lettern IN RI zu sehen sind. Unter dem Kreuz steht auf einer dreifachen Bodenlinie ΕΚ ΠΙΣΤΕΩΣ („aus dem Glauben“),<sup>26</sup> darunter wie bei den Vier-Fakultäten-Medaillen GEORGIA AVGVSTA ADIVDICANTE.<sup>27</sup>

Beide Medaillen werden gewöhnlich auf einen weiteren 25-Dukaten-Preis bezogen, den Georg III. auf Antrag des Direktors des Göttinger Predigerseminars Christian Friedrich Ammon 1795 zu den vier aus der königlichen Schatulle bestrittenen Fakultätenpreisen hinzu stiftete. Mit diesem fünften sollte die Predigt eines Studierenden ausgezeichnet werden, die er schriftlich bis zum 1. April zur Beurteilung vorzulegen hatte; die Verfasser der besten Predigten wurden dann eingeladen, sie noch vor dem 4. Juni öffentlich in der Universitätskirche (später in der Johanniskirche) vorzutragen, dann erst der Gewinner bestimmt.<sup>28</sup> Auf diesen homiletischen Preis ist die Medaille von 1796 zu beziehen, dem ersten Jahr, in dem er verliehen wurde.

25 Das Exemplar existiert nicht mehr. Wie mir die Söhne des Preisträgers freundlicherweise mitteilten, wurde es laut Familienüberlieferung im Ersten Weltkrieg im Rahmen der Aktion „Gold gab ich für Eisen“ gespendet. So kann nicht mehr festgestellt werden, ob sich beim Kopieren der Stempel kleine Unterschiede einschlichen.

26 Röm. 1, 17; Gal. 3, 11; Hebr. 10, 38. Die Gestaltung des Themas erfolgte in London.

27 Die Medaille von 1788: Fiala (Anm. 9), Bd. 7,3, S. 594, Nr. 4475 (Bronze); Brown (Anm. 20), S. 69, Nr. 291; Brockmann (Anm. 9), S. 249, Nr. 1005.

Diejenige von 1796: Fiala (Anm. 9), Bd. 7,3, S. 594, Nr. 4477–4479; Brockmann (Anm. 9), Bd. 2, S. 252, Nr. 1010. Diese Medaille ist heute noch seltener als diejenige von 1788; zwar wurde der Preis über viele Jahre vergeben, die Preissumme jedoch oft geteilt und dann in bar ausbezahlt.

28 Ch. Fr. Ammon: Ueber die Aehnlichkeit des inneren Wertes einiger neueren Mystiker mit dem moralischen Worte der Kantischen Schriftauslegung; als Ankündigung der ersten



Abb. 16 Preismedaille für Theologen (Vorder- u. Rückseite) (H 10)  
Foto: Stephan Eckardt

Wie aber steht es um die Medaille von 1788, die bereits sieben Jahre vor der Stiftung des homiletischen Preises datiert ist? Bisher scheint die Differenz der Jahrzahlen in der Fachliteratur nicht als Problem angesprochen worden zu sein. Dabei muss die Medaille doch, weil mit der Aufschrift „zuerkannt von der Georgia Augusta“ versehen, von dieser zu vergeben gewesen sein. Auf die Lösung bringen, worauf mich Hans-Werner Wolf aufmerksam machte, Pütter in einer kurzen Notiz über eine außerordentliche theologische Preisfrage und ausführlicher die Göttingischen Anzeigen von 1786.<sup>29</sup>

„Se. königliche Majestät von Großbritannien haben, aus Allerhöchst Eigener Bewegung, der hiesigen theologischen Fakultät anbefohlen: den Beweis der unendlichen Gottheit Christi, im Sinn der Evangelisch Lutherischen Kirche; als den Gegenstand einer Preis-Abhandlung, den Lehrern dieser Kirchen-Gemeinschaft vorzuschlagen. [ ] Eine Medaille von Fünfzig Dukaten an Werth, ist der Preis, den Se. Majestät dem Verfasser derjenigen Abhandlung allergnädigst versprechen, welche von der Fakultät für die Beste wird erklärt werden.“

Den Göttingischen Anzeigen des folgenden Jahres 1787 liest man deutlich ab, wie schwer sich die Theologische Fakultät tat, dem königlichen Befehl nachzukommen, die Behandlung einer Frage zu prämiieren, auf die es keine beweisbare Antwort geben kann. Dabei hatte sie die Frage sogar selbst noch umformulieren können. – Auf die Ausschreibung hin wurden 27 Abhandlungen eingereicht, doch musste die Fakultät bekennen, dass sie „keine des von Sr. königl. Majestät ausgesetzten Preißes für ganz würdig erkennen kann.“<sup>30</sup> Die Begründung ist ein Meisterstück an Geschick und Diplomatie, sie durfte ja weder die Fakultät noch die Verfasser beschädigen noch den frommen König verstimmen, der regen Anteil nahm. Ein Brief vom 31. August 1788 aus Hannover im Universitätsarchiv<sup>31</sup> zeigt, dass sich Georg III. das Urteil der Fakultät vor seiner Publikation vorlegen ließ und den Gründen, aus denen der Preis nicht zuerkannt werden könne, in der Sache auch zustimmte, sie aber verbindlicher formuliert wünschte. Zugleich, „wie Se. Mayt. verhoffen“, sollte der Preis erneut ausgeschrieben werden.

Mehrere Überlegungen sprachen bereits dafür, dass die 1788 datierte Medaille ursprünglich für die genannte Preisfrage bestimmt war. Da ist einmal der um fünf Millimeter vergrößerte Durchmesser der Prägestempel, der sich bei einer Medaille von 25 Dukaten wie bei den vier Fakultätenpreisen nicht erklären ließe, aber für eine

---

Vertheilung des neuen homiletischen Preises für das Jahr 1796, Göttingen 1796, S. 19; F. Saalfeld: Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraume von 1788 bis 1820, Hannover 1820, S. 543f., § 218.

29 Pütter Bd. 2 (Anm. 4), S. 313, § 208; Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 8. Juli 1786, Nr. 107, S. 1065–66 (Less); vgl. auch von Selle (Anm. 8), S. 187f.

30 Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 27. Oktober 1787, Nr. 172, S. 1713–1723 (Planck).

31 UAG, 4/IIa (Kur. 4157), Bl. 25/56.

solche, die 50 Dukaten (das wären 174 Gramm!) schwer sein sollte, angemessen war. Ferner zeigt sich das merkwürdige Phänomen, dass in den einschlägigen Sammlungen in England zwar die Medaillen von 1788 vorhanden sind – sie sind in Silber und in Bronze offensichtlich häufiger ausgeprägt worden –, nicht aber diejenigen von 1796, die ihrerseits in der ehemaligen Welfensammlung verwahrt werden. Dies ließ vermuten, dass man irgendwann zwischen 1788 und 1796 die in London nicht sinnvoll verwertbaren Stempel nach Hannover brachte und dort die Jahreszahl umschnitt, den vorgegebenen Durchmesser aber selbstverständlich beibehalten musste.

Schließlich wiegt die einzige bekannte 1788er Medaille in Gold – sie befindet sich im Besitz des Britischen Museums in London – 92,20 Gramm,<sup>32</sup> was mit einem Wert von 26,42 Dukaten in deutschen Landen ein ganz unsinniges Gewicht ergäbe; in England dagegen entsprach dies recht genau 11 Guineas ( $8,35 \times 11 = 91,85$ ). Da das Stück (leider ohne weitere Nachrichten) direkt aus dem Nachlass von Georg III. in die Sammlung kam, handelt es sich offensichtlich um ein Probestück, das eigens und nur einmal für den König ausgeprägt wurde. Die häufigeren silbernen und bronzenen Medaillen des Typs könnte man dann als „Gefälligkeitsprägungen“ ansprechen, die zur Dokumentation und für Medaillensammler hergestellt wurden. Ein Aktenstudium in London mag unsere Deutung verifizieren.

Die im Universitätsarchiv erhaltene Korrespondenz zu dem außerordentlichen theologischen Preis brachte nun die endgültige Bestätigung, dass die Stempel der 1788er Medaille für diesen angefertigt worden sind. Drei Dokumente seien dazu zitiert:

- 1) (aus London 24. 4. 1787)  
 „Hochwohlgebohrne Herren,  
 Hochgeehrte Herren Collegen!

Von des Königs Mayt. finde ich mich befehliget, meiner Hochgeehrten Herren Collegen Anfrage wegen des Stempels zu der, von der theologischen Facultät zu Göttingen ausgelobten Preis-Medaille, dahin zu beantworten, daß derselbe noch nicht fertig, auch ungewiß sey, wie bald er werde überschickt werden können. Ich gebe also ergebenst anheim, ob nicht die Facultät wohl thun werde, etc.

Ich habe die Ehre mit vollkommener Hochachtung zu beharren,  
 Meiner Hochgeehrten Herren Collegen  
 Gehorsamster Diener  
 GH Alvensleben“<sup>33</sup>

32 Laut neuer Wiegung; Inv. Nr. im BM „George III Eng M 23“. Diese wie die folgenden Angaben teilte lebenswürdigerweise Philip Attwood mit.

Das Gewicht des heute nicht mehr in der Welfensammlung vorhandenen Goldexemplares der 1796er Medaille betrug laut Fiala (Anm. 9), Bd. 7,3 Nr. 4477: 86,3 Gramm.

33 UAG, Akte 4/IIa/Kur. 4157, Bl. 18/31.

2) (desgl. aus London 18. 3. 1888)

„Des Königs Mayt: haben den Stempel der Preiß-Medaille behuf der bewußten theologischen Aufgabe mit dem diesmahligen Quartals-Courier übermachen und deßen Expedirung, da die Arbeit bey seiner Ankunft noch nicht gantz fertig gewesen, darnach aufhalten laßen wollen. Es hat also derselbe diesen Stempel, der ihm in einem mit des Geheimten-Justitz-Rahts Rudloff Adreße versehener Beschlag mitgegeben wird, abzuliefern, wenn meine Hochgelehrte Herren Collegen zu benachrichtigen, ich hiermit nicht habe verfehlen wollen,“ etc.

(GH Alvensleben)<sup>34</sup>

3) Und eine Abschrift der Antwort:

„An  
den Herrn Geheimen Rath  
von Alvensleben zu London  
Unser p.

Unserem Hochgeehrten Herrn Collegen bezeugen wir hiedurch schuldigst die von dem letztern Quartals Courier geschehene gute Ablieferung des Stempels zu der, für die von Sr. Königl. Mayt. bezielte theologische Aufgabe gewidmeten Preis Medaille, wovon wir zu seiner Zeit den allergnädigst beschlossenen Gebrauch zu machen nicht ermangeln werden. Wir müssen indessen ungerne bemerken, daß seit Auslaßung der von Sr. Königl. Mayt. genehmigten Censur der theologischen Facultät über die nicht annehmlische erstern Behandlungen von dieser Sache, noch nichts weiter angegangen sei, das man einer erhabnen Absicht und des Preises würdig erkennen mögen, die wir verbleiben

Hannover den 22. Apr. 1788

[gez.] GR“<sup>35</sup>

Hiermit ist nicht nur bestätigt, dass unsere ersten Überlegungen richtig waren, sondern auch geklärt, warum auf der Medaille 1788 angegeben ist und nicht 1787, das Jahr der vorgesehenen Preisverleihung. In Hannover ist dann, als der homiletische Preis gestiftet war, im Stempel das Datum 1788 getilgt und stattdessen 1796 eingraviert worden. Am Durchmesser der Medaillen sehen wir, dass die alten Stempel weiterverwendet und nicht etwa neue geschnitten wurden.

Zum Abschluss unserer Übersicht interessiert die Frage, welche reale Kaufkraft die Preismedaillen seinerzeit hatten.

34 UAG, Akte 4/IIa/Kur. 4157, Bl. 26/60.

35 UAG, Akte 4/IIa/Kur. 4157, Bl. 27/59.



Wieviel Geld man um 1765 zum Leben in Göttingen brauchte, können wir bequem im „Pütter“ nachlesen, wo in einem praktischen Anhang der Bände zur Orientierung von Studienaspiranten die wesentlichsten Preise zusammengestellt sind. 1788 waren sie kaum verändert, 1820 allerdings lagen sie um etwa ein Drittel höher. Die Nominale: 1 Dukat =  $\pm 3$  Reichstaler (Rt); 1 Reichstaler = 24 Gutegroschen (Gg) bzw. 36 Mariengroschen (Mg).<sup>36</sup>

Im Jahre 1764 gab es demnach 411 Studentenzimmer, deren „Kaltmiete“ jährlich zwischen 15 und 30 Rt. betrug, weitere 76 gab es für 30–40 Rt. Die Aufwartung musste natürlich gesondert bezahlt werden. Ein Klafter (gut 3 Kubikmeter) Buchenholz zum Heizen im Winter kostete 4–6 Rt., dazu der Transport  $1\frac{2}{3}$  Rt. Ein ganz einfacher Mittagstisch war schon für 20 Gg. pro Woche zu bekommen, der teuerste für 2 Rt., das Mittel lag bei  $1-1\frac{1}{2}$  Rt. Einfache Abendessen wurden für 3–6 Mg. pro Woche besonders vereinbart. Wäschepflege kostete vierteljährlich  $1\frac{1}{2}-4$  Rt.

Teuer war, was wir heute als Studiengebühren bezeichnen würden. Eine Vorlesung kostete je nach Fach und Stundenzahl 3–10 Rt. pro Semester, Privatissima zwischen 30 und 100 Rt. und sogar mehr. Für eine Promotion fielen je nach Fakultät zwischen 117 und 132 Rt. an Gebühren an, die günstigste war die medizinische. Interessant ist, was die Matrikel kostete: Für die Neuimmatrikulation zahlte der Normalbürger 4 Rt., ein Adliger 8, ein Freiherr 12 und ein Graf 16.

Diese ausgewählten Angaben müssen hier genügen. Selbstverständlich ist es schwierig oder unmöglich, Preise des 18. Jahrhunderts mit den heutigen zu vergleichen, doch wollten wir hier wenigstens einen ungefähren Eindruck vermitteln.\*

---

36 Pütter (Anm. 4), Bd. 1, S. 318–324, § 209; Pütter (Anm. 4), Bd. 2, S. 385–389, § 274–275; F. Saalfeld, Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraume von 1788 bis 1820, Hannover 1820, S. 628–619, § 252.

\* Für wichtige Hinweise weiß ich mich vor allem Hans-Werner Wolf, profunden Kenner der Materie, verpflichtet. Des Weiteren halfen mir Philip Attwood, Theodore V. Buttrey, Reiner Cunz, Klaus Haenel, Ulrich Hunger, Henry Kim, Wilhelm Müseler, Helmut Rohlfing, Dieter Steland; die Fotos fertigte Stephan Eckardt; ihnen allen gilt mein Dank.

## Exponate H

**H 1** Johann Melchior Mörikofer (1706–1761):

Medaille [Akademiepreis (1752)].

Abschlag in Silber 39,25 g; Dm. 45 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Bildnis Georgs II. August mit Harnisch und Ordensband

oben umlaufend: GEORGIUS II D.*ei* G.*ratia* MAG.*nae* BRI.*tanniae* FR.*anciae* ET  
HIB.*erniae* REX F.*idei* D.*efensor*

Unter Armabschnitt: Signatur: MÖRIKOFER

Mit identischer Vorderseite zu H 2 und H 3.

**H 2** 25-Dukaten-Medaille des Akademiepreises (1752).

Abschlag in Silber 38,87 g; Dm. 45 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Sitzende Minerva reicht einen Kranz dem DECORA MERENTI („dem, der die Auszeichnung verdient“)

im Abschnitt: PRAEMIUM SOCIETatis REGiae SCIENTiarum GOTTINGensis

**H 3** 12-Dukaten-Medaille des „ökonomischen“ Preises (1752).

Abschlag in Silber 39,14 g; Dm. 45 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Stehende Minerva hält einen Kranz über „gelehrtes Gerät“

Umschrift oben: OMNI PRETIOSIOR OMNI („wertvoller als alles Gold“)

**H 4** Albrecht von Haller:

Eigenhändiger Plan mit Unterschrift über die Gründung der Königlichen Societät der Wissenschaften. Göttingen, 20. Januar 1751. 2°. S. 31-32 (1 Bl.).

Akademie der Wissenschaften: Stat. 1.2, Nr. 16

Zeile 4ff. (8.) wird die Medaille genannt, Zeile 7: „dabei die Erfindung folgende ist

Auf der ersten Seite deß Königs Bildniß auf der zweyten eine einen loberkranz

hinreichende Minerva Decora Merenti“.

**H 5** Tetradrachmon (4-Drachmen-Stück), Eumenes II. von Pergamon (um 200 v. Chr.).

Silber 16,76 g; Dm. 30 mm

Universität Göttingen, Studiensammlung im Archäologischen Institut: Inv. Orig. 1988

- 10 Rs.: Vorbild für die Medaille des großen Akademiepreises: Sitzende Athena, die einen Kranz über die aufgestapelten Lettern des Namens des Dynastiegründers Philetairos hält.

**H 6** Johann Melchior Mörikofer:

Eigenhändige Quittung über die Anfertigung von Medaillen. 24. Januar 1753. 11,5 x 18,8 cm. (1 Bl.)

Akademie der Wissenschaften Göttingen: Scient. 195.1, Nr. 11

Quittung des Stempelschneiders Johann Melchior Mörikofer über die zweite Rate von 80, zusammen 160 Taler für das Gravieren der 3 Stempel Nr. 1–3.

**H 7a** Johann Melchior Mörikofer (1706–1761):

Medaille [auf Albrecht von Haller (Bern 1754)].

Kupfer 70,91 g; Dm 53 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Bildnis Albrecht von Hallers nach rechts

unter Armabschnitt: .IM.MK.F.

oben umlaufend: ALBERTUS HALLERUS

**H 7b** [Johann Melchior Mörikofer (1706–1761):

Medaille [auf Albrecht von Haller (Bern 1754)].

Kupfer 76,54 g; Dm. 53 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Wolken über Landschaft, darüber Buch mit anatomischer und botanischer Zeichnung, über dem Buch Leier, Buch und Leier in Lorbeerkranz

oben umlaufend: PATRIÆ NOVA SERTA PARAVIT („dem Vaterland hat er neue Girlanden gebunden“)

**H 8a** Edward Burch (um 1730–1814):

Vier-Fakultäten-Medaille für Studierende (1785).

Abschlag in Silber 56,98 g; Dm. 50 mm

Universität Göttingen, Studiensammlung im Archäologischen Institut: Inv. Med. 303,

8 Vs.: Schulterbüste Georgs III. mit Lorbeerkranz nach rechts

im Abschnitt: GEORGIVS III / MDCCLXXXV

unter Halsabschnitt: BURCH,*F(ecit)*.

Solche Abschläge konnte der Preisträger erwerben.

**H 8b** Edward Burch (um 1730–1814):

Vier-Fakultäten-Medaille für Studierende (1785).

Original 86,94 g; Dm. 50 mm

Universität Göttingen, Studiensammlung im Archäologischen Institut: Inv. Med. 303,

7 Rs.: Genius hält einen Schild, auf dem INGENIO ET STUDIO („für Talent und Fleiß“)

steht im Abschnitt: GEORGIA AUGUSTA ADIUDICANTE („zuerkannt von der Georgia Augusta“)

**H 9a** Daniel Friedrich Loos (1735–1819) und Johann Veit Döll (1750–1835):

Preismedaille (1806) Friedrich Wilhelms III. von Preußen.

Abschlag in Silber 55,75 g; Dm. 50 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Vs.: Brustbild des Königs nach links

oben umlaufend: FRIDERICVS GVILIELMVS III REX BORVSSIAE

**H 9b** Daniel Friedrich Loos (1735–1819) und Johann Veit Döll (1750–1835):

Preismedaille (1806) Friedrich Wilhelms III. von Preußen.

Abschlag in Bronze 53,6 g; Dm. 50 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv.-Nr. 04.119.005

Rs.: Genius mit Schild, wie H 8b

**H 10a** Edward Burch (um 1730–1814):

Preismedaille für Theologen (1788).

Abschlag in Kupfer/Kupferlegierung 69,55 g; Dm. 55 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv.-Nr. 03.084.016

Vs.: Schulterbüste des Königs mit Lorbeerkranz nach rechts, ähnlich H 8, leicht vergrößert

im Abschnitt: GEORGIVS III / MDCCLXXXVIII

unter Halsabschnitt: BURCH.R.A ([Mitglied der] Royal Academy)

**H 10b** Edward Burch (um 1730–1814):

Preismedaillen für Theologen (1788).

Abschlag in Silber 76,58 g; Dm. 55 mm

Studiensammlung Wolf Göttingen

Rs.: Kreuz vor Himmelsstrahlen; an dem Kreuz ein Band mit IN RI, darunter EK PISTEWS („aus dem Glauben“) im Abschnitt: GEORGIA AVGVSTA ADIVDICANTE

**H 11a** Medaille für den homiletischen Preis (1796).

Abschlag in Silber 84,20 g; DM 55 mm

Niedersächsisches Münzkabinett der Deutschen Bank, Hannover: Inv.-Nr. 03.084.014

Vs.: Belorbeerter Kopf, wie H 10a, nur mit der Jahreszahl im Stempel MDCCLXXXVI

Rs.: Bestrahltes Kreuz, wie H 10b

Gezeigt wird die Vorderseite.

# London – Hannover – Göttingen: Die Reisen Georgs II. nach Hannover und sein Verhältnis zu Göttingen

Uta Richter-Uhlig

Die außerordentliche Zufriedenheit des Königs mit seiner neuen, nach ihm benannten Universität, die in allen Berichten über Georgs II. Besuch in Göttingen von 1748 zum Ausdruck kommt<sup>1</sup>, wirft mehrere Fragen auf: Warum reiste ein König von England, Herrscher über ein entstehendes Weltreich, nach Hannover? Welches Verhältnis hatte er zum Kurfürstentum? Und wie kann man die Universitätsgründung in dieses Interessengeflecht einordnen?

## 1. Ein König auf Reisen

### 1.1 *Sinn und Zweck der Aufenthalte in Hannover*

Eigentlich sollte der König von England sein Land nicht verlassen, und wenn er dies dennoch tat, dann nur mit der Zustimmung des Parlamentes: So war es vom Parlament in dem *Act of Settlement* von 1701 festgelegt worden. Georg I. (1660–1727) aber machte diese Bestimmung bald nach seiner Thronbesteigung 1714 wieder rückgängig.<sup>2</sup> Sowohl er als auch sein in Hannover geborener und aufgewachsener Sohn Georg II. (1683–1760) nämlich fühlten sich dem Kurfürstentum verbunden und woll-

---

1 International: *Mercure historique et politique, contenant l'Etat présent de l'Europe, ce qui se passe dans tous les Cours, les Intérêts des Princes, & généralement tout ce qu'il y a de plus curieux pour le Mois Août 1748*, Bd. 124, Den Haag 1748, S. 175–178.

In Göttingen selbst wurden zwei Berichte verfasst: Johann Lorenz von Mosheim: Beschreibung der großen und denkwürdigen Feyer die bey der Allerhöchsten Anwesenheit des Allerdurchlauchtigsten, Großmächtigsten Fürsten und Herren, Herren George des Andern, Könige von Grosbritannien, Frankreich und Irland, Beschützers des Glaubens, Herzoges von Braunschweig-Lüneburg, des Heil. Röm. Reiches Erztzschatzmeisters und Churfürsten auf Deroselben Georg Augustus hohen Schule in der Stadt Göttingen Im Jahr 1748 am ersten Tage des Augustmonates begangen ward, Göttingen 1749 sowie A Short Account of His Majesty's Late Journey to Goettingen And of the State of the New University There in a Letter to My Lord \*\*, 1748, als dessen Verfasser Albrecht von Haller ermittelt wurde.

2 Vgl. Turner, E.R.: *The Cabinet Council in the Eighteenth Century, 1622–1784*, Bd. 2, London/Baltimore/Oxford 1932, S.196–197; Hatton, Ragnhild M.: *George I, Elector and King*, London 1978, S. 158; Gibbs, G.C.: *English Attitudes towards Hanover and the Hanoverian Succession in the First Half of the Eighteenth Century*, in: *England and Hannover/England and Hanover*, hrsg. von A.M. Birke/K. Kluxen, München/London 1986, S. 33–50, hier S. 44.

ten ihre Herrschaft dort so oft wie möglich persönlich ausüben. Deshalb reisten sie relativ regelmäßig dorthin: Georg I. war fünfmal in Hannover und starb 1727 auf der Hinreise in Osnabrück. Georg II. war zwölfmal dort: 1729, 1732, 1735, 1736, 1740, 1741, 1743, 1745, 1748, 1750, 1752 und 1755. Erst mit Georg III. (1738–1820), der sich bewusst als *englischer* Herrscher verstand, endete diese Tradition.<sup>3</sup>

Neben der direkten Regierungsausübung im Kurfürstentum bot sich Georg II. und in größerem Maße vor ihm seinem Vater hier die Möglichkeit, „unbeaufsichtigt“ geheime diplomatische Kontakte zu pflegen – die Überquerung des Ärmelkanals bzw. der Nordsee entfiel für die Kontaktpersonen, und die Aufsicht der englischen Begleiter konnte nicht so genau sein wie in London. Auch ohne Geheimkontakte waren Unterredungen mit begleitenden Diplomaten aus London oder direkt nach Hannover entsandten Gesandten leichter möglich.<sup>4</sup> Darüber hinaus fasste gerade Georg II. diese Aufenthalte auch als Erholung und „Sommerfrische“ auf.<sup>5</sup>

Diese Besuche stellten, wie aus dem oben Gesagten deutlich wird, für die englischen Politiker ein erhebliches Problem dar, nicht nur in Bezug auf die Verfassung, denn in England musste eine Regentschaft mit sehr beschränkten Vollmachten die Regierungsgeschäfte weiterführen, 1745 sogar erste Schritte gegen den Aufstand in Schottland einleiten.<sup>6</sup> Regelmäßig kam es zu Spannungen zwischen dem den König begleitenden *Secretary of State* – dies war eine Art Außenminister, der einen weiteren Kollegen hatte, welcher aber in London blieb – und dem *Inner Cabinet*, den einflussreichsten Politikern in England. Gerade in der Phase, in der sich in England ein verantwortliches Ministerium mit einem Premierminister herausbildete, waren die königlichen Eigenmächtigkeiten problematisch. Die Abneigung Hannover gegenüber, die Furcht, der König könne zur Absicherung des Kurfürstentums Englands Interessen opfern oder seine finanziellen Ressourcen zugunsten dieses unwichtigen und ungeliebten Landes umleiten, war allgegenwärtig. Andererseits hatte der englische König zu viel Einfluss, als dass man ihn ignorieren konnte, und für die Versorgung der eigenen Anhängerschaft und Verwandtschaft mit Posten war es wichtig, sein Ohr zu

3 Vgl. Trench, C.C.: George II, London 1973, S. 290.

4 Vgl. Richter-Uhlig, U.: Hof und Politik unter den Bedingungen der Personalunion zwischen Hannover und England. Die Aufenthalte Georgs II. in Hannover zwischen 1729 und 1741 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, 107), Hannover 1992, S. 35.

5 Das traf besonders für 1736 zu, vgl. Richter-Uhlig (wie Anm. 4), S. 45–46. Vgl. auch Bertram, M.: Georg II., König und Kurfürst, Göttingen 2003, S. 157 für die späteren Jahre.

6 Die Lords Justices wurden nach dem Tod Königin Carolines 1737 als Regentschaft eingesetzt, vorher beriet sie, die zum Guardian of the Realm ernannt wurde, ein ähnliches Gremium, vgl. Turner, E.R.: The Lords Justices of England, in: English Historical Review, 29 (London 1914), S. 453–476.



*Abb. 17 Schiffsmoel der „Royal George“ (J 3)*

haben. Und diesen Einfluss konnte für die in Hannover verbrachten Monate nur einer haben: der den König begleitende *Secretary of State*.<sup>7</sup>

Für Hannover umgekehrt bedeuteten die Besuche ein kurzes Wiedererstehen des Hoflebens, das seit der plötzlichen Abholung Kronprinz Friedrichs 1728 nicht mehr existierte.<sup>8</sup> Hannover bzw. Herrenhausen wurden plötzlich wieder zum Mittelpunkt, was natürlich als Wirtschaftsfaktor, aber auch für die Stadt als gesellschaftliches und politisches Zentrum von Bedeutung war. Kontakte zum Monarchen waren nun vor Ort im Kurfürstentum möglich, während zu diesem Zweck ansonsten eine Reise nach London oder briefliche Eingaben erforderlich waren.

## 1.2 *Der Ablauf der Aufenthalte*

Die Besuche liefen nach einem bestimmten Zeitplan ab, parallel zum üblichen Hofleben in London, das auch einen Wechsel zwischen Sommer und Winter umfasste.<sup>9</sup> Konnte der König seine Reisewünsche in England durchsetzen, so wurden die entsprechenden Anordnungen Mitte/Ende April nach Hannover übersandt, so dass alles für die Reise und den Aufenthalt des Königs vorbereitet werden konnte. Mitte Mai wurde dann meist im Rahmen der Thronrede am Ende der Parlamentssitzungsperiode die königliche Absicht öffentlich verkündet. Zumeist allerdings kursierten entsprechende Gerüchte bereits erheblich früher.

Auf der Hin- und Rückreise nach und von Hannover war der König sehr auf Eile bedacht und benötigte meist nur fünf bis sieben Tage: Nach der Überfahrt von der Themsemündung (meist ab Greenwich, je nach Tide und Windverhältnissen) nach Hellevoetsluis auf einer *Royal yacht*, eskortiert von mehreren Kriegsschiffen unter einem Admiral, reiste er über die Niederlande in das Kurfürstentum. Dabei benutzte er seine eigenen Reisewagen, die ihm aus Hannover entgegengeschickt wurden. Meist übernachtete er einmal in den Niederlanden (z. B. 1729 in Apeldoorn, 1736 in Utrecht) und zweimal im Kurfürstentum.

Nach seiner Ankunft in Hannover, die üblicherweise mittags erfolgte, und einer kurzen Pause nahm der König das übliche Hofleben auf, d.h. er speiste nach der morgendlichen Audienz ab 11.00 Uhr (sonn- und feiertags fand um diese Zeit der Gottesdienst statt) mittags und abends öffentlich. An der Tafel wollte er vor allem

---

7 Vgl. Richter-Uhlig (wie Anm. 4), S. 12–13.

8 Vgl. Hatton (wie Anm. 2), S. 128–129; Richter-Uhlig (wie Anm. 4), S. 25; Bertram (wie Anm. 5), S. 102–103.

9 Vgl. dazu auch Patze, H.: Zwischen London und Hannover. Bemerkungen zum Hofleben in Hannover während des 18. Jahrhunderts, in: Staat und Gesellschaft im Zeitalter Goethes, Festschrift für H. Tümmeler, hrsg. von P. Berglar, Köln/Wien 1977, S. 95–129; Richter-Uhlig (wie Anm. 4), v.a. S. 17–25; Bertram (wie Anm. 5), S. 121.



Damen seiner Wahl sehen. Vor der abendlichen Tafel war ab 17.30 Uhr oder 18.00 Uhr Assemblée.<sup>10</sup> Im Sommer siedelte der Hof nach Herrenhausen über. Außerdem hielt sich der König zu längeren Jagdaufenthalten in der Gohrde oder in Linsburg auf, meist im September oder Oktober.

Ende September/Anfang Oktober trat er die Rückreise an, die auf demselben Weg erfolgte wie die Hinreise, die allerdings wegen der Herbststürme manchmal lebensgefährlich war, besonders wenn der König wie in den Jahren 1736 und 1748 die Rückreise zu lange hinausgezögert hatte: So machte er im Dezember 1736 mehrere vergebliche Versuche, von Hellevoetsluis nach England überzusetzen. Gleich beim ersten Versuch musste man wegen schweren Sturmes umkehren, wobei eine Jacht und zwei Schaluppen verloren gingen, die aber beschädigt an der englischen bzw. an der niederländischen Küste wieder auftauchten. Bei einem weiteren Versuch strandete eine Jacht, wobei 15 Seeleute ihr Leben verloren.<sup>11</sup> Auch im Jahre 1748 gestaltete sich die Überfahrt Ende November dramatisch, wovon noch die Rede sein wird.

Ansonsten befasste sich der König, nicht nur zu seiner Unterhaltung, mit Truppenrevuen seiner hannoverschen Regimenter, seinem Interesse folgend mit Besuchen bei Gestüten und im Marstall, mit regelmäßigen Theateraufführungen und seltener mit Bällen, letzteres besonders dann, wenn fürstlicher Besuch in Hannover weilte. 1729 unternahm er, sozusagen zur Regierungsübernahme, eine Rundreise durch das Kurfürstentum. Erst 1748, als er auch Göttingen besuchte, war ihm eine solche Reise wieder möglich. Üblicherweise durchreiste er sein Kurfürstentum nur auf dem Hin- und Rückweg, auf dem Weg zum Jagdschloss oder, im Jahre 1743, auf dem Weg zur Pragmatischen Armee.<sup>12</sup>

Ferner führte er, wie oben schon angedeutet, teilweise intensive politische Verhandlungen in Hannover, z.B. 1740 in dem Bestreben, mit dem preußischen König Friedrich II. ein Bündnis zu schließen, oder 1741 zum Schutz Hannovers vor einer französischen Invasion, die in dessen Neutralisierung endeten.

1735 entstand für ihn ein weiterer Grund, sein Kurfürstentum aufzusuchen: Er verliebte sich in Amalie von Wallmoden, geb. von Wendt (1710–1765), was ihn bereits im nächsten Jahr zu einem erneuten Besuch in Hannover veranlasste, sehr zum Unwillen der Königin Caroline und des Premierministers Robert Walpole. 1736 gebar ihm seine Mätresse sogar einen Sohn. Seine lange Abwesenheit in diesem Jahr verärgerte die englische Öffentlichkeit, denn das Parlament konnte nicht eröffnet werden. Wirtschaftlich nachteilig für die Londoner Geschäftsleute war der Umstand, dass der König seinen Geburtstag in Hannover verbrachte. Die Rückkehr verzögerte sich schließlich aufgrund der winterlichen Wetterverhältnisse. Seit 1738, nach dem Tod seiner

---

10 Richter-Uhlig (wie Anm. 4), S. 26–27.

11 Ebenda, S. 24–25.

12 Ebenda, S. 28–33; Bertram (wie Anm. 5), S. 102–103 u. S. 122–123.

Frau, weilte Amalie von Wallmoden allerdings bei dem König in London, wo sie als Gräfin Yarmouth bis an sein Lebensende seine treue Begleiterin war. Sie begleitete ihn dann auf weiteren Besuchen nach Hannover.<sup>13</sup>

### 1.3 Die Gründung der Universität Göttingen

Überlegungen zur Gründung einer Universität in Göttingen entstanden offenbar schon 1729, als Georg II. auf seiner bereits erwähnten Rundreise durch die Kurlande auch den südlichen Bereich und damit Göttingen besuchte. Man wollte einerseits eine Konkurrenz zur preußischen Universität in Halle bilden und andererseits die Region wirtschaftlich unterstützen. 1732 wurden die Planungen im Rahmen des königlichen Aufenthalts fortgesetzt, und der Kaiser, an den man sich gerade auch politisch ange nähert hatte, wurde um ein Privileg gebeten, das bereits Anfang 1733 erteilt wurde. Gerlach Adolph von Münchhausen, Geheimer Rat und Großvogt von Celle, widmete sich diesem Projekt und betrieb es konsequent: 1734 konnte der Vorlesungsbetrieb aufgenommen werden. Dabei war Münchhausen durchaus darum bemüht, zu allen Schritten die Meinung des Monarchen und seines Kollegen in London, Johann Philipp von Hattorf, des „Ministers bei der Allerhöchsten Person“, einzuholen.<sup>14</sup> Es dauerte noch bis 1737, bis die offizielle Inauguration erfolgen konnte. Die nach ihrem Gründer Georgia Augusta genannte Hochschule hatte den König und Kurfürsten offiziell zum Rektor und betrachtete sich als unter seiner besonderen Obhut stehend.<sup>15</sup> Wenngleich der Landesherr offenbar wenig aktives Interesse an den technischen Einzelheiten der Gründung zeigte, so betrieb Münchhausen diese umso intensiver, wobei unter anderem die Finanzierung ein Problem darstellte.<sup>16</sup> Ebenfalls von Anfang an nutzte Münchhausen die Kontakte zu den englischen Begleitern des Königs bei seinen Aufenthalten in Hannover, um „seine“ neue Universität auch über die Landesgrenzen hinaus gerade in England bekannt zu machen. So übersandte er z.B. im März 1736 ein Vorlesungsverzeichnis nicht nur an Johann Philipp von Hattorf, sondern auch an den *Undersecretary* George Tilson, den Leiter des Büros des *Secretary of*

13 Richter-Uhlig (wie Anm. 4), S. 23, S. 24–25, S. 35 (Begleitung 1740); Bertram (wie Anm. 5), S. 124–125 u. S. 160.

14 Vgl. z. B. G.A. von Münchhausen an J.E. Hattorf, 2. Dezember 1732, Hannover, Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover, Hann. Des. 91 von Hattorf J.E., Nr: 1, f. 22. J. E. Hattorf war ein Verwandter J. Ph. von Hattorfs und Wirklicher Geheimer Sekretär bei der Deutschen Kanzlei in London.

15 Bertram (wie Anm. 5), S. 105–107.

16 S. z. B. G.A. von Münchhausen an J.E. Hattorf, 4. September 1733 (wie Anm. 14), f. 55. Im Februar 1737 äußerte Münchhausen gegenüber Hattorf, er fürchte, in königliche Ungnade gefallen zu sein, da Georg II. sich kaum um die Universitätsgründung kümmere. Sie bringe aber durchaus wirtschaftlichen Nutzen.

State, den er in der Begleitung des Königs in Hannover kennen gelernt hatte.<sup>17</sup> Er sah hierbei das besondere Problem, Engländer für diese Universität zu gewinnen.

## 2. Der Aufenthalt Georgs II. von 1748 und sein Besuch in Göttingen

### 2.1 Politische Rahmenbedingungen: der Friede von Aachen

Am Ende der kriegerischen 1740er-Jahre, während derer nicht nur das Kurfürstentum, sondern auch der englischen Thron (wegen des Aufstands in Schottland) unmittelbar gefährdet war, bedeutete der sich abzeichnende Friede von Aachen für Georg II. den Beginn einer inneren und äußeren Ruhephase. In England gab es ein stabiles Ministerium mit Henry Pelham an der Spitze, dessen Bruder, der *Duke of Newcastle*, als *Secretary of State* den König nach Hannover begleitete. Georg II. befasste sich während seines dortigen Aufenthalts mit den Friedensverhandlungen. Er konnte aber auch den inneren Verhältnissen im Kurfürstentum wieder mehr Aufmerksamkeit schenken, nachdem ihm die äußere Absicherung gelungen zu sein schien, auch wenn ein Gebietszuwachs trotz des Einsatzes seiner hannoverschen Soldaten nicht möglich gewesen war.<sup>18</sup> Gerade deshalb wollte er den Aufenthalt auch dazu nutzen, den inneren Zustand seiner Erblande zu inspizieren. In diesem Zusammenhang steht sein Besuch in Göttingen, anlässlich dessen er sich vom Zustand seiner neuen Universität überzeugen wollte.

### 2.2 Der Aufenthalt von 1748

Am 24. Mai 1748 reiste der König vom St. James's Palace ab und traf am 4. Juni in Hannover ein. In Herrenhausen hielt er prächtig Hof, kümmerte sich um die Friedensverhandlungen in Aachen, besonders aber um die Stiftung eines Bündnisses im Reich, so dass der *Mercure historique* dort ein „Centre des Negotiations“ sah.<sup>19</sup>

Der König nutzte diesen Aufenthalt erstmals auch wieder für zwei Rundreisen durch das Kurfürstentum; die erste führte ihn am 1. August nach Göttingen.<sup>20</sup>

Nachdem er am 16. September zur Jagd in die Gohrde eingetroffen war, schloss er eine Rundreise nach Lauenburg und Ratzeburg an: Am 1. Oktober kam er morgens in Lauenburg an, stieg im Amtshaus ab und beobachtete Bootsvorfürungen am Elbe- und Stecknitzufer, überquerte bei Artlenburg die Elbe und wurde auf dem Rat-

---

17 Richter-Uhlig (wie Anm. 4), S. 56.

18 Bertram (wie Anm. 5), S.156–161, v.a. S. 160.

19 *Mercure historique et politique* (wie Anm. 1), S. 179.

20 Vgl. auch Röhrbein, W./Rohr, Alheidis von: Hannover im Glanz und Schatten des britischen Weltreiches. Die Auswirkungen der Personalunion auf Hannover 1714–1837, Hannover 1977, S. 50.

haus begrüßt. Illuminationen und ein großes Fest von Magistrat und Bürgern schlossen sich an. Anschließend besuchte er Ratzeburg, wo er bereits von einem großen Gefolge erwartet wurde und wo er nach der mittäglichen Tafel eine Truppenrevue der dortigen Garnison abnahm. Abends betrachtete er um 21.00 Uhr von einem offenen Wagen aus die Illumination des Ortes und bat anschließend zur Tafel. Am nächsten Morgen kehrte er in die Gohrde zurück.

Jubelrufe der Bevölkerung sowie die Begleitung des Königs durch freiwillige Reiterverbände der Bürger werden an beiden Orten erwähnt. So war er auch, wie noch zu berichten sein wird, in Göttingen gefeiert worden, und so wurde er auch anlässlich seines Geburtstages, den er in jenem Jahr noch in Hannover beging, wieder geehrt. Auch dort wurden die Häuser wichtiger Standespersonen illuminiert, die sich der König vom offenen Wagen aus ansah; die Feierlichkeiten wurden am 11. November mit einem Ball für den Adel gekrönt.

Entgegen seinem ursprünglichen Plan, der eine Rückkehr nach England am 18. Oktober vorsah, trat er die Rückreise erst am 26. November an. Nach einer stürmischen Überfahrt – Münchhausen und der *Board of Green Cloth* wurden an die französische Küste geworfen – traf er am 4. Dezember wieder im St. James's Palast ein.<sup>21</sup>

### 2.3 Der Besuch Georgs II. in Göttingen

Der Besuch des Königs wurde von Seiten der Universität zum Anlass für eine ausführliche, werbende Berichterstattung genommen. In deutscher wie in englischer Sprache beschrieben Professoren der Universität den Verlauf des Besuches ausführlich und in allen Details, um bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen zu können, wie zufrieden der König mit der Universität war, wie gut diese materiell und personell ausgestattet war und wie überaus gut sich die dort eingeschriebenen Studenten betrugten. Damit sollten deutsche und englische Adlige bewogen werden, ihre Söhne zum Studium nach Göttingen zu schicken.<sup>22</sup>

Am 30. Juli brach der König von Herrenhausen nach Göttingen auf, mit kleinem Gefolge und eskortiert von vier Grenadieren zu Pferd. Er übernachtete in Salzder-

21 Der Ablauf nach *Mercure historique et politique* (wie Anm. 1), S. 404–407, S. 565–567, S. 662. Münchhausen war daher erst am 6. Dezember wieder in London.

22 Vgl. Anm. 1. Ergänzt wurden die dort genannten Schriften durch: Der gegenwärtige Zustand der Göttingischen Universität, in Zween Briefen an einen vornehmen Herrn im Reiche, Göttingen 1748, mit Johann Christian Claproth als ermitteltem Verfasser. Dieser und der Short Account nennen auch Preise für Wohnung, Kleidung, Essen, Reit-, Fecht- und Tanz- und Zeichenunterricht, also alles, was die Eltern zukünftiger Studenten interessieren konnte, ferner gab es eine Beschreibung von Göttingen und Umgebung, in der Aussagen zur guten Luft- und Wasserqualität nicht fehlten.



Abb. 18 Ansicht der Ehrenpforte der Göttinger Universität (J 8)

helden im Amtshaus. Am 31. Juli traf er bei der Durchquerung des Gebietes, das zu Braunschweig-Wolfenbüttel gehörte, kurz den Herzog von Braunschweig, nur begleitet vom *Duke of Newcastle* und dem Kämmerer der Aufwartung. Er traf in Weende ein, stieg im Klosteramtshaus ab, das das Oberhofmarschallamt bereits für ihn vorbereitet hatte<sup>23</sup>, und tafelte dort öffentlich mit großer Zuschauerschaft. Den Nachmittag nutzte er zur Besichtigung der Stoff- und Tuchmanufakturen des Oberkommissars Grätzel, wobei alle Arbeiter anwesend waren und der König sich einzelne Arbeitsschritte demonstrieren ließ.<sup>24</sup> Offenbar war er außer an der Universität auch an der allgemeinen wirtschaftlichen Lage der Stadt interessiert. Überhaupt versuchte er in diesen Jahren, die Wirtschaft des Kurfürstentums zu fördern und zu modernisieren.<sup>25</sup>

Der immerhin 64 Seiten umfassende Bericht Johann Lorenz von Mosheims (1693–1755), des damaligen Kanzlers der Göttinger Universität, behandelt ausführlich die intensiven Vorbereitungen der Stadt und Universität auf den königlichen Besuch, der am 1. August stattfand. Der Innenraum der Paulinerkirche war für den königlichen Empfang umgestaltet worden. Es waren zwei Ehrenpforten errichtet worden, eine von der Universität und eine von der Stadt, beide mit allegorischen Darstellungen und Inschriften geschmückt, die Georg II. als Helden und Sieger von Dettingen, Beschützer des Vaterlandes, Befreier Deutschlands, Friedensbringer und Schutzherr der Musen feierten. Der Universalgelehrte Albrecht von Haller (1708–1777), Dekan der medizinischen Fakultät, war für die Beschriftung und bildliche Ausgestaltung der Ehrenpforte der Universität verantwortlich.

Außerdem hatte man am 28. Juli eine Verordnung erlassen, die das gute Betragen der Studenten während des königlichen Aufenthaltes sicherstellen sollte. Die Dekane aller vier Fakultäten verfassten Einladungsschreiben, in denen sie auch den Wert des bevorstehenden Friedenschlusses betonten.<sup>26</sup>

---

23 Hauptstaatsarchiv Hannover, Dep. 103, IV, Nr. 324, Nr. IV, 1734–1773, Ceremonial-Buchs Tom. IV, S. 217–218. Dieser Bestand kann nur mit Erlaubnis von SKH Prinz Ernst August von Hannover benutzt werden. Die Daten finden sich auch im *Mercuré historique et politique* (wie Anm. 1), S. 175–176, bei Mosheim (wie Anm. 1), S. 28–29, im *Short Account* (wie Anm. 1), S. 4. Mosheim nennt als seine Begleitung den Geh. Rat von Steinberg, bis zu jenem Jahr Minister in London, Oberhofmarschall von Rheden, Geh. Kriegsrat von Schwicheldt, Schlosshauptmann von Wangenheim, die Gebrüder von Oldershausen (Landrost und Oberhauptmann).

24 Mosheim (wie Anm. 1), S. 29–30.

25 Bertram (wie Anm. 5), S. 158.

26 Mosheim (wie Anm. 1), S. 1–26, zur Paulinerkirche u.a. S. 11, mit Bildtafel S. 32–33, speziell zu den Ehrenpforten S. 16–17 mit Abbildung zur Ehrenpforte der Universität, S. 20–23 zur Ehrenpforte der Stadt. Die Verordnung erwähnt er auf S. 24 und druckt sie in seinem ausführlichen Anhang auf S. 67–69 ab. Zu den Einladungsschreiben S. 24–25 und Anhang.

Die Feierlichkeiten begannen bereits am 30. Juli mit einer Veranstaltung der Deutschen Gesellschaft, einer mehr als eine Stunde andauernden Preisrede auf den König als Schutzherr der Wissenschaften. Am selben Tag traf auch Gerlach Adolph von Münchhausen überraschend in Göttingen ein und stieg beim Oberkommissar Grätzel ab. Er wurde entsprechend seiner Verdienste um die Universität herzlich begrüßt. Der *Duke of Newcastle* stieg beim Kanzler der Universität ab.<sup>27</sup>

Am 1. August versammelte sich die ganze Universität bereits morgens um 8 Uhr in Festkleidung zu letzten Vorbereitungen und begab sich in die Paulinerkirche, die Studenten angeführt von 40 Marschällen aus ihren eigenen Reihen. Eine besondere Rolle nahmen dabei die Prestigeträger unter den Studenten ein, nämlich die sechs in Göttingen studierenden Grafen. Sie standen an einem Tisch, auf dem die Ehrenzeichen und Urkunden der Universität feierlich drapiert waren, und mussten diese im Verlauf der folgenden Zeremonie zum passenden Zeitpunkt dem König präsentieren. Die Kirche konnte man nur mit einer Einladung bzw. einer Eintrittskarte betreten, die Türen waren bewacht.<sup>28</sup>

Der König fuhr um 9 Uhr in einer von prächtigen Pferden gezogenen achtspännigen Kutsche von Weende ab und begab sich in umfangreicher Begleitung nach Göttingen. Den ganzen Weg hatte man mit offenbar aus dem Harz angelieferten Tannenbäumen rechts und links gesäumt, und hier gab es eine dritte Ehrenpforte aus Tannen, Laub und mit einem Aufsatz, was sie wie ein „Lusthaus“ erschienen ließ. Die Landbevölkerung der Umgebung stand am Wegesrand und jubelte ihm zu.<sup>29</sup>

Durch das Weender Tor kam der König in die Stadt, stumm begrüßt von den Bürgermeistern, dem Rat, den Geistlichen und den Lehrern der Stadt, konnte auf der Weender Straße die Ehrenpforte der Stadt sehen und fuhr durch die von den fünf bewaffneten Bürgerkompanien gesäumten Straßen zum Universitätsgebäude, wobei Pauker und Trompeter, die auf der Johanniskirche und bei der Ehrenpforte der Stadt aufgestellt waren, für die entsprechende musikalische Untermalung sorgten, natürlich wieder begleitet von Jubelrufen.<sup>30</sup>

---

27 Mosheim (wie Anm. 1), S. 26–29. Münchhausen kam mit seinem Bruder, der seit 1748 hannoverscher Minister in London war. Da er sich kurz zuvor bei einem Unfall ein Bein gebrochen hatte, waren alle sehr um seine Gesundheit besorgt, vgl. auch *Mercure historique et politique* (wie Anm. 1), S. 178, wo auch lateinische Verse Gesners, des Dekans der Philosophischen Fakultät, mit Genesungswünschen abgedruckt sind.

28 Mosheim (wie Anm. 1), S. 30–32; *Short Account* (wie Anm. 1), S. 6, S. 9–10.

29 Mosheim (wie Anm. 1), S. 33–35; *Short Account* (wie Anm. 1), S. 5. Hier wird betont, dass die Tannenbäume über 24 englische Meilen transportiert worden waren.

30 Mosheim (wie Anm. 1), S. 35; *Short Account* (wie Anm. 1), S. 6; *Mercure historique et politique* (wie Anm. 1), S. 176.

An der Paulinerkirche stieg der König ab, wurde von dem scheidenden Prorektor von Ribow begrüßt, worauf er höchst leutselig antwortete, und nahm dann auf der Empore Platz, in der Nähe des *Duke of Newcastle*. Begleitet wurde er von der Gräfin von Yarmouth.

Zu Beginn der akademischen Feier, die den turnusgemäß erfolgenden Wechsel des Prorektors und die feierliche Promotion einiger Doktoranden und Magister umfasste, wurde der erste Teil einer Kantate aufgeführt. Leider ist heute nur der Verfasser des Kantatentextes, nämlich Albrecht von Haller, bekannt. Diesen Text druckt Mosheim in seinem ausführlichen Anhang ab, über die Musik selbst und die Ausführenden aber gibt er bedauerlicherweise keine Auskunft. Der Text wurde dem König feierlich mit prächtigem Einband überreicht. Nach der etwa viertelstündigen musikalischen Darbietung begann die Feier.<sup>31</sup> Münchhausen stand während ihrer gesamten Dauer am Stuhl des Monarchen und erläuterte die einzelnen Vorgänge, die zum großen Teil in lateinischer Sprache abgehalten wurden. Der König hatte darauf bestanden, der üblichen Prozedur zu folgen; man bemühte sich allerdings um Kürze und war froh darüber, dass der König am Ende der Feier nicht ermüdet war. Die Rede des Kanzlers war allerdings deutschsprachig, und in ihrem Anschluss endete die Feier mit dem zweiten, etwas längeren Teil der Kantate.<sup>32</sup>

Der König besichtigte anschließend die Bibliothek, geführt vom Dekan der Philosophischen Fakultät Johann Matthias Gesner (1691–1761), wobei Mosheim die lange Dauer dieses Besuches – eine halbe Stunde – betont. Er erkundigte sich danach, ob auch Studenten diese Bibliothek offen stehe, was bestätigt wurde. Das dort befindliche Porträt Münchhausens betrachtete er wohlgefällig.<sup>33</sup> Anschließend stellte Münchhausen ihm im Hörsaal der Akademie, in dem auch ein neues Gemälde des Königs angebracht war, die Professoren vor. Auch hier erwähnt von Mosheim die besondere Huld und Leutseligkeit des Monarchen.<sup>34</sup>

31 Die Musik erwähnt der *Mercure historique et politique* (wie Anm. 1), S. 176. Mosheim (wie Anm. 1), S. 38, nennt Haller als Verfasser, im Anhang S. 206–208. Der Text war in deutscher Sprache abgefasst und bedeutete im Wesentlichen eine Verherrlichung des Königs. Im *Short Account* (wie Anm. 1), S. 10–12, S. 10 heißt es, die „Cantata“ sei von Haller verfasst oder vielleicht auch komponiert („Compos’d“) worden. Ob Musik von Händel gespielt wurde, ließ sich nicht nachweisen. Er komponierte zu dieser Zeit in London sein *Te Deum*, das nach Georgs II. Rückkunft zum offiziellen Friedensschluss aufgeführt wurde, vgl. *Mercure historique et politique*, S. 582–587.

32 Mosheim (wie Anm. 1), S.38–47. Der *Short Account* vermerkt abweichend, ein Teil der Kantate sei auch in der Mitte der Feier erklungen (wie Anm. 1), S. 10.

33 Mosheim (wie Anm. 1), S. 47–51; *Short Account* (wie Anm. 1), S. 12. Hier wird, im Sinne einer Werbeschrift, besonders betont, dass die Bibliothek täglich wachse.

34 Mosheim (wie Anm. 1), S. 51–52.





Abb. 19 Ansicht der Ehrenpforte der Stadt Göttingen (I 9)

Schließlich begab der König sich zum Rathaus, wobei er die Ehrenpforte der Universität durchquerte, und wurde von den Stadtoberen begrüßt. Um 15 Uhr bat er dort zur Tafel, wobei es neben der königlichen Tafel drei weitere Tafeln gab, an denen auch die Professoren bewirtet wurden.<sup>35</sup>

Im Anschluss besuchte der König den Reitstall, wo die gräflichen Studenten eine kleine Reitvorstellung gaben, deren Dauer aber wegen der vielen Zuschauer verkürzt werden musste, um niemanden zu gefährden. Die Mitglieder der Reitschule begleiteten den König anschließend zurück nach Weende.<sup>36</sup> Dort speiste er abends in einem Zelt, während dem in Göttingen zurückgebliebenen Newcastle von der Juristischen Fakultät die Ehrendoktorwürde verliehen wurde.<sup>37</sup>

Aber noch war der lange Tag der Ehren und Feierlichkeiten nicht vorbei: Am Abend zog eine große Gruppe von etwa 300 Studenten nach Weende, um dem König ein von Haller verfasstes Gedicht vorzutragen. Wiederum von ihren Marschällen angeführt, zogen sie um 21 Uhr von der Universität mit Fackeln nach Weende. Nach drei Hochrufen kehrten sie in guter Ordnung nach Göttingen zurück. Dorthin begab sich nun auch der König, um die Illumination der Stadt und einiger wichtiger Bürgerhäuser, besonders diejenige des Hauses des neuen Prorektors und Juraprofessors Georg Ludwig Böhmer (1715–1797), zu betrachten. Die Tannenbäume auf dem Weg nach Göttingen waren mit Lampen versehen und die Ehrenporten und die beiden großen Kirchen erleuchtet worden. Der König besichtigte alles ohne besonderes Zeremoniell mit seinen Begleitern, obwohl er zunächst eine Illumination nicht gewünscht hatte.<sup>38</sup>

Am nächsten Morgen brach Georg II. bereits wieder auf und kehrte nach Herrenhausen zurück, wo er am 3. August eintraf. Nach dem Besuch wurden Dankadressen zwischen der Universität und dem König ausgetauscht.<sup>39</sup>

---

35 Ebenda, S. 52–53; Short Account (wie Anm. 1), S. 12–13; Dep. 103 (wie Anm. 23), S. 223–226.

36 Mosheim (wie Anm. 1), S. 53–55; Short Account (wie Anm. 1), S. 13; Dep. 103 (wie Anm. 23), S. 226.

37 Mosheim (wie Anm. 1), S. 55–58; Short Account (wie Anm. 1), S. 17. Hier wird betont, eine solche Ehrendoktorwürde für bedeutende Persönlichkeiten sei in Deutschland nicht unüblich. Bei Mosheim hingegen wird berichtet, dass die Professoren zunächst die Absicht des hohen Gastes nicht ganz verstanden, ihm dann aber eilig seinen Wunsch erfüllten und ihn als Ehre empfanden.

38 Das lag wohl an der Feuergefahr. Gesner hatte dazu ein lateinisches Gedicht verfasst, in dem der König um Verzeihung gebeten wurde, *Mercure historique et politique* (wie Anm. 1), S. 177–178, Anhang von Mosheim (wie Anm. 1), S. 67, sonst S. 58–61; Short Account (wie Anm.) 1, S. 13–17. Hier wird angemerkt, das gute Benehmen der Göttinger Studenten sei umso erstaunlicher, als sie einer viel geringeren Disziplinierung unterlägen als die englischen Studenten. Auch hätten die Studenten in Deutschland sonst keinen so guten Ruf.

39 Mosheim (wie Anm. 1), S. 61–63; Dep. 103 (wie Anm. 23), S. 226. Er machte einmal Station in Brüggen, offenbar Brüggen bei Gronau.



*Abb. 20 Ansicht der Paulinerkirche während der akademischen Feier anlässlich des Besuches Georgs II. (J 10)*

Es ist nicht einfach, aus diesem mit einer klaren Absicht verfassten Text Mosheims den wahren Kern der Begebenheiten und ihren Stellenwert herauszuarbeiten. Die besondere Betonung sowohl der Freude der Universitätsangehörigen als auch des Staunens und des Jubels der Land- und Stadtbevölkerung aber wird zumindest teilweise den Tatsachen entsprochen haben, zumal man den fernen Herrscher zwanzig Jahre nicht mehr gesehen hatte. Umgekehrt unterstrich Georg II. allein durch die Tatsache, dass er Göttingen aufsuchte, die Bedeutung dieser Neugründung. Dass ihm dabei auch die wirtschaftliche Seite am Herzen lag, zeigt sein Besuch in der Tuchfabrik. Das besonders gute Verhalten der Studenten, wie es in den in diesem Zusammenhang veröffentlichten Werbeschriften betont wird, die sich natürlich an Eltern bzw. Vormunde adliger Jugendlicher richteten, gehört sicher teilweise in das Reich der Sage, da die Pubertät auch im 18. Jahrhundert gegeben war. Allerdings dürfte auch den Studenten die besondere Bedeutung des königlichen Besuchs für die eigene Zukunft bewusst gewesen sein, so dass sie sich hier von ihrer besten Seite zeigten.<sup>40</sup>

### 3. Fazit

Die Tatsache, dass Georg II. seine neue Universität erst nach mehr als zehn Jahren nach ihrer Gründung besuchte, wird oft als Anzeichen für sein geringes Interesse an dieser wissenschaftlichen Einrichtung gesehen.<sup>41</sup> Er selbst war offenbar intellektuell nicht besonders interessiert. Das mag eine Rolle gespielt haben, aber der Gesamtkontext seines Wirkens als König und Kurfürst sollte dabei nicht aus den Augen verloren werden. Die Gründung einer Universität in seinen Landen, als Konkurrenz zum immer verhassteren preußischen Konkurrenten Friedrich Wilhelm I., später Friedrich II., war ganz in seinem Sinne, um das Kurfürstentum und besonders das wirtschaftlich seit dem Dreißigjährigen Krieg danieder liegende Göttingen zu fördern. Er wusste dieses Unternehmen bei Münchhausen in guten Händen. Seine Tätigkeit und sein Hauptaugenmerk musste aber auf übergeordnete Probleme, wie die Absicherung des Kurfürstentums seit 1740/41, gerichtet sein, 1745 sogar auf die Erhaltung der englischen Krone gegen den *Young Pretender*. 1735 gab es bereits Gerüchte, er wolle Göttingen besuchen, allerdings war zu dieser Zeit der Vorlesungsbetrieb erst aufgenommen, die Universität aber noch nicht offiziell gegründet worden.<sup>42</sup> Sicher zog

40 Dass die Studenten der Georgia Augusta in der 1740er-Jahren durchaus dem Vergnügen aufgeschlossen waren und in Rauschenwasser, Bovenden und Weende auch „liederliche Weibspersonen“ aufsuchten, ist hinlänglich belegt, vgl. Böhme, E./Scholz, M./Wehner, J.: Dorf und Kloster Weende von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert, Göttingen 1992, S. 489.

41 So Bertram (wie Anm. 5), S. 107.

42 Vgl. *Mercure historique et politique* (wie Anm. 1), Bd. 97, S. 583–585, Mai 1735. Im Juni sei die Eröffnung der neuen Universität vorgesehen, und da der König im Kurfürstentum erwartet werde, rechneten die Professoren mit seiner Anwesenheit.

es der König vor, eine offiziell gegründete Einrichtung zu besuchen. Nach der Gründung von 1737 gab es aufgrund übergeordneter Probleme praktisch keine Möglichkeit mehr für ihn, die neue Universität zu besuchen: 1740 begann der Österreichische Erbfolgekrieg mit dem Ersten Schlesischen Krieg, der den König als Kurfürsten mit dem Problem der Absicherung Hannovers konfrontierte, wobei sich dieses Problem 1741 noch verschärfte, 1743 führte er selbst in der Schlacht bei Dettingen seine Truppen an, 1745 bedrohte die jakobitische Rebellion seinen Thron, und er musste früher als gewöhnlich, bereits Anfang September, aus Hannover abreisen.<sup>43</sup> Erst 1748 erlaubten die Rahmenbedingungen wieder einen relativ entspannten Aufenthalt in Hannover, was sich, wie dargestellt, in seinen Besuchen in ihn interessierenden Bereichen des Kurfürstentums und auch in der Länge des Aufenthaltes niederschlug. Nun konnte er auch seine neue Universität in Augenschein nehmen, und wenn die Berichte auch in der Manier der Zeit und nach ihrem Zweck als Werbeschriften die Zufriedenheit und Huld des Monarchen sicher übertreiben, so kann man doch davon ausgehen, dass er diese Gefühle durchaus empfand. Er wird die ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen sicher genossen haben, konnte er sich doch hier als der treu sorgende Landesvater zeigen, der er für seine Untertanen im Kurfürstentum sein wollte, auch wenn ihm dabei seine Pflichten als englischer König manchmal im Wege standen.

---

43 *Mercure historique et politique* (wie Anm. 1), Bd.117, Den Haag 1745, S. 339–353.

## Exponate J

### J 1 Philipp van Gunst:

Georg II.

Kupferstich, 37,2 x 28,4 cm (Platte) (um 1725)

Städtisches Museum Göttingen: Inv.-Nr. 1988/914

### J 2 [Johann Christian Claproth]:

Schreiben von dem gegenwärtigen Zustande der Göttingischen Universität an einen vornehmen Herrn im Reiche [o. O.] [1747].

SUB Göttingen: 8° HLP IV, 88/5

Dieses im Jahre 1747/48 anonym erschienene Schreiben ist eine Werbeschrift für die neu gegründete Göttinger Universität und beschreibt die Stadt und ihre zahlreichen „Attraktionen“ um die Mitte des 18. Jahrhunderts, so etwa die Ankunft eines „vollkommen aus und inwendig ausgebauten und mit hundert meßingen Canonen versehenen Englischen Admiralsschiffes“. Gemeint ist das 1715 gebaute Modell der „Royal George“, das 1744 als Geschenk Georgs II. nach Göttingen gelangte.

### J 3 „Royal George“.

Schiffsmodell, Maßstab 1:48 (nach 1715)

L. 168 cm, B. 64 cm, H. 135 cm (mit Sockel 143 cm)

Universität Hannover: Inv.-Nr. L941

Das aus kostbaren Materialien aufwändig gefertigte und mit Schnitzerei reich verzierte Schiffsmodell der „Royal George“ zählt zu den prachtvollsten Geschenken Georgs II. und seiner Nachfahren auf dem britischen Thron an die Georgia Augusta. Das Modell ist eine Nachbildung des 1715 von der englischen Admiralität gebauten Kriegsschiffs „Royal George“, des größten Schiffs seiner Zeit. 1744 wurde das Modell, das mit insgesamt 96 Geschützen aus Bronze ausgestattet ist, von Friedrich Ludwig, Prince of Wales, der Göttinger Bibliothek geschenkt; diese gab das Schiffsmodell 1882 an die Technische Hochschule in Hannover (heute: Universität Hannover) ab.

### J 4 Akte über die Schenkung der „Royal George“. 8. April 1744.

Universitätsarchiv Göttingen: Kur 4 Vi.3, Bl. 1

Die Schenkung der „Royal George“ wurde umfassend dokumentiert. Das Modell sollte, wie man aus dem vorliegenden Schreiben erfährt, seiner Schönheit und Kostbarkeit wegen zur Zierde der Bibliothek dienen und dort öffentlich in einem gläsernen Schrank sorgfältig verwahrt werden, was auch in die Tat umgesetzt wurde.

**J 5** Georg Daniel Heumann (1691-1759):

Aufstellung der „Royal George“ im Göttinger Bibliothekssaal.

Kupferstich, 33,5 x 43,5 cm

aus: Wahre Abbildung, Der Königl. Groß Britan. und Churfürstl. Braunsch. Lüneb. Stadt Göttingen: Ihrer Grund-Lage, Äuserl. und innerlicher Prospective und der Zur Georg Augustus Universitaet gehörigen gebäude = Vera Dileneatio, Urbis, Göttingae. Göttingen [nach 1748].

SUB Göttingen: gr 2° H. Hann. V, 29 Rara, VII

**J 6** [Albrecht von Haller / J. C. Claproth / John Tompson (?)]:

Short account of His Majesty's late journey to Goettingen and of the new university there. In a letter to My Lord \*\*. Göttingen 1748.

In: *Academica Goettingensia*, 1748, P. II, S. 1-58.

SUB Göttingen: 4° HLP IV, 26/5:1748, II (13)

Am 1. August 1748 besuchte Georg II., Gründer und Namenspatron der Georgia Augusta, die Göttinger Universität. Dieser Besuch wurde zum Anlass für eine ausführliche, werbende Berichterstattung genommen. In deutscher wie in englischer Sprache beschrieben Professoren der Universität den Verlauf des Besuches ausführlich und in allen Details, um bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen zu können, wie zufrieden der König mit der Universität war, wie gut diese materiell und personell ausgestattet war und wie überaus gut sich die dort eingeschriebenen Studenten betrugten. So ist auch der „Short Account of His Majesty's late Journey to Goettingen“ eine Werbeschrift für Göttingen, die als fiktiver Brief an einen nicht genannten Lord gerichtet ist - in der Hoffnung, auch englische junge Herren, vor allem Adels söhne, als Studenten zu gewinnen.

**J 7** Georg Daniel Heumann (1691–1759):

Ansicht der Stadt Göttingen von Nordosten.

Kupferstich, 22,4 x 22 cm

Städtisches Museum Göttingen: Inv.-Nr. 1922/329

Der im Jahre 1747 entstandene Kupferstich zeigt Göttingen um die Zeit des Besuches Georgs II.

**J 8** Georg Daniel Heumann (1691–1759):

Ansicht der Vorder- und Rückseite der Ehrenpforte der Universität Göttingen anlässlich des Besuchs Georgs II.

Kupferstich, 28 x 21 cm

SUB Göttingen: 4° HLP IV, 92/5 Rara, zwischen S. 16 und 17

Anlässlich des Besuchs Georgs II. wurden von der Universität und von der Stadt Göttingen zwei Ehrenpforten errichtet. Beide waren mit allegorischen Darstellungen und

Inschriften geschmückt, die Georg II. als Helden und Sieger von Dettingen, Beschützer des Vaterlandes, Befreier Deutschlands, Friedensbringer und Schutzherr der Museen feierten. Der Universalgelehrte Albrecht von Haller (1708–1777), Dekan der medizinischen Fakultät, war für die Beschriftung und bildliche Ausgestaltung der Ehrenpforte der Universität verantwortlich.

**J 9** Georg Daniel Heumann (1691–1759):

Ansicht der Vorder- und Rückseite der Ehrenpforte der Stadt Göttingen anlässlich des Besuchs Georgs II.

Kupferstich, 28 x 21 cm

SUB Göttingen: 4° HLP IV, 92/5 Rara, zwischen S. 20 und 21

**J 10** Georg Daniel Heumann (1691–1759):

Ansicht der Paulinerkirche während der akademischen Feier anlässlich des Besuches Georgs II.

Kupferstich, 33,2 x 23,2 cm (Platte)

SUB Göttingen: 4° HLP IV, 92/5 RARA, zwischen S. 32 und 33

Für die akademische Feier anlässlich des königlichen Besuches wurde der Innenraum der Paulinerkirche umgestaltet. Die Festveranstaltung, bei der die gesamte Universität anwesend war, umfasste den turnusgemäß erfolgenden Wechsel des Prorektors und die feierliche Promotion einiger Doktoranden und Magister sowie die Aufführung einer Kantate.



# Britische und europäische Wissenschaft in Göttingen – Die Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen als Wissensportal im 18. Jahrhundert

Wilfried Enderle

Am 1. Januar 1739 erschien die erste Lieferung der *Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen*, einem für die damalige Zeit durchaus typischen gelehrten Rezensionsjournal, das anfangs in zwei, später in drei Lieferungen pro Woche erschien und zum Jahresende, jeweils mit Register und Vorwort versehen, zu einem stattlichen Zeitschriftenband von später meist gut über 1.000 Seiten zusammengebunden werden konnte. Die ersten beiden Bücher, die dort rezensiert wurden, waren beide Publikationen aus England<sup>1</sup>. Auch wenn es ein Zufall gewesen sein mag, dass das berühmteste mediale Produkt der Göttinger Gelehrtenrepublik, die bis heute bestehenden *Göttingischen Gelehrten Anzeigen (GGA)*<sup>2</sup> – der Titel, unter dem sie seit 1802 firmieren –, gerade mit englischen Publikationen ihren Anfang nahm, so erwarb sich das Journal doch im Laufe der Jahre bereits bei den Zeitgenossen den Ruf, mit Vorliebe Bücher aus dem Inselreich zu besprechen. So wurde im Vorwort von 1753 eigens betont, dass es nicht zutreffe, „dass man hier hauptsächlich die Englischen Neuigkeiten anzeige“<sup>3</sup>, sondern dass auch Bücher aus anderen Ländern, insbesondere Frankreich, Schweden und Italien gleichermaßen berücksichtigt würden. Kein beiläufiger Zufall war es auf alle Fälle, dass bereits zwei Jahre nach der offiziellen Eröffnung der Universität in Göttingen dort eine neue gelehrte Zeitschrift auf den

- 
- 1 Neben einer kurzen Geschichte über die Wiedertäufer (John Lewis: *A Brief History of the Rise and Progress of Anabaptism in England*, London 1738) handelt es sich um einen anonym erschienen Traktat zum Thema der Wunderheilungen Jesu (*Some Thoughts on the Miracles of Jesus ... by an Impartial Hand* [zugeschrieben Thomas Hutchinson], London 1738; siehe die genauen Angaben im Exponatverzeichnis).
  - 2 Grundlegend für die Geschichte der GGA im 18. Jahrhundert ist immer noch Roethe, Gustav: *Göttingische Zeitungen von gelehrten Sachen*, in: *Festschrift zur Feier des hundertfünzigjährigen Bestehens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Beiträge zur Gelehrtengeschichte Göttingens*, Berlin 1901, S. 569–688; vgl. ferner: Ringleben, Joachim: *Über die Anfänge der Göttingischen Gelehrten Anzeigen*, in: *Die Wissenschaften in der Akademie. Vorträge beim Jubiläumskolloquium der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen im Juni 2000*, hrsg. von Rudolf Smend und Hans-Heinrich Voigt, (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Philol.-Histor. Kl., Dritte Folge, Bd. 247; Math.-Physikal. Kl., Dritte Folge, 51), Göttingen 2002, S. 345–355 (mit weiteren Literaturangaben).
  - 3 *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen*, Göttingen 1753, Vorrede S. 2.

Publikationsmarkt gebracht wurde. Dieser Umstand ist ein deutliches Indiz dafür, dass dieses Zeitschriftenprojekt für die junge Universität einen besonderen wissenschafts-politischen Stellenwert besessen haben muss. Dass dieses Projekt im Laufe der Jahre auch tatsächlich überaus erfolgreich sein sollte und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eines der führenden gelehrten Rezensionsorgane in Deutschland war, konnte 1739 freilich noch niemand vorhersehen. Doch mit dieser Rezensionszeit-schrift gelang es Göttinger Gelehrten, zu einer wichtigen Vermittlungsinstitution von Wissen zu werden, von Informationen über neue gelehrte Publikationen, die in Euro-pa – und bald auch in Nordamerika – erschienen. Was die kleine Gruppe der gelehr-ten und gebildeten Bürger in Deutschland damals las, welche Autoren und Bücher ihr zumindest bekannt waren, wurde im 18. Jahrhundert zu einem nicht geringen Teil durch diejenigen Göttinger Gelehrten bestimmt, welche regelmäßig in den Göttingi-schen Anzeigen über neue Bücher berichteten.

Die *Göttingischen Zeitungen bzw. Anzeigen von gelehrten Sachen*, wie sie seit 1753 hießen, waren damit – in moderner Terminologie – ein Wissensportal, das einerseits die Göttinger Universität bewusst und zielstrebig in einen internationalen Kontext stellte, indem sie zeigten, dass in Göttingen Bücher und das darin enthaltene Wissen aus allen Ländern rezipiert wurden; und das signalisierte, dass die Wissen-schaftler in der kleinen südniedersächsischen Landstadt den Ehrgeiz besaßen, diese zu einem Zentrum der gelehrten Welt auszubauen, in der Hoffnung natürlich, damit neben der Mehrung des eigenen Prestiges die junge Universität für auswärtige Stu-denten und künftige Gelehrte attraktiv zu machen. Dieses Ziel konnten sie freilich nur erreichen, wenn ihre Zeitschrift auch tatsächlich einem Bedürfnis der damaligen gelehrten Welt entsprach, wenn sie eine Marktlücke füllte. Und dieses Bedürfnis war das Interesse der Gelehrten in Deutschland an einem Instrument, das eine Übersicht über den aktuellen wissenschaftlichen Publikationsmarkt bot, den zu überschauen bereits im 18. Jahrhundert durchaus keine einfache Aufgabe war, das vor allem aber auch den Inhalt neuer Bücher beschrieb und damit den Gelehrten eine Art Bericht über die Entwicklung und das Fortschreiten der damaligen Wissenschaften bot. Wenn man den Erfolg und die Funktion der *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* im 18. Jahrhundert verstehen will, wenn man erkennen möchte, warum und wie sie britische und europäische Wissenschaft nach Göttingen und darüber nach Deutsch-land vermittelten, ist es hilfreich, das Thema unter drei verschiedenen Gesichtspun-ken zu betrachten: einer wissenschaftspolitischen Perspektive, die deutlich macht, warum überhaupt zur Gründung der Universität gleichsam als integraler Teil des Göt-tinger Modells ein solches Journal gehörte, einem medienhistorischen Blickwinkel, unter dem man das Konzept dieser Zeitschrift verstehen kann und der auch deutlich macht, dass dieses Konzept keine Göttinger Erfindung war, sondern hier nur erfolg-reicher als an anderen Orten umgesetzt wurde, und schließlich unter einem rezeptions-geschichtlichen Ansatz, unter der Fragestellung, welche Inhalte und Anschauungen

denn eigentlich durch die Anzeigen vermittelt wurden, wobei im Kontext des Rahmenthemas dieses Buches beispielhaft einige ausgewählte Werke britischer Autoren des 18. Jahrhunderts und ihre Rezeption angeführt werden sollen.

Die wissenschaftspolitische Bedeutung der *Göttingischen Anzeigen* erschließt sich unmittelbar über ihre Gründungsgeschichte. Denn der Gedanke, an der Universität eine Zeitschrift zu etablieren, entstand bereits im Kontext der Vorbereitungen der Universitätsgründung. 1733 findet sich in einer Denkschrift von Lorenz von Mosheim bereits die Idee einer Zeitschriftengründung, zwei Jahre später ist ein eigenes Gutachten über das Konzept einer solchen Zeitschrift überliefert<sup>4</sup>; als Ergebnis dieses Gutachtens kam es im Oktober 1735 bereits zu einem Erlass Georgs II. – formuliert natürlich vom Kurator der ein Jahr zuvor gegründeten Universität, Gerlach Adolph von Münchhausen – zu „einer aldort herauszulassenden periodischen Schrift“, wobei betont wurde: „wie wir nicht zweifeln, dass Ihr solche beym fortgange beständig beibehalten werdet, also wir daher die zuverlässige hoffnung schöpfen, dass dies werde zur beforderung des ansehens unserer dortigen universität und zur Ehre derer die daran hand legen, ausschlagen“.<sup>5</sup> 1735 gab es freilich unter den Befürwortern einer Zeitschrift noch unterschiedliche inhaltliche Konzepte: Diese reichten von der Idee einer Rezensionszeitschrift bis zu einem Journal, das auch weitere Neuigkeiten aus der gelehrten Welt sowie inhaltliche Beiträge bieten sollte. Darüber hinaus gab es auch eine Fraktion der Skeptiker, die einer neuen gelehrten Rezensionszeitschrift, die dazu an einem so kleinen und abgelegenen Ort wie Göttingen verlegt werden sollte, wenig Chancen einräumten, sich gegen bereits vorhandene und etablierte Konkurrenz, die in Deutschland in der Buchhandelsmetropole Leipzig existierte, durchsetzen und auf Dauer etablieren zu können.<sup>6</sup>

Ungeachtet der Unkenrufe der Skeptiker wurde aber an der Universität ein Periodikum in der Form einer gelehrten Rezensionszeitschrift eingerichtet und zum Jahresbeginn 1739 erstmals publiziert. Das verlegerische Risiko übernahm Johann Gottfried von Meiern<sup>7</sup>, für den Inhalt und das regelmäßige Erscheinen war ein sogenannter Directeur zuständig. Dass in den ersten Jahren diese Direktoren häufig wechselten und dass es zunächst auch nicht ganz einfach war, qualifizierte und renommierte Mitglieder der Universität für diese Aufgabe zu gewinnen, zeigt, dass es einige An-

---

4 Roethe (Anm. 2), S. 585 und 668ff.

5 Universitätsarchiv Göttingen, Curatorialarchiv, 4 V e 1.1, Bl. 2r.

6 Dies zeigt das Gutachten von Mosheim vom 12. Sept. 1735; nach Roethe (Anm. 2), S. 668ff.

7 Johann Gottfried von Meiern (1692–1745), Hof- und Kanzleirat in Kurhannover, hatte eigens eine Buchhandlung in Göttingen aufgebaut und sich an der Universität aufnehmen lassen, möglicherweise auf Antrieb Münchhausens; vgl. Roethe (Anm. 2), S. 593f. Zu Meiern selbst vgl. die Angaben in der Neuen Deutschen Biographie, Bd. 16, 1990, S. 651f.

laufschwierigkeiten gab. Doch ungeachtet dieser ersten schwierigen Jahre begannen ab Mitte der 1740 die *Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen* für den Verleger ein profitables Geschäft zu werden. Die neue Zeitschrift aus Göttingen hatte sich nach wenigen Jahren auf dem Markt der gelehrten Journale etabliert.

Das lag nicht zuletzt daran, dass es Gerlach Adolph von Münchhausen gelungen war, Albrecht von Haller zu überreden, 1745 in ein Redakteurskonsortium einzusteigen und 1747 dann als zuständiger Direktor die alleinige Leitung der Zeitschrift zu übernehmen. Haller, einer der profiliertesten Wissenschaftler an der Georgia Augusta, sollte bis zu seinem Tode 1777 der wichtigste Beiträger und Motor des Unternehmens bleiben.<sup>8</sup> Nicht zuletzt der kommerzielle Erfolg der Zeitschrift initiierte 1753 eine entscheidende Weichenstellung: Die erst 1751 gegründete königliche Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, die spätere Akademie der Wissenschaften, übernahm ab 1753 die Herausgabe und den Verlag der Zeitschrift, die jetzt den Titel *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen* erhielt. Denn die Einnahmen aus dem Vertrieb des Periodikums konnten ganz praktisch dafür verwendet werden, die Mitglieder für die Teilnahme an den regelmäßigen Sitzungen der Societät zu bezahlen; und das bot eine gute Aussicht dafür, dass die Sitzungen auch tatsächlich regelmäßig besucht und die Societät damit als Institution sich erfolgreich etablieren konnte.<sup>9</sup> Auch wenn Albrecht von Haller bereits 1753 Göttingen verließ und in seine Schweizer Heimat nach Bern zurückging und die Leitung der *Göttingischen Anzeigen* an Johann David Michaelis überging, so blieb Haller weiterhin deren wichtigster Beiträger, der Hauptzensent, der bis zu seinem Tode über 8.000 Rezensionen verfasst haben soll. Michaelis amtierte als Direktor zwar 17 Jahre, de facto aber dominierte Haller die inhaltliche und konzeptionelle Ausrichtung der Anzeigen. Als die Amtsführung von Michaelis zunehmend kritisiert wurde, sorgte der Kurator in Hannover dafür, dass ab 1770 Christian Gottlob Heyne zu seinen Aufgaben als Professor an der Universität, als Direktor der Universitätsbibliothek und als Sekretär der Societät auch noch die Leitung der *Göttingischen Anzeigen* übernahm, die er dann bis 1812 behielt<sup>10</sup>. Haller und Heyne waren somit diejenigen Persönlichkeiten, die das Profil des Periodikums im 18. Jahrhundert entscheidend prägten.

Der wissenschaftspolitische Spiritus rector indes war von der Gründung des Journals an bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts Gerlach Adolph von Münchhausen

8 Vgl. Roethe (wie Anm. 2), S. 593ff.; Universitätsarchiv Göttingen, Curatorialarchiv, 4 Ve 8.1, Bl. 3ff. Sowie allgemein Guthke, Karl S.: Haller und die Literatur, (Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 4), Göttingen 1962.

9 Universitätsarchiv Göttingen, Curatorialarchiv, 4 V e 8.4, Bl. 3ff.

10 In einem Schreiben vom 10. April 1770 hatte Münchhausen Heyne zum Leiter der *Göttingischen Anzeigen* ernannt. Nach: Christian Gottlob Heyne (1729–1812). Ausstellung anlässlich seines 250. Geburtstages, (Kleine Ausstellungsführer. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, 8), Göttingen 1979, S. 55.

sen als Kurator der Universität gewesen. Er sorgte dafür, dass in den Anfangsjahren trotz der wechselnden Redakteure die Kontinuität des Journals nicht abbrach; er selbst beobachtete kontinuierlich die Entwicklung der Anzeigen, und sobald es auch nur den Anschein gab, dass es zu Problemen bei der Publikation und zu Nachlässigkeiten bei den Redakteuren kam, begann er einzugreifen. Als es zum Beispiel während des Siebenjährigen Krieges Schwierigkeiten beim Postversand gab, machte er von Hannover aus konkrete Vorschläge, wie dem abzuhelpfen sei. Seine Einflussnahme ging sogar soweit, dass er sich nicht nur um die Qualität einzelner Rezensionen kümmerte, sondern auch zu häufige Druckfehler monierte.<sup>11</sup> Der Erfolg der Zeitschrift besaß für ihn offensichtlich hohe Priorität. Die *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* blieben – auch nachdem sie ein Unternehmen der Societät geworden waren – ein wichtiger Teil des Profils der Universität, sie waren für deren Prestige und Anziehungskraft von nicht geringer Bedeutung und bildeten damit einen integralen Teil des Gesamtkonzepts der Göttinger Universität als einer für die damalige Zeit modernen Forschungsuniversität. „Der Zweck ist“, wie schon 1735 Mosheim knapp konstatierte, „der Academie [also der Universität] ... ein Ansehen und Nahmen zu machen und die Gelehrten andrer Orten zur Ehrerbietung gegen dieselbe zu bewegen.“<sup>12</sup> Dass dieses Ziel erreicht wurde, illustriert das hymnische Lob Johann Gottfried Herders, auch wenn dessen überschwänglichen Formulierungen nicht allzu wörtlich genommen werden dürfen: „Mitten unter stürmischen Faktionen brachte er [Albrecht von Haller] ein schmales Blatt Deutscher Kritik unter den Schutz einer *Sozietät der Wissenschaften selbst* und gründete ihm dadurch nicht nur Unparteilichkeit, Billigkeit und Gleichmut, sondern auch Teilnahme am Fortgange des menschlichen Geistes in allen Weltgegenden und Sprachen. Seitdem sind die *Göttingischen gelehrten Anzeigen* nicht nur *Annalen*, sondern auch *Befördererinnen* und, ohne ein Tribunal zu sein, *kon-sularische Fasten* und *Hilfsquellen* der Wissenschaft worden, zu denen man, wenn manche einseitige Kritik verstummt ist, wie durch Lybische Wüsten zum stillen Kenntnisgebenden Orakel der Wissenschaft reiset, und dabei immer noch *Hallers* und seiner Nachfolger Namen segnet.“<sup>13</sup> Auch wenn Herder hier den persönlichen Verdienst Hallers in den Vordergrund stellte, so dürfte für den Erfolg und vor allem die Kontinuität der Zeitschrift ausschlaggebend gewesen sein, dass hinter ihr die Universität als Institution stand, verkörpert in der Person des Kurators. Damit war eine Dauerhaftigkeit möglich, wie sie viele andere Journale nicht besaßen, deren Existenz allein von den wissenschaftlichen und kommerziellen Interessen einzelner, persönlicher Herausgeber und Verleger abhängig war.

---

11 Vgl. Roethe (wie Anm. 2), S. 619; Universitätsarchiv Göttingen, Curatorialarchiv, 4 Ve 8.1.

12 Roethe (wie Anm. 2), S. 671.

13 Herder, Johann Gottfried: Werke, Bd 7: Briefe zur Beförderung der Humanität, hrsg. von Hans Dietrich Irsmscher, Frankfurt/Main 1991, S. 566f.

Warum konnte aber eine Universität mit einem gelehrten Rezensionsjournal sich „Ansehen und Nahmen“ verschaffen, wodurch konnte eine solche Zeitschrift wissenschafts-politischen Wert erlangen? Eine Antwort auf diese Fragen findet man, wenn man einen Blick auf die medienhistorische Konstellation wirft<sup>14</sup>, in der die *Göttingischen Anzeigen* einzuordnen sind. Als 1739 die *Göttingischen Zeitungen* aus der Taufe gehoben wurden, war die Idee alles andere als neu und originell. Gelehrte Zeitschriften gehörten bereits zum Alltag der Wissenschaftler des 18. Jahrhunderts. Den Anfang hatte 1665 das in Paris publizierte *Journal des Savants* gemacht, das um ein wenig früher erschien als die *Philosophical Transactions* der Royal Society in London. Seit 1684 erschienen in Leipzig die *Acta Eruditorum*, im Unterschied zu ihren Pendanten aus Paris und London in Latein, damals noch die lingua franca der Gelehrten, obwohl die Marginalisierung des Lateinischen im Laufe des 18. Jahrhunderts nicht mehr aufzuhalten war. Leipzig als die Metropole des Buchhandels in Deutschland und als Ort einer Universität, an der zu der Zeit Thomasius mit seinen Vorlesungen in deutscher Sprache Aufsehen erregte, war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Zentrum gelehrter Rezensionszeitschriften – Frankfurt am Main, Hamburg, Halle, Jena und eben bald auch Göttingen wären als weitere Orte zu nennen. Neben den lateinischen *Acta Eruditorum* erschienen in Leipzig seit 1714 zudem noch die *Deutschen Acta Eruditorum*. Hinzu kamen seit 1715 die *Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen*, die bis 1784 bestanden. Wenn man von einigen weiteren kurzlebigen Zeitschriftenprojekten der ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts absieht, welche den Ruf Leipzigs als des führenden Verlagsortes gelehrter Periodika in jener Zeit festigten, so kann man, wenn man den Blick über Leipzig hinausrichtet, noch Zeitschriftentitel wie die *Frankfurter Gelehrte Zeitung* oder die in Amsterdam erscheinende *Bibliothèque Germanique ou Histoire littéraire de l'Allemagne, de la Suisse, et des Pays du Nord* nennen, die von 1720 bis 1740 erschien; das *Journal des Trevoux* oder die *Bibliothèque*

14 Zum mediengeschichtlichen Hintergrund vgl. Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700–1800, hrsg. von Ernst Fischer, Wilhelm Haefs und York-Gothart Mix, München 1999 sowie immer noch Kiesel, Helmuth/Münch, Paul: Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Marktes in Deutschland, München 1977. – Zu Zeitschriften im 18. Jahrhundert vgl. auch zusammenfassend Wilke, Jürgen: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 2000, S. 94ff. – Speziell zum Thema der gelehrten Zeitschriften vgl. Fabian, Bernhard: Im Mittelpunkt der Bücherwelt. Über Gelehrsamkeit und gelehrtes Schrifttum um 1750, in: Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung. Aus Anlaß des 250jährigen Bestehens des Verlages Vandenhoeck & Ruprecht hrsg. von Rudolf Vierhaus, Göttingen 1985, S. 249–274; Gierl, Martin: Korrespondenzen, Disputationen, Zeitschriften. Wissensorganisation und die Entwicklung der gelehrten Medienrepublik zwischen 1670 und 1730, in: Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft, hrsg. von Richard van Dülmen, Sina Rauschenbach, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 417–438.



Abb. 21 Albrecht von Haller (K 8)

*raisonnée* waren weitere unter Gelehrten vielgenutzte Zeitschriften. Die *Tübingschen Berichte von gelehrten Sachen* zeigen, dass auch an anderen Universitäten versucht wurde, das moderne Medium der gelehrten Zeitschrift zu nutzen.<sup>15</sup> Die in der zweiten Jahrhunderthälfte gegründete *Allgemeine Deutsche Bibliothek* des Berliner Verlegers Friedrich Nicolai dokumentiert, dass es auch später noch einen Markt für Rezensionszeitschriften gab, insbesondere dann, wenn über die Gelehrtschaft im engeren Sinne auch die breitere Gruppe gebildeter Bürger als Adressaten erfolgreich angesprochen werden konnte<sup>16</sup>. Die Gründung einer gelehrten Zeitschrift stand einer neuen und modernen Universität mithin gut an. In Göttingen gab es in der Anfangsphase der Universität neben den *Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen* daher durchaus noch einige andere, kurzlebige Zeitschriftenprojekte, wie die *Parerga sive Accessiones ad Omnis Generis Eruditionem*, die von 1736 bis 1738 bei Abraham Vandenhoeck erschienen, oder die *Göttingische Bibliothek, darinnen der gegenwärtige Zustand der Gelahrheit in und ausserhalb Deutschland prüfend vorgestellt wird*, die von 1746 bis 1747 beim Universitätsbuchhändler Johann Peter Schmid verlegt wurde, ebenso wie die nur 1744 erschienenen *Göttingischen gelehrten Nachrichten*<sup>17</sup>.

Das Genre der gelehrten Zeitschrift, insbesondere der Rezensionszeitschrift, entsprach augenscheinlich einem medialen Bedürfnis der zeitgenössischen Wissenschaft<sup>18</sup>. Wissenschaftsgeschichte war und ist zu einem gewissen Grad immer auch Mediengeschichte. Denn Kommunizieren und Publizieren, das Mitteilen und Diskutieren neuer Erkenntnisse und Forschungsergebnisse ist ein untrennbarer Teil wissenschaftlichen Arbeitens, unabhängig von jeweils gängigen methodischen und inhaltlichen Paradigmen. Dass in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Genre der gelehrten Zeit-

---

15 Zu den verschiedenen Zeitschriften s. das Exponatverzeichnis dieses Beitrags. – Zu französischen Zeitschriften vgl. *Dictionnaire des Journaux 1600–1789*, sous la direction de Jean Sgard, Bde. 1–2, Paris 1991. – Zu deutschen Zeitschriften vgl. immer noch: Kirchner, Joachim: *Das deutsche Zeitschriftenwesen. Seine Geschichte und seine Probleme*, 2. Aufl., Wiesbaden 1958. – An neueren Studien zu einzelnen Zeitschriften siehe mittlerweile: Vittu, Jean-Pierre: *La Formation d'une Institution Scientifique: Le Journal des Savants de 1665 à 1714*, in: *Journal des Savants*, Paris 2002, S. 179–203 u. 349–379; Otto, Rüdiger: *Johann Gottlieb Krause und die Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen*, in: *Die Universität Leipzig und ihr gelehrtes Umfeld 1680–1780*, hrsg. von Hanspeter Marti und Detlef Döring, (Texte und Studien, 6), Basel 2004, S. 215–328.

16 Vgl. Schneider, Ute: *Friedrich Nicolais Allgemeine Deutsche Bibliothek als Integrationsmedium der Gelehrtenrepublik*, (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft, 1), Wiesbaden 1995; Selwyn, Pamela E.: *Everyday Life in the German Book Trade. Friedrich Nicolai as Bookseller and Publisher in the Age of Enlightenment 1750–1810*, University Park 2000.

17 Zu den Titeln siehe das Exponatverzeichnis. Vgl. Roethe (Anm. 2), S. 591f.

18 Vgl. nur Fabian, Bernhard: *Der Gelehrte als Leser*, in: Bernhard Fabian: *Der Gelehrte als Leser. Über Bücher und Bibliotheken*, Hildesheim/Zürich/New York 1998, S. 3–32.



schrift entstand und sich im Laufe des 18. Jahrhunderts erfolgreich etablierte und verbreitete, hing unmittelbar zusammen mit der Entwicklung frühneuzeitlicher Gelehrsamkeit und der Bedeutung des Buchdrucks für die Wissenschaft. Die institutionelle Förderung neuer Forschungen durch die Gründung von Akademien und gelehrten Societäten, die Gründung neuer „moderner“ Universitäten wie in Halle oder Göttingen, verlangte zum einen nach regelmäßigen und aktuellen Informationen darüber, was sich in der über Europa verstreuten gelehrten Welt ereignete. Die Korrespondenznetzwerke, welche die Gelehrten des frühneuzeitlichen Europas seit den Zeiten des Humanismus miteinander verband, reichten allein dafür nicht mehr aus. Das Genre der gelehrten Zeitschrift bildete in gewisser Weise ihre institutionalisierte und in den Raum der gelehrten Öffentlichkeit gestellte Fortsetzung. Hinzu kam, dass der Buchdruck zu einer kontinuierlichen Expansion publizierten Wissens führte. Regelmäßig und möglichst umfassend darüber unterrichtet zu werden, was publiziert wurde, und vor allem auch gleich noch Informationen über den Inhalt und die Qualität neuer Bücher zu erhalten, da nicht jedem Gelehrten alle Bücher auch vor Ort, sondern oft nur über Bibliotheksreisen zugänglich waren, war damit für die Mitglieder der *res publica literaria* ein dringendes Desiderat.

Die *Göttingischen Zeitungen bzw. Anzeigen von gelehrten Sachen* als Rezensionsschrift versuchten genau dieses Bedürfnis der gelehrten Welt zu befriedigen. Die erste Anfangsschwierigkeit, die sie dabei zu überwinden hatten, bestand darin, sich gegen die bereits etablierte Konkurrenz durchzusetzen, die, wenn man von den ausländischen Journalen absieht, vor allem in Leipzig ansässig war. Bereits Mosheim sah indes in seinem Gutachten eine Chance, wenn man ein alternatives und besseres Konzept realisierte, das seines Erachtens darin lag, nur eine Auswahl der wichtigsten Bücher zu rezensieren, da er eine aktuelle Schwäche der *Acta* darin sah, dass sie zu „viele unnütze Bücher und Chartequen“ rezensierten.<sup>19</sup> Der Blick auf die Leipziger Konkurrenz begleitete denn auch stets die Arbeit der Göttinger Redakteure. Als zum Beispiel 1754 Michaelis über seinen Kollegen Walch von einem Leipziger Studenten erfuhr, „dass die *Acta Eruditorum* mit dem folgenden Jahr aufhören“<sup>20</sup>, war ihm dieses Gerücht so wichtig, dass er es sogar dem Kurator in Hannover mitteilte. Worum es den Göttingern letztlich ging, wurde in einem Gutachten von 1769 klar und offen ausgesprochen, als es im Kontext der Übertragung des Direktorats von Michaelis an Heyne zugleich auch um eine inhaltliche Verbesserung der Zeitschrift ging: „Meines Erachtens ist jetzt der glücklichste Zeitpunkt von der Welt um unserer gelehrten Zeitungen die Superiorität über alle ander in Deutschland zu geben“, wie es einfach und

---

19 Roethe (Anm. 2), S. 669; vgl. auch Universitätsarchiv Göttingen, Curatorialarchiv, 4 Ve 1.1, Bl. 17v.

20 Ebda., 4 V e 8.4, Bl. 61.

offen hieß. Denn: „In gewissen fächern, besonders dem Italiänischen und Englischen, haben wir mehr Materialien, als selbst die Leipziger, wenigstens so wie diese sie zur zeit brauchen.“<sup>21</sup> Die mediale Funktion der *Göttingischen Anzeigen* für die Wissenschaften war mithin schon für die zeitgenössischen Herausgeber immer untrennbar mit ihrer wissenschaftspolitischen verbunden.

Wenn man den Begriff der Superiorität nicht zu wörtlich nimmt, so kann man doch konstatieren, dass die *Göttingischen Anzeigen* in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zusammen mit Nicolais *Allgemeiner Deutscher Bibliothek* zweifelsohne zu den wichtigsten Rezensionszeitschriften in Deutschland gehörten. Da ein „Hauptgesichtspunkt“ war, „dass die ausländische Litteratur, und zwar die wissenschaftliche, so viel möglich in die Gel. Anz. eingetragen werden soll“<sup>22</sup>, so waren sie gleichsam ein Instrument par excellence, um die Ergebnisse europäischer Wissenschaft nach Göttingen zu holen und in Deutschland zu vermitteln. Abgesehen von den persönlichen Kontakten einzelner Göttinger Gelehrter, die nach Großbritannien und in andere Länder gereist waren und Korrespondenzen mit auswärtigen Kollegen pflegten<sup>23</sup>, war das Göttinger Rezensionsjournal zusammen mit den Beständen der Universitätsbibliothek der Ort, an dem sich gleichsam die „zweite Welt“ eines gelehrten Beziehungsnetzes in Form der Rezensionen von Büchern materialisierte, die in Amsterdam, Paris, London, Edinburgh oder auch in Philadelphia, St. Petersburg und selbst in Kalkutta und an vielen anderen Orten mehr erschienen waren. Dass der Anspruch der zeitgenössischen Bearbeiter mehr als nur die Informationsvermittlung beinhaltete, zeigt sehr anschaulich Heyne in seiner Vorrede zum Register der Bände von 1753–1782: „Gelehrte Zeitungen blos als Recensionen betrachtet, haben einen sehr eingeschränkten Gesichtskreis. Nein, sie müssen mehr leisten; man soll aus ihnen das Steigen und Fallen, die Fortschritte der Kenntnisse, Einsichten und Studien eines Landes und Volkes beurtheilen können. Sind die Auszüge, oder auch nur die kurzen Darstellungen des Inhalts, mit Einsicht und Beurtheilung abgefaßt, von Männern, welche des Gegenstandes Meister sind: so sind die Resultate dessen, was sie dabey gedacht haben, oft mehr werth, als das ganze Buch. ... Man mag für oder wider Göttingen eingenommen seyn, wie man will, so muß man doch eingestehen,

---

21 Ebd., 4. V e 8.8, Bl. 2.

22 Aus der Vorrede zu: Allgemeines Register über die Göttingischen gelehrten Anzeigen von 1753 bis 1782, verfertigt von Friedrich Ekkard. Erster Theil. Verzeichniß von Schriften ungenannter Verfasser und von gesammelten Schriften mehrerer Verfasser, auch einige Nachrichten, Göttingen 1784, S. 14.

23 Vgl. generell zu den Beziehungen Göttinger Gelehrter nach Großbritannien Scholl, Lars U.: Die Universität Göttingen und ihre Wissenschaftsbeziehungen zu England im 18. Jahrhundert, in: Heide N. Rohloff (Hrsg.): Großbritannien und Hannover. Die Zeit der Personalunion 1714–1837, Frankfurt 1989, S. 468–504.

dass es das Seinige beygetragen hat, die Studien der Deutschen mehr auf das Nützliche und Brauchbare in allen Wissenschaften zu richten, und die Erfahrungen, Entdeckungen und Bemerkungen der Ausländer zu nutzen. Die Bekanntschaft mit der ausländischen Litteratur bewahrt den deutschen Gelehrten vor vielen Fehlern und Vorurtheilen, denen Französische, Englische und Italiänische Gelehrten ausgesetzt sind. Göttingen hat hierinn sein eigenes anerkanntes Verdienst. Die Entdeckungen und Wahrnehmungen in der Physik, Mathesis, Naturgeschichte, Oeconomie, haben durch die gelehrten Anzeigen manche Ausbreitung erhalten. Auch in der Völkergeschichte, in der Erdbeschreibung, in der Statistik, in der Exegetik und dem Studium der gelehrten Sprachen, hat das Lesen der Ausländer vielen Einfluß auf Berichtigung und Erweiterung der ehemals herrschenden Begriffe gehabt; insonderheit ist der Gebrauch der Reisegeschichten fast von Göttingen ausgegangen, welcher zur Aufklärung in Philosophie, Theologie und Politik so sehr gewirkt und den Gesichtskreisß der Denker um so vieles erweitert hat.“<sup>24</sup>

Die *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen* waren, zumindest in den Jahrzehnten des Direktorats Heynes, mit dieser Konzeption nicht nur ein Wissensportal des 18. Jahrhunderts, das über die Hauptwerke deutscher und internationaler Gelehrsamkeit berichtete und – dem eigenen Anspruch nach – zugleich noch versuchte, damit ein Tagebuch des Fortschritts des Wissens zu sein; sie waren damit auch das Wissensportal der Göttinger Universitätsbibliothek<sup>25</sup>, ein Instrument, das den auswärtigen Gelehrten in Deutschland die wichtigsten Bücher, die dort erworben und systematisch erschlossen wurden, vorstellte. Wie eng die *Göttingischen Anzeigen* mit der Bibliothek verbunden waren, lässt sich unschwer an der Bibliothekskonzeption erkennen, wie Heyne sie 1810 im Rückblick auf seine Amtszeit in den *Göttingischen gelehrten Anzeigen* formulierte. Denn danach sollte „eine Bibliothek ... nach Inbegriff und Umfang der wichtigsten Schriften aller Zeiten und Völker in allen Wissenschaften, in einheimischer und ausländischer Litteratur, eingerichtet [sein] ... . Also werden in der Regel nur solche Bücher gesucht und gewählt, worin die menschlichen Kenntnisse, wissenschaftliche, technische, practische, ein Fortrücken, Fortgang, oder auch nur einen einzelnen Schritt vorwärts, gemacht haben“<sup>26</sup>. Und da die Anzeigen

---

24 Allgemeines Register (Anm. 24), S. 7f.

25 Fabian, B[ernhard]: Göttingen als Forschungsbibliothek im 18. Jahrhundert, in: Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Raritätenkammern, Forschungsinstrumente oder Bildungsstätten?, hrsg. von Paul Raabe, (Wolfenbütteler Forschungen, 2), Bremen/Wolfenbüttel 1977, S. 209–240; Jefcoate, Graham: Christian Gottlob Heyne and the University Library at Göttingen as 'Universalbibliothek' of the Eighteenth Century, in: *Library History* (14) 1998, S. 111–116; Kind, Helmut: Die Bestände der Göttinger Universitätsbibliothek im 18. Jahrhundert, in: *Göttinger Jahrbuch* (35) 1987, S. 157–166.

26 *Göttingische Anzeigen*, 31. May 1810, Göttingen 1810, S. 852.

nichts anderes wollten, als gerade über solche Werke zu informieren, waren sie ganz automatisch gleichsam das Instrument, das inhaltlich den Weg zu den wichtigsten Büchern der Bibliothek, ihrem intellektuellen Kernbestand, wies. Dass dies auch ganz praktisch so war, belegt die Organisation der Arbeit an den Anzeigen. Denn während in der Anfangsphase noch die Bücher zum Teil von Hannover aus besorgt und nach Göttingen geschickt wurden, auch einige Verleger freiwillig Exemplare an die Redaktion schickten, wurden zunehmend das zentrale Werkzeug für die Rezensenten der *Göttingischen Anzeigen* Neuerwerbungslisten der Universitätsbibliothek, die unter ihnen zirkulierten und aus denen sie Bücher, die ihres Erachtens rezensiert werden sollten, auswählen konnten. Und es war auch eigens dafür gesorgt worden, dass Bücher, die in den Anzeigen vorgestellt werden sollten, auch vorrangig gebunden und dem Rezensenten überlassen wurden<sup>27</sup>.

Der Betrieb der *Göttingischen Anzeigen* als Wissensportal der Bibliothek wie der Universität war auch eine ganz praktische, organisatorische und logistische Leistung ersten Ranges. Während viele gelehrte Zeitschriften im 18. Jahrhundert oft nach einigen Bänden ihr Erscheinen einstellten, gelang es den *Göttingischen Anzeigen* neben dem *Journal des Savants* als einzigem Periodikum, seit seiner Gründung kontinuierlich im gesamten 18. Jahrhundert (und darüber hinaus bis heute) zu erscheinen. Dies war nur möglich, weil nicht allein ein einzelner Verleger und ein wissenschaftlicher Redakteur hinter dem Göttinger Journal standen, sondern die Gesellschaft der Wissenschaften und die Universität samt ihrer Bibliothek und vor allem auch der Kurator selbst. Doch die eigentliche Arbeit blieb natürlich vorrangig Sache der Direktoren und ihrer Mitarbeiter. Was es konkret hieß, drei Lieferungen des Journals pro Woche herauszugeben, illustriert ein Antrag von Michaelis an den Kurator, in dem er um einen dreiwöchigen Urlaub bat, um seinen Vater in Halle besuchen zu können, den er seit sechs Jahren nicht mehr gesehen hatte. „Damit dieses keine Confusion verursachen könne, so laße ich die Gelehrten Anzeigen auf völlige 3 Wochen ... zum voraus drucken ...“<sup>28</sup>, wie er in seiner Eingabe betonte. Nichts könnte deutlicher machen, welch alltägliche Fron für die zuständigen Herausgeber der kontinuierliche Betrieb dieses Wissensportals bedeutet haben musste.

Um das Profil der *Göttingischen Anzeigen* als Wissensportal nachziehen zu können, müsste man eine detaillierte quantitative wie inhaltliche Analyse aller im 18. Jahrhundert erschienenen Bände durchführen. Dann könnte man tatsächlich eine präzise Rezeptionsgeschichte der zeitgenössischen gelehrten Literatur schreiben. Bislang existiert dies nur für die in den Anzeigen rezensierten französischen Titel der

27 Universitätsarchiv Göttingen, Curatorialarchiv, 4 V e 8.1, Bl. 105–108.

28 Ebda., Curatorialarchiv, 4 V e 8.4, Bl. 85.

Jahre von 1739 bis 1779.<sup>29</sup> Auch wenn eine solche Arbeit hier nicht geleistet werden kann, so zeigen sowohl die Arbeit Peter-Eckhard Knabes als auch eine stichprobenartige Auswertung von Jahrgängen bis 1810<sup>30</sup>, dass das Profil der Anzeigen ein europäisches war, wobei zugleich immer auch durchaus das Interesse der vorwiegend deutschen Leser berücksichtigt wurde. In der Nachfolge Roethes und im Kontext der besonders engen Beziehungen Göttingens zu England wird gern die Vermittlungsleistung der Anzeigen für britische Bücher betont.<sup>31</sup> Selbst den Zeitgenossen schienen die *Göttingischen Anzeigen*, wie die Vorrede von 1753 zeigt, ja bevorzugt „englische Neuigkeiten“ anzuzeigen. Doch quantitative Auswertungen zeigen, dass London zwar zu den vier wichtigsten Verlagsorten für die Anzeigen gehörte, aber durchaus nicht der dominierende Publikationsort war. Die spezifische Leistung der Anzeigen lag gerade darin, dass sie einen geographisch sehr breiten Rezeptionsradius besaßen.<sup>32</sup> Paris, Leipzig, Berlin und London waren in den Jahren von 1770 bis 1800 die wichtigsten Publikationsorte für die *Göttingischen Anzeigen*, wobei die in Paris und Leipzig erschienenen Bücher eindeutig dominierten. Im Jahr 1770 wurde zum Beispiel 92 Werke, die in Paris erschienen waren, besprochen, während es Leipziger Produktionen auf 61 und Londoner auf 40 Nennungen brachten. An der Dominanz dieser vier Hauptorte der europäischen gelehrten Produktion – aus Sicht der *Göttingischen Anzeigen* – änderte sich in den folgenden Jahrzehnten wenig, wenn man davon absieht, dass Leipzig allmählich Paris als Hauptort zu überrunden begann. Interessant ist, wie

---

29 Vgl. Knabe, Peter-Eckhard: Die Rezeption der Französischen Aufklärung in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ (1739–1779), (Analecta Romanica, 42), Frankfurt/Main 1978. – Wie ertragreich generell Rezeptionsanalysen sein können, zeigt neuerdings Voigt, Christopher: Der englische Deismus in Deutschland. Eine Studie zur Rezeption englisch-deistischer Literatur in deutschen Zeitschriften und Kompendien des 18. Jahrhunderts, (Beiträge zur historischen Theologie, 121), Tübingen 2003.

30 Ausgewertet wurden die Jahrgänge 1770, 1780, 1790, 1800 und 1810.

31 Roethe (Anm. 2) S. 581: „Für Göttingen aber lag London am nächsten. Und England bedeutete in den Tagen, da die GGA. erstanden, wissenschaftlich und litterarisch beträchtlich mehr als Rom und Paris. Die englischen Bücher werden die Stärke des Journals: es ist ganz typisch, dass der junge Goethe Woods Essay on the original genius of Homer aus den Göttinger Anzeigen kennen lernte.“

32 Vgl. zur Rezeptionsgeschichte der Literatur anderer Länder in den Göttingischen Anzeigen: Heininen, Simo: Die Göttingischen Gelehrten Anzeigen und die finnische Wissenschaft, in: Finnland-Studien III, hrsg. von Edgar Hösch, Olivia Griese und Hermann Beyer-Thoma, (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München. Reihe Forschungen zum Ostseeraum, 7), Wiesbaden, 2003, S. 9–14.; Komorowski, Manfred: Gelehrte Nachrichten aus Portugal in deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften des 18. Jahrhunderts, in: Canticum Ibericum. Neuere spanische, portugiesische und lateinamerikanische Literatur im Spiegel von Interpretation und Übersetzung. Georg Rudolf Lind zum Gedenken, hrsg. von Erna Pfeiffer u. Hugo Kubarth, (Editionen der Iberoamericana, Reihe III., 35), Frankfurt/Main 1991, S. 33–45.

sehr Skandinavien berücksichtigt wurde: Kopenhagen wie Stockholm gehörten stets zu den 20 wichtigsten Publikationsorten, aber auch das schottische Edinburgh und natürlich auch Italien, das weniger durch ein publizistisches Zentrum als durch eine Reihe von Städten vertreten war.<sup>33</sup> Beeindruckend ist darüber hinaus generell der geographische Radius der Anzeigen: Er reichte von Kalkutta bis Philadelphia; und allein die Auswertung von fünf Jahrgängen erbrachte eine Liste von 240 verschiedenen Publikationsorten, die in Europa von Portugal bis Russland reichten. Zugleich kann man feststellen, dass trotz aller internationalen Orientierung der Fokus immer auch die Gruppe der Gelehrten in Deutschland war und damit auch die deutsche Buchproduktion stets quantitativ eine nicht zu unterschätzende Rolle spielte. Sogar im ostfriesischen Aurich erschienene Bücher wurden in den Anzeigen besprochen.

Auch wenn die britische Wissenschaft mit grob kalkuliert zehn Prozent bei der Rezeption durch die Anzeigen somit nicht an erster Stelle stand, so spielte sie doch einen wichtigen Part, zumal auch eine Rezeptionsgeschichte nicht allein nach quantitativen Gesichtspunkten geschrieben werden kann. Es ist unbestritten, dass in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts England ein kulturelles Leitbild für das aufgeklärte Bürgertum in Deutschland war.<sup>34</sup> Und auch in der Welt der Gelehrten spiegelte sich diese Orientierung wider. Auch wenn bereits die *Acta Eruditorum* durchaus schon im 17. Jahrhundert britische Bücher rezensierten hatten, so intensivierte sich die Rezeption britischer Wissenschaft erst allmählich. Dass von 1756 bis 1767 in Deutschland eine *Brittische Bibliothek* erschien, eine Rezensionszeitschrift, die ausschließlich Bücher aus Großbritannien in Deutschland publik zu machen suchte, unterstreicht dies ebenso wie der Umstand, dass die Leipziger Buchhandlung Weidmann zunehmend auch englische Bücher auf dem deutschen Markt anbot.<sup>35</sup> In Göttingen gehörte Vandenhoeck zu den ersten Verlegern, die in Deutschland englische Werke im Original publizierten; ein Geschäft, das dann vor allem in Basel von Johann Jakob Thurneysen

---

33 An wichtigeren italienischen Druckorten sind zu nennen: Bologna, Florenz, Lucca, Mailand, Neapel, Padua, Pavia, Rom, Turin, Venedig, Verona, wobei Neapel, Rom und Venedig am häufigsten als Publikationsorte in den Göttingischen Anzeigen auftauchten.

34 Grundlegend: Maurer, Michael: Aufklärung und Anglophilie in Deutschland, (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts in London, 19), Göttingen 1987.

35 Fabian, Bernhard/Spieckermann, Marie-Luise: The House of Weidmann in Leipzig and the Eighteenth-Century Importation of English Books into Germany, in: The German Book 1450–1750. Studies presented to David L. Paisey in his retirement edited by John L. Flood and William A. Kelly, London 1995, S. 299ff. – Die Göttinger Universitätsbibliothek selbst war bei ihrem Bezug britischer Bücher nicht auf den Buchhandel angewiesen, da sie ihre Bücher direkt von London über den hannoverschen Gesandten Best erhielt; vgl. Jefcoate, Graham: Wilhelm Philipp Best und der Londoner Buchhandel. Ein deutscher Diplomat im Dienst der Universitätsbibliothek Göttingen im 18. Jahrhundert, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte (6) 1996, S. 199ff.

in größerem Stile betrieben wurde<sup>36</sup>. Und 1791 legte der Göttinger Bibliothekar Jeremias David Reuss eine erste Bibliographie englischer wissenschaftlicher Literatur vor.<sup>37</sup> Doch es wurden nicht nur englische Bücher in Deutschland geschätzt. Auch bei der Druckgraphik galten die Briten als Vorbild, wie die zahlreichen Rezensionen britischer Druckgraphik in deutschen Journalen, insbesondere in der *Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste*, dokumentieren.<sup>38</sup>

Wie systematisch und zielgerichtet auch in den *Göttingischen Anzeigen* britische Bücher zur Besprechung ausgewählt wurden, zeigt sehr deutlich das Beispiel der Rezeption von Autoren der schottischen Aufklärung, die fast durchweg Aufnahme in den Anzeigen fanden, häufig sogar relativ rasch nach dem Erscheinen ihrer Werke in Edinburgh oder London.<sup>39</sup> Wie sehr diese Autoren in Deutschland insgesamt beachtet wurden, lässt sich daran erkennen, dass ihre Bücher nicht nur in den einschlägigen Journalen rezensiert, sondern häufig auch ins Deutsche übersetzt wurden, oft sehr bald nach dem Erscheinen des Originals.<sup>40</sup> Während in den *Göttingischen Anzeigen* gerne nach dem Grundsatz verfahren wurde, dass möglichst Originalausgaben, nicht aber Übersetzungen angezeigt werden sollten, hielt man die Bücher der schottischen Intellektuellen für so wichtig, dass hier meist das Original sowie die Übersetzung

---

36 Fabian, Bernhard: Englisch-deutsche Kulturbeziehungen im achtzehnten Jahrhundert, in: *Europäischer Kulturtransfer im 18. Jahrhundert. Literaturen in Europa – Europäische Literaturen?*, hrsg. von Barbara Schmidt-Haberkamp, Uwe Steiner u. Brunhilde Wehinger, (Aufklärung und Europa, 13), Berlin 2003, S. 13ff.

37 Reuss, Jeremias David: *Das Gelehrte England Oder Lexikon Der Jetztlebenden Schriftsteller In Großbritannien, Irland und Nord-Amerika ...*, Berlin, Stettin 1791.

38 Vgl. Clayton, Timothy: Review of English Prints in German Journals, 1750–1800, in: *Print Quarterly* (10) 1993, S. 123ff. – In der *Bibliothek der schönen Wissenschaften* rezensierten auch Göttinger Gelehrte, wie Heyne oder sein Schwiegervater Georg Friedrich Brandes, seit 1770 Kurator der Universität.

39 Zu den bibliographischen Angaben der einzelnen Titel s. das Exponatverzeichnis. Zu den Autoren der anonym publizierten Rezensionen s. *Die Mitarbeiter der Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1769–1836*, bearb. und hrsg. von Oscar Fambach, Tübingen 1976; Schimpf, Wolfgang: *Die Rezensenten der Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1760–1768*, (Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 18), Göttingen 1982.

40 Zur Rezeption schottischer Aufklärung in Deutschland vgl. Oz-Salzberger, Fania: *Translating the Enlightenment. Scottish Civic Discourse in Eighteenth-Century Germany*, Oxford 1995; Waszek, Norbert: *The Scottish Enlightenment and Hegel's Account of 'Civil Society'*, (Archives Internationales d'Histoires des Idées / International Archives of the History of Ideas, 120), Dordrecht/Boston/London 1988; Zammuto, John H.: *Die Rezeption der schottischen Aufklärung in Deutschland. Herders entscheidende Einsicht*, in: *Europäischer Kulturtransfer im 18. Jahrhundert. Literaturen in Europa – Europäische Literaturen?*, hrsg. von Barbara Schmidt-Haberkamp, Uwe Steiner u. Brunhilde Wehinger, (Aufklärung und Europa, 13), Berlin 2003, S. 113–138.

besprochen wurde. Bei der Anzeige der deutschen Ausgabe von Adam Fergusons *Essay on the History of civil Society* begnügte Heyne sich 1768 zwar noch mit einem Satz<sup>41</sup>, doch in der Folge wurden die Werke Fergusons in den Anzeigen ausführlicher besprochen.<sup>42</sup> Ein prägnantes Beispiel dafür, wie intensiv in Göttingen die schottische Aufklärung beachtet wurde, ist Adam Smith. Seine *Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, die 1776 in London in zwei Bänden erschien, wurde bereits 1777 enthusiastisch von Johann Georg Heinrich Feder in den Anzeigen als ein „classisches Buch“ apostrophiert. Und Feder konnte in seiner Besprechung sogar bereits auf eine deutsche Übersetzung verweisen, die 1777 in Leipzig erschienen war. Ungeachtet dieser frühen positiven Erwähnung setzte dann die Rezeption dieses Smithschen Hauptwerkes, das in Großbritannien bald mehrere Auflagen erfuhr, in Deutschland freilich erst allmählich und dann vor allem mit einer neuen und besseren Übersetzung durch Christian Garve von 1794–96 ein.<sup>43</sup> Intensiv wurden auch die historischen Arbeiten David Humes besprochen. In diesem Fall war es Haller selbst, der die Rezensionen verfasste und die Darstellungskunst Humes rühmte, freilich auch keinen Hehl aus seinen Vorbehalten gegenüber dem „Freidenkertum“ des Schotten machte, das ihm als einem überzeugten Calvinisten sichtlich suspekt war<sup>44</sup>; und kritische Anmerkungen Humes zur Geschichte der Reformation in der Schweiz provozierten Hallers unmittelbare und echte Empörung.<sup>45</sup>

Wie rasch einerseits der Rezeptionsprozess britischer Autoren in Deutschland verlief und welche Rolle dabei gerade auch die Göttinger Gelehrten spielten, wie differenziert und durchaus selbstbewusst diese Rezeption andererseits war, lässt sich eindrucksvoll an dem Beispiel der von William Guthrie mitverfassten *General History of the World* illustrieren. Guthrie, 1708 im schottischen Brechin geboren, zog nach einem Studium in Aberdeen in den 1730er-Jahren nach London, wo er als politischer Journalist tätig war und zwischen 1735 und 1740 für das *Gentleman's Magazine*

41 Göttingische Anzeigen, 20. Oct. 1768, Göttingen 1768, S. 1056.

42 Oz-Salzberger (1995, Anm. 42), S. 230. Zu Ferguson vgl. auch Oz-Salzberger, Fania: Adam Ferguson's Histories in Germany. English Liberty, Scottish Vigour, and German Rigour, in: British and German Historiography 1750–1950. Traditions, Perceptions, and Transfers, ed. by Benedikt Stuchtey and Peter Wende, Oxford 2000, S. 49–66.

43 Vgl. Oz-Salzberger (1995, Anm. 42), S. 61.

44 Göttingische Anzeigen, 16. Jan. 1764, Göttingen 1764, S. 55: „Wir haben also ein beträchtliches und nützlich Werk angezeigt, das aber nicht ohne einige Gefahr gelesen werden kann, wenn man sich nicht erinnert, dass Hr. H[ume] ein Schotte und ein Freydenker ist.“

45 Ebda., S. 50: „Wie kann H. H[ume] ... sagen, Helvetien seye damals in Unwissenheit gesteckt, ein Land, wo Erasmus starb, wo C. Gesner, wo Calvin, wo Bullinger und so viel andere Gelehrten lebten, wo mehr gute Bücher in einem Jahr gedruckt wurden, als in ganz Engelland in zwanzigen.“



über die Debatten im Parlament berichtete.<sup>46</sup> Noch vor David Hume schrieb er neben anderen historischen Arbeiten eine mehrbändige Geschichte Englands, die zwischen 1744 und 1751 erschien und trotz ihrer historiographischen Qualität nicht den durchschlagenden Erfolg verzeichnen konnte, der nur wenige Jahre später seinem Landsmann gelang. Bei den Göttinger Gelehrten fand freilich nicht die Geschichte Englands von Guthrie Interesse, sondern die Weltgeschichte, an der er mitarbeitete und die von 1762 an in mehreren Bänden erschien. Diese *General History of the World from the Creation to the Present Time*, von dem kanadischen Historiker Laird Okie als second-rate work charakterisiert<sup>47</sup>, wurde nämlich unmittelbar nach dem Erscheinen des Originals von deutschen Gelehrten übersetzt. Dass – entgegen der eigentlichen Intention der *Göttingischen Anzeigen* – in diesem Fall mit Ausnahme des ersten Bandes stets nicht das englische Original, sondern die deutsche Übersetzung angezeigt wurde, hatte dabei seine Gründe. Denn die ersten Bände übersetzte niemand anderer als Christian Gottlob Heyne selbst, dessen Werk dann von seinem Göttinger Kollegen Johann Philipp Murray in den Anzeigen besprochen wurde.

Was Heyne ebenso wie die anderen deutschen Übersetzer der englischen Ausgabe leisteten, war dabei durchaus mehr als eine reine Übersetzung. Sie gingen mit dem Original in einer Freiheit um, wie sie heute nicht mehr vorstellbar ist. Sie bearbeiteten das Original, sie korrigierten Fehler, sie ergänzten Teile oder schrieben sie neu und vor allem fügten sie Hinweise auf Literatur und Quellen ein, um dem Werk eine „Brauchbarkeit“ zu geben, „welche das deutsche Werk vor dem englischen ganz voraus hat“<sup>48</sup>. So sehr Murray, wie auch andere Göttinger Historiker, der englischen Historiographie einerseits ihre schriftstellerische Qualität zugute hielt<sup>49</sup> – und teilweise aus diesem Grund wohl auch die Weltgeschichte ins Deutsche übersetzt wurde – so wenig hielten sie andererseits von der handwerklichen und methodischen Solidität ihrer britischen Kollegen. In der Vorrede des Bandes zur Osmanischen Geschichte gibt Heyne nach Murray „einige fernere Nachricht ... über die Voltairemanie in der Geschichte, und über die Verwandlung der Geschichtsschreibung in politisches Raisonement, ein Bestreben, wodurch die Englischen Verfasser die ganzen in diesem Bande enthaltenen Geschichte in einen seichten Roman verwandelt hatten“.<sup>50</sup> Dass solche Bearbeitungen des Originals auch in Fällen, in denen der Rang des Autors der

---

46 Vgl. Okie, Laird: William Guthrie, Enlightenment Historian, in: *The Historian. A Journal of History* (51) 1988, S. 223ff.

47 Ebda., S. 225.

48 *Göttingische Anzeigen*, 8. Sept. 1766, Göttingen 1766, S. 861.

49 Ebda., 14. Nov. 1767, Göttingen 1767, S. 1093: „... doch, da die Engländer im historischen Styl vor unsrer Nation so weit voraus sind, durch den englischen Vortrag so viel gewonnen haben, dass sie sich ohne lange Weile und Eckel lesen lassen.“

50 Ebda., 16. Jan. 1773, Göttingen 1773, S. 63f.

Vorlage unstrittig war, vorkamen, belegt die Übersetzung von Fergusons *Institute of Moral Philosophy* durch Christian Garve, der die Vorlage durch „eigene Räsonnements“ um über ein Drittel ergänzte.<sup>51</sup> Im Falle der Weltgeschichte von Guthrie kam hinzu, dass sich gerade hier die Göttinger Historiker mit ihren ausgeprägten Interessen und Leistungen in diesem Bereich durchaus ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen fühlten.<sup>52</sup>

Die Rezeption britischer Bücher im Deutschland des 18. Jahrhunderts war, wie diese wenigen Beispiele andeuten mögen, vielschichtig und differenziert. Die *Göttingischen Anzeigen* waren ein zeitgenössisches Instrument, mit dessen Hilfe man noch heute diesen Rezeptionswegen nachgehen kann. Die Vermittlung des Wissens über britische Gelehrsamkeit ist freilich nur ein Aspekt der Geschichte der *Göttingischen Anzeigen*. Von Anfang an waren sie nicht allein auf Großbritannien orientiert, sondern auf die gesamte damalige wissenschaftliche Welt. Sie waren im 18. Jahrhundert ein fachlich wie regional universal angelegtes Wissensportal, das wesentlich von Göttinger Gelehrten erstellt wurde, und spätestens seit 1770, als Heyne ihre Leitung übernahm, konzeptionell unmittelbar mit der Universitätsbibliothek verbunden. Dieser Konzeption wie dem institutionellen Rückhalt, den sie dadurch besaßen, dass sie von der Gründung der Universität an integraler Teil des Konzeptes einer modernen Forschungsuniversität mit überregionaler Ausstrahlung waren, verdankten sie ihren Erfolg bei den zeitgenössischen Gelehrten in Deutschland. Und genau damit erfüllten sie für Göttingen eine wichtige wissenschaftspolitische Funktion: Sie trugen mit ihren Teil dazu bei, der Göttinger Universität im 18. Jahrhundert „ein Ansehen und Namen zu machen“.

51 Ebd., 22. Aug. 1772, Göttingen 1772, S. 861.

52 Ebd., 2. März 1765, Göttingen 1765, S. 203: „Die vornehmste Absicht der Verfasser ist, ein Werk zu liefern, wie sie sich in der Vorrede ausdrücken, das nicht so eingeschränkt, nackt und trocken, als ein Compendium, (hätten sie unsers Herrn Prof. Gatterers Handbuch in Händen gehabt, so würden sie gesehen haben, dass auch ein Auszug der Geschichte bey aller Gründlichkeit unterhaltend seyn kann)“.

## Exponate K

### Allgemeine gelehrte Rezensionszeitschriften und Konkurrenzjournale der GGA in Deutschland

**K 1** Le Journal des Sçavans. De l'An M.DC.LXV. Amsterdam 1679.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 50/5

Das „Journal des Savants“ gilt als die erste gelehrte Universalzeitschrift, deren Ziel war, mitzuteilen, „ce qui se passe de nouveau dans la République des lettres“. Die erste Ausgabe, bearbeitet von Denis de Sallo, erschien in Paris am 5. Januar 1665. In den folgenden Jahren erschien sie teilweise unregelmäßig, 1673 überhaupt nicht, begann aber ab 1688 mit nur geringen Ausnahmen kontinuierlich – bis heute – zu erscheinen. Bereits im 17. sowie im 18. Jahrhundert erschienen mehrere Nachdrucke. Über die Bülow'sche Bibliothek kam die vorliegende Amsterdamer Ausgabe des „Journal des Savants“ in den Besitz der Göttinger Universitätsbibliothek, die daneben noch eine 1723 neu aufgelegte französische Ausgabe des Journals besitzt.

**K 2** Acta Eruditorum. Anno MDCLXXXII. Leipzig 1682.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 136/7

Die „Acta Eruditorum“ war von 1682 bis 1731 die erste und lange Zeit führende Rezensionszeitschrift in Deutschland, gegründet von dem Leipziger Professor für Moral und Politik Otto Mencke (1644-1707) und fortgeführt von seinem Sohn Johann Burkhard Mencke (1675-1732), die noch in Latein verfasst wurde und an der herausragende Gelehrte, wie beispielsweise Gottfried Wilhelm Leibniz, aber auch namhafte Göttinger Wissenschaftler mitarbeiteten. 1733 wurde sie fortgeführt durch die „Nova Acta Eruditorum“, die Hauptkonkurrentin der „Göttingischen Zeitungen“, die bis 1782 erschien. Ebenso wie die „Göttingischen Zeitungen“ rezensierten die „Acta Eruditorum“ als erstes ein in England erschienenenes Buch.

**K 3** Bibliothèque Raisonnée des Ouvrages des Savans de l'Europe. Pour les Mois de Janvier, Fevrier, & Mars 1739, Bd. 22., T. 1. Amsterdam 1739.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 68/5

Amsterdam war wegen der freieren Publikationsmöglichkeiten ein wichtiger Verlagsort für Rezensionszeitschriften. Die „Bibliothèque Raisonnée“ erschien dort vierteljährlich von 1728 bis 1753 und verstand sich als Nachfolgeunternehmen der „Bibliothèque Ancienne et Moderne“ von Pierre Bayle und Jean Leclerc. Auch wenn sie bewusst als anonymes Unternehmen eines Autorenkollektivs erschien, so sind doch die wichtigsten Autoren mittlerweile bekannt. Neben Gelehrten wie Jean Barbeyrac

(1674-1744), einem Rechtsprofessor in Groningen, oder Pierre Desmaizeaux (1666-1745), einem in London lebenden hugenottischen Publizisten, schrieb auch Albrecht von Haller von 1742 bis 1750, also teilweise neben seiner Arbeit an den „Göttingischen Zeitungen“, für die „Bibliothèque Raisonnée“. Aufgeschlagen ist der Jahrgang 1739, das Jahr, in dem zum erstenmal auch die „Göttingischen Zeitungen“ erschienen.

**K 4** Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, auf das Jahr MDCCXV. Leipzig 1715. SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 148/7

Von 1715 bis 1733 von Johann Gottlieb Krause, einem in Leipzig und später in Wittenberg tätigen Gelehrten, der verschiedene Zeitschriftenprojekte betrieb, herausgegebene Rezensionszeitschrift, die neben den „Acta Eruditorum“ ein wichtiges Vorbild für die Konzeption der „Göttingischen Zeitungen“ gewesen war. Wie die „Göttingischen Zeitungen“ erschienen die Leipziger gelehrten Zeitungen nicht nur monatlich, sondern in kürzeren Abständen, und referierten auch die Inhalte ausländischer Zeitschriften. Der letzte Jahrgang erschien 1784.

**K 5** Göttingische Bibliothek, darinnen der gegenwärtige Zustand der Gelahrtheit in- und ausserhalb Deutschlands prüfend vorgestellt wird. T. 1. Göttingen 1746.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 174/25

Diesem Versuch einer monatlich erscheinenden allgemeinen Rezensionszeitschrift war in Göttingen ebenso wenig Erfolg beschieden wie dem „Abriss von dem Neuesten Zustande der Gelehrsamkeit in Göttingen von 1739 bis 1744“, der von Ludwig Martin Kahle herausgegeben wurde, und den „Göttingischen gelehrten Nachrichten“ M. Christian Ludwig Stoltes. Von der „Göttinger Bibliothek“ erschienen nur drei Ausgaben, die letzte 1747.

**K 6** Göttingische Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr MDCCXXXVIII. Göttingen [1748].

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/5

Die „Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen“ begannen 1739 als eine Publikation der Meierschen Universitätsbuchhandlung. Der erste Redakteur war Wolf Balthasar Adolf von Steinwehr, der aus Leipzig gekommen war und dort Erfahrungen als Redakteur der Leipziger „Neuen Zeitungen“ mitbrachte. Zunächst wurden neben Rezensionen auch noch andere Informationen aus der gelehrten Welt gebracht, doch zunehmend traten die Buchbesprechungen in den Vordergrund. Mit der Übernahme des Redaktionsgeschäfts durch Albrecht von Haller (in alleiniger Verantwortung ab 1747) begann der eigentliche Aufschwung der Zeitschrift.

**K 7** Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften. Der erste Band auf das Jahr 1753. Göttingen 1753. SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/7

Mit der Übernahme der „Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen“ durch die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften wurde auch ihr Titel geändert. Der Druck wurde durch unterschiedliche Göttinger Drucker im Auftrag der Societät besorgt. Nach Albrecht von Haller amtierte Johann David Michaelis ab 1753 und Christian Gottlob Heyne ab 1770 als Leiter der Anzeigen. Ab 1802 fand dann erneut eine Titeländerung statt zu „Göttingische Gelehrte Anzeigen“, dem Titel, den die von der Göttinger Akademie der Wissenschaften herausgegebene Zeitschrift heute noch führt.

**K 8** I. I. Haid (nach einem Gemälde von I. R. Studer):  
Albrecht von Haller.

Kupferstich, 32 x 21 cm

SUB Göttingen: Sammlung Voit, Albrecht von Haller, Nr. 11

Albrecht von Haller (1708-1777) war ab 1745 Mitglied eines Redaktionsgremiums und ab 1747 bis zu seinem Weggang aus Göttingen 1753 verantwortlicher Redakteur der „Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen“.

**K 9** Ch. Marcou, Manufaktur Sèvres bei Paris:  
Albrecht von Haller. (1803)

Miniaturbüste in Biscuit-Porzellan, 19,6 x 11,4 x 8,3 cm

**K 10** Johann David Michaelis.

Kupferstich, 11 x 16,5 cm

SUB Göttingen: Sammlung Voit, Johann David Michaelis, Nr. 1

1753 übernahm Johann David Michaelis (1717–1791) von Haller die Redaktion der „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“, auch wenn Haller weiterhin die meisten Beiträge dazu schrieb.

**K 10** F. Müller:

Christian Gottlob Heyne.

Kupferstich, 21,5 x 16,3 cm

SUB Göttingen: Sammlung Voit, Christian Gottlob Heyne

Von 1770 bis zu seinem Tode leitete Christian Gottlob Heyne (1729–1812) die „Göttingischen Anzeigen“, für die er auch, nach dem Tode Hallers (1777), der wichtigste Beiträger war.

**K 11** Ideen die Verbesserung des Recensionswesens betr. 17. April 1769.

Universitätsarchiv Göttingen: Curatorialarchiv 4 Ve 8.8, Bl. 2r.

Dieses Gutachten von 1769 zeigt, dass in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die

„Göttingischen Anzeigen“ bewusst den Anspruch zu verwirklichen suchten, eine führende Position als Rezensionszeitschrift einzunehmen: „Meines Erachtens ist jetzt der glücklichste Zeitpunkt von der Welt um unserer gelehrten Zeitungen die Superiorität über alle ander in deutschland zu geben“.

### K 12

Christopher Browne u.a.:

A New Map of Europe. London [nach 1705] [Reproduktion].

SUB Göttingen: MAPP 2502

In einem Ausdruck dieser Europakarte aus dem frühen 18. Jahrhundert wird die Rezeption europäischer Gelehrsamkeit durch die „Göttingischen Anzeigen“ im 18. Jahrhundert illustriert, indem ein Teil derjenigen Orte verzeichnet wurde, aus denen in den Anzeigen über dort erschienene Publikationen berichtet wurde.

## Rezensierte und rezipierte Schriften

### K 13 Adam Ferguson:

Institutes of Moral Philosophy. For the Use of Students in the College of Edinburgh. Edinburgh 1769.

SUB Göttingen: 8° PHIL VI, 3250

Adam Ferguson (1723-1816) war einer der führenden Köpfe der schottischen Aufklärung. International bekannt wurde er vor allem durch den 1767 erschienenen „Essay on the History of Civil Society“, der innerhalb von 14 Tagen vergriffen war, zu Lebzeiten des Autors 7 autorisierte Auflagen erfuhr und bereits 1768 ins Deutsche übersetzt wurde. 1769 veröffentlichte Ferguson seine hier vorliegenden moralphilosophischen Vorlesungen, die von Johann Georg Heinrich Feder in den „Göttingischen Anzeigen“ von 1772 rezensiert wurden.

### K 14 Adam Smith:

An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations. Bde. 1-2, London 1776. hier Bd. 1 (1776).

SUB Göttingen: 4° POL III, 4808:1 RARA

Nur ein Jahr nach dem Erscheinen des Originals wurde dieses berühmte Buch von Adam Smith bereits in den „Göttingischen Anzeigen“ von Johann Georg Heinrich Feder überaus positiv rezensiert und als „classisches Werk“ apostrophiert. Ungeachtet dieser positiven Rezension begann die Rezeption dieses Werkes von Smith in Deutschland nur langsam.

### K 15 Adam Smith:

Untersuchung der Natur und Ursachen von Nationalreichthümern, Bde. 1-3, Leipzig

1776-1792. hier Bd. 1 (1776).

SUB Göttingen: 8° POL III, 4830:1 RARA

Bereits 1776 und 1778 erschienen die ersten beiden Bände des Smith'schen Opus in einer deutschen Übersetzung von Johann Friedrich Schiller, die Feder in seiner Rezension des Originals bereits erwähnt und der er bescheinigt, „recht gut übersetzt“ zu haben.

### **K 16**

David Hume:

The History of Great Britain, Vol. I. Containing the Reigns of James I. and Charles I. Edinburgh 1754.

SUB Göttingen: 4° H. Brit. UN VI, 439:1

Der in Edinburgh geborene David Hume (1711-1776) war einer der schon zu Lebzeiten berühmtesten Philosophen und Historiker in Großbritannien. Während er mit seinen philosophischen Arbeiten keinen kommerziellen Erfolg als Schriftsteller erlangte, gelang ihm dieser mit seiner „History of England“. 1754 publizierte er den ersten Band der „History of Great Britain“, 1756 den zweiten Band, welche die Regierungszeit von Jakob I. bis 1688 abdeckten. Ab 1759 erschienen die Bände der „History of England under the House of Tudor“. Haller rezensierte bereits 1755 den ersten Band, den er, wie er schrieb, „mit einem großen Vergnügen gelesen“ hatte, vor allem „wegen der pragmatischen Schreibart“. Von den übrigen Bände rezensierte Haller die französische Ausgabe, die in der Göttinger Bibliothek nicht nachweisbar ist, da Haller sie möglicherweise in Bern behalten hat.

### **K 17** William Guthrie / John Gray u.a.:

Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit [...]. Aus dem Englischen übersetzt [...] von Herrn Christian Gottlob Heyne, 2. Theil, Leipzig 1766.

SUB Göttingen: 8° H. UN. II, 490/a:2

Die von dem schottischen Historiker und Journalisten William Guthrie (1708?-1770) in Zusammenarbeit mit anderen britischen Gelehrten verfasste und von 1764 bis 1767 publizierte Weltgeschichte wurde in Großbritannien wie auch in Deutschland rasch rezipiert, insbesondere in Göttingen, wo mit Johann Christoph Gatterer und August Ludwig von Schlözer Historiker lehrten, die sich speziell mit dem Thema der Universalhistorie beschäftigten. Gatterer selbst hatte bereits 1761 ein Handbuch der Universalhistorie bei Vandenhoeck publiziert; Schlözer folgte 1769 mit einer „kleinen Weltgeschichte“. Bereits 1765, ein Jahr nach Erscheinen des Originals, erschien der erste Band der deutschen Übersetzung der Guthrieschen Weltgeschichte, übersetzt und bearbeitet von Christian Gottlob Heyne, seit 1763 Professor der Beredsamkeit an der Universität Göttingen und Leiter der Universitätsbibliothek, ab 1770 auch Direktor

der Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen und Sekretär der Königlichen Sozietät der Wissenschaften. Abgesehen vom ersten Band wurden in den „Göttingischen Anzeigen“ dann nur noch die Bände der deutschen Übersetzung rezensiert.



## „der glücklichen Insul ... zufliegen“ – Lichtenberg und England

*Ulrich Joost*

Bei Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) war bereits im Kindesalter eine Neigung zur Mathematik und Physik erweckt worden, entweder unmittelbar durch seinen allzu früh verstorbenen Vater oder auf dem Umweg über seinen älteren Bruder Ludwig Christian. Er hatte dann als Schüler an seinem außergewöhnlich modernen Gymnasium, dem Pädagogium in Darmstadt, die damals noch recht ungewöhnliche Bekanntschaft mit der englischen Sprache, Kultur und Dichtung gemacht. Denn Deutschland richtete sich im 18. Jahrhundert im öffentlichen Leben völlig auf Frankreich und das Französische hin aus, während die Gelehrtenwelt noch ganz lateinisch dachte, sprach und schrieb. Als erster in seiner Familie wählte Lichtenberg daher weder die Hessen-Darmstädtische Landesuniversität Gießen noch die pietistische Hochschule Halle als Studienort, sondern wartete nur das Ende der französischen Besetzung ab, um 21-jährig ein Studium an der ganz auf England und das Englische orientierten Georgia Augusta in Göttingen zu beginnen.

Für die bis dahin in seiner Familie üblichen Berufe – Lichtenbergs Vorfahren und Verwandte waren Geistliche, Amtsverwalter, Juristen im Staatsdienst, Ärzte – war der körperlich arg gebeutelte, schwer bucklige und allzu kleine, nur etwa 1,43 m große, Mann von vornherein nicht geeignet, und auch ein landläufiges Pfarrer- oder Schulmeisteramt hätte ihn jedenfalls hinsichtlich der körperlichen Präsenz überfordert. So nimmt es nicht Wunder, dass Lichtenberg von Anfang an auf eine Tätigkeit als Hochschullehrer hinsteuerte. Nach fast zweijährigem Hin und Her gewährte ihm die nahezu bankrotte Landesregierung seiner Heimat ein Stipendium – für das er im Gegenzug nach vollendeten Studien in Gießen als Professor installiert werden sollte. Als dieses kärgliche landgräfliche Subsidium (es betrug jährlich nur 200 Gulden, also rund 110 Taler, und war nach damaligen Verhältnissen kaum für die bescheidenste Lebenshaltung hinreichend) in seinem dritten Studienjahr auslief, ernährte sich der hoffnungsfrohe Nachwuchsakademiker erst als Korrektor beim Buchdrucker, Verfasser von Gelegenheitsgedichten anlässlich von Doktorpromotionen und Prorektorswahlen, aber auch schon als Privatlehrer oder Repetitor für andere Studenten – vor allem aber gelang es ihm, als Hofmeister, das heißt Erzieher, Aufpasser, gehobener Diener, Vertrauter für junge Herren zumeist aus dem gehobenen Bürgertum oder Adel, in Lichtenbergs Fall sehr oft aus dem englischen Hochadel, beschäftigt zu werden. Dies wurde entscheidend für sein Leben, wichtiger als seine unbezweifelbaren, aber zu dieser Zeit noch nicht so offensichtlichen fachlichen Qualitäten als Physiker und

Mathematiker. Lange bevor er diese Qualitäten nämlich durch Publikationen unter Beweis stellen konnte, wurde erst durch seinen Lehrer Abraham Gotthelf Kästner die Landesregierung in Hannover, dann sein Landesherr selber, der hannoversche Kurfürst und König von England, auf ihn aufmerksam. Das kam so: Im Jahr 1770 hatte Lichtenberg drei seiner jungen englischen Zöglinge in ihr Heimatland zu bringen – eine anders als durch deren oder vielmehr deren Eltern Großzügigkeit für einen jungen und mittellosen deutschen Gelehrten damals völlig unerschwingliche Reise. Er blieb diesmal nur ein paar Wochen in der eben entstehenden neuen Hauptstadt der Welt, in London, und konnte nicht einmal einen Bruchteil dessen aufsaugen, was er gern mitgenommen hätte. Aber er machte die lebensentscheidende Bekanntschaft, wurde dem an der Astronomie höchst interessierten König Georg III. vorgestellt. Dieser fand Gefallen an dem munteren kleinen Mann und entsprach trotz der üblichen leeren Kassen sofort dem Vorschlag seines Universitätskuratoriums ein paar Monate später ihn in Göttingen zum Professor zu ernennen – insbesondere wohl, um durch ihn die Verbindung zwischen Universität und englischer Gesellschaft zu stärken. Der kleine Professor sollte als Kontaktmann für die Söhne englischer Baronets und Peers an der Göttinger Universität fungieren, vielleicht sogar eine Werbeschrift verfassen. Ansonsten wissen wir nur sehr wenig von Lichtenbergs erstem Besuch in London (oder sollte man nicht besser gleich sagen: Kulturschock?). Offenbar war Lichtenberg so überwältigt von den zahllosen neuen Eindrücken, dass sein Tagebuch mit der Ankunft in London verstummte. Das sollte sich beim nächsten Besuch ändern.

Dreieinhalb Jahre später nämlich luden Lichtenbergs Zöglinge ihn wieder auf die „glückliche Insel“ ein, wie er mehreren Freunden stolz berichtete. Dieses Mal sollte es für ein ganzes Jahr sein, und es wurden sogar eineinhalb daraus. Und dieses Mal dokumentierte Lichtenberg wenn nicht jeden Tag, so doch jede Woche, notierte die meisten der neuen Erfahrungen und Begegnungen mit ihm bislang ganz unbekanntem Gelehrten. Umfangreiche Aufzeichnungen in Notiz- und Tagebüchern und eine Reihe großer Beispiele seiner Briefkunst sind uns aus dieser Phase seines Lebens überliefert. Die frühneuzeitliche „Grand Tour“ des Adligen oder Patriziers, die „peregrinatio academica“ des wohlhabenden Absolventen einer Universität, die ansonsten von Deutschland zu den holländischen Universitäten, dann über Paris nach Rom, Paestum, Neapel (manchmal sogar Syrakus) und zurück über Wien und Prag führte, lenkte ihn in eine neue, mindestens eben so anregende Welt. Und da sein sich sieben Jahre später zerschlagender Plan einer Fortsetzung dieser Bildungsreise nach Italien ihn von den klassischen Anregungen fernhielt, so blieb der englische Kulturschock lebensbestimmend, prägender als ihn je das mediterrane Erlebnis hätte erreichen können. Was erfuhr er hier: Er lernte einige der größten (nicht bloß: der berühmtesten) Naturforscher seiner Zeit kennen, Männer, die bisher nie gesehene Erdteile bereist und mit erforscht hatten, Astronomen, Physiker, Chemiker, die alles bisher Dagewesene neu deuteten und alle anderen Forscher auf der Welt in den Schatten stellten.



Abb. 22 Georg Christoph Lichtenberg (L 1)

Bibliotheken, Museen, Bildergalerien, Theater nahmen ihn auf, verschlangen ihn gleichsam. Er erlebte eine nie gesehene politische Verkehrsform und Staatsverfassung – als er das britische Oberhaus besuchte, beschimpfte man sich gerade wechselseitig bei der Erörterung über Maßnahmen gegen die „bostonischen Rebellen“. Debatten und ein politisches Klima waren das, die ihn lebenslänglich zu einem überzeugten konstitutionellen Monarchisten und gleichzeitig zu einem die amerikanischen Revolutionäre verabscheuenden glühenden Briten werden ließen. Er erlebte nie gekanntes menschliches Elend und soziale Verwerfungen, indem er furchtlos in den Armutsquartieren am Stadtrand von London, im Gerichtshof „Old Bailey“ und auf dem Richtplatz Tyburne umherlief, während er die vornehmen Stadthäuser seiner hochadligen Freunde in Grosvenor Street (wie des Lord Boston) und die Landsitze der Landed Gentry im Süden Englands (wie des Lord Polwarth) bewohnte. Ein solches Dasein hätte Lichtenberg schon gefallen mögen, und als sein Zögling Sir Francis Clerke in einem Gefecht des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs (bei Saratoga) als Adjutant des glücklosen britischen Befehlshaber Burgoyne fiel, schrieb er seinem Bruder die traurige Nachricht mit dem Bedeuten, dass eigentlich geplant war, nach dem Krieg nach England zu ziehen, um den Rest seines Lebens dort mit Clerke zu verbringen. Er wusste nach diesen anderthalb Jahren soviel von den englischen Verhältnissen, dass er der berufene Kommentator des großen Malers und Kupferstechers William Hogarth werden sollte, dessen Blätter er 1775 aus London sich mitgebracht hatte und später der Göttinger Bibliothek verkaufte – und mit diesen nacherzählenden Erläuterungen vor allem der großen Bilderserien Hogarths, seinem großen Roman auf den Schultern des englischen Künstlers, schuf er zugleich sein meistgelesenes Werk für das deutsche Bürgertum, seine postumen Leser im 19. Jahrhundert. Hier in London lernte Lichtenberg beim Physiker Ferguson jenen Vorlesungsstil kennen, den er schon vier Jahre später in Göttingen etablieren sollte, der damals wohl einmalig in Deutschland war: den Vortrag nur mit Tafel und Kreide und ohne Lehrbuch, aber von fortlaufenden Demonstrationsexperimenten begleitet. Ja, selbst der Ausdruck „Sudelbuch“, mit dem er seine nachmals so berühmt gewordenen geheimen Aufzeichnungen, das unauslesbarste Buch der deutschen Literatur, selbstironisch bezeichnete, entstand hier in England aus der Interferenz, als er nämlich versuchte, den englischen Ausdruck „waste book“, Kladder oder Schmierbuch, adäquat ins Deutsche zu übertragen.

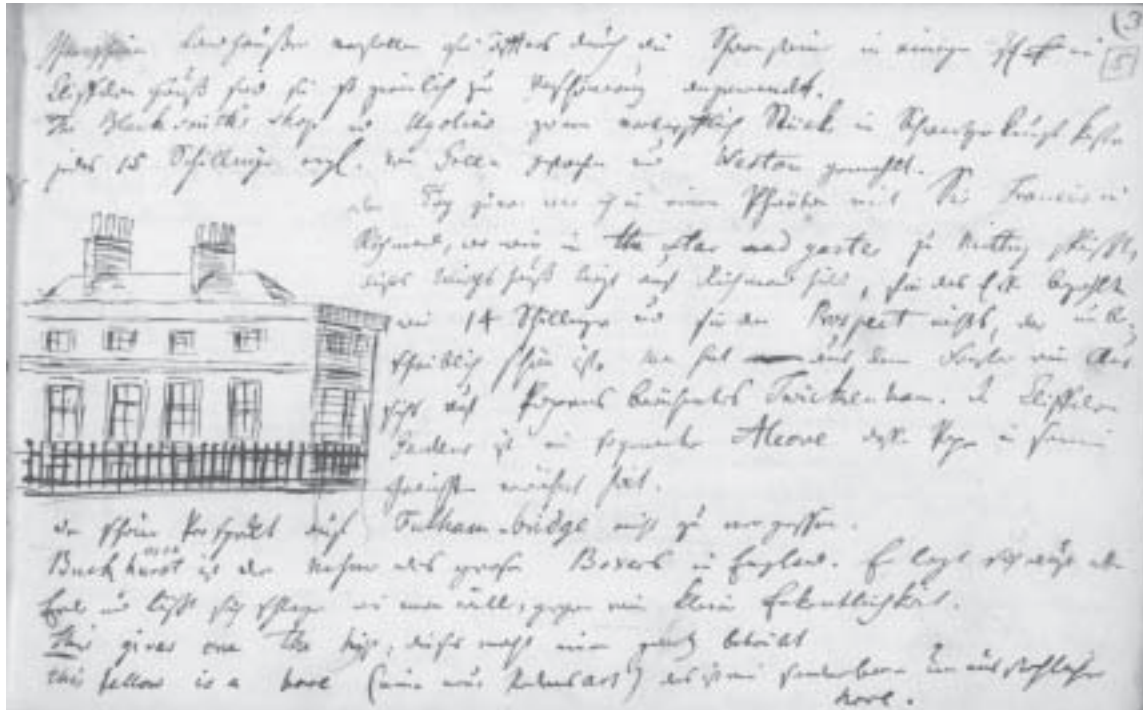


Abb. 23 Auszug aus Lichtenbergs „England-Tagebuch“ 1774/75 (L 2)

## Exponate L

**L 1** Johann Ludwig Strecker (1721-1799) (pinx.) und Johann Conrad Krüger (1733-1791) (sc.):

GEORG CRISTOPH [!] LICHTENBERG / PROFESSOR DER PHILOSOPHIE / ZU GOETTINGEN / GEB 1744. (1781/82)

Kupferstich

SUB Göttingen: Sammlung Voit: Georg Christoph Lichtenberg, Nr. 17

Der Stich wurde von Friedrich Nicolai für die von ihm herausgegebene „Allgemeine Deutsche Bibliothek“ in Auftrag gegeben und 1782 als Frontispiz des 49. Bandes aufgenommen. Er war in Berlin nach der Kopie Streckers gefertigt, wie üblich seitenverkehrt, das Medaillon aber in einer der Vorlage ähnlichen Umrahmung.

Das Geburtsdatum ist falsch übernommen, vermutlich nach Lichtenbergs eigener Angabe, wie er sie wohl auch Meusel für sein „Gelehrtes Teutschland“ geschrieben haben dürfte.

Lichtenberg an Friedrich Nicolai, 18. Februar 1781: „Solte der Stich von meinem Porträt gut werden, so bitte ich mir etwa 6 Exemplare auf gutes Papier aus.“ (Bw 2, Nr. 774).

Jahre später urteilte der Freund Dieterich über dieses Porträt: „[...] daß für die Allgemeine Bib[liothek] [gestochene ist] auch hässlich“. (An Ludwig Christian Lichtenberg, 11. September 1799).

**L 2** Georg Christoph Lichtenberg:

England-Tagebuch 1774/75.

Marmorierter Ganzleiderband mit Streicheisenlinien an den Kanten, Stammbuchformat ca. 11,2 x 17,5 cm (außen), 60 Seiten, bis 45 von Lichtenberg paginiert, 10,5 x 17,5 cm (Blatt), mit 34 Blatt Löschpapier durchschossen, auf das kleinere handschriftliche Bemerkungen notiert, vor allem aber Zeitungsausschnitte aufgeklebt

SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg IV, 8, p. 18

Im Querformat eines Studentenstammbuchs (damit es in die Rocktasche passe) und mit Löschpapier durchschossen (damit es jederzeit schreibbereit sei und zugeklappt werden konnte) hatte Lichtenberg sich dieses Buch vom Buchbinder anfertigen lassen. Und dieses Mal schrieb er (im Unterschied zum Tagebuch der ersten Reise nach England, das mit der Ankunft abbrach), was das Zeug halten wollte, klebte Zeitungsausschnitte hinein, kritzelte Zeichnungen. Lange galt diese wichtige Quelle seiner Englandreise als verschollen; Albert Leitzmann hatte noch Auszüge publiziert, dann war es verschenkt worden und ging durch mehrere Sammlerhände. Hans Ludwig Gumbert erwarb es für die Göttinger Bibliothek und publizierte es dann selbst als erster vollständig und kritisch (1977).

Aufgeschlagen p. 18:

Sonnaben[d]s den 10. Dec wohnte ich dem Lustspiel much ado about nothing in Coventgarden bey. ich lernte hierbey HE. Lee gut kennen, er soll Garricken in diesem Stück gänzlich Copiren. Er spielte sehr gut. Mrs Barry hatte in ~~einigen~~ an diesem Abend zum dritten mal die Rolle der Beatrice, sie ist eben so angenehm in dem Lustspiel als rührend im Trauerspiel. Die Scenen in den Druiden sind Meisterhaft gemahlt, zumal die erste. In den Pantomimischen zwischen den Scenen sind einige höchst elend, zum Beyspiel die, wo das Tischtuch weggezogen wird, einige aber darunter vortrefflich. Miss Wilde weiß sich sehr niedlich zu kleiden, apetitly wie man zu sagen pflegt. Die Verwandlungen in den pantomimischen Auftritten sind zuweilen sehr schön und unerwartet.

Den 12ten December sah ich HE. Garrick zum zweytenmal als Hamlet, ich habe hierbey auf manches gnauer geachtet. Es ist sehr rührend ~~rührend~~ den jungen Hamlet in einer kalten Nacht auf ein Gespenst warten zu sehen, bos weil ihm gesagt worden ist, es sähe seinem verstorbenen Vater ähnlich, von dem er ~~noch~~ gantz voll ist, während als man die Paucken und Trompeten hört unter deren Schall [p. 19:] sein Onkel der Mörder seines Vaters, seinen Hochheimer noch um Mitternacht hinunter gießt. Die Zeitungsausschnitte auf dem Zwischenblatt (Löschpapier) stammen aus dem Blatt „Public Advertiser“, das erste („Covent Garden The Druids“) vom 10. 12. 1774, das zweite („Catalogue of Cameos“) vom 13. 12. 1774.

### L 3 Georg Christoph Lichtenberg:

Reise Anmerkungen. v. G. C. L. [Sudelbuch „E“].

Ganzpergamentband mit grünen Bändern zum Zubinden, 19,8 x 16 cm, von Lichtenberg mit Tinte auf dem Deckel und auch unten auf dem Titelblatt des vorderen Teils mit „E“ bezeichnet. 178 Seiten, 1 Blatt mit aufgeklebtem Zettel, 19,5 x 15,8 cm. Zum vorderen Teil (den Reise-Anmerkungen) gehören die arabisch 1-53 paginierten Seiten (Seite 19 zweimal); die 123 Seiten des hinteren Teils (des eigentlichen Sudelbuchs „E“), laufen von hinten nach vorn, so dass die beiden Abteilungen in der Mitte zusammenstoßen. Dieser hintere Teil ist von Lichtenberg römisch I-XLIII, dann versehentlich LIV-CXXXI paginiert; er reicht noch bis auf die schon vorher paginierte Seite 54. Vorher liegen 2 Seiten mit englischen Maßen und Gewichten (beginnt schon auf dem hinteren Innendeckel).

SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg IV, 29, p. 1

Die „Reise=Anmerkungen“, die erstmals Wolfgang Promies (im Rahmen seiner Edition der Schriften und Briefe Lichtenbergs (Bd. 2)) vollständig publizierte, beginnen am „15. April 1775 in London“ und reichen bis etwa September desselben Jahres. „E“ dagegen hat Lichtenberg im Frühsommer (vermutlich in Anschluss an „D“) begonnen und bis April 1776 beschrieben; ab März beginnt eine regelmäßige Dateneinzeichnung, die er in „F“ bis März 1777 fortsetzen sollte und die den Büchern den Charakter eines geistigen Tagebuchs verleihen. Auch in „E“ ist der „Parakletor“ noch

eines der durchlaufenden Themen; an seine Seite tritt dann aber das ihn schließlich ablösende Interesse an der Physiognomik.

Aufgeschlagen ist p. 1:

Den 15 April, als am Sonnabend vor Ostern gieng [ich] des Abends nach dem Thee, es mochte etwa  $\frac{3}{4}$  auf sieben seyn in Hyde Park spaziren, der Mond war eben auf gegangen, voll und schien über Westmünsters Abtey her, Die Feyerlichkeit des Abends vor einem solchen Tag machte, daß ich meinen LieblingsBetrachtungen mit wollüstiger Schwermuth nachhieng. Ich schlenderte hierauf Piccadilly und den Heumarckt hinunter nach whitehall theils die Statüe Carls des ersten wieder gegen den hellen westlichen Himmel zu betrachten, und theils beym MondLicht mich meinen Betrachtungen bey dem Banquetting Hauß zu überlassen, dem Haus aus welchem durch ein Fenster Carl der erste auf das Schaffot trat. Hier fügte sich, daß [mir] einer von den Leuten begegnete, die sich bey den Orgelmachern Orgeln miethen davon zu weilen eine 40 bis 50 Pfund Sterling kostet und damit des Tags sowohl als des Abends auf den Strasen herumziehen, und so lange im gehen spielen bis sie irgend jemand anruft, und sie für ein Sixpence ihr Stück durchspielen läßt. Die Orgel war gut, und ich folgte ihm langsam, auf den Fußbäncken, er selbst gieng mitten auf der Strase. Auf einmal fieng er an den vortrefflichen Choral: In allen meinen Thaten zu spielen, so melancholisch, so meiner damaligen Verfassung angemessen daß mich ein unbeschreiblich andächtiger Schauer überlief. Ich dachte da im Monden Licht und unter dem freyen Himmel an meine entfernten Freunde zurück, mein Leiden wurden mir erträglich und verschwanden gantz. Wir waren auf 200 Schritte über dem berühmten Banquetting Hauß weg. Ich rief dem Kerl zu und führte ihn näher nach dem Hauß, wo ich ihn das herrliche Lied spielen ließ. Ich konte mich nicht enthalten für mich die Worte leise dazu zu sagen. Hast du es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängniß gehn. Vor mir lag das Majestätische Gebäude vom vollen Monde erleuchtet, es war Abend vor Ostern, (der Tod des Mittlers – ) ~~vor mir~~ Hier zu diesem Fenster stieg Carl heraus ~~die~~ um die vergängliche Crone mit der unvergänglichen zu vertauschen. Gott was ist weltliche Gröse. Ich habe nunmehr glaube ich, genug gesagt um künfftig diese Gedancken weiter ausführen zu können.

#### L 4 Portrait of Omai.

Kupferstich nach einem Gemälde von Joshua Reynolds (London, 1777), 45 x 65 cm (gerahmt)

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung / Institutsarchiv

Die Vorlage dieses Stiches hatte der große klassizistische Künstler Joshua Reynolds (1723-1792) 1774/75 nach den Leben gemalt; es wurde in der Jahresausstellung der Royal Academy 1776 der Londoner Öffentlichkeit präsentiert. Das Bild ist, vergleicht man es mit gleichzeitigen Darstellungen desselben Mannes, unverkennbar Ausdruck jener Ideologie, die seit Jean Jacques Rousseau die europäische Vorstellung vom



„Edlen Wilden“ beherrschte.

Von dem Südseeinsulaner Omai (englisch transkribiert Omiah) von der Insel Ulieta (= Raiatea) wissen wir so gut wie nichts; er wird bald nach 1750 geboren worden sein und starb wahrscheinlich schon 1782. Des großen Entdeckungsreisenden James Cooks Unterkommandant T. Furneaux (1735-1781), der Kapitän des Schiffs ‚Adventure‘, hatte Omai von der zweiten Cookschen Entdeckungsreise 1774 mit nach Europa gebracht. Man versuchte ihm (ein wenig gewaltsam) die englische Sprache und europäische Sitten beizubringen, und dies wohl gar nicht so sehr, um etwa künftig einen Verbündeten in der Südsee zu haben, sondern als einen Beweis des aufklärerischen Axioms von der Perfektibilität gerade des wilden Menschen. Captain Cook brachte ihn dann auf seiner dritten Reise wieder in die Heimat zurück, wo er wenige Jahre später gestorben sein soll.

Lichtenberg wurde ihm am 24. März 1775 vorgestellt und traf ihn am folgenden Tag zum Frühstück. Darüber berichtet er ausführlich im England-Tagebuch:

„Den 25ten frühstückte ich mit HE. Solander und Omiah in Mr Banks stube. Mr Banks war auf die Jagd gegangen. Omiah wurde neben mich gesetzt, er ist sehr belebt, so bald er uns alle gegrüßt hatte [...] setzte er sich vor den Theetisch nieder machte den Thee und alles das mit sehr vielem Anstand [p. 53:] Ich ließ ihn den Nahmen seiner Insul aussprechen und es klang fast wie Ulieta je Er kan kein s aussprechen wenigstens nicht am Anfang des Worts Solander spricht er aus wie Tolando. Ich fragte ihn, ob sein Vater und Mutter noch am leben wären und er hob die Augen aufwärts schloß sie alsdann und neigte den Kopf nach einer Seite mir verstehen zu geben, sie wären beyde tod, als ich nach seinen Geschwistern fragte so hielte er 2 Finger in die höhe und sagte ladies dan 3 Finger men, (2 Schwestern und 3 Brüder) Neugierde scheint er wenig zu besitzen. Er trägt eine Uhr, bekümmert sich aber wenig um den Gang derselben. Als wir die schönen Zeichnungen von Island, Pomona und andern Insuln durch sahen setzte er sich bey das Camin und schlief gar einmal ein. Man zweifelt sehr ob er ein Czaar Peter für seine Nation werden wird, ob er gleich diese Reise allein unternommen hat, sich ein Ansehen zu geben, der König hat ihm einen Degen und 2 Pistolen geschenckt. Saddlers Wells [ein Vergnügungsort] hat ihm vorzüglich gefallen, und er muste den 2ten Tag gleich wieder hingehen, hernach war [er] gleichgültig dagegen. Beym Frühstück aß er keine toast sondern einen nur wenig gesaltzenen und fast rohen Lachs, ich versuchte das letztere mit ihm und mir wurde so übel, daß ich mich kaum jezt da ich dieses schreibe 6 Stunden nachher noch nicht recht wieder erholt habe.“

**L 5** E. Edwards und F. Jukes:

South Front of Strawberry Hill the Seat of the Hon.[ourable] H.[orace] Walpole.

Aquatinta-Radierung, ca. 18,5 x 23,5 cm

Privatbesitz, Rohrbach

Durch die Verbindung mit dem englischen Hochadel erhielt Lichtenberg die Gelegenheit, auch die vornehmen Landsitze der Väter seiner Zöglinge kennen zu lernen; und dies wurde zu mannigfachen Besichtigungen ausgedehnt. Horace Walpole, der Erfinder der *Gothic Novel*, Verfasser des Romans „The Castle of Otranto“, hatte sich ganz stilecht auch ein solches gotisches Haus errichtet. Auf der Reise zu dem prachtvollen Landsitz des Lord Polwarth, wo Lichtenberg im Frühsommer 1775 ein paar Wochen echtes adliges Landleben genießen konnte, kam er dort vorbei; Reise-Anmerkungen p. 16: „Den 23ten [Mai] war ich in Hamptoncourt, wo ich soviel sah, als sich in einer so kurtzen Zeit sehen läßt. Ich fuhr durch Bushy Park wo gerade alle die vortrefflichen Castanien Bäume blühten, sah Pope's Country House, das jetzt wo ich nicht irre dem bekannten Welbore Ellis gehört. Das Altväterische Strawberry Hill des Sir Horace Walpole. pp“.

#### **L 6** Georg Christoph Lichtenberg:

Astronomisches Beobachtungsbüchlein.

26 Blatt in Buntpapierumschlag, 18, fast durchgängig mit Blei beschriebene Seiten  
SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg VI, 59, Bl. 6v./7r.

Keineswegs war es nur das Straßenleben und Theater, womit Lichtenberg sich in England beschäftigte. Schon bei seinem ersten Aufenthalt dort war er als Astronom dem König auf dessen Sternwarte in Richmond vorgestellt und am 20. April 1770 ‚examiniert‘ worden. Seine Berufung nach Göttingen war denn auch als Professor der Astronomie erfolgt, und die ersten wissenschaftlichen Sporen, die er sich verdiente, waren allesamt astronomische Arbeiten. Später nahm ihn die physische Anstrengung des nächtlichen Wachens zu sehr mit, so dass er Astronomie nur noch unterrichtete und selten selbst beobachtete. Dennoch fand er als einer der ersten in Deutschland Herschels Uranus. Aber 1774/75 in England ließ Lichtenberg seinen ersten Beruf nicht ganz außer Acht, besuchte etwa Hornsby auf seiner Sternwarte in Oxford, wo er selbst ein wenig arbeitete. Das hier gezeigte Büchlein ist fast durchgängig mit Bleistift (also wohl im Stehen?) geschrieben und enthält, neben ein paar astronomischen Beobachtungen (Kassiopeia-Durchgänge aus dem September und Oktober 1775) vor allem die bis in die Art der Metalle, Verschraubungen usw. hinein sehr detaillierte Beschreibung eines astronomischen Messgeräts.

Aufgeschlagen Bl. 6 v./7r. (die Maßangaben 1' und 1" meinen Zoll und Linie = Zwölftelzoll):

Das Rad hat im Radius 1'4"

Der Limbus bis an die Enden der Zähne ist 2 ½" ¼ dick vom Messing

Unten hat es eine Verstärkung von ein[em] eisern[en] Reif der mit der scharfen Kante dageg[ensteht?] er ist ½" Zoll dick und 3 Zoll breit

AC ist die Öffnung die in die hohle Röhre geht, durch die [die] Laterne dirigiert wird, sie ist mit 10 starken Schrauben von unten an die Trapezische Messing Platte

angeschoben.

m,m,m sind 1 ½" hohe, 2 ¼ „ lange u 1" dicke Capseln darin frictions Räder sind [Bl. 7r.] n, n, n sind verstärkungs Stäbe für die Platte 1 ½" hoch.

Der Ring ppp 1 ½" hoch 3/8" dick, an ihm sind die Verstärkungen n, n, n angeschoben, mit ihren Flügeln wie bey n' Der ring steht von innen nicht völlig 2 Zoll ab

Von der außern Seite des Rings bis an das Ende [der] Zähne ist 6 ¼ Zoll.

rs ist nicht völlig 4" breit.

t, t, t sind schrauben die wenn sie angezogen werden, ein ½" dickes winckelmäßig ausgeschnittenes Stück Messing herauf zie[h]t und also das Trapez nie an das Rad anklemmt yyy sind Messingne Circkel mit Schwalben Schwantz mäßigem Stück die der Cylinder von Glockenmetal ½ Hoch u im Durchmesser tragen Die beyden Circkel yy haben etwa ein Zoll 1 ¾ Zoll im Durchmesser der bey y hat fast 2 ½ und bey ihr wieder das Schwalben Schwantz stück mit seine Cylinder durch Schrauben Seit wärts [Bl. 7v.] geschoben.

**L 7** H. D. Hamilton und Richard Houston:

Miss Hartlye[!]. (1774)

Schabkunstblatt, ca. 34 x 27, 5 cm

Privatbesitz, Rohrbach

Elizabeth Hartley (1751-1824) galt als die schönste englische Schauspielerinnen ihrer Zeit und gefiel besonders in der Rolle der Elfrida, in der Lichtenberg sie sah. Joshua Reynolds malte sie daher überaus gern. Auch Lichtenberg steigerte sich in seinen knappen Erinnerungsnotizen über Schauspielertitel und Hauptakteure zu nachgerade schwärmerischer Begeisterung; im Reisetagebuch heißt es (p. 47): „Macbeth. (at Cov.[ent] Garden) Macbeth Mr Macklin Lady Macbeth the Charming Miss Hartley. Die schönste Figur, die ich in meinem Leben gesehen habe. [...]“. Und später in den Reise-Anmerkungen (p. 15 f.): „Elfrida ist vorigen Winter etlichemal in Coventgarden aufgeführt worden es hat seine gute Aufnahme vornehmlich der schönen Mrs Hartley zu dancken. Man geht in dieses Stück um Mrs Hartley knien zu sehen.“

**L 8** [Der Schauspieler David Garrick zwischen den Allegorien der Komödie und Tragödie]. (1775)

Kupferstich (Aquatinta) nach einem Gemälde von Joshua Reynolds (1723-1792), ca. 18,5 x 23 cm

Privatbesitz, Rohrbach

David Garrick (1716-1779) ist ohne Zweifel einer der berühmtesten englischen Theatermimen aller Zeiten und war zu seiner Zeit fraglos der größte. Dabei kannte er offenbar keine Grenzen seines Fachs, war gleich gut als komische Gestalt wie als tragische, spielte die jugendlichen Helden (Lichtenberg bewunderte seine Interpretation des

Hamlet) ebenso ausgezeichnet wie die alten Intriganten und konnte eben auch für die Verwechslungskomödien in Frauenkleider schlüpfen. Schon Helferich Peter Sturz hatte sein Spiel dem deutschen Lesepublikum bekannt gemacht, in Lichtenbergs Theaterbriefen „An Heinrich Christian Boie“ in dessen Zeitschrift „Deutsches Museum“ ist seiner Darstellung der meiste Raum gelassen.

„Bey Herrn Boydell [dem Graphikhändler] sah ich Garrick bey Shakespear's Büste, für ½ Guinee, er ist da noch jung kann sich aber geglichen haben. Er ist zu lang. Garrick zwischen der Comödie und Tragödie, da ist er älter, doch ähnlich ½ Guinea. Er ist in Kupfer gestochen, wie er vor dem Geist im Hamlet erschrickt“. (London Tagebuch, p. 28) (Der Kunsthändler, Graphikverleger und Kupferstecher John Boydell (1719-1804) gründete später die „Shakespeare Gallery“ in der vornehmen Pall Mall Nr. 52 – nicht nur, um den „Ruhm des unsterblichen Shakespeare“ zu mehren: Er engagierte Künstler wie Reynolds, West, Füssli und Angelica Kauffmann, die ihm zur Eröffnung bereits 34 Original-Ölgemälde mit Shakespeare-Szenen angefertigt hatten.)

**L 9** [ame]s Roberts:

Mr. Garrick and Mrs. Yates in the Characters of Lusignan and Zara.

Kupferstich, ca. 11,5 x 16, 5 cm

Privatbesitz, Rohrbach

In den Reise-Anmerkungen p. 48 notierte Lichtenberg: „Ferner sah ich Zara d. 25. Oct. Lusignan Mr Garrick, Zara Miss Younge.“ Möglicherweise beruht Lichtenbergs Erwähnung der Schauspielerin Younge im Hinblick auf diesen Stich auf einer Verwechslung mit „Mrs. Yates“: Mary Ann Yates, geb. Graham (1737-1787) war eine der gefeierten Actricen am Londoner Drury Lane Theatre; ihre Stärke lag in tragischen Charakteren, vor allem in Dramen Shakespeares und der Antike. Lichtenberg, der ursprünglich mehr in den „Briefen aus England“ über sie schreiben wollte als nur ein paar allgemeine Bemerkungen (die er dann tatsächlich verfasste), sah sie aber zumeist in Gesellschaftskomödien.

**L 10** [James] Roberts und Thornthwaite:

The Alchemist. Garrick in the Character of Abel Drugger. (1777)

Kupferstich, ca. 14 x 9, 5 cm

Privatbesitz, Rohrbach

Der Notiz Lichtenbergs im Reisetagebuch (p. 7) ist eigentlich nichts mehr hinzuzufügen, so flammend begeistert war er über diese international berühmten Mimen: „Ich habe Garrick, als Abel Drugger im Alchymisten, als Archer in dem Lustspiel the beaux stratagem, und endlich als Sir John Brute in dem provok'ed wife gesehen. Ich habe nie etwas vollkommneres gesehen als wo er nach dem Constant hinausgegangen, dessen Worte wiederholt, wear a sword Sir? and what of all that Sir? und s.w. Die Mienen, die vor seinem einschlafen vorhergehen sind unbeschreiblich. Garrick und

Mrs Barry in Coventgarden sind die einzigen Ackteurs, unter allen, die ich bis jetzt gesehen habe (d 25 Nov. [1774]) in deren Lob ich die Engländer nicht partheyisch gefundern habe.“

**L 11** Georg Christoph Lichtenberg:

Briefe aus England [an Heinrich Christian Boie].

In: Deutsches Museum 1776, Bd. 1, S. 562-574; Bd. 2, S. 982-992. [Forts. Nr. 42.]

SUB Göttingen: GAUSS BIBL 554

Lichtenbergs Theaterbegeisterung fand ihren Niederschlag in drei vermutlich schon vor der Reise, jedenfalls aber lange vor der Rückkehr verabredeten ‚sogenannten Briefen‘. Sie sollten ursprünglich einen viel weiteren Rahmen bilden und auch andere Erlebnisse und Impressionen als das Theater umfassen. Die drei daraus erwachsenen, so verkleideten Essays an Heinrich Christian Boie als Herausgeber seiner Zeitschrift „Deutsches Museum“ waren teilweise erst zwei Jahre später abgefasst, als es ihre fingierten Daten vermuten lassen. Sie gehören mit zum Besten, was die deutsche Literatur an Bühnenschriftstellerei und Theaterkritik vorzuweisen hat, sind neben dem „Hogarth“ lange das bekannteste der von Lichtenberg selbst publizierten Werke geblieben und begründeten vor allem seinen Ruhm als genauer Beobachter, der sich von seiner Begeisterung mitreißen lässt, aber immer die Fähigkeit zur präzisen Beobachtung und Beschreibung demonstriert. Lichtenberg behält in ihnen nicht bloß die Bühne im Auge und registriert dort minutiös Mimik, Gestik, Bewegungskunst und Sprache der Schauspieler, sondern (und damit steigt er gar über den von ihm bewunderten ‚hamburgischen Dramaturgen‘ Gotthold Ephraim Lessing hinaus) beschreibt neben den eigenen Empfindungen und Reaktionen auch diejenigen der Zuschauer.

**L 12** Georg Christoph Lichtenberg:

Brief an Johann Andreas Schernhagen in Hannover, 16. 10. 1775.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg I

Kew, den 16ten October 1775 P.P.

Am vergangenen Freytag bin ich von einer Reise von mehr als 72 deutschen Meilen in die Runde glücklich wieder zurückgekommen. Ich habe Oxford, Birmingham und Bath besehen. Wer die beyden leztern Orte nicht gesehen hat darf kaum sagen, daß er in England gewesen ist. Diese Reise habe ich ohne Bedienten ohne Coffer und selbst ohne Portmanteau gethan, sondern ich gieng nach London legte da in einem Winckel meinen Glantz ab und bestieg, wie ein Webergeselle mit ein paar reinen Hemden und Halsbinden in einem Schnupftuch den Postwagen, und kam ohne aufgegesen worden zu seyn, wieder hierher. Was ich auf dieser Tour gesehen habe zu beschreiben ist kaum für einen Brief. Ich führe nur an daß ich HE. Bolton's berühmte Manufacktur oder gantzes System von Manufackturen zu Soho in Staffordshire bey Birmingham

gesehen habe, wo täglich 700 Menschen Knöpfe, Uhrketten, Stahlschnallen, Degengefäße, Etuis, alle Arten von Silberarbeiten, Uhren, alle nur ersinnlichen Zierrathen, aus Silber, Tomback und anderen Compositionen, Dosen pp machen. Jeder Arbeiter hat da nur ein ganz kleines Feld vor sich, daß er also gar nicht nöthig hat Stellung und Werkzeuge zu verändern, wodurch eine unglaubliche Menge Zeit gewonnen wird. Jeder Knopf der ZE. auf Buchsbaum oder Elfenbein oder sonst etwas aufgeküttet ist geht durch wenigstens zehn Hände. Ich habe da eine Feuer oder Dampf-Maschine von einer neuen Construktion gesehen, die hebt mit 112 Pfund Steinkohlen, 20000 Cubikfuß Wasser 24 Fuß hoch, in einer so kurtzen Zeit, daß das Wasser durch seinen Fall ein Rad in Bewegung setzt, das so groß ist als eines an der Herrenhäußer Kunst. HE. Bolton macht noch ein Geheimniß daraus, ich habe aber so viel gesehen, daß der Stiefel oben zu ist, und daß die Stange des Embolus so gnau in die Oeffnung eingeschmieret ist, daß die Lufft nicht auf den Embolus würcken kan, die ihn bey allen Londonschen allein hinunter treibt. HE Bolton, der also das Gewicht der Atmosphäre, das bey andern Maschinen so nöthig ist, ausschließt, druckt also vermuthlich den Embolus auch durch Dämpfe wieder nieder, dieses ist vermuthlich das Geheimniß. Da die Krafft, die eingeschlossene Dämpfe ausüben, fast gar keine Bekannten Gräntzen hat, so kan er so viel Wasser auf einen Zug heben als die Festigkeit der Maschine zuläßt. Ich muß nicht vergessen zu erinnern, daß die 112 Pfund Kohlen den HE Bolton auf der Stelle etwa 14 Pfennige Hannöversches Geld kosten. Ich habe da eine Seltsame Pumpe gesehen, die das Wasser, nicht durch den Druck der Lufft, auch nicht durch Dämpfe hebt, reichlich, aber nicht sehr hoch. Aus allem diesem erhellt, warum man die sogenannten Birminghamer Waaren in Berlin und Straßburg wohlfeiler kauft als in London selbst. HE. Bolton und seine Kaufleute in London, für die er allein in England arbeitet, haben sich über einen gewissen Profit verglichen, und machen den Preiß in England, der mit einem solchen Profit verbunden ist, daß die Ausländer, die ihre Sachen zu Soho nehmen, nach der grosen Fracht, sie doch noch wohlfeiler verkaufen können, als der Londonsche Kaufmann. Von den vortrefflichsten | Knöpfen, verkauft Bolton seinen Kaufleuten [...]

[letzte Seite:]

der in der Grafschafft South-Lothian in Schottland ohnfern Dunglass gefunden worden ist. Man hat ihm den Nahmen des Hermelin-Schiefers gegeben, weil der Körper, davon er ein Abdruck ist Eindrücke auf ihn gemacht, die fast so aussehen oder wenigstens in der Ordnung liegen, wie die Figuren auf dem Heraldischen | Hermelin. Figur und Ordnung ist beyläufig so:

[Skizze]

und die Linien stehen etwa einen Zoll von einander. Jeder Fleck ist etwas über die Fläche des Schiefers erhaben, was ich aber mit Schwarz bezeichnet habe ist wieder vertieft. Sir John Pringle hat diesen Stein der Londonschen Societät vorgelegt, und die erfahresten Sammler haben bekannt, daß sie dergleichen weder je gesehen, noch

auch wüsten was es wäre, ja sie haben nicht einmal angeben können ob der Abdruck von einem Thier oder von Pflanze herrühre. Das Stück auf dem Observatorio ist ein Quadrat Fuß groß und enthält zu gleich auf der andern Seite einige Abdrücke von Farnkräutern.

Dieses ist ein Fleck vergrößert. [Skizze] Ich werde mich bemühen ein Stück zu erhalten. Meine Abreise werde ich vermuthlich entweder den 30 8bris oder den 2 November antreten. Ich glaube aber über Calais und da käme ich über Cassel nach Göttingen. Wäre dieses der Fall, so wartete ich vielleicht künftige Weyhnachten Ew. Wohlgebohren in Hannover auf. Ich habe Ew. Wohlgebohren so oft mit Mordgeschichten und Räubereyen unterhalten, daß ich wohl zu folgender keiner weiteren Einleitung nöthig habe. Am Sonntage vor 14 Tagen hatte ein Strasenräuber die Verwegenheit des Vormittags um 11 Uhr, da man zu Kew in die Kirche läutete, eine Postchäse keinen Büchsen Schuß von Kew anzuhalten und den beyden Herrn in derselben ihre Börsen und Uhren abzunehmen, und dem Postillion eine Guinee davon zuzuwerfen. Nach diesem ritt er wie rasend und ohne Hut durch Kew durch, mit der gespannten Pistole in der Hand, die er gegen jeden mit den grösten Drohungen zuhielt, der Mine machte ihn aufzuhalten, passierte über Kewgreen, wo ich wohne, und ihn hätte sehen können, wenn ich am Fenster gestanden hätte, fort über die Themse Brücke, allein weil er nicht rathsam fand länger auf einer Strase zu verweilen die auf einige Meilen fast zu beyden Seiten mit Häusern bebaut und beständig voller Menschen ist, so wolte er, um in das Feld zu kommen, über ein Fall-Thor setzen, das fast 4 ½ Fuß hoch war, stürzte, und wurde auf der Stelle gefangen.

Eine Antwort auf diesen Brief würde mich wohl schwerlich mehr antreffen. Indessen schreibe ich gewiß noch einmal. Ich empfehle mich Ew. Wohlgebohren fernrer Gewogenheit und bin mit wahrer Danckbarkeit für die mannigfaltigen Freundschaftsbezeugungen mit wahrer Hochachtung Dero ergebenster Diener  
GCLichtenberg

### L 13 Georg Christoph Lichtenberg:

Ausgabenbüchlein bei der Rückreise von England Dezember 1775; mit ‚Aphorismen‘ und wissenschaftlichen Notizen.

1 Lage geheftet, 13 [ursprünglich 14] Blatt, dazu 3 Blatt Löschpapier, teilweise beschrieben

SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg IV, 4, p. 2/3

Das Heft war ursprünglich als Abrechnungsbüchlein angelegt, besonders als Nachweis gegenüber den beiden Zöglingen, deren Finanzen Lichtenberg verwaltete. Später übernahm es eine zweite Funktion und diente zu Aufzeichnungen während der Reise. Es enthält eine Reihe von Notizen zu einem Satireplan. Einige dieser Eintragungen wurden, stilistisch geringfügig überarbeitet, ins Sudelbuch „E“ übertragen.

Aufgeschlagen p. 2/3:

	G.	St.	
On board the Yacht Tuesd.			
Dec.: 12th			
paid at the inn at Helvoet	21	6	-
To the waiter	-	12	-
Rotterdam			
To bring our baggage to the inn	1	-	-
To the sailors mate	-	6	-
Dec: 13th Wednesd.			
changed a 20 pound note and <u>got 42 Ducats for it</u>			
Bell at the Inn and passage from (Helvoet (3 Ducats)	27	13	-
To the waiter	-	25	-
From Rotterdam to Delft (for us)	-	27	-
From Delft to the Hague	-	19	-
for appels	-	2	-
For the servant and Baggage from Rotterdam to the Hague	6	12	-
für HE. Mathew 23 Stüber und HE Morrison 4.	61	2	-
<u>Hague Dec: 14th Thursd.</u>			
To see the house in the wood	2	-	-
To go to Shevelingen	4	-	-
To the coachman	-	12	-
Turnpike	-	4	-
Dec: 15th Frid.			
For seeing the Museum	2	10	-
Bill at the Logement	48	18	-
To the waiter and maids	5	5	-
To the man, who had shewed us to the play house and for carrying our goods to the skyit	2	10	-
Freight for ourselves	1	10	-
Jagergen	-	2	-
gave Henry a Ducat.			
<u>Leyden</u>			
To the porters for bringing our goods to the Hof van Holland	4	17	-



16th Sat.

To see the Botanical Garden collection of antiquities and natural curiosities	1	16	-
The anatomical Theatre	1	2	-
<u>gave Henry another Ducat.</u>	75	6	-

[Die Münzeinheiten sind Gulden, Stüber und Dukaten].

**L 14** Georg Christoph Lichtenberg:

[Geldanweisung an Bankier Child in London für einen von Lichtenbergs Zöglingen].  
SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg IV, 8

Lichtenberg hatte nicht nur die didaktische und moralische Aufsicht über seine englischen Zöglinge, sondern war auch für die Besorgung ihrer Geldangelegenheiten zuständig. Der europäische Geldhandel lief damals meist über Wechsel, die nicht selten über zwei oder drei Bankhäuser auf dem Kontinent weitergegeben werden mussten. Viele dieser Studenten (darunter auch einige von Lichtenbergs Zöglingen) verfügten über größere Summen als er später als Professor – und machten außerdem noch verbotenerweise Schulden.

**L 15** Georg Christoph Lichtenberg:

F leider 1777.

[Ausgaben-Büchlein für seine englischen Studenten, 1777-1779].

1 Lage geheftet, 8 Blatt; eingelegt 1 weiteres Doppelblatt

SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg IV, 5

Die „Hofmeisterei“ hatte Lichtenberg zum Gelderwerb begonnen. Auch wenn sie ihm zu Zeiten eher Vergnügen als Pflicht gewesen sein mag, weil einige seiner Zöglinge ihm in herzlicher Freundschaft und Wertschätzung zugetan waren, so ist sie, die ihm jedenfalls die Göttinger Professur eingetragen und die beiden Reisen nach England überhaupt ermöglicht hatte, ihm nach der Rückkehr von England im harten Alltag akademischen Unterrichtens bald zur Last geworden. Mit der Beaufsichtigung der „jungen Wilden“, einer wichtigen Brücke der Universität nach England, war nicht zuletzt auch die Kontrolle ihrer Finanzen verbunden: Es gab damals Studenten aus dem englischen Hochadel in Göttingen, die innerhalb eines Jahres neben ihrem ohnehin hohen Wechsel von bis zu 1.000 Talern (Lichtenberg hatte als Student nur etwa 110 zu Verfügung!) durchaus noch einmal die gleiche Summe an Schulden zurückließen. Aus dieser Phase von Lichtenbergs Hofmeisterarbeit ist ein Kassenbuch überliefert, das er diesmal nicht metaphorisch „leidiger“ (= Kontobuch des Kaufmanns) betitelte.

## „... etwas von dem Ueberfluße ausländischer Natürlicher Merkwürdigkeiten“ – Johann Friedrich Blumenbach, England und die frühe Göttinger Völkerkunde

*Gundolf Krüger*

Mit der Gründung des Academischen Museums im Jahr 1773 und dem Ankauf des Naturalienkabinetts des Göttinger Naturhistorikers Christian Wilhelm Büttner (1716–1801)<sup>1</sup> im selben Jahr wurde der Grundstein für den Aufbau einer „Ethnographischen Sammlung“<sup>2</sup> gelegt, wie er damals vergleichsweise nirgendwo anders auf der Welt geleistet worden ist. Eine herausragende Rolle, insbesondere im Rahmen des Erwerbs der heute berühmten Göttinger Cook/Forster-Sammlung für das Academische Museum, nahm dabei Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840) ein. Aufgrund seiner exzellenten Verbindungen zu den Forschungsreisenden und Gelehrten seiner Zeit, insbesondere zu jenen, die im Dienste der englischen Krone tätig waren, trug er maßgeblich dazu bei, dass Göttingen auch in völkerkundlicher Hinsicht „zum europäischen Zentrum einer neuen Form von Gelehrsamkeit (wurde, G.K.). Die Wissenschaft, die hier betrieben wurde, sollte von Nutzen sein: der Monarchie, aber auch ihren Untertanen (ganz im Sinne des aufgeklärten Absolutismus).“<sup>3</sup> Wie bereits in den theoretischen Ansätzen der „Schottischen Aufklärung“ utilitaristisch begründet und in methodischer Hinsicht positivistisch an „Factae“ der Natur und „Arte Factae“ des Menschen orientiert, zielten die Bestrebungen an der jungen Göttinger Universität weniger auf die Förderung der Philosophie und Theologie<sup>4</sup>, sondern eher auf die Stärkung und Erweiterung jenes Fächerkanons ab, der geeignet erschien, einerseits zum vermeintlich realen Verständnis der Entwicklung von Mensch und Natur und des

---

1 Büttner, im Jahr 1763 zum ordentlichen Professor an der Georgia Augusta ernannt, war der erste Gelehrte seiner Zeit, der an einer deutschen Universität „Naturgeschichte“ als eigenständiges Fach lehrte. Die in seiner Wohnung, Prinzenstraße 2, befindliche Sammlung aus „Mineralien, Hölzern, Pflanzen, Tieren, Steinen, Münzen und ausländischen Kunstsachen“ wurde im Sommer 1773 von der Göttinger Universität als Grundstock des Academischen Museums, des ersten deutschen Universitäts-Museums, angekauft (Ehlers 1901, S. 393ff).

2 Pütter 1820, S. 4

3 Petermann 2004, S. 294.

4 Der erste Kanzler der Göttinger Universität, der Pragmatiker Gerlach Adolf von Münchhausen (1688–1770), Mitglied der Hannoverschen Geheimen Räte unter König Georg II. von England, „entmachtete die Theologie, schaffte die universitäre Zensur ab und gewährte Lehr- und Lernfreiheit“ (Petermann 2004, S. 293).

gesellschaftlichen Fortschritts (dem damaligen evolutionären Denken „*progressum ad infinitum*“ verhaftet) und andererseits zum allgemeinen wirtschaftlichen Wohle beizutragen.

Ebenso auf das eigene Volk wie auch auf fremde Völker bezogene Forschungen – letztere wurden insbesondere im Zuge der großen wissenschaftlichen Expeditionen der Engländer, Russen und Franzosen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unternommen – führten dazu, dass in Göttingen Fachrichtungen wie Staatskunde und Geschichte in Subdisziplinen bzw. Hilfswissenschaften aufgefächert wurden, die – monographisch gliedernd, statistisch/ demographisch erfassend und linguistisch auswertend – die menschliche „Gesittung“ und „Cultur“ vor dem Hintergrund der jeweiligen natürlichen Gegebenheiten fokussierten. Aufgrund dieser Blickrichtung trugen sicherlich auch die drei wissenschaftlichen Expeditionen (1768–1779/1780) des englischen Kapitäns James Cook (1728–1779), die Blumenbach mit großem Interesse in allen Einzelheiten verfolgte, zu einem Wissenschaftsdiskurs bei, aus dem, von Göttingen ausgehend, die Begriffe „Völkerkunde“ und „Ethnographie“ als eigenständige Forschungsbereiche hervorgingen. Beide Bezeichnungen gehen auf die Göttinger Gelehrten August Ludwig Schläzer (1735–1809) und Christoph Wilhelm Jacob Gatterer (1759–1838) zurück und sind erstmals um 1770/1771 belegt.<sup>5</sup>

Vor dem Hintergrund dieser historischen Ausgangslage ist Blumenbachs großer Einfluss auf die sich in Göttingen konstituierende, völkerkundlich orientierte Forschung zu bewerten. Der Erwerb von Artefakten (Ethnographica) wissenschaftlicher Expeditionen nahm überall, so auch zunehmend unter Blumenbach, eine zentrale Rolle ein: Alle verfügbaren „Mitbringsel“ großer Reisen dienten den naturforschenden Gelehrten dieser Zeit als Instrumentarium, um die „Gesittung“ eines Volkes, vornehmlich über dessen „Erscheinungsbild“ der materiellen Kultur, auszuwerten. Ganz im Sinne der naturhistorischen Deskriptionsmethode Buffons (1707–1788) wurden solche Kulturzeugnisse mit Hilfe der (Schiffs-)Tagebücher der Forschungsreisenden in Abhängigkeit von Klima und physischer Umwelt interpretiert.

Von diesem Erkenntnisinteresse geleitet, wurden Blumenbachs wissenschaftliche Beziehungen zu Entdeckungsreisenden und Gelehrten, die zunächst im Auftrag

---

5 Schläzer, Professor für Geschichte 1769–1809, hat, wie Vermeulen (1990 u. 1991) nachgewiesen hat, in seinem 1771 erschienenen Werk „Allgemeine Nordische Geschichte“ beide Begriffe erstmals verwendet. Es ist nach Lutz 1982, S. 36 „wahrscheinlich, dass Gatterer (Privatdozent für Naturkunde 1777–1787, G.K.) diese Bezeichnungen von Schläzer übernommen hat. Während Schläzer jedoch mehr nur an eine ethnographische Methode des Historikers denkt, ist Gatterer derjenige, der die Ethnographie als ein wissenschaftliches Fach benennt und in das System der Wissenschaften einführt“.

der Londoner „Royal Society“<sup>6</sup> die Südsee und später im Auftrag der „British African Association“<sup>7</sup> das „Innere Afrikas“ zu erforschen suchten, immer enger: Sie machten Blumenbach am Ende des 18. Jahrhunderts zu einem wichtigen Bindeglied innerhalb des wohl ersten internationalen ethnographischen Netzwerkes, das weltweit bestand und das seine Prägung vor allem durch dessen Verbindungen nach England erhielt.

Blumenbach, nach seinem Doktorexamen im Jahr 1776 vom Hannoverschen Ministerium zunächst zum „Unteraufseher über das Universitäts-Cabinet“<sup>8</sup> und im November 1778 zum ordentlichen Professor für Medicin ernannt, richtete sein Interesse zwar auf die naturkundlichen Erkenntnisse in wissenschaftlichen Reisewerken, die Begründung einer systematischen Anthropologie<sup>9</sup> und die im Unterricht seines Lehrers Büttner vor allem an Ostasiatica (China und Japan) orientierten Forschungen<sup>10</sup>, wandte sich aber dann auch kulturvergleichenden Studien zu, die er über die Lektüre von Forschungsberichten hinaus anhand des Anschauungsmaterials aus dem „ethnographischen Apparat“ seines eigenen Museums zu untermauern suchte.<sup>11</sup> Dieser zunehmenden Berücksichtigung völkerkundlicher Aspekte entsprach der Wunsch Blumenbachs, mehr und mehr „Kunst Sachen – Artefacten“ zu erwerben, „auch alles, was die Lebensart, eigenthümliche Sitten fremder Völkerschaften betrifft“.<sup>12</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Interessenslagen und außerordentlichen Vielseitigkeit Blumenbachs einerseits und seines stark ausgeprägten Hanges zu sammeln andererseits ist die Anbahnung von Kontakten zu verstehen, die ihn längere Zeit mit einflussreichen Naturforschern, so mit dem Engländer Sir Joseph Banks (1743–1820),

---

6 Die berühmte Royal Society, eine naturforschende Gesellschaft in London, initiierte die Reisen von James Cook in die Südsee. Grund für die erste Reise (1768–1771) war ein astronomisches Ereignis, der Durchgang der Venus vor der Sonne, den man in dem kurz zuvor entdecktem Archipel der Gesellschaftsinseln mit Tahiti im Zentrum vortrefflich zu beobachten glaubte. Der Royal Society wurden für diese spektakuläre und aufwendige Mission von König Georg III. die entsprechenden Mittel einschließlich eines geeigneten Schiffes bewilligt. Der damals 39-jährige James Cook wurde von der Admiralität zum Leiter der Expedition bestimmt, die unter der Federführung des auf die Botanik spezialisierten Forschers und späteren Präsidenten der Royal Society Sir Joseph Banks zudem weitere naturkundliche Zielsetzungen verfolgte.

7 Die mit vollem Namen „African Association for Promotion the Interior of Africa“ lautende naturforschende Gesellschaft wurde im Jahr 1788 von Sir Joseph Banks gegründet. Neben dem schottischen Arzt Mungo Park zählte der deutsche Afrika-Reisende Friedrich Hornemann zu den erfolgreichsten Forschern dieser Gesellschaft.

8 Universitätsarchiv, Akte 4Vg/5.

9 Vgl. hierzu Karolyis (1966) Abhandlung über Blumenbachs Schädel-Sammlung an der Universität Göttingen.

10 Vgl. hierzu Plischke 1931, S. 14–16.

11 Vgl. Blumenbachs handschriftliche Ausarbeitungen: 1. „Notizen zu allerhand im Museum“; 2. „Verzeichnis porträtmäßiger Abbildungen von Menschen fremder Völkerschaften in Büchern und auf einzelnen Blättern“; 3. „Collectanea zur Charakteristik der verschiede-

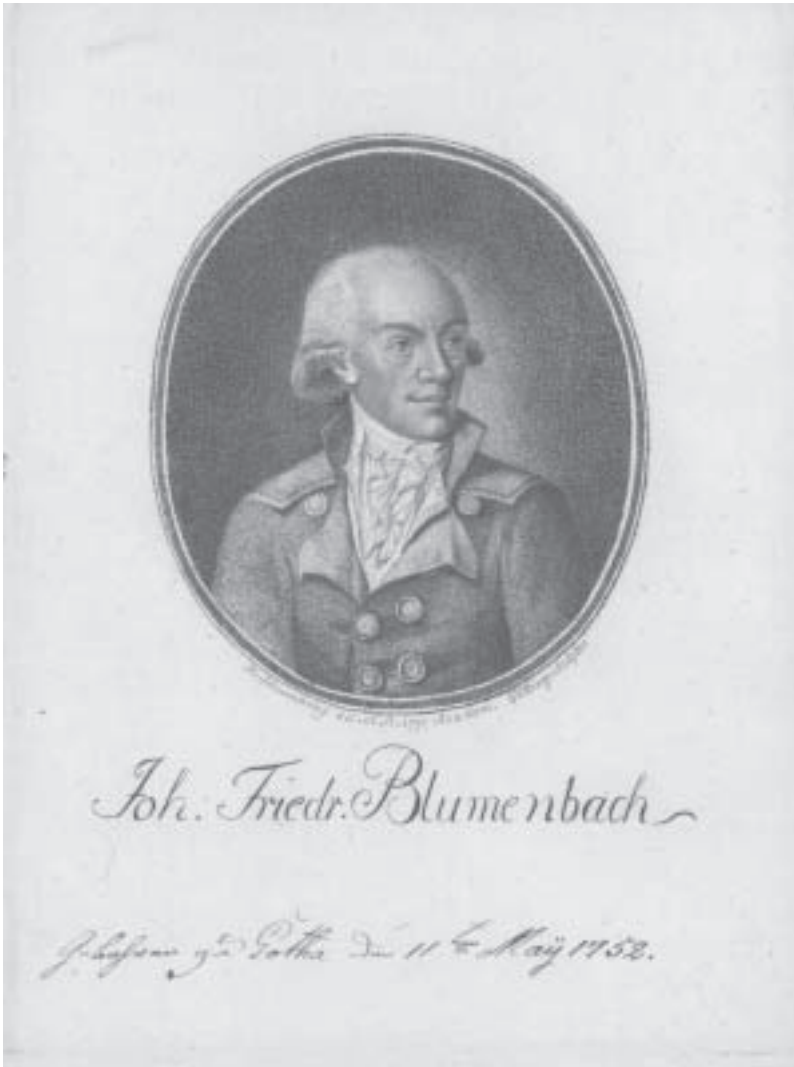


Abb. 24 Johann Friedrich Blumenbach (M 1)

verbanden. Diese Beziehung erwies sich als außerordentlich fruchtbar, denn Banks, wie Blumenbach von einer Sammelleidenschaft besessen, erwies sich als großzügiger Spender für das Göttinger Museum, während Blumenbach als hilfreicher Vermittler von Kontakten nach "old England"<sup>13</sup> tätig war.

Viele junge Forschungsreisende jener Zeit besuchten Banks in London, um von ihm Rat für ihre Expeditionen zu erbitten, so auch ein Schüler Blumenbachs, der aus Hildesheim stammende Friedrich Hornemann (1772–1801), der nach ausdrücklicher Fürsprache Blumenbachs im Auftrag der „African Association“ eine Forschungsreise ins nördliche Afrika unternehmen durfte. Ziel war es, eine Karawane von Kairo aus zu begleiten, um dann in die den Europäern kulturell und geographisch noch weitgehend unbekannt Gebiete um den Tschadsee vorzustoßen. Die aus dieser Reise (1797–98) resultierende Veröffentlichung seines Tagebuches zählt bis heute zu den „Klassikern“ früher ethnographischer Afrika-Literatur.

Der deutsche Dichter und Naturforscher Adalbert von Chamisso (1781–1838), Teilnehmer der russischen Südsee-Expedition 1815–1818, gehörte ebenfalls zu den „Banks-Pilgern“. Chamisso, der mit Blumenbach korrespondierte und 1826 das Academische Museum in Göttingen zu Forschungszwecken besuchte, dürfte, das sei hier betont, der wohl prominenteste deutsche Bewunderer dieses Engländers gewesen sein: In seiner „Reise um die Welt“ wählte er sich ausdrücklich glücklich, „den drei der hervorragenden Männern der alten Zeit“, zu denen er ausdrücklich Banks zählte, persönlich die Hand gedrückt zu haben.<sup>14</sup>

Auch Blumenbach selbst lernte Banks, nachdem er bereits über längere Zeit mit ihm korrespondiert hatte<sup>15</sup>, schließlich persönlich kennen. Über seinen Londonaufenthalt äußerte sich der Direktor der Göttinger Universitätsbibliothek und anfänglicher Kurator des Akademischen Museums Christian Gottlieb Heyne (1729–1812) im Jahr 1792 überschwänglich: „Blumenbach ist ein Liebling des Glücks, als ich noch nie einen gesehen habe. Auf seiner ganzen Reise überall glückliche Zufälle ... es reißt sich alles um ihn“.<sup>16</sup>

Betrachtet man nun die nach Göttingen gelangten Ethnographica, so lassen sich zwei Sendungen nachweisen, die auf die erste Cook'sche Expedition (1768–1771) zurückgehen und über Banks (der an dieser Expedition teilnahm) ihren Weg nach Göttingen gefunden haben dürften: Es handelt sich dabei um Rindenbaststoffe *tapa* von der Südsee-Insel Tahiti. Eine „Probe einer schlechteren Gattung von Zeuge“ wur-

denen Völkerschaften im Menschengeschlecht“ (Akten im Institutsarchiv).

12 Institutsarchiv, Catalog. Musei Academici, 1778.

13 Chamisso o.J., S. 233.

14 Chamisso o.J., S. 117. Als die zwei weiteren wichtigsten Persönlichkeiten werden von Chamisso der damalige, als sehr weitsichtig geltende König von Hawaii, Kamehameha I, und der als entschiedener Gegner der Sklaverei bekannte Marquis de Lafayette genannt.

15 Vgl. die Auswertungen der Banks'schen Korrespondenz in: Dawson 1958.

de von Johann Reinhold Forster (1729–1798) übersandt: Dieser war in England als Lehrer für Naturgeschichte an der Dissenters' Academy in Warrington tätig, trat als angesehener deutscher Forscher nach Beendigung der ersten Reise Cooks in engen Kontakt zu Banks und nahm schließlich im Rahmen der zweiten Südseereise Cooks (1777–1775) Banks' Platz als wissenschaftlicher Begleiter Cooks ein. Er sandte Ende 1771 den wohl von Banks aus der Südsee mitgebrachten Rindenbaststoff an seinen Göttinger Briefpartner, den Altertumsforscher und Orientalisten Johann David Michaelis (1717–1791). Im Herbst 1772 folgte dann ein Bündel „Utahitische Zeuge aus Baumrinden“, das der Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800) im Kollegenkreis zur Anschauung herumreichte. Beide Sendungen sind zwar archivarisch belegt<sup>17</sup>, lassen sich aber heute als ehemalige Bestandteile der Ethnographischen Sammlung des Akademischen Museums nicht mehr identifizieren. Ob sie je von Blumenbach für das Museum vereinnahmt wurden, bleibt offen.

Anders verhält es sich mit drei weiteren Ethnographica, deren Zusendung an das Akademische Museum durch schriftliche Angaben gesichert ist und für deren Provenienz ebenfalls nur Banks in Frage kommt: In dem von Blumenbach im Jahr 1778 erstellten „Catalog.[us] Musei Academici“ werden unter den drei fortlaufenden Nummern 39–41 folgende Ethnographica aus der Südsee aufgeführt: „Utaheitische Zeuge aus der Rinde des Papirbaums“, „Ein Utaheitischer Fischer=Lock von Muschel=Schalen nebst Zubehör“ (Fischköder, G.K.) und „Ein Neuseeländischer Damen Halsschmuck von kleinen Schnecken und Vogelknochen“.<sup>18</sup>

Der erwähnte Fischköder von der Insel Tahiti<sup>19</sup> ist der einzige Beleg aus jener Zeit vor Beendigung sämtlicher drei Expeditionen Cooks im Jahr 1780 und dem nachfolgenden Göttinger Erwerb der großen Cook/Forster-Sammlung im Jahr 1782. Dieses polynesisches Kulturzeugnis dürfte der bis heute älteste nachweisbare Gegenstand von den Cook'schen Reisen im Besitz des ehemaligen Akademischen Museums sein

---

16 Zit. nach: Dougherty 1984, S. 34.

17 Vgl. Urban 1998, S. 57.

18 Institutsarchiv.

19 Inv. Nr. 10, Hannover 1854. – Im Jahr 1854 erhielt das Vereins Museum in Hannover (später: Provinzial-Museum, heute Landesmuseum) auf Wunsch seiner Königlichen Majestät Georg V aus dem Göttinger Akademischen Museum eine Anzahl von mindestens 36 Ethnographica, überwiegend sog. „Doubletten“ (Institutsarchiv Akte Osiander), die neben „malaischen Sammlungen“ aus dem Privatbesitz des Königs als Grundstock dieses neu „begründeten Museo“ gedacht waren. Hierzu zählte auch der tahitische Fischköder. Da sich dieser Fischköder im Jahr 1800 noch im Akademischen Museum befand, könnte er zu jener Reihe von Fischfanggeräten von Tahiti gehören, die Arthur Schopenhauer anlässlich seines Besuches des Akademischen Museums als zwölfjähriger Junge sah und beschrieb: „Hier sahn wir einen Theil der Sachen die der Captain Cook aus den Südsee Inseln mitgebracht hat: erstlich zeigte man uns einige Fischereigeräthe aus Otahiti; diese bestanden aus Schnuren von Cocosfasern u. Haken von Stein oder Muscheln, die ebenso

und ist mit großer Wahrscheinlichkeit ein von Banks stammendes Geschenk. Fraglos besser dokumentiert sind Banks' Schenkungen der darauf folgenden zwei Jahrzehnte, zu denen neben zahlreichen Kupferstichen, die vor allem Bewohner des Pazifischen Raumes darstellen, einige Abbildungen gehören, die aus heutiger ethnologischer Sicht von besonderer wissenschaftshistorischer Bedeutung sind: Hierzu zählen zwei kolorierte Porträt-Zeichnungen, die jeweils einen Inuit-Mann namens Attuiock und eine Inuit-Frau namens Caubvick aus dem Labrador-Gebiet (Nordostamerika) um 1773 darstellen.<sup>20</sup> Bei diesen beiden Bildern handelt es sich um Kopien des Malers Hunnemann, die Banks nach den Originalen von Nathaniel Dance für Blumenbach anfertigen ließ. Beide Inuit wurden 1773 von dem englischen Kapitän George Cartwright nach England gebracht. Cartwright sah in dieser England-Reise eine Gelegenheit für die Inuit, ihre eigene vermeintliche Rückständigkeit zu erkennen und den europäischen Lebensstil schätzen zu lernen.<sup>21</sup>

Aus demselben Gebiet wie diese beiden in traditioneller Kleidung abgebildeten Inuit stammte die Inuit-Frau Mikak, von der der englische Porträtmaler John Russell bereits im Jahr 1769 im Auftrag von Banks ein Ölgemälde angefertigt hatte, das dieser später Blumenbach schenkte<sup>22</sup>. Mikak gehörte zu einer Gruppe von Inuit-Frauen und deren Kindern, die nach einem Angriff der Engländer auf ihr Siedlungsgebiet ein Jahr zuvor (1768) gefangen genommen und nach England verschleppt worden war. Aufgrund der Tatsache, dass sie bereits während der Überfahrt nach England sehr schnell die englische Sprache erlernte, wurde Mikak unter der Obhut des Kapitäns Francis Lukas in die sogenannten höheren Kreise der englischen Gesellschaft eingeführt und sogar der englischen Königinmutter vorgestellt. Von ihr erhielt sie ein Kleid, in dem sie vermutlich auf dem Ölgemälde abgebildet ist und das ihr bei ihrer Rückkehr nach Labrador großes Ansehen in ihrem Volk verschafft haben soll.<sup>23</sup>

Interessant ist die Tatsache, dass Mikak in ihrer Heimat in Nain südlich von Hamilton-Inlet gewissermaßen eine Rolle als „opinion leader“ für die Errichtung einer Missionsstation der Herrnhuter Brüder-Unität übernahm. Bedenkt man, dass Blumenbach im brieflichen Austausch mit dem theologischem Seminar der Herrnhuter in Barby stand und dass es sogar einige grönländische Ethnographica sowie mindestens einen Gegenstand der Labrador-Inuit im Göttinger Akademischen Museum gab, die nachweislich von den Herrnhutern gesammelt worden waren, und berücksichtigt man

---

fest, als von brauchbarer Construction waren“ (zit. nach: Petermann 2004, S. 277).

20 Institutsarchiv Bi. Kat. 27 u. 28.

21 Vgl. Jannasch 1958, S. 85.

22 Institutsarchiv Bi. Kat. 26.

23 Ausführlicher recherchiert ist das Schicksal von Mikak in der unveröffentlichten Magisterarbeit von Dudley 2001, S. 47–54.

24 Vgl. Augustin 1995, S. 5–7.



ferner, dass auch Banks während seiner Labrador-Reise (1766) in Kontakt mit der dortigen Brüder-Unität kam, so zeigt sich, wie eng die deutsch-englischen Forschungsverflechtungen jener Zeit waren.<sup>24</sup>

Aus einer am Ende des 18. Jahrhunderts den Europäern nahezu unbekanntem Inselregion des Pazifik stammt ein weiteres sehr wertvolles Ölgemälde: Im Jahr 1791 nahm der im Dienste der Englisch-Ostindischen Kompagnie stehende Kapitän John McClure drei von der Insel Ulong stammende junge Bewohner mit auf seine Weiterreise. Diese führte ihn von der Insel Ulong, die zur mikronesischen Palau-Inselgruppe gehört, nach Macao (China). Die drei Palau-Insulaner wurden dort von einem unbekanntem chinesischen Künstler gemalt. Während die Insulaner von Macao aus kurze Zeit später wieder in ihre Heimat zurückkehrten, gelangte das Bild nach England und dort in den Besitz von Banks, der es wiederum im Jahr 1795 als Geschenk an Blumenbach übersandte.<sup>25</sup> Bei diesem Bild handelt es sich um ein bei den Einheimischen bis heute fast unbekanntes ethnographisches Dokument ihres frühen Kontaktes mit Europäern; es dürfte das älteste Ölgemälde zur Kultur der Bewohner Palaus überhaupt sein.<sup>26</sup>

Während der Kontakt zwischen Blumenbach und Banks (Teilnehmer der ersten Reise Cooks 1768–71) über einen längeren Zeitraum hinweg erhalten blieb, waren die in ethnographischer Hinsicht fruchtbaren Beziehungen zu Georg Forster (1754–1794, Sohn von Reinhold Forster und ebenso, wie sein Vater, Teilnehmer der zweiten Reise Cooks 1772–1775) von erheblich kürzerer Dauer. Sie beschränken sich im Wesentlichen auf die Zeit der Lehrtätigkeit Georg Forsters in Kassel. Grund für dessen Übersiedlung nach Deutschland im Jahr 1778 war die katastrophale wirtschaftliche Lage, in die der Vater mitsamt seiner Familie in England geraten war.

Das Forster'sche Haus in London war nach der Rückkehr beider Forsters aus der Südsee zunächst ein sehr beliebte Anlaufstation für deutsche Englandreisende gewesen. Der als fortschrittlich geltende Fürst Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, dem die beiden deutschen Südseereisenden eine kleine völkerkundliche Sammlung schenkten, welche von ihm im sogenannten Südsee-Pavillon im Schlosspark von Wörlitz dauerhaft untergebracht wurde, gehörte zu den begeisterten Besuchern, ebenso auch

---

25 Institutsarchiv, Bi. Kat. 47.

26 In der fünfbändigen Monographie des deutschen Südseeforschers Augustin Krämer (1917–1919) zur Kultur von Palau, die heute noch von Einheimischen selbst als Standardwerk betrachtet wird, findet sich nirgends ein Hinweis auf dieses Bild. Im Rahmen eines persönlichen Gesprächs des Verfassers (G.K.) in Koror, Palau-Inseln, im Sommer 2004 mit der Direktorin des dortigen Belau National Museum, Faustina K. Rehuher, teilte diese mit, dass sie anlässlich eines Deutschland-Aufenthaltes von der Existenz eines solchen Bildes gehört habe, aber keine weiteren Einzelheiten kenne. Nachdem ihr ein entsprechendes Foto gezeigt worden war, versicherte sie, dass es sich wohl um das älteste Ölgemälde von Bewohnern ihrer Inselgruppe handeln dürfte.

27 Zit. nach: Uhlig 2004, S. 110.

das Göttinger Universalgenie, der Mathematiker, Physiker und Philosoph Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). Lichtenberg lernte bei dieser Gelegenheit im Jahr 1775 Georg Forster kennen, mit dem ihn während dessen anschließender Kassel/Göttinger-Zeit (1778–1783) eine enge Freundschaft verband. Forsters weltoffenes Antlitz bezeichnete Lichtenberg einmal als „die Mine des gereißten, des Nord und Süd, Ost und West verbindenden Deutsch-Britten“<sup>27</sup>. Der ältere Forster, ein von seinen Besuchern geschätzter Berichterstatter der Cook'schen Reise, hielt sich indes nicht an die im Frühjahr 1776 unter Aufsicht von Vertretern der Royal Society und der englischen Admiralität vertraglich festgelegte Arbeitsteilung für den offiziellen Report über diese Reise, die Cook neben nautischen Beobachtungen auch die chronologische Wiedergabe der Ereignisse während der Weltumsegelung zubilligte und Forster vor allem die naturhistorischen Beobachtungen (einschließlich jener der „Manners, Customs, Genius, and Language of the natives“) zuwies. Reinhold Forster fühlte sich als „eigenständiger anthropologischer Denker“<sup>28</sup> in dieser amtlichen Zuschreibung eingeeengt und überwarf sich in kürzester Zeit mit seinen Auftraggebern ebenso wie all seinen englischen Gönnern. Aufgrund seines ohnehin bereits bekannten Hangs zum Cholerischen entzog er sich fortan jeglicher weiteren Förderung seiner Arbeit über die Reise und verfiel gar „unter dem Druck der Anfechtung in ein pathologisch zwanghaftes Verhalten von unbelehrbarer feindseliger Starre und unbewusst selbsterstörerischer Tendenz“.<sup>29</sup> Existenzgefährdend hohe Schulden waren es, die nun zu einer Neuorientierung in Richtung Deutschland führten.

Georg Forster, durch dessen Vermittlung der Vater im Jahr 1780 eine Stelle als Professor für Naturgeschichte in Halle erhielt, die er bis zu seinem Lebensende im Jahr 1798 innehatte, wurde als erster Deutschland-„Migrant“ seiner Familie Professor am Collegium Carolinum, einer Ritterakademie in Kassel. Von hier aus besuchte der jüngere Forster seit dem Jahr 1778 häufig Göttingen, vor allem um die hervorragend ausgestattete Bibliothek zu nutzen. Insbesondere sein über den Vater brieflich vermittelter Kontakt mit dem Göttinger Orientalisten Michaelis führte dazu, dass neben dessen Tochter Caroline auch deren Freundin Therese Heyne, Georg Forsters spätere Frau, mit Gastgeschenken aus der Südsee überrascht wurden, mit Rindenbaststoffen von Tahiti. Caroline Michaelis ließ sich daraus ein Ballkleid „a la Bergere mit blauen Schleifen“<sup>30</sup> schneidern. Belegexemplare dieser Südsee-Mitbringsel sind heute nicht mehr auffindbar. Sie dürften in den jeweiligen Privathaushalten der Gelehrten verloren gegangen sein. Aus der Privatsammlung Georg Forsters erhielt Blumenbach für das Museum schließlich aber im Jahr 1781 auch einige Ethnographica: einen „unge-

---

28 Petermann 2004, S. 269.

29 Uhlig 2004, S. 81.

30 Zit. nach: Uhlig 2004, S. 110.

31 Universitätsarchiv Akte Gö. 4Vg/9.



Abb. 25 Joseph Banks (M 2)

Foto: Harry Haase

mein kunstreich geflochtenen Korb von Toncatabu in der Südsee“, einen „neucealedonischen Schleuderstein aus Lavezzi“ sowie ein „vollständiges Sortiment Uthahitischer Zeuge“. <sup>31</sup> Während sich der zu einer Kriegsschleuder gehörige und von Forster aus Neukaledonien (heute: Melanesien) mitgebrachte Stein auch heute noch in der Völkerkundlichen Sammlung nachweisen lässt, dürften die Rindenbaststoffe von Tahiti zu jenen von Blumenbach teilweise zurechtgeschnittenen Musterstücken gehören, für die es keine spezifisch gesicherte Provenienz gibt, die aber immer noch in der Völkerkundlichen Sammlung vorhanden sind. Der genannte Korb von den Tonga-Inseln indes, der zu jenen Flechtarbeiten gezählt werden kann, über deren Qualität Johann Wolfgang von Goethe bei seinem Besuch des Academischen Museums im Jahr 1801 die schwärmerischen Worte „alles Geflechte besonders schön“ <sup>32</sup> äußerte, ließ sich im Rahmen der vollständigen Dokumentation sämtlicher Ethnographica der Cook/Forster-Sammlung in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre <sup>33</sup> nicht mehr zweifelsfrei identifizieren.

Wissenschaftlich bestens dokumentiert und ein Beispiel „deutsch-englischer Zusammenarbeit“ jener Zeit par excellence ist schließlich der Erwerb jener großen Kollektion von mehr als 350 Ethnographica, die nicht allein auf einzelne Mitglieder der drei Weltreisen Cooks, wie Banks oder die beiden Forsters, zurückgehen, sondern die von sämtlichen drei Reisen stammen, systematisch in London erfasst wurden und dann als eigentliches „Herzstück“, als Inbegriff der Cook-Sammlung, nach Göttingen gelangten. Blumenbach, dem natürlich durch seine bereits vorhandenen Kontakte nach London bekannt war, dass insbesondere die auf den letzten zwei Reisen gesammelten Ethnographica direkt am Londoner Hafen, wo die Schiffe der Expedition nach ihrer jeweiligen Rückkehr 1775 bzw. 1780 vor Anker gingen, verkauft wurden, beabsichtigte, nun auch für das Academische Museum „etwas von dem Ueberfluße ausländischer Natürlicher Merkwürdigkeiten“ zu sichern, und wandte sich am 27. August 1781, also ein Jahr nach Beendigung der drei Weltreisen von James Cook, mit folgendem Gesuch an die „Königlich Großbritannienische zur Churfürstlich Braunschweigisch-Lüneburgischen Landesregierung Höchst verordnete Herrn GeheimdeRäthe“:

„Ew Hochfreyherrliche Excellenzen werden es der schuldigsten Aufmerksamkeit verzeihen, womit ich alle fernere Aufnahme des, durch Hochdero Gnädige Vorsorge zu einer so ansehnlichen Größe und Vollständigkeit gediehenen academischen Musei, möglichst zu befördern verpflichtet bin, wenn ich es wage Hochdenenselben unterthänig vorzustellen: ob nicht durch Hochdero gnädiges Vorwort bey Ihrer Könighlicher Majestät etwas von dem Ueberfluße ausländischer Natürlicher Merkwürdigkeiten, welche besonders durch die, auf Ihrer Majestät Befehl neuerlich vollzognen Rei-

32 Zit. nach: Krüger 1999.

33 Hauser-Schäublin/Krüger 1998.

34 Institutsarchiv, Akte Blumenbach.

sen um die Welt in größerer Menge gesammelt worden, für das academische Museum zu erhalten stünde? die vielseitige Erweiterung der Naturkenntnis, die durch ein dergleichen Königliches Geschenk auch auf hiesiger Universität befördert werden könnte; und der ausschliesliche Vorzug, den auch hierdurch das academische Museum vor den ähnlichen Anstalten in Deutschland erhalten würde, lassen mich um so mehr hoffen, das Ew Hochfreyherrliche Excellenzen diese unterthänige Vorstellung nicht ungnädig vermerken werden: der ich die Gnade habe in tiefster Ehrfurcht lebenslang zu beharren... unterthäniger Diener Joh. Friedr. Blumenbach“<sup>34</sup>.

Dieses Gesuch, das aus wissenschaftshistorischer Sicht zur Begründung einer frühen Völkerkunde in Göttingen von außerordentlichem Wert ist und das in der späteren Göttinger Ethnologie wiederholt – vollständig oder in Auszügen – zitiert worden ist<sup>35</sup>, wurde an König Georg III, Kurfürst von Hannover, König von Großbritannien (1738–1820), weitergeleitet und von ihm einige Monate später in einem Schreiben an die Hannoverschen „Geheimten Räte“ positiv beschieden:

„... Auch Räte und liebe Getreue! Hat sich Gelegenheit gefunden, eine Sammlung von Seltenheiten aus den neu-entdeckten Inseln des Süd-Meers alhir zusammen zu bringen, und Wir haben genehmiget, dass selbige für das Göttingische Museum erstanden werde. Der eigentliche Preis derselben hat noch nicht bestimmt werden können, wird aber inclusive der Emballirungs-(Verpackungs-) und Transport-Kosten bis Bremen auf keine Hundert L sterl. hinan gehen. Ihr werdet also veranstalten, dass von dem – unlängst von euch angezeigten fond ein auf sothane Summe haltender Wechsel Unsrem geheimen Justitz-Rath von Hinüber zu guter Rechnung übermachtet werde. ut in Rescriptio St. James, den 14ten decembr. 1781 George R.“<sup>36</sup>

Bereits kurze Zeit später, am 21. Dezember 1781, konnte der mit dieser Angelegenheit vom König beauftragte Geheime Sekretär bei der Deutschen Kanzlei zu London, der Geheime Justizrat Carl Heinrich von Hinüber (1723–1792), Blumenbach mitteilen, „dass eine Sammlung von Natur- und Kunstprodukten aus den neu-entdeckten Inseln des Südmeers für das dortige Museum allhier gemacht und übersandt werde ... sie ist so vollständig, dass sie außer England, vielleicht nur etwa in Frankreich, sonst aber nirgends, u. gewis in ganz Deutschland nicht, ihres gleichen haben wird“.<sup>37</sup> Ein halbes Jahr später, am 15. Juli 1782, konnte Blumenbach den Empfang dieser Sammlung bestätigen. Sie bestand aus „349 Nummern, wovon aber verschiedene mehrere Stücke unter sich begreifen“. Dazu zählte im September 1782 als Er-

35 Vgl. z.B. Plischke 1931, S. 20, Urban 1982, S. 22f oder Urban 1998, S. 57f.

36 Familienarchiv Hartmut v. Hinüber, Burgdorf. – Angaben zur Person Carl Heinrich von Hinübers wurden freundlicherweise von einem seiner Nachfahren, Hartmut von Hinüber aus Burgdorf bei Hannover, im Jahr 2004 zur Verfügung gestellt.

37 Institutsarchiv, Akte Schriftwechsel Blumenbach.

38 Vgl. Institutsarchiv, Akte Schriftwechsel Blumenbach. – In den veröffentlichten Tagebüchern Georg Forsters, zweibändig erschienen, hebt er dieses „vollständige Trauerkleid“

gänzung die „acquirirung eines complete[n] Trauer-Habits“, also eines Trauergewandes, das im Rahmen von Bestattungsfeiern zu Ehren von Häuptlingen auf der Insel Tahiti von ausgewählten Priestern getragen wurde und das als Bestandteil der heutigen Völkerkundlichen Sammlung in seiner Vollständigkeit weltweit einzigartig ist.<sup>38</sup> Die Summe dieser als „Königliche Schenkung“ in die Göttinger Annalen eingegangenen Sendung entsprach mit insgesamt 105 Pfund Sterling damals in hannoverscher Währung etwa 560 Reichstaler. Dies war mehr als das doppelte Jahresgehalt eines Göttinger Professors – dasjenige Blumenbachs etwa belief sich auf etwa 250 Reichstaler.

Was die erworbene Sammlung aus England bis in die Gegenwart besonders auszeichnet, ist die Genauigkeit, mit der sie durch einen zweiteiligen Katalog (drei Hefte) dokumentiert worden ist. Dieser Katalog stammt von dem Engländer George Humphrey. Auf ihn war von Hinüber gestoßen, da er es war, der bei Ankunft der Expeditionsschiffe in London am Hafen die Ankäufe von Südsee-Ethnographica tätigte und zudem auf Auktionen weitere Sammlungen von den Cook'schen Reisen erwarb. Humphrey war ein Londoner Sammler von naturgeschichtlichen Objekten, insbesondere von Conchylien, interessierte sich aber auch für „artificial curiosities“, wie Kulturdokumente jener Zeit im englischsprachigen Raum bezeichnet wurden.<sup>39</sup> Er hat auf der Grundlage intensiver Befragungen der Begleiter Cooks alle Objekte, die nach Göttingen gelangten, in seinem „Catalogue of Rarities from the New discovered Countries in the Pacific Ocean“ detailliert erfasst und beschrieben. Von einigen falschen Ortsangaben abgesehen, stellt dieses Dokument der Völkerkundlichen Sammlung eine bis heute unschätzbare ethnographische „Fundgrube“ dar. Zur Erleichterung ihrer Identifizierung versah Humphrey alle Objekte – ganz im Gegensatz zu heutigen, aus konservatorischen Gründen üblichen Methoden – entsprechend ihrer jeweiligen Katalognummern mit kleinen Aufklebern. Selbst in solchen Fällen, in denen im Laufe der Zeit diese Aufkleber verloren gingen, ist anhand ihrer typischen Abdrücke die Humphrey-Provenienz der in Frage stehenden Objekte leicht zu erkennen.

Im Zusammenhang mit dem erst viele Jahre später (nach 1812) verfassten Verzeichnis „(Kunstsachen) Handarbeiten und Naturalien aus den Südsee Inseln“<sup>40</sup> rührt ein eigentümlicher Vorgang her, der sich auf drei weitere Ethnographica aus der Südsee bezieht. Als letzte drei Nummern (346–348) wurden in diesem als Lose-Blatt-Sammlung angefertigten „Katalog“, der sich als „Übersetzung“ (offenbar des Humphrey-Katalogs) verstand, nachträglich im Jahr 1828 drei Kulturzeugnisse der

---

aus Göttingen in einer nachträglichen Anmerkung zu seinen Tagebucheintragungen besonders hervor (Forster 1989, II, S. 59).

39 Kaeppeler 1998, S. 91.

40 Institutsarchiv.

41 Institutsarchiv.

42 Plischke 1931, S. 23.

polynesischen Insel Mangaia, Cook-Inseln (vormals: Hervey-Inseln) handschriftlich eingetragen: „Ein Brustschild aus der Schale eines Nytilus“, „Ein mit Schnitzwerk verziertes Ruder“ und „Eine mit Schnitzwerk verzierte Keule“. „Alle drey sind Geschenke von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Cambridge ... d. 28. Febr. 1828“. Da der Eintrag ausdrücklich in diesen auf den Humphrey-Erwerbungen basierenden Angaben vorgenommen wurde, ging man offenbar seitens des Academischen Museums, dessen Geschicke zu jener Zeit in starkem Maße von dem Mitarbeiter Blumenbachs und Verfasser dieses Verzeichnisses, dem Mediziner Johann Friedrich Osiander (1787–1855) bestimmt wurden, davon aus, dass es sich um weitere Stücke von den Cook'schen Reisen handeln müsse. Ein Abgleich mit der unabhängig von diesem Verzeichnis angelegten Erwerbsakte<sup>41</sup> für die fragliche Zeit ist kaum hilfreich: Der nahezu unlesbaren, vermutlich von Blumenbach stammenden Schrift ist lediglich zu entnehmen, dass in der Tat die erwähnten Gegenstände, die sich bis heute in der Völkerkundlichen Sammlung befinden, am 28. Februar 1828 vom Herzog von Cambridge erworben wurden. Plischke<sup>42</sup> bezeichnet ohne nähere Begründung sämtliche drei Ethnographica als Objekte von den Cook'schen Reisen. Die prominenteste Kennerin aller weltweit existierenden Cook/Forster-Sammlungen, Adrienne Kaeppler (Smithsonian Institution, Washington DC), hingegen schließt eine solche Herkunft aus und vermutet, dass diese Ethnographica erst über spätere Seefahrer, möglicherweise englische Walfänger, in den Besitz des Herzogs von Cambridge gelangten<sup>43</sup>.

Bekanntlich war Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge (1774–1850), siebter Sohn von Georg III. und dessen Ehefrau Charlotte-Sophia von Mecklenburg, in sehr jungen Jahren Student in Göttingen. Hier lernte er neben Georg Forster auch Blumenbach kennen. In späteren Briefen, in denen er sich auf Blumenbach bezog, berichtet er ausschließlich von dessen Ernennung zum Professor primarius der Medicinischen Facultät im Jahr 1816 und schließlich von Blumenbachs Tod im Jahr 1840.<sup>44</sup> Nirgends aber findet sich ein weiterer Hinweis auf die Schenkung von 1828. Auch das Besucherbuch des Academischen Museums, das in dieser für die Schenkung interessanten Zeit von 1808 bis 1837 geführt wurde, gibt keinen erkennbaren Hinweis auf den englischen Herzog oder einen von ihm mit der Schenkung beauftragten Abgesandten. Denkbar indes wäre, dass der Geheime Legationsrat Georg Charlotte von Hinüber (1764–1828), der älteste Sohn Carl Heinrich von Hinübers, diese Schenkung initiierte.

---

43 Betrachtet man die sehr feinen Kerbschnittmuster im Holz der Ruderkeule und des Zeremonialbeils von Mangaia, einer Insel, die Cook auf seiner zweiten Reise kennen lernte, so erscheinen diese in der Tat eher mit Hilfe metallener als mit Hilfe der in Polynesien vor Ankunft der Europäer üblichen Stein-Werkzeuge angefertigt worden zu sein.

44 Vgl. Dougherty 1984, S. 32 u. 59.

45 Persönliche Mitteilung von Hartmut von Hinüber, Brief vom 25.11. 2004.

46 Einer der Gläubiger, Sir Joseph Banks, den Reinhold Forster aufgrund seines ihm gegenü-

Nachweislich stand er ebenso mit Blumenbach wie auch mit dem Herzog von Cambridge in einem engen persönlichen Kontakt und war zuletzt u.a. Direktor des Königlichen Archivs in Hannover.<sup>45</sup>

Wiederum besser dokumentiert und neben der englischen „Königlichen Schenkung“ von 1782 wichtigster Bestandteil einer nunmehr um den Namen des Deutschen „Forster“ erweiterten Sammlung war im Jahr 1799 schließlich der Erwerb des Südsee-Nachlasses von Johann Reinhold Forster. Nachdem der Vater dank der Initiative seines Sohnes Georg, der persönliche Beziehungen zum Herzog von Braunschweig unterhielt, von seinen Schulden in England erlöst worden war<sup>46</sup>, konnte er nun endlich im Jahr 1780 auch nach Deutschland übersiedeln. Die meisten Artefakte der recht großen privaten Sammlungen beider Forsters, die systematisch *in situ* erworben wurden und die sich aufgrund präziser Angaben häufig in ihren veröffentlichten Tagebüchern identifizieren lassen, sind später in das Pitt-Rivers-Museum nach Oxford gelangt; viele Einzelstücke wurden auch von den Forsters aus persönlicher finanzieller Not, aber auch in der Hoffnung auf in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht vorteilhafte Verbindungen aus Prestigegründen an Einzelpersonen und Institutionen in ganz Europa verkauft;<sup>47</sup> ein größeres Konvolut aber verblieb bis zum Tod Reinhold Forsters in Halle im Jahr 1798 in dessen Besitz. Blumenbach ist es zu verdanken, dass die bereits in Göttingen vorhandene Cook-Sammlung nunmehr durch diese wertvolle Forster'sche Sammlung bestens ergänzt wurde: In einem Schreiben vom 26. Juni 1799 an die Geheimen Räte begründet er sein Anliegen mit folgenden Worten: „... weil dadurch die von Seiner Königlichen Majestät an daßelbe geschenkte große Südländische Collection, die außer England ihres gleichen nicht hat, noch mehr complementirt werden wird ...“.<sup>48</sup> Die amtliche Genehmigung des Gesuches Blumenbachs erfolgte bereits drei Tage später, so dass noch im selben Jahr eine Sendung von etwa 160 Ethnographica mitsamt einem „Verzeichniß der (Forster'schen) Südseesachen“ (A. Waffen, B. Geräte und Naturalien, C. Kleidung) nach Göttingen gelangte.<sup>49</sup> Ähnlich wie Humphrey kennzeichnete auch Reinhold Forster seine gesammelten Ethnographica in besonderer Weise: Anstatt eines Aufklebers sind seine Objekte mit einem handschriftlichen, zumeist gut lesbaren „F“ versehen.

Die Göttinger Universität verfügte nun über eine etwa 500 Ethnographica umfassende Südsee-Sammlung, deren Zusammensetzung (neben anderen überaus wert-

---

ber an den Tag gelegten eigenartigen Finanzgebarens besonders enttäuschte, erließ ihm die Privatschulden erst auf Bitten seiner Erben (vgl. Uhlig 2004, S. 124).

47 Vgl. Kaeppler 1998, S. 86–91.

48 Institutsarchiv Akte Forster.

49 Vgl. Institutsarchiv Akte Forster.

50 Blumenbach 1797, S. 163.

51 In: Göttinger Gelehrte Anzeigen 1803, S. 501.





Abb. 26 „Mycock mit ihrem Kind“, Labradorgebiet, Kanada (M 6)

Foto: Harry Haase

vollen Konvoluten nicht deutsch-englischer Provenienz) Blumenbach bereits sehr früh als „für das Studium der Menschheit und der Völkerkunde“<sup>50</sup> überaus wertvoll erkannte. In seinen Vorlesungen über Naturgeschichte nahmen im Unterschied zu anderen Professoren Ethnographica oder von ihm selbst angefertigte Zeichnungen ethnographischer Gegenstände als Anschauungsmaterial stets eine herausragende Rolle ein. Ausgebaut wurde der Einsatz von Ethnographica für den Hochschulunterricht schließlich durch den Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760–1842), der seit dem Jahr 1803 unter dem Titel „Allgemeine Länder- und Völkerkunde“ regelmäßig Vorlesungen hielt, die in der Regel anhand dessen, „was die Kleidungen, Waffen, Geräthe, der entfernten Völker betrifft, durch die ethnographische Sammlung in dem Königl. Museum“ veranschaulicht wurden.<sup>51</sup>

Während die beiden Göttinger Gelehrten Blumenbach und Heeren, zu deren Schülern bzw. Hörern spätere Forschungsreisende wie Prinz Maximilian zu Wied, Georg von Langsdorff, Ulrich Jasper Seetzen oder Alexander von Humboldt zählten, ihre ethnographischen Beobachtungen niemals selbst im Rahmen größerer Reisen *in situ* haben machen können, war die Situation in England eine andere: Neben Joseph Banks konnten auch dessen späterer botanischer Mitarbeiter, Daniel Carl Solander (1733–1782), wissenschaftlicher Teilnehmer an der ersten Reise Cooks und Schüler des berühmten Carl von Linné, ebenso wie die beiden deutschstämmigen Forsters bei ihren Begegnungen mit den „Antipoden“ erleben, in welchem kulturellen und sozialen Kontext die von ihnen gesammelten Ethnographica standen.

So kamen Göttinger Professoren in die aus heutiger ethnologischer Sicht gerechtfertigte Kritik, kaum über die zum Verständnis des „social life of things“ nötigen Voraussetzungen verfügt zu haben. Insbesondere Georg Forster spottete in diesem Zusammenhang über die „gelehrten Projectmacher“ im Sinne reiner Schreibtisch-Gelehrter.<sup>52</sup> Er machte deutlich, dass jede Datenerfassung im Zuge des Beobachtens stets an die eigenen Deutungen gebunden ist, welche der Autor einer wissenschaftlichen Abhandlung seinen Lesern auch zu verstehen geben muss: „... so mußte mein Leser doch wissen, wie das Glas gefärbt ist, durch welches ich gesehen habe“.<sup>53</sup> Mit Blick auf Göttinger Gelehrte, die sich wie sein besonderer Widersacher, der Philosoph und Rassenkundler Christoph Meiners (1747–1810), in ihren Schriften „ethnographisch“ artikulierten, formulierte er bissig: „indem sie bis zum Unsinn Factis jagten, verlohren sie jedes andre Augenmerk, und wurden unfähig, auch nur einen einzigen Satz zu bestimmen und zu abstrahiren“; im Zusammenhang mit der Frage der intersubjektiven Überprüfbarkeit von – im Feld – gewonnenen Erkenntnissen gab er zu be-

52 Forster 1989, II, S. 85.

53 Forster 1989, I, S. 13.

54 Forster 1989, I, S. 13.

55 Zit. nach: Petermann 2004, S. 295.

denken: „Außerdem haben selten zween Reisende einerley Gegenstand auf gleiche Weise gesehen, sondern jeder gab, nach Maßgabe seiner Empfindung und Denkungsart, eine besondere Nachricht davon“.<sup>54</sup>

Im Unterschied zu von Heeren, dessen „ethnographische“ Veröffentlichungen gar in die allgemeine Kritik deutscher Rezensenten gerieten, blieben Blumenbach indes persönliche Anfechtungen weitgehend erspart: Der Philosoph August Wilhelm Schlegel (1767–1845) äußert sich 1827 über Göttingen, speziell mit Blick auf von Heeren, dass die dortigen Professoren – mit Ausnahme Blumenbachs – „ein bisschen viel vom Leichenschauhaus an sich hätten“.<sup>55</sup>

## Quellen<sup>56</sup>

*Augustin, S.* 1995: Die Blumenbach-Briefe in Herrnhut – Belege für Beziehungen zwischen der Universität Göttingen und der Evangelischen Brüder-Unität im 18. Jahrhundert. Beitrag zur Tagung der deutschsprachigen Ethnologinnen und Ethnologen, Wien. 18 S.

*Blumenbach, J. F.* 1797: Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, 2. Heft, Göttingen.

*Chamisso, A. von o.J.*: Reise um die Welt. Sämtliche Werke in vier Bänden, Leipzig.

*Dawson, W. R. (Hrsg.)* 1958: The Banks Letters. A Calendar of the Manuscript Correspondence of Sir Joseph Banks.

*Dougherty F. W. P.* 1984: Commercium Epistolicum J.F. Blumenbach. Katalog zur Ausstellung (SUB Göttingen), Göttingen.

*Dudley, K.* 2001: Historische Abbildungen der Völkerkundlichen Sammlung der Universität Göttingen aus der Zeit des Akademischen Museums (1773–1840), Bd. 1. (Hausarbeit zur Erlangung des Magistergrades am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Göttingen), Göttingen.

*Ehlers, E.* 1901: Göttinger Zoologen, in: Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaft in Göttingen, Berlin.

*Forster, G.* 1799: Reise um die Welt, I u. II. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe, Bd. 3, bearb. v. G. Steiner, Berlin.

*Hauser-Schäublin, B./Krüger, G. (Hrsg.)* 1998: James Cook. Gaben und Schätze aus der Südsee. Die Göttinger Sammlung Cook/Forster, München, New York.

*Jannasch, H.-W.* 1958: „Reunion with Mikak“, in: Canadian Geographical Journal,

---

56 Die im Text genannten und im Folgenden nicht mehr aufgeführten Archivalien entstammen dem Universitätsarchiv Göttingen, dem Archiv des Instituts für Ethnologie der Universität Göttingen und dem Familienarchiv Hartmut v. Hinüber.

- LVIII (1958), S. 84–85.
- Kaeppler, A.* 1998: The Göttingen Collection in an International Context, in: Hauser-Schäublin, B./Krüger, G. (Hrsg.): James Cook. Gaben und Schätze aus der Südsee, München/New York, S. 86–93.
- Karolyi, L.* 1966: Die Blumenbach-Sammlung in Göttingen. Ein Beitrag zur Geschichte der Anthropologie, in: Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, 57 (1966), S. 192–198.
- Krüger, G.* 1999: „Alles Geflechte besonders schön“. Begegnungen mit Ethnographica des Akademischen Museums, in: Mittler, E./Purpus, E./Schwedt, G. (Hrsg.): „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft, Göttingen.
- Lutz, G.* 1982: Die Entstehung der Ethnologie und das spätere Nebeneinander der Fächer Volkskunde und Völkerkunde in Deutschland, in: Nixdorff, H./Hauschild, Th. (Hrsg.): Europäische Ethnologie, Berlin. S. 29–57.
- Petermann, W.* 2004: Die Geschichte der Ethnologie, Wuppertal.
- Plischke, H.* 1931: Die Ethnographische Sammlung der Universität Göttingen, ihre Geschichte und Bedeutung, Göttingen.
- Plischke, H.* 1955: Über die Palau-Inseln um 1790, in: Zeitschrift für Ethnologie, 80 (1955), Heft 2, S. 165–169.
- Pütter, J.-S.* 1820: Versuch einer academischen Gelehrten-geschichte der Georg August Universität zu Göttingen, bearb. v. Saalfeld, Hannover. Bd. 3.
- Uhlig, L.* 2004: Georg Forster. Lebensabenteuer eines gelehrten Weltbürgers, Göttingen.
- Urban, M.* 1982: 200 Jahre Göttinger Cook-Sammlung, Göttingen.
- Urban, M.* 1998: Die Erwerbungs-geschichte der Göttinger Sammlung, in: Hauser-Schäublin, B./Krüger, G. (Hrsg.): James Cook. Gaben und Schätze aus der Südsee, München, New York.
- Vermeulen, H. F.* 1990: Gatterer und Schlözer: Völkerkunde in der Aufklärung in Göttingen in den Jahren 1770, Vortrag 12.6.1990 am Institut für Völkerkunde Göttingen, Sep. Vk Ag. 1133, 10 S.
- Vermeulen, H. F.* 1991: Frühe Geschichte der Völkerkunde oder Ethnographie in Deutschland, 171–1791. Beitrag zur Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in München. 15 S.

## Exponate M

### **M 1** Heinrich Schwenterley (1749-1815):

Johann Friedrich Blumenbach.

Kupferstich, 19,5 x 14,3 cm

SUB Göttingen: Sammlung Voit, Johann Friedrich Blumenbach, Nr. 5

Der Kupferstich aus dem Jahre 1791 zeigt den Göttinger Professor für Medizin und Kurator des 1773 gegründeten Akademischen Museums Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840).

Blumenbach hatte großen Einfluss auf die sich in Göttingen konstituierende völkerkundliche Forschung und auf den Erwerb von aus wissenschaftlichen Expeditionen stammenden Ethnographica für das Museum. Aufgrund seiner herausragenden Beziehungen zu den Forschungsreisenden und Gelehrten seiner Zeit, insbesondere zu denen, die im Dienste der englischen Krone tätig waren, nahm die Georgia Augusta bald die Rolle eines Zentrums innerhalb des weltweiten ethnographischen Netzwerkes ein.

### **M 2** J. R. Smith (nach Benjamin West):

Sir Joseph Banks (1773).

Schabkunstblatt

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung / Institutsarchiv

Der englische Naturforscher Joseph Banks (1743–1820) arbeitete eng mit Blumenbach zusammen, mit dem ihn eine intensive Sammelleidenschaft verband. Banks nahm an der ersten Cook'schen Expedition (1768–1771) teil und begründete so seinen wissenschaftlichen Ruhm. Durch ihn gelangten viele Ethnographica von den Reisen Cooks in den Bestand des Akademischen Museums. 1788 zählte Banks zu den Gründern der „African Association“, in deren Auftrag der in Göttingen bei Blumenbach ausgebildete Friedrich Hornemann (1772–1801) eine Forschungsreise (1797–98) ins nördliche Afrika unternahm. Von 1778 bis 1820 war Banks Präsident der Royal Society.

### **M 3** Fischköder, Tahiti.

L. 44 cm

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung / Institutsarchiv: Inv. Oz. 391

Dieser Fischköder ist der älteste nachweisbare Gegenstand von den Cook'schen Reisen des Akademischen Museums. Derartige Köder, aus Kokosfaser-Schnüren sowie aus Teilen von Kaurischnecken zusammengesetzt und mit Angelhaken aus Holz und/oder Knochen verbunden, dienten den Bewohnern der Gesellschaftsinseln (mit Tahiti als kulturellem und politischem Zentrum, heute: Französisch Polynesien) zum Tintenfisch-Fang.

**M 4** Stück Rindenbaststoff *tapa* (polynesisch) 'abu, Tahiti.

74 x 81 cm

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung: Inv. Oz 617

Dieses recht grobe Stück besteht aus mehreren rötlich eingefärbten Lagen aus Rindenbast (vermutlich von einer *Ficus*-Art). Derartige etwas dickere Stoffe waren in der Regel mit einem Loch in der Mitte versehen und dienten bei kühlerem oder regnerischem Wetter als „ponchoartige“ Umhänge *tiputa*.

**M 5a** „Eskimo Mann“, Labradorgebiet, Kanada.

Kolorierte Zeichnung, 16,6 x 14 cm (gerahmt)

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung / Institutsarchiv: Bi. Kat. 27

Auf der Rückseite der Zeichnung ist von Blumenbach vermerkt: „An Esquimeaux man who was brought over from Cape Charles on the coast of Labrador by Cptn Cartwright a[nn]o 1773. / he was a priest in his country. / his name Ettuiack. / the original drawing in the possession of Lady Banks was made by Nath[aniel] Dance a[nn]o 1773. / this copy by Mr. Hunnemann 1792.“

**M 5b** „Eskimo Frau“, Labradorgebiet, Kanada.

Kolorierte Zeichnung, 16,6 x 14 cm (gerahmt)

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung / Institutsarchiv: Bi. Kat. 28

Auf der Rückseite der Zeichnung ist von Blumenbach vermerkt: „An Esquimeaux woman brought from Cape Charles on the Coast of Labrador by Cptn Cartwright a[nn]o 1773. / her name was Caubvic which in her language signified wolve-rene. / this copy was made by Mr. Hunnemann 1792 from Nath[aniel] Dance's original drawing in the possession of Lady Banks.“

**M 6** John Russell:

„Mycock mit ihrem Kind“, Labradorgebiet, Kanada.

Ölgemälde, 82 x 70 cm (gerahmt)

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung / Institutsarchiv: Bi. Kat. 26

Auf dem Etikett der Rückseite ist von Blumenbach vermerkt: „Mycock eine Eskimofrau mit ihrem Buben, die der Schiffs-Lieut[nan]t Francis Lucas 1769 von Labrador nach London gebracht, von dem berühmten Porträtmahler John Russell gemahlt für Sir Joseph Banks von welchem ich es geschenkt erhalten.“

**M 7** Drei Bewohner der Inselgruppe Palau, Mikronesien.

Ölgemälde, 97 x 67 cm (gerahmt)

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung / Institutsarchiv: Bi. Kat. 47

Das Bild dürfte das älteste Ölgemälde zur Kultur der Bewohner Palaus überhaupt sein.

Auf dem Etikett der Rückseite ist von Blumenbach vermerkt: „Ein Pelew-Insulaner mit seinen zwey weibern. in Schina, und zwar von einem Schinesischen Mahler gemahlt. erhalten von Sir Joseph Banks. / ohne Zweifel eben die drey Personen welche Cpt“ McCluer im Panther a[nn]o 1791 mit nach Macao nahm, wo ihnen die Pocken inoculirt worden. cf In Pearce Hockin's Supplement to ye Account of ye Pelew Islands p. 28.“ In einem Brief an Joseph Banks bedankt sich Blumenbach für den Erhalt dieses Bildes am 2. April 1797:

„Sir, I repeat my most cordial thanks for the pretious pictures You have so generously parted with to enrich my anthropological collection & who are arrived in the safest way & perfectly well preserved. The Peloo Islanders are highly characteristical. I shall reckon it a particular favour if You will be kind enough to inform me occasionally by whom the picture was done & how brought over to Europe.

My good Friend M' Hornemann is highly sensible of the kind reception he met with You.

It will make me very happy if You & the Society are content of Him.

I have the honour to be full of the highest Regard

Sir

Your most obedient faithful Servant Fred. Blumenbach“

#### **M 8** Johann Friedrich Blumenbach:

Brief an die Geheimen Räte zu Hannover. Göttingen, 27. August 1781.

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung / Institutarchiv: Akte Blumenbach  
Ein Jahr nach Beendigung der Cook'schen Weltreisen wandte sich Blumenbach mit einem Gesuch an die Landesregierung, für das Academische Museum „etwas von dem Ueberfluße ausländischer Natürlicher Merkwürdigkeiten“ zu erhalten. Es wurde an König Georg III. weitergeleitet und positiv beschieden. 1782 empfing Blumenbach eine königliche Schenkung, die aus „349 Nummern, wovon aber verschiedene mehrere Stücke unter sich begreifen“, bestand.

#### **M 9** Trauergewand *heva*, Tahiti. [Reproduktion].

Tropikvogel-Federn, Schildpatt, Perlmutter, Kokossschalen, Rindenbaststoff, Pazifikauben-Federn, L. 210 cm

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung: Inv. Oz 1522

Humphrey No. 102: „A very singular kind of Dress, worn by the person called a Chief Mourner ... consisting of 1. st A Cloak or Mantle formed of Cock's Feathers fistened to a rude kind of Netting made of Cordage with Sticks placed across, from one of the Comers of which proceeds a Ruff or Tassel made of white Feathers.

2. dly a fantastic Head-piece made of two large Mother o'pearl Shells having their outer Coats taken off, tied together by the thick ends which are cut strait, with plaited

Cordage. The joints where the Shells meet is hid with carved pieces of Tortoiseshell. Round the inside near the edge is a cord wolded over with neady plaited Cordage, and fistened to the Mother o'pearl Shells with the like plaited Cordage. These Shells serve as a Mask, & in one of them is a hole for the Wearer to see through. – On the Top of this Mask are two pieces of very large purple pinna Marina Shells, the edges of which are tied together and to the Mask with plaited Cordage ... From the outer edges proceeds a row of black and white Tail-Feathers of the Tropic-Bird, which are fastened to the pinna shells with Bark Cloth tied on with plaited Cordage, and Gum, and form kind of Glory.

3.rdly a kind of Breast-plate made of a thin piece of wood, formed in shape of a Crescent, painted black, and ornamented with five Valves of the Mother o'pearl Shell, uncoated, tied on at equal Distances: the two which are affixed to the ends are tied on by their edges to those of the board; and are bordered on the outside with the dark green feathers of the poee-bird. To the largest of the curved edges, which is placed downwards, are tied seven Rows of thin pieces of Mother o'pearl ... which are placed in strait lines ...

4.thly A kind of Mantle ... This is formed of two pieces of Bark Cloth halt of which is white the other half coloured red lengthwise, the two pieces are quilted together but the part which hangs before has a great number of pieces of Cocoa nut formed in a variety of round oval and angulated shapes, and two oval pieces of the leopard Cowry Shell. Then pieces are placed seperately & are quilted on flat to the Cloth which in this part is lined with fine white Matting.

5.thly A sort of a Cloak, made of Bark Cloth, gathered up at one end, and fastened to a matted Cap which goes on to the head: This part is decorated with feathers and small bunches of dog's hair, and to this the other parts of the Head-Dress are affixed.

6.thly a Belt about five inches in circumference, made of white Bark Cloth, slighdy twisted. Between the Strands a Cord, made also of Bark Cloth slightly or half wolded with a black Whith and four times doubled is also twisted or worked round ...”.

**M 10** Knochenflöte *koauau*, Neuseeland.

L. 9,3 cm, B. 14 cm

[Ausschnittvergrößerung: Typische Humphrey-Marke].

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung: Inv. Oz 302

Humphrey No. 106: „Another bone Cloak button, longer than the preceding, from ditto [New Zealand].“

**M 11** Zeremonialbeil, Cook-Inseln.

Kasuarinenholz, Kokosfaserschnüre, Basaltklinge, H. 58 cm, Standfläche 12 cm, L. der Klinge 16 cm

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung: Inv. Oz 452



Bei diesem Stück handelt es sich nicht, wie fälschlicherweise in den Institutsakten vermerkt, um eine „Keule“, sondern um ein Querbeil, das nicht dem alltäglichen Gebrauch auf der Insel Mangaia, Cook-Inseln, diene, sondern das eine zeremoniale Funktion besaß. Es wurde als Sitz des Gottes Tangaloa, des Meeresherrn, angesehen, und diene den Fischern im Rahmen der üblichen zeremonialen Verabschiedungsfeier zum Hochseefischfang als Protektoratsgottheit.

**M 12** Korb *kato*, Tonga.

Pandanus-Flechtwerk, Kokosfasern, L. 16 cm, W c. 16 cm, H. 11 cm

Universität Göttingen, Völkerkundliche Sammlung: Inv. Oz 398

Forster-Nachlass B.3: „2 große und 4 kleine Körbe [von Otaheiti]“.

# Jean André Deluc (1727–1817), Professor, Reformier und Repräsentant des englischen Königshofes in Göttingen

Marita Hübner

## 1. Einleitung

Jean André Deluc (1727–1817), Sohn eines Genfer Uhrmachers, Oppositionsführers und Schriftstellers, erhielt eine ausgezeichnete Ausbildung in den Naturwissenschaften und der Mathematik. Er bestritt seinen Lebensunterhalt zunächst als Kaufmann. Der Vater Jacques François Deluc, der als Gegner ungläubiger Philosophen auftrat und dessen Calvinismus liberale Elemente enthielt, achtete auf eine calvinistische Erziehung seiner beiden Söhne.<sup>1</sup> In Genf machte Jean André Deluc sich einen Namen als Naturforscher, Politiker und Patriot und wurde, nachdem er in die Genfer Unruhen verwickelt gewesen war, europaweit für seine hervorragenden Arbeiten zur Standardisierung des Barometers bekannt. Nach dem Tod seiner ersten Frau und dem Rückzug aus seinem Handelsunternehmen siedelte er 1773, 46-jährig, nach England über, wo er ein Jahr später zum Vorleser der Königin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz (1744–1818), Königin von England und Gemahlin von König Georg III. (1760–1820), aufstieg. Diese Stellung erlaubte es ihm, sich seinen geologischen Interessen zu widmen und zu reisen. Abgesehen von der Geologie arbeitete Deluc v.a. über Physik, Meteorologie und Elektrizität.<sup>2</sup> Im Zusammenhang mit seinen Harzreisen machte Deluc immer wieder in Göttingen Station und wohnte einige Tage bei seinem Freund Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799).<sup>3</sup> Die Berühmtheit Delucs erstrahlte in

---

1 Deluc, Jacques François: *Observations sur les savans incrédules et sur quelques-uns de leurs écrits*, Genève 1762.

2 Einen Überblick über Deluc gibt Feldman, Theodore S.: Jean André Deluc, in: *Oxford Dictionary of National Biography*, Bd. 15, 2004, S. 748–750.

3 Lichtenberg hatte sich mit Deluc während seiner zweiten Englandreise 1775 angefreundet. Vgl. Gumbert, Hans Ludwig: *Lichtenberg in England. Dokumente einer Begegnung*. Band 2: Erläuterungen und Register, Wiesbaden 1977, S. 119–121. – Deluc besuchte Lichtenberg in Göttingen zum ersten Mal am 23. Oktober 1776 auf seiner Hin- und Rückreise vom Harz am 30. Oktober, dann im Oktober 1777 und ein drittes Mal im Juli 1778, vgl. Deluc, Jean André: *Lettres physiques et morales sur l’histoire de la terre et de l’homme adressées à la reine de la Grand Bretagne*, 5 Bde, La Haye, Paris 1779–80. – Deluc kam danach offenbar erst wieder vom 22. bis zum 25. August 1786 und am 12. September 1797 nach Göttingen, vgl. Deluc, Jean André: *Geological travels in some parts of France, Switzerland, and Germany*. Translated from the French manuscript, Bd. 1, London 1813, S. 202f, 362.

Göttingen im Licht des englischen Monarchen besonders hell: Als Mitglied des 'Royal Household' konnte Deluc in Göttingen als Repräsentant der englischen Krone fungieren, wenn es z.B. darum ging, den Willen Georgs III. bei der Erziehung seiner Söhne anlässlich ihres Studiums in Göttingen kundzutun, oder darum, für Charlotte eine Sammlung „hannoverischer Pflanzen“ und deren Transfer nach England zu organisieren. Deluc wurde in Göttingen nicht zuletzt als Patron der Naturwissenschaft angesehen, dem man genug Einfluss zutraute, in Berufsfragen auf den König einzuwirken. Schließlich wurde Deluc im Alter von 70 Jahren selbst als Professor der Geologie und Philosophie nach Göttingen berufen. Die Berufung war mit einer geheimen diplomatischen Mission nach Braunschweig verbunden.

Als Monarchist und Freund Johann Georg Zimmermanns (1728–1795) sah Deluc seine Aufgabe als Philosoph und Geologe in Deutschland nach 1792 vornehmlich darin, gegen jede ‚falsche Philosophie‘ einzuschreiten, die er Hand in Hand mit einer Erziehungsreform gehen sah, welche die konfessionelle Religion ihrer erzieherischen Aufgaben entband. Dieser Tendenz, bei der Erziehung die Moral von der Offenbarung der Bibel zu lösen, wollte Deluc mit seiner Geologie als Universalwissenschaft entgegenwirken, um den Naturforschern, Christen, Juden, Deisten und Atheisten die Wahrheit der Offenbarung von der Geologie ausgehend zu beweisen. Deluc war in Göttingen freundschaftlich mit dem jüngeren Johann Friedrich Blumenbach verbunden (1750–1840), den er in England der Königin vorstellte.<sup>4</sup> Blumenbachs Reputation und Hilfe nahm Deluc in Anspruch, um seine Flutgeologie in den 1790er-Jahren in Deutschland über Göttingen der Öffentlichkeit bekannt zu machen.

## 2. Ein Herbarium hannoverischer Pflanzen für die Königin

Ein Korrespondent Delucs unter den Göttinger Professoren war der Botaniker und Medizinprofessor Johann Andreas Murray (1740–1791), seit 1769 ordentlicher Professor der Medizin und Botanik an der medizinischen Fakultät, dessen weiterer Verbleib in Göttingen Georg III. seit 1784 eine Gehaltszulage von 100 Talern wert war.<sup>5</sup> Gewöhnlich wird Murrays Leistung als Botaniker kaum gewürdigt: So bezeichnete ihn Albrecht von Haller (1708–1777) als „homo non botanicus“, und auch heute

---

4 Zum Treffen Blumenbach und Delucs in Windsor Weihnachten 1791 vgl. Dougherty, Frank William Peter: Der Begriff der Naturgeschichte nach J. F. Blumenbach anhand seiner Korrespondenz mit Jean-André De Luc – ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte bei der Entdeckung der Geschichtlichkeit ihres Gegenstandes, in: Gesammelte Aufsätze zu Themen der klassischen Periode der Naturgeschichte, hrsg. von Frank W. P. Dougherty, Göttingen 1996, S. 148–159.

5 Goerke, Heinz: Johann Andreas Murray, ein Linnéschüler in Göttingen, in: Medizin-historisches Journal, Teilbd. 2 (1967), S. 3–12; 6f.

noch lautet das Urteil, Murray sei sicher kein bedeutender Botaniker gewesen.<sup>6</sup> Doch muss er als Linné-Schüler auf seine Zeitgenossen einen nicht zu unterschätzenden Eindruck gemacht haben. Lange bevor ihn die Königin mit der Sammlung hannoverscher Pflanzen beauftragte, war kein geringerer als Rousseau von Murrays „Regnum Vegetabile“, der Einleitung zu der Göttinger Edition von Linnés *Systema Vegetabilium*, inspiriert worden; Rousseau berichtete darüber in seinen *Rêveries du promeneur solitaire* (1776) und glaubte an die Möglichkeit, dadurch alle Pflanzen weltweit kennen zu lernen.<sup>7</sup>

Gegenstand der Korrespondenz zwischen Murray und Deluc war eine besondere Aufgabe, welche die naturwissenschaftlich besonders an der Botanik interessierte Königin Charlotte Murray gestellt hatte und für deren Organisation Deluc zuständig war.<sup>8</sup> Es handelte sich um die Komposition eines Herbariums durch Murray, das aus einer „collection of hannoverian plants“ bestehen sollte.<sup>9</sup> Seine neue Edition von Linnés *Systema Vegetabilium* schickte Murray 1787 über Deluc der Königin, wobei er Deluc auch über den Fortschritt des Projekts Auskunft gab und ihn bat, als sein „Interpret“ bei der Königin zu fungieren.<sup>10</sup> Die Pflanzen sammelte Murray aus dem Göttinger Botanischen Garten, dem er vorstand, aus den benachbarten Regionen, dem Harz, Hessen, Braunschweig, dem Eichsfeld, Wernigerode und Stolberg. Dabei wurde Murray von Freunden unterstützt.<sup>11</sup> Murray kündigte zwischen 1787 und 1789 mehrere jährliche Übersendungen von Pflanzen an die Königin an, wobei er bei der Anordnung und Namensgebung der Pflanzen den Anweisungen der Königin Folge leis-

6 Goerke (Anm. 5), S. 10f.

7 Marino, Luigi: *Praeceptores Germaniae: Göttingen 1770–1820*. Göttingen 1975, S. 412.

8 Zum Interesse Charlottes an der Botanik vgl. Orr, Clarissa Campbell: *Charlotte of Mecklenburg-Strelitz, queen of Great Britain and electress of Hanover: northern dynasties and the northern republic of letters*, in: *Queenship in Europe 1660–1837: royal patronage, court culture and dynastic politics*, hrsg. von Clarissa Campbell Orr, Manchester 2002, S. 236–266.

9 Brief von Murray an Deluc, Göttingen, 20.10. 1788, Jean André Deluc Papers, MS 179, Yale University Library, Box 3.

10 Vgl. den Auszug aus einem Brief von Murray an Deluc, Göttingen, 7.10. 1787, Jean André Deluc Papers, MS 179, Yale University Library, Box 3: « Doutant que Sa Majesté possède ma nouvelle édition du Système de Linneus en papier Royal je prends la liberté de la mettre à ses pieds. Vous aurez la bonté, Monsieur, je Vous prie, d'être mon interprète dans cette très respectueuse démarche, comme à toutes les autres, qui ont rapport aux ordres dont Sa Majesté m'a fait la grace de m'honorer. Depuis le tems que Vous m'en avés bien voulu faire part, j'ai fait tout mon possible pour remplir les vues de sa Majesté. J'ai entrepris des excursions tres frequentes dans notre voisinage, j'ai ramassé des plantes dans notre jardin botanique des endroits plus éloignés d'ici, j'ai tiré de mon herbier tous les exemplaires non collés et passablement sechés et conservés.»

11 Murray an Deluc, Göttingen, 19.12. 1787, Jean André Deluc Papers, MS 179, Yale University Library, Box 3.



Abb. 27 Jean André Deluc (N 1)

tete. Der erste Transfer eines Teils der Sammlung erfolgte Anfang 1788. Im Dezember 1788 schickte Murray erneut 18 Kartons mit Pflanzen nach England. Darin war jede Pflanze, gemäß den Anweisungen der Königin, mit einem Stück Papier ausgestattet, das den Namen nach Linné sowie die Seitenangabe im System Linnés, die deutschen und englischen Pflanzennamen und als systematische Bezüge die Klasse und untergeordnete Kategorien enthielt.<sup>12</sup>

Die durch Murray in Göttingen angelegte Sammlung hannoverscher Pflanzen diente der Königin allgemein betrachtet dazu, ihre deutschen Lande kennen zu lernen, ohne dorthin zu reisen. Ihr spezifisches Interesse an der Sammlung bestand jedoch darin, die englische und deutsche Flora miteinander zu vergleichen.<sup>13</sup> Ihre drei Söhne, die um 1787 in Göttingen studierten, könnten das Interesse der Königin an der Hannoverischen Flora zusätzlich angeregt haben.

### 3. Religion und Moral an der Universität Göttingen

Im Sommer 1786 schickte Georg III. drei seiner Söhne, Ernest, Duke of Cumberland (1771–1851), August, Duke of Sussex (1773–1843) und Adolphus, Duke of Cambridge (1774–1850) zum Studium an die Universität Göttingen. Die Wahl dieser Universität für die Studien der Prinzen war offenbar in der im Vergleich mit Großbritannien ungleich besseren Lehre an der Universität in Bezug auf Religion und Moral begründet. In seiner Autobiographie zitierte Johann Georg Heinrich Feder (1740–1821) die hohe Meinung des Monarchen über Göttingen aus einem ungedruckten Brief: «Goettingue, où la morale et la religion sont infiniment mieux enseignées que dans ces îles.»<sup>14</sup> Feder, der 1768 als Professor der Philosophie nach Göttingen kam und der einer der ersten Lehrer der drei englischen Prinzen wurde, vermutete, dass der König in seiner Meinung über die Universität von der Wahrnehmung Delucs geprägt war. Feders wissenschaftlicher Unterricht für die Prinzen, der vor allem an den Grundsätzen der Logik und der natürlichen Philosophie orientiert war, fand bei Deluc, dessen Denkungsart Feder erst durch seine *Lettres sur l'éducation religieuse de l'enfance* (1799)

12 Über dieses Herbarium für Queen Charlotte, das wohl nicht mehr in seiner Gesamtheit existiert, gibt es bislang keine weiteren Informationen. In den Herbarien der Kew Gardens gibt es keine Pflanzenbelege Murrays. Herrn Prof. Dr. Gerhard Wagenitz danke ich für die Auskunft, dass von dem Herbarium Murrays in Göttingen keine Pflanzenbelege mehr zu finden sind und dass sich Pflanzenbelege von Murray, wenn es sie überhaupt gibt, im Natural History Museum (London) und in Edinburgh befinden könnten.

13 Murray an de Luc, wie (Anm. 11).

14 Feder, Karl August Ludwig: J.G.H. Feders Leben, Natur, und Grundsätze. Zur Belehrung und Ermunterung seiner lieben Nachkommen, auch Anderer die Nutzbares daraus aufzunehmen geneigt sind, Leipzig, Hannover, Darmstadt 1825, S. 103f.

bekannt wurde, keinen Beifall: Deluc sprach sich im Namen des Königs gegen eine spekulative Anleitung zum Philosophieren bei der Ausbildung der Prinzen aus:

„Herr de Luc der, vielleicht um die mit den Prinzen getroffenen Einrichtungen in Augenschein zu nehmen, nach Göttingen gekommen war, und mir eine Stunde zugehört hatte, machte mir deswegen bei einem Besuch Vorstellungen; und als ich mein Verfahren zu rechtfertigen suchte, sagte er mir endlich, fast mit einiger Heftigkeit: *mais le Roi ne veut pas cela!* Diesem Willen glaubte ich denn freilich von einer nicht wesentlichen Strenge der Methode etwas aufopfern zu müssen; zumal ich wahrnahm, dass auch der vortreffliche M. [General Malortie, der mit der Oberaufsicht über die Prinzen beauftragt war] an dem, was wie metaphysisches Raisonement aussah, kein Wohlgefallen hatte. Also eilte ich von der Lehre zu den Pflichten; und ob ich gleich die Sorge für die richtige Begründung nicht ganz aufgab, ließ ich mir doch besonders angelegen sein, wo möglich, jede Stunde etwas zur Erbauung zu sagen.“<sup>15</sup>

Auf den Wunsch Delucs und des Königs hin verzichtete Feder, der als Gegner Kants der Philosophie John Lockes nahe stand, bei der Prinzenerziehung also weitgehend auf die „Anleitung zum Spekulieren“ und achtete auf die Erbauung der Prinzen.<sup>16</sup>

Zur Zeit des Studienaufenthalts der Prinzen, noch vor dem Wöllner'schen Religionsedikt 1788, unternahm Georg III. als Rektor der Universität Göttingen den Versuch einer Einflussnahme auf die Universität. 1786 stellte er der theologischen Fakultät die Frage, wie sie es mit dem konfessionellen Bekenntnis halte, in Form einer Preisfrage. Sie sollten den „Beweis der Wahrheit der christlichen Religion nach orthodoxen theologischen Grundsätzen der Lutherischen Kirche“ erbringen. Das Ziel des Königs von England, der zugleich Kurfürst von Hannover war, bestand darin, sein Stammland gegen die neueren Strömungen der Philosophie zu schützen, nachdem in England die Deisten erfolgreich Philosophie und Theologie geprägt hatten. In Göttingen und über die Universität hinaus war die Einflussnahme des Königs offenbar unerwünscht, denn die Göttinger Theologen beantworteten die Preisfrage nicht. In Halle hingegen kritisierte der anti-klerikale Ernst Christian Trapp (1745–1818), ein ehemaliger Pädagogik-Professor, die veraltete ‚*Hermeneutica Sacra*‘ der Preisfrage offen und bestritt, dass die Gottheit Christi ein möglicher Gegenstand eines rationalen Beweises sein könne.<sup>17</sup> Dies war eine ganz und gar von der Kantischen Philosophie geprägte Aussage. So wundert es nicht, dass Deluc es in einer Notiz von 1797 zu seinem alleinigen Ziel erklärte, in Deutschland gegen Kants Philosophie einzuschreiten und die Jugend

---

15 Feder (Anm. 14), S. 103.

16 Stietz, Wilhelm: J.G.H. Feder als Gegner Kants. Eine Darstellung und kritische Prüfung seiner Untersuchung über die Kantische Philosophie, in: Diss. Rostock 1924, S. 79.

17 Hornig, Gottfried/Schulz, Hartmut R: Johann Salomo Semler, Christologie und Soteriologie. Mit Einleitung, Kommentar und Register, Neudruck der Vorbereitung auf die Königlich Großbritannische Aufgabe von der Gottheit Christi von 1787, Würzburg 1990, S. 3–7.

vor ihr zu bewahren.<sup>18</sup> Deluc hielt nichts von der „Charlatanerie“ Kants, die Physik in Psychologie zu verwandeln, wodurch er « fait tourner les têtes des jeunes gens et les remplit de chimère. » Seine Strategie bestand darin, Kant indirekt auf dem Gebiet der Physik selbst Widerstand zu leisten: « C'est se battre avec le vent, que d'attaquer directement ce pompeux Nonsense. Il faut lui opposer une physique réelle [...] » teilte er seinem Göttinger Freund Lichtenberg mit, welcher beabsichtigte, einen falsch unterrichteten Deluc über die geringe Gefahr aufzuklären, die für Delucs Physik von Kants System ausging.<sup>19</sup>

Das Beispiel der Preisfrage und dasjenige Feders zeigt, wie sehr es dem König daran gelegen war, in Göttingen konfessionelle Theologie und praktische Naturforschung anstelle einer philosophisch orientierten Lehre zu fördern. Das Beispiel Feders zeigt darüber hinaus, dass die feindliche Haltung Delucs gegenüber den vom Deismus geprägten philosophischen Strömungen der akademischen Öffentlichkeit über viele Jahre verborgen geblieben war. Mit der Eröffnung des Prozesses gegen den französischen Monarchen markierte das Ende des Jahres 1792 für Deluc bereits eine neue Epoche, in der er begann, diejenigen Philosophen offen anzugreifen, die er für das politische und moralische Chaos der Revolution verantwortlich machte.<sup>20</sup> Den Anfang machte Delucs Publikation gegen Knigge 1792.<sup>21</sup> Diese Streitschrift entstand aus Delucs Kontakten zu Johann Georg Zimmermann. Deluc fand seine Gegner nicht nur unter den Freigeistern, sondern auch in Göttingen, wo man sich anschickte, die Offenbarung zu negieren und die Bibel als ein von Menschen geschriebenes Buch zu betrachten.<sup>22</sup> Es war ein Skandal für Deluc, dass diese Meinung an einer Universität öffentlich geäußert wurde, die einem christlichen Monarchen unterstand und die grundlegende Impulse von Haller, einem „wahren Christen“ erhalten hatte.<sup>23</sup> Deluc fasste die Meinung seiner Göttinger Gegner unter Bezugnahme auf die *Göttinger Gelehrten Anzeigen* (GGA) vom 22. Dezember 1792 zusammen: « Rien ne peut plus résister (y dit-on en substance) à la *saine Philosophie* de nos jours ; son torrent ne peut plus être arrêté, ni par les plaintes, ni par les soupirs, ni par les ordres supérieurs. Les *besoins du temps* exigent qu'on remette la BIBLE sur le métier, et qu'on la concilie

18 Notiz Delucs, in: Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 37.

19 Lichtenberg in einem Brief an Kaestner vom 26.9. 1798, in: Briefwechsel Georg Christoph Lichtenberg, hrsg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, Bd. 4: 1793–1799 und Undatiertes, München 1992, S. 955.

20 Deluc, Jean André: *Lettres sur l'éducation religieuse de l'enfance. Précédées et suivies de détails historiques. Dedicées au Roi*, Hamburg; Paris 1799, S. 21.

21 Deluc, Jean André: Deluc in Windsor an Zimmermann in Hannover, Leipzig 1792.

22 Deluc, (Anm. 20), S. 103f.

23 Deluc, (Anm. 20), S. 127f.



avec la *nouvelle Philosophie*, qui, à juste tirer, lance ses sarcasmes contre notre Théologie. »<sup>24</sup>

#### 4. Flutgeologie in Göttingen

Der ‚neuen Philosophie‘, die in der Bibel keine übernatürliche Offenbarung akzeptierte, setzte Deluc 1793–1796 in den *Geologischen Briefen an Professor Blumenbach* seine Flutgeologie entgegen, welche die Wahrheit der Mosaischen Offenbarung aufgrund empirischer Forschungsergebnisse beweisen sollten.<sup>25</sup> Blumenbach übersetzte die Briefe und veröffentlichte sie 1793–1796 im *Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte*, das von Johann Heinrich Voigt, Blumenbachs Schwager, herausgegeben wurde. Als Göttinger Professor arbeitete Deluc von Berlin aus an der französischen Ausgabe.<sup>26</sup> Die Flutgeologie war vom Schweizer Calvinismus geprägt und sollte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in Frankreich, England und auch in Amerika Schule machen.<sup>27</sup> Zuerst hatte Deluc sie 1779–1780 in einer Abfolge von Briefen veröffentlicht und sie Königin Charlotte „zu Füßen gelegt“.<sup>28</sup> Delucs Flutgeologie ging von der Faktizität der Sintflut vor nur wenigen Jahrtausenden aus. Sie hatte die Besonderheit, in der Flut einen plötzlichen Tausch von Meer und Kontinenten zu sehen, bei dem die alte unterhöhlte Erdoberfläche mitsamt der sündigen Bewohner eingestürzt und untergegangen war und der alte Meeresboden von Noahs Nachkommen und den teils auf Inseln überlebenden Pflanzen und Tieren neu kolonisiert wurde. Delucs empirische geologische Untersuchungen sollten beweisen, dass die heutige Erdoberfläche erst vor kurzem von den Wassermassen verlassen worden war und dass die einzelnen geologischen Schichten unter dem Meer gebildet worden waren, wo sie durch Katastrophen und unterseeische Explosionen in Unordnung geraten waren. *Genesis* und Geologie standen in einem harmonischen Verhältnis zueinander, wobei die geologischen Epochen den sechs Schöpfungstagen entsprachen.

24 Deluc, (Anm. 20), S. 103.

25 Deluc, Jean André: *Geological Letters to Professor Blumenbach*, in: *British Critic*, Bd. I, 1793, Bd. I und II, 1794, Bd. I, 1795).

26 Deluc, Jean André: *Lettres sur l’histoire physique de la terre, adressées à M. le Prof. Blumenbach, renfermant de nouvelles preuves géologiques et historiques de la mission divine de Moïse, précédées d’un discours sur l’obligation morale*, hrsg. von Abbé Jacques-André Emery, Paris 1798.

27 Vgl. Rupke, Nicolaas / Hübner, Marita: *From Jean André Deluc to Arnold Guyot: eschatology in late 18th and 19th century earth sciences*. Vortrag gehalten auf der Konferenz „Doomsday science – Then and Now“. An interdisciplinary meeting organized by the Institute for the History of Science, Göttingen University, 7–9. Oktober 2004 in Göttingen [in Vorbereitung].

28 Deluc, Jean André : *Lettres physiques et morales sur l’histoire de la terre et de l’homme adressés à la reine de la Grande Bretagne*. 5 Bde, La Haye, Paris 1779–80.

Anregungen zu Delucs Sicht der Sintflut als Katastrophe stammten aus Delucs zahlreichen Alpenreisen, der Faszination seiner Zeitgenossen, wie z. B. Jean Jacques Rousseaus (1712–1778), für die Sintflut, der in Nicolas Poussins (1594–1665) Gemälde von der Sintflut „die leidende Natur“ dargestellt sah und davon zutiefst beeindruckt war.<sup>29</sup> Ob auch eine Anregung von den Zeichnungen Leonardo da Vincis (1452–1519) ausgegangen ist, die zu Beginn der Regentschaft Georgs III. in Windsor aufgefunden wurden, muss Spekulation bleiben. Beispielsweise könnte Leonardos Darstellung der Flut im Zusammenhang mit explodierenden Stein- und Wassermassen, die zum Teil von oben auf die Erde einstürzen, auf Deluc inspirierend gewirkt haben.<sup>30</sup>

Die Flutgeologie empfahl Deluc 1799 auch den jüdischen Hausvätern in Berlin, die sich in einem Sendschreiben an das Oberhaupt der Berliner theologischen Aufklärung, den Theologen Wilhelm Abraham Teller (1734–1804), gewandt hatten.<sup>31</sup> Deluc atmete auf, als sein Schreiben an die Hausväter in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* vom 24. August 1799 positiv rezensiert wurde und als die beiden Standardwerke zu Delucs Flutgeologie dort als „direkte Beweise der Wahrheit der Genesis“ und der darin enthaltenen Offenbarung bezeichnet wurden. Damit hatte sich, so glaubte Deluc, in Göttingen ein Wandel zum Besseren abgezeichnet. Die Betonung des religiösen Profils der Lehre an der Göttinger Universität war mehr als eine Fiktion Delucs. In der Tat wurden junge Leute in der Absicht nach Göttingen geschickt, „um eine andere als jene, mehr und mehr verdächtig werdende, Philosophie zu lernen.“<sup>32</sup> Unter ihnen war auch der gleichnamige Neffe Delucs, Jean André Deluc (1763–1847), der in Genf und England lebte und sich am 20. Mai 1791 für das Studium der Rechtswissenschaften in Göttingen einschrieb.<sup>33</sup>

## 5. Protektion des Königs: Deluc als Patron der Göttinger Naturwissenschaft

In Göttingen war man über Delucs besondere Wertschätzung der Religion informiert. Vor diesem Hintergrund ist der Versuch des „unglücklichen“ Astronomen Johann Nepomuk Fischers (1749–1805) zu verstehen, Deluc als Patron für eine Berufung als

29 Leigh, R.A.: *Correspondance complète de Jean Jacques Rousseau*. Bd. 3: 1754–1756, Genève 1966, S. 2, 4.

30 Clark, Kenneth: *The Drawings of Leonardo da Vinci in the Collection of Her Majesty the Queen at Windsor Castle*, 2. Aufl., 2 Bde., London 1968. Vgl. z. B. die Zeichnungen 12385, 12386, 12387 und 12388.

31 Deluc, Jean André: *Lettres aux auteurs juifs d'un mémoire adressé à Mr. Teller, Berlin 1799*.

32 Feder, (Anm. 14), S. 130.

33 Selle, Götz von: *Die Matrikel der Georg-August-Universität zu Göttingen, 1734–1837*. Hildesheim, Leipzig 1937, S. 331.

Göttinger Professor zu gewinnen.<sup>34</sup> Fischer war ehemaliger Jesuit und Mathematiker an der Universität Ingolstadt, wo er aufgrund seines Lebenswandels und freien Denkens 1781 Opfer der Verfolgungen des katholischen Klerikers Ignaz Frank (1722–1795) wurde und seine Professur verlor. Fischer wurde später als Hofastronom an der Sternwarte zu Mannheim aufgrund eines Streits wiederum entlassenen. In Mannheim, “where nothing in the world less did belong to the business of my station; and nothing in the world was left more alone by me – than Divinity, and theological enquiries”, war Fischer nach eigenen Angaben als Gegner eines bekannten französischen Revolutionärs aufgetreten, “whose odd political principles proved afterwards as fatal to him with a young female Spartiate as his philosophical ones with me: it was that monster Marat. Might I enjoy the most gracious favour of a Monarch, who abominates him with all the world, in so high a degree, as my literary rival deserves His detestation, to be enabled to endeavour to show His Majesty to His completest satisfaction my unconfined superiority above him.”<sup>35</sup> Über die Fürsprache Delucs beim König ersehnte Fischer in der Zeit seines Londonaufenthaltes, von dem englischen Monarchen direkt auf eine außerordentliche Physikprofessur in Göttingen berufen zu werden. Zur Realisierung seines Vorhabens wandte er sich 1794 an Deluc. Fischer, der ein Jahr zuvor in Jena außerordentlicher Professor der Philosophie geworden war, hatte ein Empfehlungsschreiben von Christian Gottlieb Heyne (1729–1812) bei sich und wartete ungeduldig darauf, Deluc zu treffen. Er schrieb Deluc mehrere Briefe, in welchen er darum bat, von ihm und Joseph Banks (1743–1820), Präsident der Royal Society, in die Royal Society eingeführt zu werden, da er selbst keinen « *Homme de lettre à la capitale* » kannte.<sup>36</sup> Ein Jahr später war Fischer mit einem weiteren Empfehlungsschreiben von Johann Christoph Gatterer (1727–1799) ausgestattet. Gatterer, Professor in Göttingen von 1759 bis 1799, traf Fischer, als der Astronom sich auf einer ‚literarischen Reise‘ von Mannheim in das benachbarte Göttingen befand, und war von den Fähigkeiten Fischers eingenommen. 1795 fasste Gatterer den Plan, Fischer nach Göttingen zu holen und für ihn eine Professur für Geographie zu errichten, da er Hilfe brauchte, um sein großes Unternehmen, “a Planiglobium, exhibiting all the interesting stages of the universal history & statistics; all the tracks of great rivers, & chains of mountains throughout the world”, fertigzustellen.<sup>37</sup> Gatterer wurde von

---

34 Zum Leben Fischers vgl. Henschler, Wolfgang: Ich wollte, ich wäre ein guter Schuhflicker ... das unglückliche Leben des bayerischen Astronomen Johann Nepomuk Fischer (1749–1805); eine dokumentarische Biographie, Bassum 1997.

35 Fischer an Deluc, 28. 11. 1795, Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 3.

36 Fischer an Deluc, London, 24. 11. 1794, Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 3.

37 Gatterer in einem Empfehlungsschreiben für Fischer, 29. 9. 1794, Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 3.

Heyne unterstützt, der die Berufung Fischers der Regierung in Hannover vorschlug. Die Regierung lehnte die Errichtung einer zusätzlichen Professur ab und begründete dies mit dem damals vorherrschenden Krieg gegen das revolutionäre Frankreich. Heyne schlug in seinem Empfehlungsschreiben daher vor, den König zu überzeugen, ein außerordentliches Gehalt zu bewilligen, da es keine Vakanzen bei den Professuren Kaestners und Lichtenbergs gab, die beide immer noch lehrten.<sup>38</sup> Für sein Ziel, in absehbarer Zeit Nachfolger Kaestners oder Gatterers zu werden, bat Fischer Deluc um Patronage: "To this purpose you will easily conceive, Sir, how important is to me the patronage of a friend, who may venture upon, to make His Majesty acquainted with the contents of the two letters [...]" Fischer hoffte auf "Royal protection to the encouragement of usefull sciences [...]"<sup>39</sup>

Fischer ist niemals nach Göttingen berufen worden. Seinem Mainzer Freund Samuel Thomas Sömmering (1755–1830) war es zwar gelungen, ihn bei Lichtenberg und Heyne durch Johann Georg Forster (1754–1794) in das Gespräch zu bringen, aber in Hannover wie in England wurde Fischer nicht weiter geholfen. Hatte sein Lebenswandel – Fischer hielt sich nicht mehr an das Zölibat – auch den Unmut der Protestanten wie Deluc erregt? War Fischer ein schlechtes Vorbild für die Jugend?<sup>40</sup> Immerhin war auch in Deluc die Bereitschaft erwacht, in fundamentalen Lehrfragen auf die katholische Kirche zuzugehen: Er bedauerte das Fehlen eines Lehramtes bei den Protestanten, da dies eine leichtere Disziplinierung ihrer Lehrer ermöglicht und die von Deluc angestrebte Kircheneinigung auf Grundlage der Bibel beschleunigt hätte.<sup>41</sup>

## 6. Delucs Berufung nach Göttingen: Absichten, Reaktionen, Missionen

Delucs Berufung als Professor für Philosophie und Geologie an die Universität Göttingen erfolgte im Winter 1797/1798. Der Sinn der Professur war seinen Kollegen un-

38 Heyne in einem Empfehlungsschreiben für Fischer, 1. 11. 1795, Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 3.

39 Fischer an Deluc, London, 28. 11. 1795, Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 3.

40 Fischer hat sich in Göttingen Lichtenberg vorgestellt. Dieser jedoch sprach sich aufgrund der charakterlichen Eigenschaften Fischers, seines „unbändigen Eigendünkel[s]“, der sehr bald für Probleme mit dem Direktor der Sternwarte und damit für eine neue Versetzung sorgen sollte, gegen Fischers Anstellung an der Göttinger Sternwarte aus. Zu Fischers Unterstützung in Göttingen durch Sömmering und Lichtenbergs Meinung über Fischer vgl. Hernischer (Anm. 34), S. 56ff.

41 Deluc strebte die Vereinigung aller Konfessionen auf der Grundlage der Bibel an, vgl. Deluc, Jean André: *Annonce d'un ouvrage de Mons. J. A. Reimarus sur la formation du globe*, Hannover 1803, S. 21.

klar. Kaestner kommentierte die Berufung in einem Brief an Lichtenberg folgendermaßen: „Da Herr de L. sich hie mit akademischen Geschäften nicht abgeben wird, höchstens die Bibliothek brauchen könnte, u. was er zu seinen Absichten nöthig hat wird er wohl meistens schon wissen, so habe ich freylich nie gesehen warum man ihm den Titel eines Göttingischen Professors gegeben hat, dem er allerdings mehr Ehre macht als der Titel ihm machen kann. Als Schlözer sich noch im Norden aufhielt wirkte Michaelis ihm hie den Titel eines Professors honorarii zu Göttingen aus, dessen Bedeutung hie kein Mensch verstanden hat. Der Titel mag freylich Schlözer zu St. Petersburg vortheilhaft gewesen seyn.“<sup>42</sup> Eine außerordentliche Professur für Philosophie, die Reisen einschloss, wurde in Göttingen von 1780 bis 1783 Carl Chassot von Florencourt (1757–1790) verliehen, der aber 1783 als Braunschweiger Berg- und Kammerrat eine Stelle in Blankenburg annahm.<sup>43</sup> Eine Direktberufung durch Georg III. dagegen war auch Lichtenberg zuteil geworden, wenn dies auch nicht öffentlich bekannt wurde und bei Lichtenbergs Berufung „mit großer Umsicht verborgene Pfade beschritten“ wurden.<sup>44</sup> Mit Reisen war Delucs Absicht mit der Göttinger Professur nicht erschöpft. Delucs Göttinger Kollegen waren unzureichend informiert: Deluc war überzeugt, dass die Universität seine Hilfe im „Krieg gegen die Ungläubigen“ brauchte. Mit der Prägung der Universität durch die Arbeit des Calvinisten Albrecht von Haller bot Göttingen als institutionelle Basis auch einen religiösen Anknüpfungspunkt für Delucs Mission gegen die falsche Philosophie in Deutschland. Die Zugehörigkeit zur Universität verschaffte Delucs religiöser und philosophischer Mission darüber hinaus die entsprechende Öffentlichkeit. Schließlich war Delucs Berufung an eine diplomatische und geheime Aufgabe in Braunschweig während der Revolutionskriege Englands gegen Frankreich geknüpft.

Deluc war aufgrund seiner Kontakte mit dem Netzwerk J. G. Zimmermanns in diese Mission geraten, da er über Zimmermanns Witwe Kontakte zum Braunschweiger Hof besaß: Deluc, der sich in den Sommermonaten 1797 in Deutschland aufgehalten hatte, um Anweisungen der Königin in Hannover auszuführen, erforschte nicht nur jeden Berg, Hügel und Granitblock in erreichbarer Nähe, sondern reiste mit der Witwe Zimmermanns am 28. August 1797 nach Braunschweig, um den ihm bis dahin unbekanntem Freund Zimmermanns, General Stamford, zu besuchen.<sup>45</sup> Heinrich Wilhelm von Stamford (1740–1807) war Militärschriftsteller, militärischer Erzieher der

42 Kaestner an Lichtenberg, Göttingen, 26.9. 1798, in: Joost/Schöne (Anm. 19), S. 956f.

43 Zu Florencourts Professur vgl. Ebel, Wilhelm: *Catalogus professorum Göttingensium 1734–1962*, Göttingen 1962, S. 122, Nr. 36, und Rotermund, Heinrich Wilhelm: *Das gelehrte Hannover*, 2 Bde, Bremen 1823, Bd. 2, S. 47 (frdl. Hinweis von Dr. Günther Beer, Göttingen).

44 Gumbert, Hans Ludwig: *Lichtenberg in England. Dokumente einer Begegnung*. Band 1, Wiesbaden 1977, S. XL.

45 Deluc, Jean André: *Geological travels in some parts of France, Switzerland, and Germany*. Translated from the French manuscript, Bd. 1, London 1813, S. 347–349.

preußischen Prinzen und der Prinzen aus dem Hause Oranien gewesen und seit 1793 in Braunschweig Berater des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (1735–1806).<sup>46</sup> Als Deluc am 4. Oktober nach England zurückgereist war, unterrichtete er zügig Georg III. über seine Unterhaltungen mit dem pro-englischen Braunschweiger Herzog.<sup>47</sup> Bereits am 4. November ist in einem Schreiben William Pitts an Georg III. von der diplomatischen Mission Delucs zum Herzog von Braunschweig die Rede.<sup>48</sup> Als der preußische König Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 starb, sah England neue Chancen, mit der Vermittlung des Braunschweiger Herzogs Preußen in eine Koalition gegen Frankreich einzubinden und ein Vier-Mächte-Bündnis mit Preußen, Österreich und Russland gegen Frankreich zu schmieden. Deluc war schon im Dezember erneut in Braunschweig. Die primäre Verfolgung der diplomatischen Ziele durch Deluc wurde aber in den ersten Monaten des Jahres 1798 eingestellt, und die englische Krone nahm die offiziellen Verhandlungen mit Preußen auf. Deluc blieb jedoch weiterhin diplomatisch tätig. Er reiste im März 1798 noch vor Stamford nach Berlin, um weiter auf die Einbindung Preußens in eine Koalition mit England hinzuwirken, und er informierte Georg III. über die politische und religiöse Situation in Deutschland, z.B. als er sich im August 1799 in England aufhielt.<sup>49</sup>

Die Mechanismen der Berufung Delucs waren nicht kompliziert. Die Verwaltung in Hannover war Anfang November durch den Minister von Lenthe, wahrscheinlich Ernst Ludwig Julius von Lenthe (1744–1814), über die Berufung informiert. Lenthe begrüßte Deluc gegenüber im Namen der Minister den Zweck der Berufung, die „gefährlichen Grundsätze einer falschen Philosophie zu bekämpfen“, und wünschte dem Unternehmen sehnlichst vollen Erfolg.<sup>50</sup> Anfang Januar wurde die Ernennungsurkunde von Hannover an die Philosophische Fakultät als „Ad Mandatum Regis et Electoris Speciale“ nach Göttingen gesandt. Sie war von vier hannoverischen Räten unterzeichnet. In dem Schreiben wird Deluc ausdrücklich als ordentlicher Professor bezeichnet, aber von jeder Amtspflicht befreit, selbst von der Antrittsvorlesung.<sup>51</sup> Die Anweisung muss zu einiger Verwirrung geführt haben. Lenthe sprach von Delucs Status als von dem eines Honorarprofessors; Georg III. bezeichnete Deluc in einem

46 The later correspondence of George III, hrsg. von A. Aspinall, Bd. 3: January 1798 to December 1801, Cambridge 1967, S. XI.

47 Deluc an Georg III., 19. 10. 1797, in: The later correspondence of George III, hrsg. von A. Aspinall, Bd. 2: February 1793 to December 1797, Cambridge 1963, S. 630.

48 Pitt an Georg III., 4. 11. 1797, in: Aspinall (Anm. 47), S. 635; Briefentwurf von Georg III. an den Herzog von Braunschweig, 10. 11. 1797 Aspinall, (Anm. 47), S. 636–637.

49 Briefentwurf von Deluc an Georg III. und an die Königin, Windsor, 3. 8., 13. 8., 23. 8. 1799, und Berlin, 1. 9., 6. 9. 1799, Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 4.

50 Lenthe an Deluc, Lüneburg, 8. 11. 1797, Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 4.

51 Universitätsarchiv Göttingen, Phil. Dek. 81.

Schreiben vom 2. Februar 1798 wieder als ordentlichen Professor.<sup>52</sup> Im Vorlesungsverzeichnis von 1798 und 1799 fehlt Delucs Name jedoch sowohl in der Liste der ordentlichen Professoren als auch in der Liste der Honorarprofessoren. Stattdessen kündigte der Astronom Carl Felix Seyffer (1762–1822) an, in der Vorlesung „Vom Ursprung der Himmelskörper“ 1798 den Prinzipien Delucs und LeSages zu folgen.<sup>53</sup> Seyffer, in Göttingen seit 1789 Privatdozent, war mit Deluc befreundet und zählte in der Mitte der 1790er-Jahre den jungen Carl Friedrich Gauß (1777–1855) zu seinen Studenten. Delucs System operierte u.a. mit der ungewöhnlichen Annahme, dass zum Zeitpunkt der Erschaffung der Planeten das Licht noch nicht existierte, das nach biblischem Schöpfungsbericht erst am dritten Schöpfungstag erschaffen wurde. Die Erde konnte also unmöglich ein Stück abgekühlte Sonnenmaterie sein, wie Georges L. C. de Buffon (1707–1788) es in seiner Naturgeschichte behauptet hatte!

In Göttingen war Deluc ein Star, ein Stern am Himmel der provinziellen Universitätsstadt. Da er in ständiger Bewegung war, entsprach jedoch die Metapher des Kometen eher Delucs Selbstbildnis. Dieser „Komet“ also wurde von seinen Freunden und Kollegen mit Begeisterung erwartet, aber seine Bahn war nicht voraus zu berechnen.<sup>54</sup> Die Nachricht über die Berufung freute besonders Lichtenberg, der in diesem Moment wünschte, einige Jahre jünger zu sein, um mehr von Delucs Expertise in der Physik profitieren zu können.<sup>55</sup> Die anfängliche Begeisterung wandelte sich in Enttäuschung, als Lichtenberg und Blumenbach erfuhren, dass ihr berühmter Freund in Göttingen weder leben noch Vorlesungen halten würde.<sup>56</sup> Deluc schien seine Zeit mit Reisen zu verbringen. Über Dresden reiste er Anfang Juni 1798 zusammen mit dem Geologen Abraham Gottlob Werner (1749–1817) zu den Freiburger Gruben.<sup>57</sup> Von dort unternahm er eine Forschungsreise in das Riesengebirge. Im September 1798 besuchte er den Astronomen-Kongress in Gotha, bei dem auch Delucs Freund Joseph Jérôme de Lalande (1732–1807) anwesend war.<sup>58</sup> Eine zweite Reise in das Riesengebirge unternahm Deluc über Bayreuth und Karlsbad im September 1799.<sup>59</sup>

52 Vgl. das Schreiben von Lenthe, London, vom 10.11. 1797 und die Notiz von Georg III. in der Personalakte Delucs, Universitätsarchiv Göttingen, UAG Kur 4 V b 66.

53 Universitätsarchiv Göttingen, Phil. Dek. 81.

54 Deluc an Lichtenberg, Berlin, 27.3. 1798, in: Joost / Schöne (Anm. 19), S.382ff.

55 Lichtenberg an Blumenbach, Göttingen, 4.12. 1797, in: Joost / Schöne (Anm. 19), S. 788.

56 Lichtenberg an Blumenbach, Göttingen, Anfang April 1798, in: Joost / Schöne (Anm. 19), S. 845f.

57 Deluc, (Anm. 45), S. 435ff.

58 Lichtenberg an Kaestner, Göttingen, 26.9. 1798, in: Joost / Schöne (Anm. 19), S. 955.

59 Deluc, (Anm. 45), Bd. 2.

## 7. Delucs universalgeschichtlicher Ansatz

In den *Lettres sur l'éducation religieuse de l'enfance* (1799), die er Friedrich Wilhelm III. (1770–1840) widmete, und noch ausführlicher in einem Brief an Lichtenberg und an seinen Bruder in Genf erklärte Deluc sein Ziel, in Göttingen nicht zu lehren, sondern zu wirken und zu publizieren, um ein System einer Universalwissenschaft zu verbreiten, in welchem die Geologie allein eine Schlüsselrolle spielen sollte.<sup>60</sup> Damit entsprach Deluc der geistigen Strömung in Göttingen, in welcher sich die Universalgeschichte im Fahrwasser der „neueren Geschichte“ von Schlözer und Gatterer, unter Eichhorn, Kästner, Gmelin, Poppe in den späten 1790er-Jahren daran machte, „einen gänzlich neuen und ungenießbaren Happen zu schlucken: die Geschichte von Mathematik und Naturwissenschaften.“<sup>61</sup> Auch Delucs Geologie sollte eine Art Universalgeschichte darstellen und im Unterschied zur Naturgeschichte sämtliches Wissen umfassen, das man von der Natur in Vergangenheit und Gegenwart haben konnte:<sup>62</sup>

“Geology is principally distinguished from Natural History, which confines itself to the description and classification of the phaenomena presented by our globe in the three kingdoms of Nature, inasmuch as its office is to connect those phaenomena with their causes. It embraces, therefore, the whole extent of what we can acquire of natural knowledge, since our observations on the Earth are the true source of all that knowledge.”

Nur die Geologie sah Deluc darüber hinaus in der Lage, das menschliche Wissen direkt mit der christlichen Offenbarung zu verknüpfen:<sup>63</sup>

« Mon but n'est point d'exercer les fonctions de Professeur enseignant à l'Université de Gottingue, mais de démontrer dans l'Université même, par un ouvrage que je compte y publier que toutes les branches de la Philosophie; savoir la Physique générale & la Chimie, l'histoire naturelle générale & la minéralogie, la logique et la philosophie morale, les mathématiques & la métaphysique, ne sont rien pour la connaissance de l'Univers & de l'homme si elles ne viennent se réunir dans la Géologie, & que là elles conduisent à la Révélation, comme à la première source de toutes nos

60 Deluc, (Anm. 20), S. 130–131.

61 Heilbron, John L.: Physik und Physikgeschichte in Göttingen um 1800, in: *Georgia Augusta*, 74, (2001), S. 46.

62 Deluc, Jean Andre: *Geological letters addressed to Professor Blumenbach. Letter I. On the phaenomena characterizing the causes that have formerly operated upon this terrestrial globe; and particularly on those which fix the date of the origin of our present continents*, in: *British Critic*, 1793, S. 231f.

63 Abschrift eines Briefes von Jean André Deluc an seinen Bruder Guillaume Antoine Deluc, Brunswick, 25 Dec. 1797. Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 30. Vgl. dazu: Deluc an Lichtenberg, Brunswick, 13.12. 1797 (Anm. 19), S. 794f.



connaissances sur l'Univers & sur l'homme. Je connois à fond mes adversaires & non crains aucun; mon plan général est formé; mais l'exécution dépend des circonstances. »

Seine Publikationstätigkeit entfaltete Deluc vor allem in Braunschweig und Berlin mit seinen Schriften über die Philosophie Bacons und gegen Teller. In Braunschweig, einem Zentrum der Konterrevolution gegen Frankreich, publizierte Deluc u.a. seinen *Abrégé des principes et des faits concernant la cosmologie et la géologie* (1803), den er der Göttinger Universität widmete und dessen Kosten er selbst trug. Er versandte von dort etwa 275 Exemplare an die deutschen Universitäten, u.a. nach Helmstedt, Leipzig, Wittenberg, Erlangen, Halle, Heidelberg, Kiel, Tübingen, Rostock, Greifswald, Göttingen, wo Blumenbach 50 Exemplare erhielt, an das Collegium Carolinum in Braunschweig und an Johann Georg Heinrich Feder, inzwischen Direktor des Georgianums in Hannover, sowie an die Geologische Gesellschaft in Jena.<sup>64</sup> Nach Delucs Abreise aus Deutschland 1804 blieb ihm die Göttinger Akademie verbunden und machte ihn in einem Schreiben vom 5. Oktober 1815 zum Akademiemitglied.<sup>65</sup> Der nominelle Professor der Geologie Jean André Deluc blieb in Erinnerung, weil mit seiner Berufung die Geologie erstmalig als Universitätsfach institutionalisiert wurde.<sup>66</sup>

---

64 Undatierte Notiz Delucs. Jean André Deluc Papers, Ms 179, Yale University Library, Box 5.

65 Bibliothèque Publique et Universitaire de Genève, Ms. Fr. 2485.

66 Baumgarten, Marita: Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler, Göttingen 1997, S. 69.

## Exponate N

### N 1 Jean André Deluc.

Kupferstich, 10 x 9 cm

SUB Göttingen: Sammlung Voit, Jean André Deluc, Nr. 1

Jean André Deluc (1727–1817) machte sich in Genf einen Namen als Naturforscher, Politiker und Patriot. 1772 wurde er europaweit für seine hervorragenden Arbeiten zur Standardisierung des Barometers und für seine Formel zur Höhenmessung mit dem Barometer berühmt. Im Alter von 46 Jahren siedelte er nach England über, wo er 1774 zum Vorleser der englischen Königin Charlotte (1744-1818), Gemahlin von Georg III. (1760-1820), aufstieg. Als Mitglied des „Royal Household“ war Deluc ein Repräsentant der englischen Krone und ein Patron der Naturwissenschaften. Seine Stellung erlaubte es ihm, sich seinen geologischen Interessen und meteorologischen Forschungen zu widmen und zu reisen. Die von ihm entwickelte Fluttheorie setzte es sich zum Ziel, die christliche Offenbarung wissenschaftlich zu beweisen. Im Alter von 70 Jahren wurde Deluc zum Professor der Geologie und Philosophie nach Göttingen berufen. Auf dem Gebiet der Elektrizität gelang ihm im Alter von etwa 80 Jahren im Anschluss an Voltas Arbeiten mit der „dry pile“ seine wichtigste Entdeckung.

### N 2 Johann Andreas Murray.

Fotografische Reproduktion, 11,5 x 16,5 cm

SUB Göttingen: Sammlung Voit, Johann Andreas Murray, Nr. 1

Johann Andreas Murray (1740-1791) war ein Schüler Linnés und seit 1769 ordentlicher Professor der Medizin und Botanik in Göttingen. Murray wurde vom englischen Königshaus geschätzt: Sein weiterer Verbleib in Göttingen war Georg III. 1784 eine Gehaltszulage von 100 Talern wert. Wenig später wurde Murray von der englischen Königin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz (1744-1818) mit der Aufgabe geehrt, für sie ein Herbarium hannoverischer Pflanzen zusammenzustellen. Zwischen 1786 und 1788 organisierte Deluc das Projekt und wurde von Murray über den Stand der Arbeiten informiert. Die botanische Sammlung diente der Königin dazu, die englische und deutsche Flora miteinander zu vergleichen und ihre deutschen Lande kennen zu lernen, ohne dorthin zu reisen.

### N 3

Jean André Deluc:

Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme adressées à la reine de la Grand Bretagne. 5 Bde, La Haye und Paris 1779-1780. hier Bd. 1 (1799).

SUB Göttingen: 8 Phys. Math. I, 2012:1

Der erste Band der „Lettres ...“ Delucs enthält eine Widmung an die englische Königin. Ihr schilderte Deluc seine geologischen Reisen in die Schweiz, nach Holland, suchte

Belgien, Westfalen, entlang der Nordsee, in die Heide, in den Harz und entlang des Rheins. Im Rahmen seiner Harzreisen machte Deluc im Oktober 1776, im Oktober 1777 und im Juli 1778 Station bei seinem Freund Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799). Auf seinen Reisen betrieb Deluc die Geologie auf empirischer Grundlage. Er die gängigen geologischen Systeme zu widerlegen und Belege für die Annahme der Faktizität der Sintflut vorzulegen. Deluc überzeugte zahlreiche Zeitgenossen mit seinem Nachweis eines jungen Alters der heutigen Erdoberfläche.

**N 4** Deluc, Jean André:

Lettres sur l'histoire physique de la terre, adressées à M. le Prof. Blumenbach, renfermant de nouvelles preuves géologiques et historiques de la mission divine de Moÿse, précédées d'un discours sur l'obligation morale, hrsg. von Abbé Jacques-André Emery. Paris 1798.

SUB Göttingen: 8° MIN III, 1340

Delucs geologische Briefe an Johann Friedrich Blumenbach (1752-1840) erschienen in englischer Sprache im „British Critic“ und im „Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte“. Blumenbach selbst übersetzte sie ins Deutsche. In diesen Briefen dehnt Deluc seine geologischen Forschungen auf das Erdaltertum aus: Die geologischen Epochen, die er den biblischen Schöpfungstagen zuordnete, wurden durch Flutkatastrophen beendet; Tierarten starben aus oder mussten sich weiter entwickeln. Der Fossilbefund half, die Reihenfolge der geologischen Schichten zu bestimmen. Dieser Ansatz leitete Georges Cuviers (1769-1832) Forschungen in der vergleichenden Paläontologie.

**N 5** Jean André Deluc :

Lettres sur l'éducation religieuse de l'enfance. Précédées et suivies de détails historiques. Dedicées au Roi. Hamburg und Paris 1799.

SUB Göttingen: 8° TH PAST 58/88

Deluc widmete dieses Buch dem preußischen König Wilhelm III. Er plädierte darin für eine Beibehaltung des konfessionellen Religionsunterrichts bei der Kinder- und Jugend-erziehung an deutschen Schulen und Universitäten. Im Rahmen seiner Professur für Geologie und Philosophie, auf die er 1798 von Georg III. berufen wurde, wollte Deluc in Göttingen nicht lehren, sondern publizieren. Sein erklärtes Ziel bestand darin, in Deutschland die Geologie als Universalwissenschaft zu verbreiten, um mit dem geologischen Nachweis der Sintflut die Richtigkeit der Offenbarung im Buch Genesis zu beweisen. Dieser Ansatz wurde in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ von 1799 positiv beurteilt.

**N 6** Jean André Deluc:

Abrégé des principes et des faits concernant la cosmologie et la géologie. Braunschweig 1803.

SUB Göttingen : 8° GEOGR PHYS 334

Der Georgia Augusta widmete Deluc diese Kritik an Carl Christoph Schmieders (1778-1850) „Geognosie nach chemischen Grundsätzen“ (1802), in der er sein eigenes geologisches System vorstellte. Um Einfluss auf die Ausbildung nehmen, versandte Deluc etwa 275 Exemplare des Buches an verschiedene deutsche Universitäten und Bildungseinrichtungen. Deluc und Schmieder waren Mitglieder der international angesehenen „Societät für die gesamte Mineralogie zu Jena“, deren Präsident seit 1803 Johann Wolfgang Goethe (1749-1832) war.

**N 7** Johann Friedrich Blumenbach u. a.:

Eigenhändiges Zirkular mit Unterschriften über die Ernennung von Jean André Deluc (1727–1817) zum Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften. Mit eigenhändigen Unterschriften und Stellungnahmen von Eichhorn, Gauß, Himly, Reuß, Spitteler u.a. Göttingen, 14. September 1815. Beil. 1: Eigenhändiger Vorschlag von Abraham Gotthelf Kästner, o.D. Beil. 2: Eigenhändige Stellungnahme Blumenbachs, o.D. 2° (1 Doppelbl. u 2. Bl.).

Akademie der Wissenschaften: Pers. 12, Nr. 80 u. Beil.

Im Jahre 1815, elf Jahre nach seiner Abreise aus Deutschland, wurde Deluc zum Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften ernannt. Er blieb in Erinnerung, weil mit seiner Berufung die Geologie erstmalig als Universitätsfach institutionalisiert worden war.

# Die Herschels – eine hannoveranische Astronomenfamilie in England

*Klaus Beuermann*

Die Personalunion zwischen dem Kurfürstentum Hannover und dem Königreich Großbritannien von 1714 bis 1837 förderte dank kaum vorhandener bürokratischer Hemmnisse die Migration und den Transfer von Ideen und Fertigkeiten vom Kontinent nach Großbritannien. Der bekannteste Hannoveraner in England ist der aus Halle gebürtige Georg Friedrich Händel, der 1710 kurfürstlicher Kapellmeister in Hannover wurde, sich 1712 in London niederließ und 1759 als weltberühmter Komponist in der Westminster Abbey seine letzte Ruhestätte fand. Kaum geringeren Einfluss übte im Bereich der Naturwissenschaften eine Familie aus, die ebenfalls aus Hannover stammte: der Musiker und Hobbyastronom Friedrich Wilhelm Herschel (1738–1822), seine Schwester Caroline Lukretia Herschel (1750–1848) und Wilhelms Sohn John Frederick William Herschel (1792–1871). Wilhelm und Caroline Herschel waren als Musiker bzw. als Sängerin sehr begabt und kamen als Wissenschaftler bzw. als Wissenschaftlerin zu höchsten Ehren, Doppelbegabungen, wie sie nur selten vorkommen. John Herschel war ein berühmter Astronom und einer der letzten Universalgelehrten. Ihm wurde die Ehre eines Staatsbegräbnisses in der Westminster Abbey zuteil, wie vor ihm Isaac Newton und Georg Friedrich Händel.

## 1. Die wirtschaftliche Situation in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Die Auswanderung nach England wurde durch die wirtschaftliche Stagnation in den deutschen Staaten gefördert, die noch eine Nachwirkung des Dreißigjährigen Krieges war und die durch die immer wieder aufflackernden Kriege im Laufe des 18. Jahrhunderts nicht überwunden wurde. Diese Kriege entstanden aus umstrittenen Nachfolgeregelungen, den Auseinandersetzungen um Schlesien und der Konfrontation der konservativen deutschen Staaten mit dem nachrevolutionären Frankreich. Ein weiterer Anreiz zur Umsiedelung war der wirtschaftliche Aufschwung in England durch die beginnende industrielle Revolution seit dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts und den daraus resultierenden Handelsvorteilen der englischen Manufakturen. Die verbesserten Fertigungsmethoden machten u.a. englische wissenschaftliche Instrumente im 18. Jahrhundert zu den besten, begehrtesten und teuersten der Welt. Praktisch alle guten Instrumente in deutschen astronomischen Observatorien dieser Zeit waren englischer Provenienz. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde dieser Vorsprung

von deutschen Herstellern wie Fraunhofer, Repsold, Reichenbach, Utzschneider u.a. eingeholt. Noch 1814 überlegte Carl Friedrich Gauß, ob er sich einen Meridiankreis von Troughton für die neue Sternwarte in Göttingen würde leisten können<sup>1</sup> und zog dann der geringeren Kosten wegen ein ebenfalls exzellent gefertigtes Instrument von Reichenbach in München vor. Auch das Heliometer<sup>2</sup>, das Gauß 1814 von Fraunhofer erwarb und das sich heute noch in der Sternwarte befindet, war englischen Instrumenten ebenbürtig oder überlegen. Kurz nach der Jahrhundertwende verlor England seine Vormachtstellung in der Fertigung feinmechanisch/optischer Instrumente.

## 2. Friedrich Wilhelm (Sir William) Herschel (1738–1822)

Friedrich Wilhelm Herschel wurde 1738 als drittes von sechs überlebenden Kindern des Militärmusikers und Oboisten Isaak Herschel und seiner Frau Anna in Hannover geboren. Wie mehrere seiner Geschwister war Wilhelm ebenfalls musikalisch veranlagt und schlug mit 14 Jahren die Laufbahn eines Oboisten in der Hannoverschen Garde ein. Vom Vater wurden die Kinder in die Musik eingeführt, er vermittelte ihnen aber auch die Anfangsgründe der Philosophie und Astronomie. Die lange Zeit, die sein Vater im Feld verbrachte, das desaströse Ergebnis der Schlacht von Halstenbeck 1757 gegen die Franzosen und die Gesundheitsschäden, die sein Vater und er im Krieg davontrugen, raubten dem 19-jährigen Friedrich Wilhelm („Fritz“) die Illusion eines Lebens mit Zukunft im Dienste des Militärs. Dabei galt der Angriff der Franzosen nicht eigentlich dem Kurfürstentum Hannover, sondern England mit dem Ziel der Kompensation für den erwarteten Verlust französischer Besitzungen in Kanada. Um ihn aus den Kriegswirren herauszuhalten, ließ sein Vater den Jungen am 26. Juli 1757 nach England reisen, das beide schon aus einem früheren Besuch kannten.

Es überrascht nicht, dass Wilhelm Herschel anfänglich einige Mühen hatte, sich in England als Musiker zu etablieren. Er akzeptierte Stellen als Kopist und Musiklehrer, wurde aber bereits 1760 Leiter der *Durham Band* und 1762 Leiter der Abonnementskonzerte in Leeds. In diesen Jahren schrieb er mehrere Sinfonien und beschäftigte sich außerdem mit Mathematik und Astronomie. Der Durchbruch als Musiker gelang ihm, als er 1766 Organist der *Octagon Chapel* des mondänen Kurorts Bath wurde und 1775 als Nachfolger von Thomas Linley mit der Stelle des Direktors des *Bath Orchestra* eine der führenden Positionen des britischen Musiklebens erlangte. Neben Wilhelm Herschel suchten auch sein Bruder Alexander sowie seine Schwester Caroline (s. unten) ihr Heil in Großbritannien.

1 M. Brendel in: Gauß, Carl Friedrich: Werke, Bd. 11.2, S. 83.

2 Teleskop mit zweigeteilter Linse, das zwei Bilder erzeugt und zum Messen von Winkelabständen dient. Dies ist das Instrument, das auf der berühmten Lithografie von Ritmüller „Gauß auf der Terasse der Sternwarte“ dargestellt ist.

Neben seinen Erfolgen als Musiker beschäftigte sich Wilhelm Herschel intensiv mit Mathematik und Astronomie. Caroline beschreibt die Intensität, mit der sich ihr Bruder in die Astronomie einarbeitete, folgendermaßen „... er ging mit *Ferguson's Astro-nomie zu Bett, schlief begraben unter seinen Lieblingsautoren und seine ersten Gedanken des Morgens waren, wie er sich die Instrumente beschaffen könne, um die Objekte beobachten zu können, über die er las*“. Wilhelm Herschel selbst schrieb später, als er bereits Dirigent in Bath war, dazu: „*Während dieser Zeit führte ich meine astronomischen Beobachtungen fort & nichts fehlte jetzt mehr daran, meine Glückseligkeit zu vervollkommen, als genügend Zeit zu haben, meine Teleskope zu genießen, die ich so sehr schätzte, daß ich oft während der Musikpausen vom Cembalo im Theater weglief, um die Sterne zu betrachten, und zurückkam bevor die Musik wieder begann*“.

Da er zunächst nicht über ausreichende Mittel verfügte, um ein gutes Teleskop zu kaufen, erwarb er die erforderlichen Gerätschaften und begann, seine eigenen Teleskope herzustellen, wiederum unterstützt von der angeleiteten Caroline. Aufgrund der schwierigen Herstellung zusammengesetzter achromatischer Linsen<sup>3</sup> verlegte sich Herschel auf die Produktion metallener Hohlspiegel.<sup>4</sup> Nach vielen Mühen war er 1774 am Ziel und konnte mit seinem ersten selbst angefertigten Spiegelteleskop den Himmel betrachten. Herschels astronomische Beobachtungen waren in ihrer systematischen Art weit von denen eines reinen Liebhaberastronomen entfernt. Da die beträchtlichen Abbildungsfehler der Instrumente jener Zeit eine Unterscheidung von ausgedehnten planetaren Körpern und punktförmigen Sternen erschwerten, wechselte er für jedes betrachtete Objekt die Vergrößerung der Abbildung, weil die Erkennung einer planetaren Natur, d.h. eines ausgedehnten Scheibchens, eine starke Vergrößerung erforderte, das Absuchen des Himmels dagegen mit kleinerer Vergrößerung und entsprechend ausgedehnterem Gesichtsfeld erfolgen musste. Auf diese Weise, systematisch Objekt auf Objekt beobachtend, gelang ihm am 13. März 1781 die Entdeckung eines neuen Planeten, des ersten seit dem Altertum. Zunächst hielt Herschel ihn für einen Kometen<sup>5</sup>, seine wahre Natur als neuer Planet aber ergab sich aus Ge-

---

3 Achromatische Objektive bestehen meist aus zwei verkitteten Linsen unterschiedlicher Brechkraft aus Kronglas und Flintglas und vermeiden die Farbfehler einzelner Linsen. Teleskope mit solchen Objektiven wurden mit großem Erfolg zuerst von John Dollond (1706–1761) und seinem Sohn Peter Dollond (1730–1820) in London hergestellt.

4 Metallspiegel kann man dauerhaft polieren. Der Metallspiegel des Göttinger Herschel-Teleskops ist auch heute, nach über 200 Jahren, noch von guter Qualität. Mit Silber bedampfte Glasspiegel verlieren ihre hohe Reflektivität dagegen schnell. Heute benutzt man meist Glaskeramik mit Aluminiumbedampfung.

5 Kometen sind mit Durchmessern von einigen 10 km viel kleiner als Planeten, aber viel häufiger. Uranus hat einen Durchmesser von 49.000 km und ist bei dunklem und klarem Himmel als ein Objekt der Größenklasse 5.8 gerade noch mit bloßem Auge sichtbar.

sprächen mit Maskelyne, dem *Astronomer Royal* und Direktor des Greenwich Observatory und, nachdem zusätzliche Positionen bestimmt waren, aus Bahnberechnungen von Lexell in St. Petersburg und Laplace in Paris. Diese Entdeckung kam einem Umsturz gleich, weil sie zeigte, dass das seit der Antike bekannte System der sieben sich bewegenden Himmelskörper, Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn<sup>6</sup>, unvollständig war. Während Herschel den neuen Planeten Georg III. zu Ehren *Georgium Sidus* nannte, setzte sich später der Name *Uranus* durch, mit dem die Namensgebung auf der Grundlage der griechisch-römischen Mythologie fortgesetzt wurde.<sup>7</sup> Die hohe Anerkennung, die ihm das offizielle wissenschaftliche England zollte, erkennt man daran, dass ihm bereits im November 1781 die goldene Copley Medaille<sup>8</sup> der Royal Society verliehen wurde und dass er am 7. Dezember 1781 zum Mitglied der Royal Society gewählt wurde. Eine bedeutende Umwälzung in Herschels Leben war die 1782 erfolgte Ernennung zum königlichen Hofastronomen (*court astronomer*) mit einem Jahresgehalt von £ 200.<sup>9</sup> Dies bedeutete den Wechsel vom Berufsmusiker zum Berufswissenschaftler und einen Wechsel des Wohnsitzes von Bath nach Slough, nahe dem königlichen Schloss in Windsor. Herschel setzte beim König durch, dass Caroline seine Mitarbeiterin bleiben konnte und 1787 ein Gehalt von £ 50 erhielt (s. unten). In der Folgezeit führte er mit Caroline ein umfangreiches Programm zur Entdeckung und Katalogisierung von ausgedehnten astronomischen Objekten durch, das in einen Katalog von 2500 Objekten mündete, die später als Galaxien, Gasnebel, Kugelsternhaufen und galaktische Sternhaufen erkannt worden sind.<sup>10</sup> Aufgrund seiner umfangreichen Verdienste wurde Wilhelm Herschel

---

6 Die siebentägige Woche und die nach Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn benannten Wochentage sind babylonisch-ägyptischen Ursprungs und wurden im Jahre 321 auch im Römischen Reich eingeführt.

7 Saturn ist der mythologische Vater von Jupiter, während Saturn/Kronos von Uranos gestürzt wurde. Auch die Namen der Planeten Neptun (1846) und Pluto (1930) entstammen der griechisch-römischen Mythologie. Erst bei den Pluto an Größe nicht viel nachstehenden, noch entfernteren Planetoiden Quaoar (2002) und Sedna (2004) ging man zu einer Namensgebung aus der Mythologie der nordamerikanischen Ureinwohner über.

8 Die Copley Medaille erhielten u.a. auch Carl Friedrich Gauß und Wilhelm Herschels Sohn John.

9 Dr. William Watson, Mitglied der Royal Society, bemerkte zu dem von Georg III. gebotenen Gehalt: „Never before was honour purchased by a monarch at so cheap a rate“. £ 200 entsprachen knapp 1400 Rthl. Das sind mehr als die Gauß bei seiner Berufung in Göttingen gebotenen 1000 Rthl. Jahresgehalt. Lagrange und Laplace in Paris erhielten dagegen umgerechnet nahezu 8000 Rthl. Jahresgehalt.

10 Dieser Katalog ist der Vorläufer des heute verwendeten New General Catalog (NGC) und des Index Catalog (IC).





*Abb. 28 Herschel-Teleskop (O 1)*

1816 als Sir William Herschel in den hannoverschen Adelsstand erhoben und 1820 zum Präsidenten der kurz zuvor gegründeten Royal Astronomical Society ernannt.<sup>11</sup> Die Anerkennung als international führender Astronom seiner Zeit ließ den Musiker und Komponisten William Herschel bald in Vergessenheit geraten.<sup>12</sup>

Herschels Entdeckung des Planeten Uranus war ein Glücksfall. So war Uranus bereits von dem ersten königlichen Astronomen John Flamsteed als *34 Tauri*, d.i. Stern Nr. 34 im Sternbild Taurus, in seinen Katalog der Fixsterne aufgenommen worden. Er hatte die Position nicht ein zweites Mal überprüft und ihn deshalb nicht als Wandelstern erkannt. Auch Tobias Mayer, Direktor der Göttinger Sternwarte, und der deutsche Astronom Bode hatten Uranus bereits vor Herschel gesichtet, aber ebenfalls für einen Stern gehalten. Band III des Flamsteed'schen Sternkatalogs führt den irrtümlich als Stern identifizierten Uranus als *34 Tauri* auf – einen Stern an der von Flamsteed bezeichneten Stelle gibt es allerdings nicht.

Ausführlich befasste sich Wilhelm Herschel mit Doppelsternen, deren Bahn- bewegung er entdeckte und die er auf die universell wirkende Gravitation zurück- führte, eine Deutung, die seinerzeit noch keineswegs Allgemeingut war. Er versuchte, die Parallaxe genannte Bewegung nahe gelegener Sterne gegen den Hintergrund weiter entfernt liegender Sterne aufgrund der jährlichen Bahn- bewegung der Erde zu messen, was ihn im Erfolgsfall zusammen mit der Doppelstern- bewegung unmittelbar zu den Massen der Sterne geführt hätte.<sup>13</sup> In weiteren astronomischen Arbeiten be- fasste er sich mit veränderlichen Sternen, mit der rekurrierenden Fleckenhäufigkeit auf der Sonne sowie mit den dadurch möglicherweise auf der Erde ausgelösten Klima- schwankungen und schließlich mit der Natur der weißen Polkappen des Planeten Mars, die er bereits als Schnee oder Raureif deutete. Er fand neben Uranus auch zwei seiner Monde<sup>14</sup> und entdeckte die Eigen- bewegung der Sonne relativ zu den umge-

---

11 Erster Patron der Königlichen Astronomischen Gesellschaft war König Georg IV. Erster Präsident war für kurze Zeit der in der Gründungs-Charta genannte Sir James South, dem Sir William Herschel noch 1820 nachfolgte.

12 Nur ein kleiner Teil seiner Kompositionen ist erhalten. Eine gute Aufnahme auf CD stammt von dem Astrophysiker Dominique Proust, Observatoire de Meudon, 1992, Disques DOM, 4–6 rue du Donhon, 94300 Vincennes. Herschels Sinfonie Nr. 13 in D-Dur (1762) und ein Konzertsatz für Oboe und Orchester in C-Dur wurden anlässlich einer astronomischen Tagung der Sternwarte Göttingen 2001 in der Aula der Universität vom Orchester Göttinger Musikfreunde unter dem Dirigenten Christian Hammer aufgeführt und auf CD aufgenom- men.

13 Die erste Messung der Parallaxe eines Fixsterns (61 Cygni) gelang jedoch erst Bessel in Königsberg 1838.

14 Herschel meinte, sechs Monde des Uranus entdeckt zu haben, aber vier davon erwiesen sich als nicht existent, ein Hinweis auf die keineswegs optimalen Abbildungseigenschaften seiner Teleskope.

benden Fixsternen<sup>15</sup>, obgleich dies damals kaum mehr als eine Spekulation war. Zu den Entdeckungen, die seiner Zeit weit vorausgriffen, gehört auch seine Erkenntnis, dass die Sonne sich nahe der Symmetrieebene des flachen Sternsystems unserer Milchstraße befindet, dessen Dicke messbar, dessen Ausdehnung in der Scheibenebene jedoch „unergründlich“ sei.<sup>16</sup> Als erster hat er auch die Meinung vertreten, dass die Spiralnebel riesige Ansammlungen von Sternen seien. Bedeutend ist weiterhin seine im Jahre 1800 publizierte Beobachtung, dass das von einem Prisma in Farben zerlegte Licht jenseits des Roten eine Wärmestrahlung enthielt, die er mit einem Thermometer nachwies. Später zeigte er, dass diese von ihm „Infrarot“ genannte Strahlung den gleichen optischen Gesetzen gehorcht wie sichtbares Licht.

Herschels instrumentelle Arbeiten gipfelten in der Herstellung eines für die damalige Zeit riesigen Teleskops mit 1,22 m Spiegeldurchmesser und 11,90 m Brennweite, finanziert vom König mit insgesamt £ 4000. Dieses 1789 fertig gestellte Teleskop<sup>17</sup> bot Herschel offenbar einen unvergesslichen Blick auf Saturn mit sechs seiner Monde. Einen siebenten Mond entdeckte er später. Das riesige Teleskop wurde von den Zeitgenossen als technisches Meisterwerk bewundert, war allerdings sehr unhandlich, da ihm eine moderne Montierung fehlte. Es bestand über Wilhelm Herschels Tod hinaus, insgesamt nahezu 50 Jahre, bis es sein Sohn, der Astronom Sir John Herschel, im Jahre 1838 nach einer kleinen Zeremonie abreißen ließ.<sup>18</sup> Wilhelm Herschels kleinere Teleskope ähnlicher Bauart wurden an viele Observatorien geliefert, und das Einkommen, das er aus dem Verkauf dieser exzellenten Instrumente erzielte, übertraf bald sein Gehalt als Hofastronom. Im Jahre 1786 schenkte Georg III. der in seinen hannoverschen Landen liegenden königlichen Sternwarte an der Universität zu Göttingen ein Teleskop aus Herschels Fertigung, das noch erhalten ist. Ein weiteres sehr ähnliches Exemplar zeigt ein zeitgenössisches Gemälde des Beobachtungsraums des Radcliffe-Observatoriums in Oxford.<sup>19</sup> Das Teleskop der Göttinger Sternwarte ist geringfügig größer als das, mit dem Herschel Uranus entdeckte, und etwas kleiner als das, mit dem er dessen erste Monde entdeckte. Dieses Teleskop wurde durch königliche Prinzen nach Göttingen gebracht und hier im Juli 1786 auf der alten Sternwarte auf dem Turm der Stadtbefestigung in der Turmstrasse durch Wilhelm Herschel persönlich eingerichtet.

---

15 In einer der Royal Society eingereichten Veröffentlichung Motion of the Solar System in Space, 1783.

16 Herschel benutzt den Ausdruck fathomless. Der Royal Society zwischen 1784 und 1818 eingereichte Veröffentlichungen, insbesondere sein Aufsatz On the Construction of the Heavens (1785).

17 Transactions of the Royal Society, 85 (1789).

18 Reste des Teleskops sind auf dem Gelände des Royal Observatory Greenwich zu sehen.

19 Müller, Peter: Sternwarten in Bildern, Berlin/Heidelberg/New York 1992, S. 75.

Andere erhaltene Teleskope der Göttinger Sternwarte aus britischer Fertigung sind zwei achromatische, nach ihrem Hersteller *Dollond* benannte Teleskope und ein Teleskop von *Short*.<sup>20</sup> Die Herkunft dieser Teleskope zeigt den um 1785 noch ungebrochenen Vorrang britischer Instrumentenhersteller.

Wilhelm Herschel fügte sich dem englischen gesellschaftlichen Leben ein, sowohl in privater wie auch in fachwissenschaftlicher Hinsicht. Er heiratete am 8. Mai 1788 die reiche Kaufmannswitwe Mary Pitt und hatte mit ihr einen Sohn, John Herschel. Sir William Herschel starb hochgeehrt im Jahre 1822 in Slough und wurde unter dem Turm der St. Laurence Kirche nahe seinem riesigen Teleskop begraben.

### 3. Caroline Lukretia Herschel (1750–1848)

Caroline Herschel wurde von ihrer Mutter, die selbst des Lesens und Schreibens unkundig war, eine über das Notwendigste hinaus gehende Erziehung versagt. Dem Zeitgeist entsprechend sollte sie nur die Fertigkeiten einer Hausfrau erlernen, damit sie „*ein grober Klotz aber ein nützlicher*“ bliebe. Der Vater war weniger rigide und zeigte ihr die Wunder des Himmels, darunter einen Kometen. Eine wissenschaftliche Tätigkeit, eine Ausbildung zur Sängerin, selbst eine Ausbildung zur Weißnäherin, die ihr eine eigene Unterhaltsquelle erschlossen hätte, wurden ihr als unnützlich versagt. Durch Krankheit in der Jugendzeit sehr kleinwüchsig und ohne Vermögen, hatte sie auch kaum Chancen auf eine Eheschließung. Sie blieb das Aschenputtel der Familie. Aus dieser misslichen Lage befreite sie ihr Bruder „Fritz“, als er 1772 seine geliebte kleine Schwester „Lina“ zu sich nach Bath holte.

Dort führte Caroline ihrem Bruder den Haushalt, er bildete sie aber auch als Sängerin aus, unterrichtete sie in Mathematik und Astronomie und brachte ihr manuelle Tätigkeiten wie das Schleifen optischer Spiegel bei, letztlich also all die Dinge, die ihm selbst wichtig waren. Caroline blühte sichtlich auf. Nach einigen Jahren trat sie als Solosopranistin zusammen mit Wilhelm als Dirigenten und dem ebenfalls nach England emigrierten Bruder Alexander als Orchestermittglied in Bath auf. Sie erhielt nach einer Aufführung des „Messias“ ein Angebot, als Sängerin in London aufzutreten, wollte aber die Obhut ihres Bruders nicht verlassen. Ebenso wie Wilhelm galt ihr eigentliches Interesse der Astronomie. Sie hatte beträchtlichen Anteil an Wilhelms astronomischen Arbeiten, zum Teil als Gehilfin<sup>21</sup>, zum Teil aber sicher auch als kompe-

20 Das Teleskop von James Short (1710–1768) gelangte um 1765 als Geschenk des damaligen Herzogs von York an die Göttinger Sternwarte. Die beiden Geräte von Dollond wurden 1780 bzw. 1785 gekauft (Lowitzsches Inventarverzeichnis der Göttinger Sternwarte von 1763/1804).

21 Die Registrierung astronomischer Beobachtungen am Teleskop erfordert eine kompetente zweite Person, die beobachtete Durchgangszeiten, eingestellte Horizonthöhen und Be-

tente und eigenständige wissenschaftliche Partnerin.<sup>22</sup> Nach dem Umzug in die Nähe von Windsor schenkte ihr Wilhelm einen eigenen kleinen Refraktor<sup>23</sup>, mit dem sie den Himmel absuchen und eigene Beobachtungsreihen durchführen konnte. 1786 erhielt sie ein größeres Spiegelteleskop aus der eigenen Herschel'schen Produktion, mit dem sie vom flachen Dach des Hauses in Slough aus Beobachtungen durchführte.

Caroline Herschel ist besonders als Entdeckerin von acht Kometen, darunter mehreren neuen, bekannt geworden. Ihren ersten Kometen entdeckte sie am 1. August 1786<sup>24</sup> mit dem großen Teleskop ihres Bruders. Ihre Urheberschaft führte zur Bezeichnung des neuen Kometen als *“first lady's comet”*, aber auch zur Anerkennung ihrer Arbeit durch die Royal Society und zur Gewährung eines eigenen jährlichen Gehalts von £ 50 durch den König. Sie war damit die erste Berufsastronomin. Als zweites Hauptwerk hat sie den von dem ersten *Astronomer Royal* John Flamsteed (1646–1719) verfassten Sternkatalog sorgfältig bearbeitet und eine Ergänzung von 561 Sternen tabelliert, die von der Royal Society publiziert und sehr gelobt wurde. Der Flamsteed'sche Katalog<sup>25</sup> aus Caroline Herschels Besitz ist nach ihrem Tod der

---

merkungen zu den beobachteten Objekten notiert. Beide Tätigkeiten erfordern eine unterschiedliche Adaption der Pupille und damit zwei Personen.

- 22 Sie wirkte an über 60 Publikationen mit, ohne dass ihr Name allerdings in ihnen erwähnt wird.
- 23 Ein solches Teleskop mit großem Gesichtsfeld nennen die Astronomen Kometensucher (engl. comet finder).
- 24 Caroline Herschel entdeckte diesen Kometen, als ihr Bruder gerade in Göttingen weilte, um dort das bereits erwähnte Teleskop zu übergeben und einzurichten. Dieser Komet wurde von ihr 1795 zum zweiten Mal gesichtet und unabhängig von Pons im Jahre 1818. Er erhielt später den Namen „Encke“, weil Johann Franz Encke (1791–1865), seinerzeit Vize-Direktor der Sternwarte Gotha, die Bahn dieses mit einer Periode von 3.3 Jahren wiederkehrenden Himmelskörpers berechnete. Encke wurde 1825 Direktor an der Berliner Sternwarte.
- 25 Das als *Historiae Coelestis Britannicae* bezeichnete dreibändige Werk hat eine bewegte Publikationsgeschichte. Der Astronom Royal John Flamsteed wurde vom Mitglied der Royal Society Edmond Halley sehr gedrängt, seinen Sternkatalog zu veröffentlichen, was jedoch mit Kosten verbunden war, die Flamsteed scheute. Selbst als Halley als die erforderlichen Mittel vom dänischen Königshaus eingeworben hatte, weigerte sich Flamsteed, woraufhin Halley Flamsteeds Katalog gegen dessen Willen in 400 Exemplaren drucken ließ. Mit Hilfe von Lord Chamberlain kaufte Flamsteed verärgert die für ihn noch erreichbaren 300 Exemplare auf und ließ sie verbrennen. Diese erste inoffizielle Version des Flamsteed'schen Katalogs enthielt die heute noch gebräuchliche Nummerierung der Sterne und damit Bezeichnungen wie den nicht existierenden „Stern“ 34 Tauri. Caroline Herschels Kopie des Katalogs ist ein Exemplar der offiziellen (posthumen) Publikation Flamsteeds, für die die Nummerierung der Sterne entfernt wurde. Caroline hat diese Nummerierung am Rand handschriftlich wieder nachgetragen. Diese Kopie trägt neben Caroline Herschels handschriftlicher Signatur als Carolina Herschel auch die Signatur eines vermutlichen Vorbesitzers R. D. Combé, der nicht identifiziert werden konnte. Halley, Flamsteeds Intimfeind, wurde dessen Nachfolger als königlicher Astronom.

Sternwarte Göttingen übereignet worden und wird dort noch heute verwahrt. Flamsteed entfernte in der offiziellen posthumen Publikation seines Katalogs die von ihm eingeführte Nummerierung der Sterne (neu mit 1 beginnend für jedes Sternbild). Diese hatte sich aber durch den Halleyschen „Raubdruck“ bereits als zweckmäßig eingebürgert, und Caroline fügte sie in ihrem Exemplar handschriftlich am Rand wieder hinzu. Band III führt den irrtümlich als Stern identifizierten Uranus als *34 Tauri* auf. Die Flamsteed'sche Bezeichnung der Sterne wird auch heute noch benutzt – aber die Liste enthält nur *33 Tauri*, *35 Tauri etc.*, einen Stern *34 Tauri* gibt es nicht. Im Rahmen der Arbeiten mit ihrem Bruder am großen Katalog diffuser Objekte entdeckte Caroline Herschel 14 neue „Nebel“, darunter die Sternbildungs-Galaxie NGC 253 und die den Andromedanebel begleitende elliptische Zwerggalaxie NGC 205. Die Ausarbeitung dieses 2500 Objekte umfassenden Nebelkatalogs<sup>26</sup> hat sie über Wilhelms Tod hinaus beschäftigt. Dieser Katalog ist weitgehend ihr Werk und wurde von John Herschel nach weiterer Überarbeitung und unter Hinzufügung der Objekte am Südhimmel als General Catalogue herausgegeben (s. unten). Die Neufassung durch Dreyer ist der New General Catalogue, aus dem die NGC-Bezeichnung der Objekte stammt.

Caroline Herschels Leben veränderte sich mit der späten Heirat ihres Bruders, doch das Verhältnis zu ihrer Schwägerin war nach anfänglichen Schwierigkeiten gut, und seit 1799 widmete sie sich hingebungsvoll der Unterrichtung ihres 1792 geborenen Neffen John.<sup>27</sup> Sie brachte ihm Mathematik und Astronomie bei und führte mit ihm chemische und physikalische Experimente durch. Zu John hatte sie zeitlebens ein sehr enges Verhältnis, das in ihrem ausgedehnten Briefwechsel mit ihm dokumentiert ist.<sup>28</sup> Als John 1834 zu seiner Expedition nach Südafrika zur Vermessung und Katalogisierung der Sterne am Südhimmel aufbrach, hätte sie ihn liebend gerne begleitet, wenn sie 30 oder 40 Jahre jünger gewesen wäre. Er solle nur „in Gottes Namen“ fahren, äußerte die 84-Jährige etwas bedauernd.<sup>29</sup> Zu dieser Zeit lebte Caroline schon lange wieder in Hannover, versorgt durch eine lebenslange Rente als Vermächtnis ihres Bruders.

Caroline hat sich nie so ganz in das Leben in England eingewöhnen können wie ihre Brüder. Unmittelbar nach dem Tode Wilhelms im Jahre 1822 und nach 50-jähriger Tätigkeit in England packte Caroline für ihre Rückkehr nach Hannover, ein Entschluss, den sie später bereute. Ihre Memoiren sind das Zeugnis einer ganz der Wissenschaft verschriebenen Frau. In Hannover beschäftigte sie sich, bereits 72 Jahre alt, weiterhin mit der Auswertung der Daten, die sie zusammen mit Wilhelm aufgenommen

---

26 S. Fußnote Nr. 10.

27 Ihre letzte Veröffentlichung aus der Zeit in Slough stammt aus dem Jahre 1799.

28 Herschel, M. C.: *Memoirs and Correspondence of Caroline Herschel* (1876); *Caroline Herschel's autobiographies*, ed. by M. Hoskin, Cambridge 2003.

29 Lubbock, Constance A.: *The Herschel Chronicle*, Cambridge 1933, S. 382.

men hatte. Insbesondere brachte sie die Arbeiten an dem großen Nebelkatalog zum Abschluss, den sie John Herschel zum Geschenk machte. Die kleine alte Frau war nun eine Berühmtheit, die von großen Wissenschaftlern wie Carl Friedrich Gauß und Alexander von Humboldt besucht wurde. Aufgrund ihrer Verdienste um die Wissenschaft verlieh ihr die Royal Astronomical Society 1828 eine goldene Medaille, 1832 erhielt sie eine Medaille des dänischen Königs. 1835 wurde sie zum Ehrenmitglied der Royal Astronomical Society gekürt, 1838 zum Ehrenmitglied der Irischen Astronomischen Gesellschaft. Außerdem erhielt sie 1846 vom preußischen König die goldene Medaille der Preußischen Akademie der Wissenschaften. An ihrem 97. Geburtstag empfing sie das Kronprinzenpaar und sang zur Unterhaltung ein siebzig Jahre zuvor von ihrem Bruder für sie komponiertes Lied. Der Mondkrater *C. Herschel* im Sinus Iridium und der Planetoid *Lucretia* wurden posthum nach ihr benannt. Sie starb am 9. Januar 1848 in Hannover. Ihr Grabstein auf dem dortigen Gartenfriedhof enthält die Inschrift:

*„Hier ruhet die irdische Hülle von Caroline Herschel geb. zu Hannover den 16. März 1750 gestorben den 9. Januar 1848. Der Blick der Verklärten war hienieden dem gestirnten Himmel zugewandt, die eigenen Cometen Entdeckungen und die Theilnahme an den unsterblichen Arbeiten ihres Bruders, Wilhelm Herschel, zeugen davon bis in die späte Nachwelt. Die Königliche Irische Akademie in Dublin und die Königliche Astronomische Gesellschaft in London zählten sie zu ihren Mitgliedern. Im Alter von 97 Jahren 9 Monaten 24 Tagen entschlief sie mit heiterer Ruhe und bei voller Geisteskraft, ihrem zu einem bessern Leben vorangegangenen Vater, Isaac Herschel, folgend, der ein Lebensalter von 60 Jahren 2 Monaten und 17 Tagen erreichte und seit dem 25. März 1767 hier begraben liegt.“*

Caroline Lukretia Herschel war eine Frau, die ihr Leben sowohl der Wissenschaft wie dem Wohlergehen ihrer Familie widmete. Die Zeit, in der sie lebte, verstand die Selbstverwirklichung großer Geister in Kultur und Wissenschaft vorwiegend als ein Privileg der Männer. Die ihr erwiesenen Ehrungen belegen gleichwohl den tiefen Eindruck, den sie als Persönlichkeit auf ihre Zeitgenossen machte, und die Bedeutung der von ihr erarbeiteten wissenschaftlichen Ergebnisse.

#### **4. John Frederick William Herschel (1792–1871)**

Wilhelm Herschels Sohn mit Mary Pitt, John Frederick William Herschel, wurde als Astronom und als in verschiedenen anderen Bereichen ungemein kreativ tätiger Wissenschaftler eine der dominierenden Gestalten der britischen Wissenschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Seine Beziehung zum hannoverschen Ursprungsland war durch seine dorthin zurückgekehrte Tante lebendig, aber er fühlte sich ganz als Engländer und hatte nur durch Caroline zur hannoverschen Heimat seines Vaters eine persönliche Verbindung. John studierte am St. John's College in Cambridge und erwarb ersten Ruhm als ein Mathematiker, der diese Disziplin in Großbritannien auf das

kontinentale Niveau hob. Sein eigentliches Interesse galt der Chemie, und in der Tat gehören bedeutende Beiträge zu chemischen Prozessen auf dem Gebiet der Photographie zu den vielseitigen Ergebnissen dieses produktiven Geistes. Die heute noch gebräuchlichen photographischen Ausdrücke *Positiv* und *Negativ* stammen von John Herschel. Durch Wollaston kam er zur Physik und durch seinen Vater zur Astronomie, dessen bahnbrechende Arbeiten er mit detaillierten Untersuchungen und ersten Bahnbestimmungen von Doppelsternen und der umfänglichen Katalogisierung von „Nebeln“ am Südhimmel fortsetzte. Schon 1821 erhielt er die Copley Medaille der Royal Society für seine mathematischen Arbeiten, 1827 wurde er Präsident der Royal Astronomical Society und 1831 als Sir John Herschel geadelt. Von nachhaltiger Bedeutung auf astronomischem Gebiet ist vor allem seine erste tiefe Durchmusterung des Südhimmels, die er von 1834–1838 von Feldhausen bei Kapstadt aus durchführte. Anlass dazu war die Fertigstellung des *Royal Observatory* in Kapstadt 1828, eine der großen Sternwarten, die in Nachfolge der Observatorien von Oxford, Gotha und Göttingen gebaut wurden.<sup>30</sup> Weniger bekannt als John Herschels Südhimmeldurchmusterung ist seine in Feldhausen und Umgebung entstandene Dokumentation der Flora Südafrikas in Form einer großen Zahl von prächtigen Aquarellen, für die John mit einer *camera lucida* die Zeichnungen herstellte, die seine Frau Margaret dann aquarellierte.<sup>31</sup>

John Herschel ist Autor mehrerer Bücher, darunter als bedeutendste sein *Discourse on Natural Philosophy* (1830) und *Outlines of Astronomy* (1849) sowie der auf Wilhelms und Carolines Werk aufbauende und zusätzlich seine eigenen Ergebnisse der Südhimmeldurchmusterung enthaltende *General Catalogue of Nebulae* (1864).<sup>32</sup> Die im *General Catalogue* aufgeführten Objekte sind Galaxien, Gasnebel, Kugelsternhaufen (sehr alter Sterne) und galaktische Sternhaufen (jüngerer Sterne). Sir John Herschel war Mitglied fast aller Akademien, Präsident der Royal Astronomical Society und Sekretär der Royal Society, nicht jedoch deren Präsident, weil er als Reformers knapp einem Kampf zwischen Reformern und Traditionalisten unterlag. Überraschend für viele übernahm er 1850 den mit schwieriger Verwaltungsarbeit verbundenen Posten eines *Masters of the Mint*, vielleicht weil diesen ein Jahrhundert früher auch Isaac Newton innegehabt hatte. Mit John Herschels Namen ist kein heute noch bedeuten-

30 Die gegenseitige Beeinflussung ist durch die Bauabfolge gegeben: Oxford (1772–1778), Gotha (1786–1789), Göttingen (1803–1816), Neapel (1812–1820), Edinburgh (1818–1824), Kapstadt (1820–1828), Helsinki (1831–1834), Berlin (1832–1835), Pulkowo (1835–1839), Bonn (1849–1845), etc.

31 Flora Herscheliana: Sir John and Lady Herschel at the Cape 1834 to 1838, bearb. und hrsg. von Brian Marsden und John Rourke. Johannesburg, South Africa 1996, lim. Auflage 1025 Exemplare.

32 Eine erste Südhimmeluntersuchung stammt vom Edmund Halley, der 1676–78 die Beobachtungen zu seinem *Catalogus stellarum Australium* (1679) durchführte.



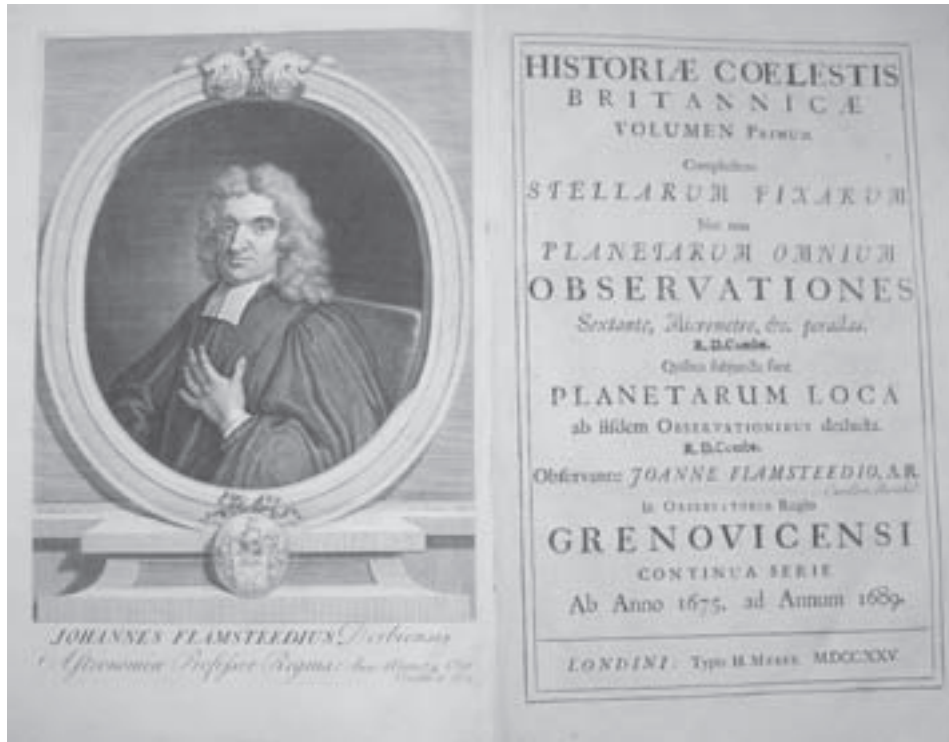


Abb. 29 John Flamsteeds *Historiae Coelestis Britannicae* (O 5)

der Durchbruch verknüpft, was vielleicht darin begründet ist, dass er auf sehr vielen Gebieten arbeitete. Sein Einfluss auf seine Zeitgenossen war jedoch so hoch, dass in seinem Nachruf zu lesen ist: *“In John Frederick William Herschel British science has sustained a loss greater than any which it has suffered since the death of Newton and one not likely to be replaced”*. John Herschel wurde mit einem Staatsbegräbnis und einer Grabstelle in der Westminster Abbey nahe derjenigen Newtons geehrt. Auch die Nachkommen John Herschels haben im öffentlichen Leben Großbritanniens eine Rolle gespielt.<sup>33</sup>

## 5. Schlussbemerkung

Die aus Hannover stammende Astronomenfamilie Herschel hat auf die Entwicklung der Astronomie einen außerordentlichen Einfluss gehabt. Als Instrumentenhersteller hat Wilhelm Herschel Entwicklungen angestoßen, die erst Generationen später voll zum Tragen kamen, und als Beobachter hat er ein immenses Werk hinterlassen, das seine Schwester und sein Sohn in die vollendete Form zitierbarer Kataloge brachten. Als früher Astrophysiker hat er die Emission der Sonne im Infraroten entdeckt sowie die Struktur der Milchstraße und die Natur der Galaxien im Ansatz so erkannt, wie sie erst im 20. Jahrhundert Allgemeingut wurden. John hat die in vielerlei Hinsicht unvollendet gebliebenen Arbeiten seines Vaters auch hinsichtlich der physikalischen Interpretation vollendet und wichtige Erkenntnisse in vielerlei Wissensgebieten gewonnen. In Wilhelm, Caroline und John Herschel lernen wir Mehrfachbegabungen kennen, von denen die ersteren im Kurfürstentum Hannover in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht zur Entfaltung kommen konnten. In der aufgeschlosseneren Kultur des sich industriell entwickelnden Großbritanniens konnten sie jedoch voll aufblühen. Wilhelm Herschel ist heute weltweit als einer der bedeutendsten Astronomen aller Zeiten anerkannt. Nach ihm wurde das 1987 errichtete Teleskop mit einem 4,2-Meter Spiegel der britisch/spanischen Sternwarte auf dem Roque de los Muchachos auf La Palma „William Herschel Telescope“ benannt. An seine Entdeckung der Infrarotstrahlung erinnert der „Herschel“ genannte Forschungssatellit der European Space Agency ESA, der ein für Infrarotmessungen ausgelegtes Teleskop mit einem Spiegel mit 3,5 Meter Durchmesser trägt und 2007 gestartet werden soll.

Als Folge der hannoveranisch-britischen Personalunion und der Verbundenheit von Caroline Herschel mit ihrer Heimat wird ein kleiner Teil des umfangreichen Nachlasses der Herschels in der Universitäts-Sternwarte Göttingen bewahrt.

---

33 Ein Sohn von John Herschel, Sir William John Herschel, führte als Jurist im britischen Indien 1858 die Identifizierung von Menschen durch Fingerabdruck ein. Sir Edward Henry führte diese Methode dann 1901 bei Scotland Yard ein.

## Exponate O

### **O 1** Spiegelteleskop von Friedrich Wilhelm Herschel (um 1785).

Holztubus, L. 3 m, Dm 27 cm, Öffnung 21 cm, in einem Holzgestell mit Rollen

Universitäts-Sternwarte Göttingen: Inv.-Nr. G.005

Spiegelteleskop von Wilhelm Herschel, das dieser im Juli 1786 auf der alten Göttinger Sternwarte in der Turmstraße aufstellte. Es wurde als Geschenk Georgs III. durch britische Prinzen überbracht. In früherer Zeit benutzte es vor allem Ludwig Harding zu Kometenbeobachtungen. Der aus Mahagoniholz gefertigte Tubus war 1886 zerfressen und wurde im Jahre 1893 unter dem Direktorat von Wilhelm Schur ersetzt, das Instrument wurde erneut in das Inventarverzeichnis aufgenommen.

### **O 2** Parabolischer Metallspiegel von Friedrich Wilhelm Herschel (um 1785).

Dm 22,5 cm, Dicke ca. 3 cm, Brennweite ca. 2,5 m, in Aufbewahrungskasten (Messingfassung mit Haltegriff), 1 Okular

Universitäts-Sternwarte Göttingen: Inv.-Nr. D 125

Dieser Spiegel hat über 200 Jahre seine Reflexionskraft bewahrt. Er gehört zu dem hier gezeigten Teleskop und wurde 1786 von Herschel an die alte Göttinger Sternwarte in einer runden Messingkapsel geliefert, in die der Spiegel genau hineinpasste und in der er unter Luftabschluss aufbewahrt werden konnte.

### **O 3** Georg Moritz Lowitz:

Verzeichniss und Beschreibung derer Bülowischen Instrumente [...]. 40 Seiten, Göttingen 1763.

Universitäts-Sternwarte Göttingen: Inv.-Nr. A.004

Dieses handschriftliche Inventarverzeichnis mit Teil A und Teil B wurde von Georg Moritz Lowitz im Jahre 1763 begonnen und durch Karl Felix von Seyffer bis 1804 fortgeschrieben. Es enthält in Teil A die Beschreibung der seinerzeit an die Königliche Sternwarte Göttingen übertragenen Instrumente der Bülow'schen Sammlung und in Teil B die Beschreibung der im späteren 18. Jahrhundert erworbenen Instrumente. Geprüft und abgezeichnet wurden diese Inventarlisten durch Christian Gottlob Heyne. Das Verzeichnis führt das Herschel'sche Teleskop kurz als „Neuanschaffung“ auf und enthält unter späterem Eintrag die hier aufgeschlagene erste Seite einer ausführlichen Beschreibung des Teleskops mitsamt des gelieferten Zubehörs.

### **O 4** Carl Friedrich Gauß:

Tagebuch der astronomischen Beobachtungen auf der königl. Sternwarte zu Göttingen. 1. Band, begonnen November 1808.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Gauß Astron. 13

Der Eintrag vom 4. September 1809 in dem an der Sternwarte geführten

Beobachtungsbuchs bezieht sich auf eine simultane Beobachtung der Bedeckung des Sterns I Geminorum durch den Mond durch Carl Friedrich Gauß, Ludwig Harding und Carl Schumacher als Besucher mit drei Teleskopen: dem Herschel-Teleskop (Gauß), dem „großen Dollond“ (Harding) und dem Spiegelteleskop von Short (Schumacher).

**05** John Flamsteed:

Historiae Coelestis Britannicae, 3 Bde., London 1725. hier: Bd. 1

Universitäts-Sternwarte Göttingen: Inv.-Nr. A.002

Aus dem Besitz von Caroline Herschel mit ihrer handschriftlichen Signatur.

Aufgeschlagen ist die Titelseite des ersten Bandes mit dem Porträt von John Flamsteed (1646-1719), *Astronomer Royal* und erster Direktor des Greenwich Observatory.

**06** John Flamsteed:

Catalogus Britannicus 1689.

In: Historiae Coelestis Britannicae, 3 Bde., London 1725. hier: Bd. 3

Universitäts-Sternwarte Göttingen: Inv.-Nr. A.002

Flamsteed führt hier unter den Positionen der Sterne im Sternbild Stier (Taurus) irrtümlicherweise den Planeten Uranus als Stern Nr. 34 auf und verkennt seine planetare Natur. In dieser Ausgabe des Kataloges spart Flamsteed die Nummerierung der Sterne aus; sie wurde von Caroline Herschel am rechten Rand handschriftlich nachgetragen. Nach Flamsteed beobachteten Tobias Mayer (1723-1762) in Göttingen und Johann Bode (1747-1826) in Berlin Uranus, hielten ihn aber wiederum für einen Stern. Wilhelm Herschel stellte am 13. März 1781 fest, dass andere Kataloge an dieser Stelle keinen Stern verzeichneten. Mit einem dem Herschel-Teleskop typgleichen Teleskop ermittelte er, dass das neue Objekt ausgedehnt war. Er entdeckte den ersten neuen Planeten seit dem Altertum, der nun das System der bekannten sieben Wandel-„Sterne“ erweiterte. Dies waren Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn, die Namensgeber unserer Wochentage.

**07** Maximilian Hell:

Drey neue Sternbilder, die als ewige Denkmäler, am gestirneten Himmel errichtet werden sollten. Das Eine, Seiner Majestät dem Könige von England, Georg III; Die zwey Andern dem berühmten Herrn Friedrich Wilhelm Herschel [...] gewidmet. Wien 1789.

SUB Göttingen: 8° ASTR II, 661

Diese kleine Veröffentlichung des Wiener Hofastronomen Maximilian Hell drückt die Verehrung aus, die die europäische Wissenschaft Friedrich Wilhelm Herschel seit seiner Entdeckung des Planeten Uranus entgegenbrachte. Diese Entdeckung wurde mit den Worten Hells als eine Großtat der „astronomischen Republik“ empfunden. Hells Versuch, diesem Gefühl der Dankbarkeit durch die Kreation dreier neuer Sternbilder

Ausdruck zu verleihen, hat sich nicht durchgesetzt.

Der Himmel ist seit dem Altertum in Sternbilder aufgeteilt, die zwar häufig durch markante Sterne und figürliche Darstellungen bezeichnet wurden, zu Flamsteeds Zeiten jedoch bereits feste Bereiche des Himmels bezeichneten, die geradlinig begrenzt sind - etwa wie die Staaten der USA. Hell versuchte, auf dem Gebiet der vorhanden Sternbilder neue „claims“ abzustecken. Von diesen zeigt die ausgeklappte Karte Herschels kleines Teleskop (*Tubus Herschelii Minor*) und als Saiteninstrument mit Schleife den Psalter Georgs III. (*Psalterium Georgianum*). Herschels großes Teleskop (*Tubus Herschelii Maior*) ist auf einer weiteren Karte eingezeichnet.

Der Planet Uranus, den Herschel zeitlebens *Georgium Sidus* nannte, ist in der oberen Bildhälfte nahe der wie eine Eisenbahnlinie gezeichneten Ekliptik als *URANIA* eingetragen und trägt den Zusatz *Planeta novus detectus ab Herschelio Anno 1781 die 13 Martii*. Er steht zu dieser Zeit im östlichen Teil des Sternbilds Stier nahe dem Stern 121 Tau, während er 100 Jahre früher im westlichen Teil des gleichen Sternbilds von Flamsteed irrtümlicherweise als - nicht existierender - „Stern“ 34 Tau katalogisiert wurde.

# Friedrich Stromeyer und sein Schüler Edward Turner, 1828 der erste Chemiker am University College, London

*Günther Beer*

## Einführung

Der Engländer Dr. med. Edward Turner reiste nach Paris, um medizinische Einrichtungen zu besuchen und bedeutende Männer kennen zu lernen. Unter dem Einfluss der Chemiker Gay-Lussac, Pelletier und Robiquet änderte er das Ziel seiner künftigen Fachrichtung, indem er fortan nicht mehr Medizin, sondern Chemie betrieb. Ähnlich war übrigens auch Stromeyer im Rahmen seines Frankreichaufenthalts 20 Jahre zuvor (1801/1082) in Paris verfahren, als er von der Botanik zur Chemie wechselte.

Im Folgenden soll aufgezeigt werden, dass Turner, von Paris kommend, 1821 das Laboratorium des Göttinger Chemikers Friedrich Stromeyer aus guten Gründen zu einem zweijährigen Chemiestudium aufsuchte. Dabei soll auch gezeigt werden, dass die ausgezeichneten Studienbedingungen am Göttinger chemischen Laboratorium zu dieser Studienortwahl geführt haben mögen.

Im Rahmen einer Beschreibung der Beziehungen der Universität Göttingen zum angloamerikanischen Kulturkreis auf dem Gebiet der Chemie wären die zahlreichen amerikanischen Göttinger Chemiestudenten zwischen 1850 und 1900 herausragende Beispiele einer solchen Untersuchung, übten doch zu jener Zeit in diesem Fach die Professoren Wöhler, Wallach und Tollens eine im gesamteuropäischen Vergleich überproportional große Anziehungskraft auf amerikanische Studenten der Chemie bzw. der Agrikulturchemie aus.

Beschränkt man eine solche Betrachtung auf England und Schottland, so kann am Beispiel des Göttinger Professors der Chemie und Pharmazie Friedrich Stromeyer, eines heute beinahe vergessenen herausragenden analytischen Chemikers, der Wissenschaftstransfer zu Edward Turner, dem späteren ersten Lehrstuhlinhaber der Chemie an der London University, dargelegt werden.

Für die Chemie, eine Wissenschaft, die sich an den Universitäten erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus ihrer Verankerung in der Medizin emanzipierte, zeigte sich in dieser Zeit mit Joseph Black, Richard Kirwan und Joseph Priestley ein Schwerpunkt der chemischen Forschung in England und Schottland auf. Unter dem Einfluss von Antoine Laurent Lavoisier, Antoine François de Fourcroy, Louis Nicolas Vauquelin und später Louis Joseph Gay-Lussac nahm Frankreich – vor allem aufgrund von in Paris ansässigen Gelehrten – eine führende Position ein. Wie wir am Beispiel Liebig und Wöhlers wissen, sollte dann zweifelsohne mit einer zeitlichen Verzögerung seit

den 30er-Jahren des 19. Jahrhunderts Deutschland soweit aufgeholt haben, dass sich hier eine neue Konzentration der chemischen Forschung und später der chemischen Industrie herausbildete.

Deutsche Studenten wandten sich in den frühen 20er-Jahren an ausländische Wissenschaftler, um ihre Kenntnisse in der Chemie zu vervollkommen, so Liebig an Gay-Lussac in Paris und Wöhler an Berzelius in Stockholm.

Wöhler selbst reiste als Professor für Chemie und Technologie an der Kasseler Gewerbeschule im Jahre 1835, ein Jahr vor seiner Berufung nach Göttingen, zusammen mit früheren Berliner Freunden und Kollegen zur Weiterbildung noch nach England, wie A. W. von Hofmann in seinem Nachruf auf Gustav Magnus berichtet<sup>1</sup>:

„Mit Vergnügen“, sagt Wöhler in diesem Brief, „werde ich mich stets der gemeinschaftlichen Reise erinnern, welche wir, Magnus, sein jünger Bruder, der Arzt, und ich im Jahre 1835 durch England machten. Auch Heinrich Rose war damals drüben. Wir besuchten viele technische Etablissements in Worcester, Birmingham, Manchester; auch nach Liverpool fuhren wir, und zwar auf der Eisenbahn, der ersten die unser Erstaunen erregte und die noch die einzige in England war. Faraday der uns auf das Liebenswertigste aufnahm und uns persönlich in mehrere Fabriken führte, hatte uns mit Empfehlungen versehen. Als wir ihn zum ersten mal in dem Laboratorium der Royal Institution besuchten, kam noch das Komische vor, dass er mich für den Sohn des ihm als Chemiker bekannten Wöhler hielt, weil ich wegen meiner Dünne noch sehr jung aussah. In London besuchten wir den alten Dalton. Magnus blieb noch länger in England, als es mir möglich war; ich machte daher auch die Rückreise allein ...“.

## Stromeyer und Turner: Kurzbiographien

### *Friedrich Stromeyer (Göttingen 1776–Göttingen 1835)*

Stromeyer wurde 1800 in Göttingen zum Dr. med. promoviert und wandte sich am Ende einer gelehrten Reise 1801/1802 in Paris unter dem Einfluss von Vauquelin der Chemie zu. In Göttingen wurde er 1802 Privatdozent, 1805 Extraordinarius und 1810 Ordinarius für Chemie und Pharmazie und führte erstmals an einer deutschen Universität seit dem Wintersemester 1805/1806 das chemische Studentenpraktikum ein.

Stromeyer wurde bekannt durch seine Strontium/Calcium-Trennmethode in der analytischen Chemie, durch den Nachweis der Stärke durch Jod sowie insbesondere durch die Entdeckung eines neuen Elements, des Cadmiums (1817).

---

1 Hofmann, August Wilhelm: Zur Erinnerung an Gustav Magnus, in: Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft, Berlin, 3 (1871), S. 993–1098, hier S. 1001.

Sein Ruf als einer der besten Analytiker vergrößerte sich noch nach der Publikation der „Untersuchungen über die Mischung der Mineralkörper und anderer damit verwandten Substanzen“ (1821).

Das alles mag Edward Turner dazu bewogen haben, von Paris aus, dem Mekka der Chemie um 1800, im Jahre 1821 für vier Semester zu Stromeyer nach Göttingen zu gehen, um dort ein Chemiestudium aufzunehmen.<sup>2</sup>

### *Edward Turner (Jamaika 1796–London 1837)*

Turner studierte in Edinburgh Medizin, wo er nach seiner Promotion 1819 als Arzt praktizierte. Am Ende seiner gelehrten Reise nach Paris beschloss er unter dem Einfluss von Gay-Lussac, Robiquet und Pelletier, sich der Chemie zu widmen, und begann 1821 ein viersemestriges Chemiestudium bei Stromeyer in Göttingen. Im akademischen Laboratorium der Universität Göttingen führte er seine ersten chemischen Untersuchungen und Forschungen durch. Seine erste Veröffentlichung betraf die Analyse eines bei Nörten aufgefundenen Coelestins, eines Strontiumsulfat-Minerals. Er war anschließend Chemielehrer in Edinburgh und seit 1828 der erste Lehrstuhlinhaber für Chemie an der neu errichteten London University. Seit 1827 erschien sein insgesamt acht Auflagen erreichendes Lehrbuch „Elements of Chemistry“, das er als „former pupil and friend“ seinem akademischen Lehrer Stromeyer widmete, dem er, wie er vermerkt, die Einführung in die Chemie verdanke.<sup>3</sup>

In der Folgezeit blieb die anorganische Analyse von Mineralen und Mineralwässern das Turners Hauptforschungsgebiet. Er untersuchte aber auch die Wirkung von Giftgasen auf Pflanzen und nahm an den kontroversen Diskussionen über das Atomgewicht des Mangans teil.

- 
- 2 Stromeyer, Georg Friedrich Louis: Erinnerungen eines deutschen Arztes, 1875. Zu Friedrich Stromeyer vgl. S. 126 ff. – Beer, Günther: Eine Idee von der Geographie der Pflanzen – oder „Im Schatten Alexander von Humboldts“. Dr. med. Friedrich Stromeyer und seine Briefe aus Frankreich 1801–1802 an seine Familie in Göttingen. Ein Göttinger erzählt von Paris und von seiner botanisch-mineralogischen Reise in den Pyrenäen, in: Museumsbrief. Museum der Göttinger Chemie, 18 (1999), S. 1–39. – Beer, Günther: L. von Crells Versetzung 1810 von Helmstedt nach Göttingen – oder: „Der falsche Mann zur falschen Zeit am falschen Ort“. Die „Vereinigung“ der Universitäten des Königreichs Westfalen: Rinteln, Helmstedt [Marburg] und Göttingen in den Jahren 1809/1810 und der Konflikt zwischen Lorenz von Crell und Friedrich Stromeyer um die Direktion des chemischen Laboratoriums, in: Museumsbrief. Museum der Göttinger Chemie, 20 (2001), S. 6–35.
  - 3 Terrey, Henry: Edward Turner, M.D., F.R.S. (1798–1837), in: Annals of Science, 2 (1937), S. 137–152.





Abb. 30 Friedrich Stromeier (P 1)

Turner war ein hochgeachteter Gelehrter und aktives Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften, wie folgende Liste zeigt:

1818	President of the Royal Medical Society (Edinburgh)
1830	Fellow of the Royal Society (Edinburgh)
1832	Joint Secretary of the British Association für the Advancement of Science
1835	Vice President of the Geological Society of London

## Turner in Göttingen und das Studienangebot Stromeyers

Turner wurde am 4. Juni 1821 unter der Nummer 378 für Medizin immatrikuliert und wohnte vom Sommersemester 1821 bis zum Sommersemester 1822 in Bettmanns Gartenhaus bei der Burgstraße. Der Durchbruch der Friedrichstraße zum Wall war noch nicht geschaffen. Ein Gemälde des Gartenhauses der Familie Friedrich Bettmann (Kronenwirt) besitzt das Göttinger Städtische Museum. Im Wintersemester 1822/23 wohnte Turner dann in der Weender Straße, nach der alten Zählung auf Nr. 65 bei Puprecht.<sup>4</sup>

Eben zu jener Zeit, im Jahre 1820, erschien der dritte Teil der Folge des „Versuchs einer akademischen Gelehrten-Geschichte ...“ des „Pütter“, bearbeitet von Saalfeld, in dem die aktuellen Verhältnisse des chemischen Laboratoriums besonders hervorgehoben wurden. Dieses Buch mag auch in Paris bekannt geworden sein.

Hier schreibt Saalfeld über die Analytische Chemie und über Stromeyer: „Diese Vorlesung wird ebenfalls in jedem Semester gehalten, indessen trägt er in jedem Semester nur einen Theil davon vor. Der ganze Cursus der analytischen Chemie dauert allemal 1 ½ Jahr. ... Hält er [Stromeyer] in jedem Semester ein Collegium practicum [chemisches Praktikum] über analytische Chemie, worin die Studirenden sich unter seiner Anleitung in chemischen Arbeiten und Analysen üben, und die in dem vorstehenden Collegio bloß theoretisch gelehrtten Methoden der chemischen Analyse practisch ausüben lernen. Von den Professoren der Chemie auf deutschen Universitäten ist er der erste gewesen, welcher ein solches Collegium practicum nebst besonderen Vorlesungen über analytische Chemie gehalten hat, und so viel ihm bekannt ist, Göttingen auch noch die einzige deutsche Universität, auf welcher der Studierende Gelegenheit erhält, die analytische Chemie practisch zu erlernen. Zwar haben seitdem die Professoren der Chemie auf einigen andern deutschen Universitäten angefangen, ebenfalls Vorlesungen über analytische Chemie zu halten, und zur bessern Fassung derselben in Gegenwart der Zuhörer selbst Analysen vorgenommen; dieß kann aber seiner Meinung nach für den Zuhörer wenig Nutzen haben, indem das

4 Verzeichnis der Studirenden auf der Georg August Universität nebst Anzeige ihrer Incriptions-Zeit, Vaterland, Studium und Wohnungen, verfertigt von P. H. Schäfer.

Zusehen solcher chemischen Arbeiten etwas sehr langweiliges hat. Ueberzeugt aber, dass sich Chemie nur allein gründlich im Laboratorio und durch eigene Anstellung chemischer Untersuchungen erlernen lasse, ist er gleich vom Anfang seiner academischen Laufbahn an darauf bedacht gewesen, dieses zu bewerkstelligen, und hat auch insbesondere seit dem ihm das königl. Universitäts-Laboratorium übergeben worden ist, und er durch die Liberalität der Regierung dazu unterstützt worden, ununterbrochen diese practischen chemischen Uebungen gehalten. Er schmeichelt sich auch hierdurch zu dem regen Sinn, welcher gegenwärtig unter den hiesigen Studirenden für Chemie herrscht, beigetragen zu haben.“<sup>5</sup>

Der bekannte Glasgower Chemiker Thomson würdigte das von Stromeyer im Jahre 1821 publizierte Werk zur Anleitung in der Analyse, ein Buch, das als eine moderne Fortsetzung der früheren analytischen Handbücher des 1817 verstorbenen Martin Heinrich Klaproth galt:

“Professor Stromeyer ... in the year 1821 published a volume of analyses under the titel of ‘Untersuchungen über die Mischung der Mineralkörper und anderer damit verwandten Substanzen’. It contains thirty analyses, which constitute perfect models of analytical sagacy and accuracy. After Klaproth’s Beiträgen, no book can be more highly deserving the study of the analytical chemistry than Stromeyer’s Untersuchungen ...

It is now nine years since the first volume of the Untersuchungen was published. All those who are interested in analytical chemistry are anxious for the continuance of that admirable work. By the time he must have collected ample material for an additional volume; and it could not but add considerably to a reputation already deservedly high.“<sup>6</sup>

1821 war auch das Jahr, in dem der [spätere?] Ober-Intendant des finnischen Bergwesens Gustav Nordenskjöld im Rahmen einer Deutschlandreise auch Göttingen besuchte und Berzelius nach Stockholm berichtete: “Stromeyer has the finest and neatest laboratory I have yet seen in Germany.“<sup>7</sup>

## Turners erste chemische Arbeiten

Turner war während seines Medizinstudiums in England mit der Chemie kaum in Berührung gekommen, und so galt es, diese Kenntnisse nachzuholen. In Paris hatte

5 Pütter, [Johann Stephan]/Saalfeld, [Jakob]: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Dritter Teil von 1788 bis 1820, Hannover 1820, S. 330–331.

6 Thomson, Thomas: The History of Chemistry, London 1830, S. 217–221.

7 Enghag, Per: Encyclopedia of the Elements. Technical Data, History, Processing, Applications, Weinheim 2004, S. 781.

er keine Gelegenheit wahrgenommen, um chemisch zu experimentieren, geschweige denn um chemisch experimentell zu forschen.

Auf dem Rückweg von Frankreich wählte Turner das chemische Laboratorium der Universität Göttingen als Ziel, um von Stromeyer in die Kunst der anorganischen chemischen Analyse eingeführt zu werden. Offensichtlich galt aus Pariser Sicht Stromeyer als eine der ersten Empfehlungen. Im Wintersemester 1805/1806 hatte Stromeyer in Göttingen das erste chemische analytische Studentenpraktikum an einer deutschen Universität eingeführt, und er war bald ausgewiesener Spezialist für Mineralanalysen.

So untersuchte Turner im Rahmen einer ersten nachweisbaren Analyse im Stromeyer'schen Laboratorium einen Coelestin (engl.: Celestine). Der Coelestin (Schützit), dessen Name von einer himmelblau gefärbten Varietät stammt, ist Strontiumsulfat, hier mit Bariumsulfat als Begleiter. Das untersuchte Exemplar stammte aus einem Fundort bei Nörten „bei Hannover“ und wurde 1824 in *The Edinburgh Philosophical Journal* veröffentlicht.<sup>8</sup> Im selben Band findet sich eine Arbeit Turners über neue Erkenntnisse zur katalytischen Wirkung des Platins in der Gasanalyse.<sup>9</sup>

Turner nahm noch zahlreiche weitere anorganische Analysen vor, welche mit dem Gesamtwerk im *“Catalogue of Scientific Papers”* aufgeführt sind.

## Turners Lehrbuch und die Widmung an Stromeyer 1827

Die erste Auflage des seinerzeit berühmten Lehrbuchs Turners *“Elements of Chemistry”* erschien 1827. Später wurden insgesamt acht Auflagen gedruckt, von denen fünf von Turner selbst bewerkstelligt wurden. Die sechste (englische) Auflage wurde 1847 von J. Liebig im organischen Teil und W. Gregory im anorganischen Teil bearbeitet. Es gab zudem eine deutsche Übersetzung und mehrere amerikanische Ausgaben dieses Standardwerkes der englischen Chemieliteratur.<sup>10</sup>

Die erste und die folgenden Auflagen widmete Turner als *“friend and former pupil”* in nahezu emotionalen Formulierungen seinem Lehrer in Göttingen. Er stellt

---

8 Turner, Edward: *Analysis of the Radiated Celestine from Norten near Hanover*, in: *The Edinburgh Philosophical journal*, 11 (1824), S. 329–334. S. 330: *“... and Professor Stromeyer, in whose Laboratory I operated, kindly furnished me with some very pure specimens of the mineral for that purpose ...”*; S. 334: *“A very good looking and completely dissintegrated specimen, given by Professor Hausmann of Göttingen, was reduced to powder ...”*.

9 Turner, Edward: *Experiments on the Application of Professor Doebereiner's recent Discovery, to Eudiometry*. (Read before the Royal Society of Edinburgh on the 5th of April and the 3rd of May 1824), in: *The Edinburgh Philosophical journal*, 11 (1824), S. 99–118; 311–318.

10 Turner, Edward: *Elements of chemistry including the recent discoveries and doctrines of the science*, Edinburgh 1827.

Stromeyer das Zeugnis aus, ihm ein exzellenter Lehrer der analytischen Chemie gewesen zu sein, ihn in die ersten experimentellen analytischen Versuche eingeführt zu haben und ihm den Sinn für chemische Forschung vermittelt zu haben. So lautet diese Widmungsseite auf dem Vorsatzblatt:

“To FREDERICK STROMEYER, M.D. F.R.S.E.  
Professor of chemistry in the University of Göttingen, &c. &c. &c.  
MY DEAR SIR  
Under your Guidance I made my first essay in Analytical Chemistry;  
from your example I imbibed a taste for Chemical research;  
and to you I am indebted for that practical knowledge of the subject, without  
which this Volume would never have been written. To you, therefore, who  
have thus so essentially contributed to advance the progress of that Science  
which you cultivate which so much zeal and success.  
Believe me, my dear Sir, this opportunity of public expressing my gratitude  
for your kindness, and my admiration of your distinguished analytical  
attainments, is a source of much pride and pleasure to your Friend, and  
former Pupil.  
EDWARD TURNER Edinburgh February 1, 1827.”

## Chemiker im Laboratorium von Friedrich Stromeyer

Eine Zusammenstellung von Professoren an Universitäten und Akademien, welche als Schüler Stromeyers gelten können, hat der niederländische Chemiehistoriker Ernst Homburg kürzlich veröffentlicht. Die Nachweise stammen hauptsächlich aus sehr verstreut veröffentlichten Personalbiographien.<sup>11</sup>

Diese Liste umfasst eine beachtliche Zahl von 25 bedeutenden Wissenschaftlern. Es überrascht aber doch, dass Turner unter ihnen der einzige nichtdeutsche Ausländer ist.

---

11 Homburg, Ernst: The rise of analytical chemistry and its consequences for the development of the German chemical profession (1780–1860), in: *Ambix: The Journal of the Society for the History of Chemistry*, 46 (1999), S. 1–32.

*Chemiker im Laboratorium von Friedrich Stromeyer<sup>12</sup>*

Göttingen	Name	Professorship		
1805–1809, 1813	L. Gmelin	1814	U	Heidelberg
ca. 1806	F. von Ittner	1813 1818	U PS	Freiburg Freiburg
ca. 1816	P. Merian	1820	U	Basel
1817	W. C. Zeise	1822	U	Kopenhagen
1817–1818?	K. E. Brunner	1821 1834	A U	Berlin Bern
1817–1818	E. Mitscherlich	1822	U	Berlin
1818	F. F. Runge	1828	U	Breslau (t)
ca. 1818	F. C. G. Wernekinck	1824 1826	U U	Giessen (me) Giessen (mi)
1819, 1825–1826	H. W. F. Wackenroder	1828	U	Jena
ca. 1820?	L. Rumpf	1830	U	Würzburg (mi)
ca. 1821–1831	P. K. Sprengel	1835	PS	Braunschweig (a)
1821–1822	E. Turner	1828	U	London
ca. 1823–1824	K. M. Marx	1824	PS	Braunschweig
1823–1825	J. F. P. Engelhart	1829	PS	Nürnberg
1823–1826	F. Heeren	1831	PS	Hannover
1823–1826	H. H. F. von Blücher	1831	U	Rostock
ca. 1824–1826	J. H. Buff	1834 1838	PS U	Kassel (phy/t) Giessen (phy)
1824–1826	K. M. Kersten	1830	M	Freiburg
1826–1827	O. B. Kühn	1827	U	Leipzig
1827–1828	H. A. L. Wiggers	1848	U	Göttingen (ph)
1828–1831	R. W. Bunsen	1836 1839	PS U	Kassel Marburg
ca. 1829	K. F. A. Moldenhauer (?)	1836	PS	Darmstadt
1833–1835?	K. Weltzien (?)	1842	PS	Karlsruhe
vor 1835	H. C. Fehling (?)	1836	PS	Stuttgart
vor 1835	A. F. K. Himly	1842 1846	U U	Göttingen Kiel

Stromeyer selbst wurde 1804 Assessor und 1806 Ordentliches Mitglied der Physikalischen Klasse der Göttinger Societät (Gesellschaft) der Wissenschaften. In den Personalunterlagen der Akademie finden sich Stromeyers Vorschläge für auswärtige Mitglieder. 1826 schlägt er Turner als Korrespondent der Göttinger Societät der Wissenschaften vor:<sup>13</sup>

„Auch im Fache der Chemie sind die durch den Tod von Guyton-Morveau, Fourcroy, Klaproth und Berthollet entstandenen Lücken noch nicht wieder ausgefüllt und außer Sir Humphrey Davy, welcher erst im vorigen [Anm. Blumenbach: vor drey,] Jahre[n] aufgenommen worden ist, enthält die Liste der auswärtigen Mitglieder keinen einzigen von den jetzt lebenden berühmten Männern in dieser Wissenschaft. ... so erlaube ich mir in dieser Beziehung folgende Chemiker zu nennen: Vauquelin in Paris, Wollaston in London, Gay-Lussac in Paris, Berzelius in Stockholm, Thomson in Glasgow, W. Henry in Manchester, Thénard in Paris.

Von diesen würde ich vorzugsweise für die Aufnahme von Vauquelin und Wollaston stimmen. Zu[m] Correspondenten im Fache der Chemie möchte ich **unsern vormahligen gelehrten Mitbürger, Hrn Doctor Edward Turner**, Mitglied der Königl. Societät d. W. zu Edinburgh und Fellow of the Royal College of Physicians daselbst empfehlen.

Stromeyer.“

Die Akademiemitglieder wählten aus den vorgeschlagenen Chemikern L. N. Vauquelin und J. J. Berzelius sowie E. Turner durch Kugelung.

Als zeitgenössische englische Chemiker gehören der Gesellschaft (Societät) der Wissenschaften zu Göttingen an:

---

12 Notes:

(a) In most cases, the years indicated refer to the entire period passed at Göttingen and not the years in Stromeyer's laboratory only. In the cases of Sprengel and Wackenroder their years as assistants are included.

(b) The years behind the names refer to the years in which the appointment to an ordinary or extraordinary professorship took place at the institution mentioned:

(c) U = university; PS = polytechnic school; A = academy; M = mining academy.

(d) A (?) behind a name means that, although it was certain he studied in Göttingen, it could not be verified that the person worked in Stromeyer's laboratory.

(e) For those professors who did not (primarily) teach chemistry, their teaching duty is indicated as follows: a = agricultural chemistry, me = medicine, mi = mineralogy; ph = pharmacy, phy = physics, t= technology.

Source: Based on an extensive biographical study of German professors of chemistry. See Homburg, E.: Van beroep „Chemiker“, Delft 1993, pp. 271, 399.

13 Archiv der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Pers. 12 und zu 12, Turner, 1826.

- William Cullen, Professor der Chemie und Medizin, Edinburgh, 15.04.1710–05.02.1790, Auswärtiges Mitglied 1789–1790 (Physikalische Klasse),
- Humphrey Davy, Präsident der Royal Society, Professor der Chemie, London, 17.12.1778–29.05.1829, Auswärtiges Mitglied 1823–1829 (Physikalische Klasse),
- Michael Faraday, Professor der Chemie und Physik, London, 22.09.1791–25.08.1867, Auswärtiges Mitglied 1835–1867 (Mathematische Klasse),
- Edward Turner, Professor der Chemie, London, Juli 1796–12.02.1837, Korrespondent 1826–1837 (Physikalische Klasse).

## Schluss

Turners wissenschaftliche Reputation in England ist in erster Linie in seinem Ruf als erster Lehrstuhlinhaber der Chemie an die Neugründung der University of London, die später in University College London umbenannt wurde, und in seinen ehrenvollen Funktionen in mehreren wissenschaftlichen Gesellschaften begründet. Seine Bedeutung wurde von Terrey aus Anlass des hundersten Todestages wieder in Erinnerung gerufen.<sup>14</sup> Die internationale Fachwelt kannte seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die im *Catalogue of Scientific Papers* zusammengefasst aufgeführt sind. Vielfach hat sein ehemaliger Göttinger Studienkollege und Freund Heinrich Wackenroder die Aufsätze Turners ins Deutsche übersetzt und in Kastners *Archiv für die gesammte Naturlehre* übertragen.

## Dank

Für Hinweise zur Göttinger Wohnung Turners danke ich den Herren Dr. Ernst Böhme, Stadtarchiv Göttingen und Dr. Jens-Uwe Brinkmann, Städtisches Museum Göttingen.

---

14 Terrey, Henry: Edward Turner, M. D., F.R.S. (1798–1837), in: *Annals of Science*, 2 (1937), S. 137–152.



## Exponate P

### P 1 Eduard Ritmüller (1805–1869):

Friedrich Stromeyer.

Lithographie, 27 x 36 cm

Universität Göttingen, Museum der Göttinger Chemie: Bi.25/85

Friedrich Stromeyer (1776–1835) war seit 1805 Extraordinarius und seit 1810 Ordinarius für Chemie und Pharmazie an der Georgia Augusta und wurde durch seine Strontium/Calcium-Trennmethode in der analytischen Chemie, durch den Nachweis der Stärke durch Jod sowie 1817 durch die Entdeckung eines neuen Elements, des Cadmiums, bekannt. Im WS 1805/06 führte er das erste chemische analytische Studentenpraktikum an einer deutschen Universität ein. Wohl die ausgezeichneten Studienbedingungen am Göttinger chemischen Laboratorium führten dazu, dass der englische Mediziner Edward Turner (1796–1837) 1821 in Göttingen ein viersemestriges Chemiestudium aufnahm.

### P 2 Das Bettmann'sche Gartenhaus.

Gouache, um 1860/70, 24,7 x 32,0 cm

Städtisches Museum Göttingen: Inv.-Nr. 1928/36

Turner wohnte vom SS 1821 bis zum SS 1822 im Gartenhaus der Familie Bettmann (Kronenwirt) bei der Burgstraße. In die östlich der Burgstraße liegenden Gärten und somit auch den Garten der Familie Bettmann führte der St. Annengang, der nach dem vormals am Orte der heutigen Universitäts-Aula gelegenen Kloster St. Annen benannt worden war. Heute befindet sich etwa an der Stelle, an der einst das Gartenhaus stand, das ehemalige Postgebäude in der Friedrichstraße. Für das Wintersemester 1822/1823 quartierte sich Turner bei Ruprecht in der Weender Straße ein.

### P 3 Coelestin.

Universität Göttingen, Mineralogisches Museum: Inv.-Nr. 6.1.20.31

Im chemischen Laboratorium Stromeyers analysierte Turner einen bei Völksen am Deister aufgefundenen Coelestin, ein Strontiumsulfat-Mineral. Coelestin dient als Rohstoff für Strontium, dessen Verbindungen heute beim Färben von Gläsern, der Metallhärtung und in der Pyrotechnik sowie in der Radiographie und Messtechnik Verwendung finden. Seine Ergebnisse präsentierte Turner 1824 als seine erste Veröffentlichung in dem "Edinburgh Philosophical Journal".

### P 4 Edward Turner:

An introduction to the study of the laws of chemical combination and the atomic theory. London 1825.

SUB Göttingen: 8° Chem. II, 3737

Nach seiner Rückkehr nach Großbritannien wurde Turner Chemielehrer in Edinburgh und 1828 der erste Lehrstuhlinhaber für Chemie an der neu eingerichteten London University. Vorrangig widmete er sich der anorganischen Analyse von Mineralen und Mineralwässern. Stets blieb er seinem Lehrer Stromeyer voller Hochachtung verbunden, wie die aufgeschlagene eigenhändige Widmung "Professor Stromeyer from his friend the Author" zeigt.

**P 5** Edward Turner/Robert Christison:

On the effects of the poisonous gases on vegetables.

In: Edinburgh Medical and Surgical Journal Nr. 93, vol. XXVIII (1827), S. 356–363. [Sonderdruck].

Universität Göttingen, Museum der Göttinger Chemie

Mit eigenhändiger Widmung Turners "to Professor Stromeyer from his friend the Author".

**P 6** Edward Turner:

Elements of Chemistry including the recent discoveries and doctrines of the Science. 4. Aufl., London 1833.

Universität Göttingen, Museum der Göttinger Chemie: B.4347

1827 erschien erstmals Turners berühmtes Lehrbuch "Elements of Chemistry", das insgesamt acht Auflagen erreichte und ein Standardwerk der englischen Chemieliteratur darstellte. Voller Dankbarkeit widmete er es seinem Lehrer Stromeyer: "Under your Guidance I made my first essay in Analytical Chemistry; from your example I imbibed a taste for Chemical research; and to you I am indebted for that practical knowledge of the subject, without which this Volume would never have been written."

**P 7** Johann Friedrich Blumenbach u. a.:

Eigenhändiges Zirkular mit Unterschriften über die Aufnahme von Edward Turner (1798–1837) als „Korrespondierendes Mitglied“ in die Göttinger Societät der Wissenschaften. Göttingen 1826. Beil.: Eigenhändige Stellungnahmen von Conradi, Hausmann, Stromeyer u.a. 2° (1 Doppelbl. u. 1 Bl.).

Akademie der Wissenschaften Göttingen: Pers. 12, Nr. 92 u. Beil.

Turner war ein hochgeachteter Gelehrter und aktives Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften, so auch der Göttinger Societät der Wissenschaften. Stromeyer schlug 1826 vor, Turner zum Korrespondierenden Mitglied zu ernennen: „Zu[m] Correspondenten im Fache Chemie möchte ich unsern vormahligen gelehrten Mitbürger, Hrn. Doctor Edward Turner, Mitglied der Königl. Societät d. W. zu Edinburgh und Fellow of the Royal College of Physicians daselbst empfehlen. Stromeyer.“

# England und Göttingen – Kunsttransfer und Kunstkritik um 1800

*Gerd Unverfehrt*

## 1. Hogarth, Lichtenberg und Riepenhausen

Im Nachlass Georg Christoph Lichtenbergs (1742–1799) findet sich die gut handteller-große gedruckte Liste jener Kupferstiche des Malers, Kupferstechers und Kunst-theoretikers William Hogarth (1697–1764), die dessen Witwe 1775 – als Lichtenberg in London weilte – zum Verkauf anbot.<sup>1</sup> Lichtenberg erwarb von ihr ihr mit Ausnahme einiger früher Arbeiten und der Buchillustrationen das fast vollständige graphische Werk des berühmten Künstlers. Nur sieben Jahre später veräußerte er die Sammlung für 100 Taler an die Göttinger Universitätsbibliothek.<sup>2</sup> Bei ihm verblieb die Preisliste und die Hoffnung, dass er seinen „alten Freund zuweilen wieder auf meine Stube kommen lassen“ dürfe.<sup>3</sup> Die 100 Taler waren bald dahin. Der Verkauf geschah ganz und gar nicht aus mangelndem Interesse an dem wahlverwandten englischen Künstler, sondern aufgrund des gesteigerten Interesse Lichtenbergs am kostspieligen Aufbau einer eigenen Sammlung physikalischer Geräte, die er zum Teil von englischen Instrumentenmachern bezog.<sup>4</sup> Dass er seinem „Freund“ Hogarth die Treue hielt, beweisen seine seit 1794 bei Dieterich in Göttingen in Lieferungen erscheinenden „Ausführlichen Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche“.

Lichtenberg war nicht der Erste, der Hogarth in Deutschland bekannt machte. Dessen kunsttheoretische Schrift „Analysis of Beauty“ wurde 1754, ein Jahr nach ihrem Erscheinen in London, in deutscher Übersetzung von Christlob Mylius unter dem Titel „Zergliederung der Schönheit“ herausgebracht. „Die Werke des Hrn William Hogarth“ erläuterte Christian Ludwig von Hagedorn bereits 1769 „moralisch und satyrisch“. Johann Caspar Lavater nutzte im ersten Band der „Physiognomischen Frag-

---

1 SUB Göttingen, Ms. Licht. IV, 51.

2 Die Lichtenberg'sche Hogarth-Sammlung in Auswahl: Arndt, Karl (Hrsg.): William Hogarth. Das graphische Werk. Ausstellung Kunstsammlung der Universität Göttingen 1974; Arndt, Karl (Hrsg.): William Hogarth. Der Kupferstich als moralische Schaubühne. Ausstellung Kunstsammlung der Universität Göttingen 1987.

3 Joost, Ulrich/Unverfehrt, Gerd (Hrsg.): Hogarth und die Nachwelt. Von Lichtenberg bis Hrdlicka. Ausstellung Kunstsammlung der Universität Göttingen 1988, Kat. 25 und 28.

4 Weber, Otto: Mechaniker im Umkreis Lichtenbergs, in: Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellung Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen 1992, S. 338ff.

mente“ (1775) Umrisskupfer nach Hogarth zur Illustration „von Zügen der niedrigsten Niedrigkeit, der ekelhaftesten Pöbelhaftigkeit, der lächerlichsten Lächerlichkeit, und der unmenschlichsten Laster“. Daniel Chodowiecki paraphrasierte in zwölf Radierungen zum „Berliner genealogischen Kalender“ 1774 „Das Leben eines Lüderlichen“.<sup>5</sup>

Bei genauerer Betrachtung ist all dies für die Hogarth-Rezeption in Deutschland eher marginal. Bekannt, ja berühmt hierzulande wurde Hogarth durch die erwähnten „Ausführlichen Erklärungen“ Lichtenbergs und die sie begleitenden Reproduktionsstiche, die der Göttinger Universitätskupferstecher Ernst Ludwig Riepenhausen nach den Originalen gefertigt hatte. „Erklärungen“ der von ihm erworbenen Hogarthischen Stiche plante Lichtenberg spätestens seit 1782, wie aus einem Brief an den Altphilologen und Direktor der Göttinger Universitätsbibliothek Christian Gottlob Heyne hervorgeht.<sup>6</sup> 1785 dann erschienen in dem von ihm herausgegebenen „Göttinger Taschen Calender“ die ersten Erläuterungen von Stichen Hogarths, geschmückt mit Ausschnitten aus dessen Kupferstichen.

Zwar hatte Lichtenberg bereits 1778 Chodowiecki zur Mitarbeit am „Göttinger Taschen Calender“ gewinnen können.<sup>7</sup> Doch mit der Illustration seiner Kalendererklärungen beauftragte er seit 1785 nicht den berühmten Berliner Künstler, sondern den noch wenig bekannten Göttinger Kupferstecher Riepenhausen.

Riepenhausen reproduzierte nicht etwa Hogarths Kompositionen. Das wäre unmöglich gewesen, denn die mitunter foliogrößen Stiche des Engländers hätten in der Reproduktion auf das Format des „Taschen Calenders“ – kaum größer als eine Spielkarte – bis zur Unkenntlichkeit der Details verkleinert werden müssen. Er stellte vielmehr aus Köpfen und Gesten ohne das für Hogarths Bildsprache so ausdrucksstarke Beiwerk neue Kompositionen zusammen, die trotz der Reduktion auf das Physiognomische und Pathognomische eine eigene bildhafte Wirkung entfalten. Zweifellos hat der an Physionomie überaus interessierte Lichtenberg bei diesen Collagen zwar nicht den Grabstichel, wohl aber die Regie geführt.

1794 schließlich erschien nach diesen Vorarbeiten die erste Lieferung der „Ausführlichen Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche“. Das vollständige Werk erreichte bis etwa 1840 fünf teils mehrfach gedruckte deutsche Ausgaben und war für damalige Verhältnisse ein außerordentlicher verlegerischer Erfolg.

Zu diesem Erfolg trug auch der bereits erwähnte Riepenhausen bei, denn anders als bei den Kalender-Kupfern begleiteten von Anfang an von ihm gefertigte vollstän-

---

5 Joost/Unverfehrt (Anm. 3), Kat. Nr. 16–19.

6 Joost/Unverfehrt (Anm. 3), Kat. 28. – Zu Lichtenbergs Erläuterungen zuletzt Promies, Wolfgang: Lichtenbergs Hogarth. München 2002. – Vgl. auch Beise, Arnd: „Meine scandaleusen Exkursionen über den Hogarth“, in: Kat. Lichtenberg (Anm. 4), S. 239ff.

7 Joost/Unverfehrt (Anm. 3), Kat. 29.



Abb. 31 William Hogarth: Selbstbildnis als Maler der komischen Muse (Q 9)

dige Reproduktionsstiche die Lichtenberg'sche „Erklärung“. Das jeweilige Druckbild ist gegenüber den Originalen auf etwa die Hälfte verkleinert, doch diese Größe ist ausreichend, um die Detailversessenheit Hogarths und die der Lichtenberg'schen „Erklärung“ nachvollziehen zu können. Lichtenberg war sogar der Ansicht, die Kopien hätten gegenüber den Originalen nichts verloren.<sup>8</sup> Mehrfach wurden die Druckplatten (durch Riepenhausen selbst?) aufgestochen, um Abnutzungen zu kaschieren.<sup>9</sup>

Dann gab es Piraten, die Lichtenbergs Erklärungen und Riepenhausens Stiche kaperten. Im „Almanach der Liebe“ (1800) und im „Berliner Conversations=Blatt“ von 1828 erschienen „aus Lichtenbergs Nachlaß“ fiktive Nachträge. Raubdrucke von Text und Bild brachten heraus Elias Pönicke in Leipzig (1831; die Tafeln in Lithographie statt Kupferstich), Gassler in Wien (1811), Armbruster in Wien (1818/23), Kottenkamp in Stuttgart (1840).<sup>10</sup>

Es dürfte keine zweite Publikation aus dem ersten Jahrhundert des Bestehens der Georgia Augusta geben, die ähnlich erfolgreich war. Und der Erfolg hält bis heute an.

Ausgerechnet in Göttingen wurde eine kritische Stimme laut. Johann Dominicus Fiorillo, Universitätszeichenlehrer, Verwalter der Kunstsammlung und Professor für Kunstgeschichte, konnte sich 1808 einen Seitenhieb gegen Hogarth, den er nicht schätzte, und gegen seinen Göttinger Landsmann Lichtenberg, der ihn abwertend als „Zeichenmeister“ titulierte, nicht verkneifen: „Tiefer ist noch kein Ausleger in Hogarth's ganzen Künstlergeist eingedrungen; und so hat noch keiner den wahren, selbst hogarthischen Ton getroffen, der für diese Erläuterungen unstreitig der angemessenste ist. Hogarth hatte als witziger Künstler einen witzigen Commentator nöthig; ob aber nicht vielleicht Lichtenberg seinen Reichthum an einem unwürdigen Gegenstand verschwendet hat, bleibt eine andere Frage“.<sup>11</sup>

Wer waren die Urheber dieses seit mehr als 200 Jahren erfolgreichen Bestsellers? Da ist zuerst William Hogarth zu nennen, der in der englischen wie auch in der europäischen Kunst des 18. Jahrhunderts einen der ersten Plätze einnimmt<sup>12</sup>, sodann Georg Christoph Lichtenberg. Über das Leben Lichtenbergs, seine wissenschaftliche wie literarische Leistung hier ausführlich zu berichten – das hieße, Würste nach Göttingen zu tragen, zumal Göttingen wohl der einzige und damit rekordverdächtige Ort

8 Joost/Unverfehrt (Anm. 3), Kat. 33 a.

9 Joost/Unverfehrt (Anm. 3), Kat. 33 a.

10 Joost/Unverfehrt (Anm. 3), Kat. 34–37.

11 Fiorillo, Johann Dominicus: Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 5. Göttingen 1808, S. 595f. – Vgl. auch Röttgen, Steffi: Fiorillo und die spanische und englische Kunst, in: Middeldorf-Kosegarten, Antje (Hrsg.): Johann Dominicus Fiorillo. Kunstgeschichte und die romantische Bewegung um 1800. Göttingen 1997, S. 370–87, bes. S. 382f.

12 Eine ausführliche Würdigung Hogarths kann an dieser Stelle nicht geleistet werden. Die nach wie vor gültige Biographie stammt von Paulson, Ronald: Hogarth. His Life, Art, and Times. 2 Bde. New Haven/London 1971.

sein dürfte, an dem ein- und demselben Wissenschaftler – eben Lichtenberg – gleich zwei in Bronze gegossene Denkmäler errichtet worden sind.<sup>13</sup>

Wer aber war jener Ernst Ludwig Riepenhausen, dem Lichtenberg sich und die Werke seines verstorbenen Londoner „Freundes“ anvertraute?<sup>14</sup> Geboren wurde er 1762 als Sohn des Göttinger „Universitätsmechanikus“ Johann Christian Riepenhausen und dessen Frau Marie Elisabeth Zeltern. Ein 1781 begonnenes Studium der „Mathesis“ brach er ab. Seit 1796 stand er als Universitätskupferstecher im Dienst der Georgia Augusta, den er bis 1820 als Ehrenamt ausübte. Nichts ist darüber bekannt, ob und wo er eine Ausbildung erhielt – mit Ausnahme der Tatsache, dass er sich seit „frühester Jugend der Zeichenkunst“ widmete.<sup>15</sup>

Bereits zu Antritt seines Amtes hatte Riepenhausen einigen Ruf erworben. Johann Stephan Pütter setzte ihm schon 1788 folgendes Denkmal: „Ernst Ludwig Riepenhausen hat sich in Zeichnungen und Kupferstichen in hiesigen und anderen Taschenkalendern und anderen Werken in Chodowieckischer Manier schon vorzüglich hervorgetan.“<sup>16</sup> Die künstlerische Verwandtschaft des Berliners und des Göttingers hatte auch Lichtenberg erkannt, der beide Künstler als Illustratoren des von ihm herausgegebenen „Göttinger Taschen Calenders“ heranzog. Riepenhausen arbeitete auch für manch andere heimische und auswärtige Kalendermacher und Verleger. Das bekannteste von ihm illustrierte literarische Werk dürfte die Erstausgabe von Gottfried August Bürgers „Münchhausen“ (1786) sein.

Riepenhausens Amt als Universitätskupferstecher brachte ihm die Aufgabe, Bücher der Göttinger Professoren zu illustrieren. Auf eine Auflistung der Titel kann hier verzichtet werden; es mag genügen, zu erwähnen, dass er allein für den Naturforscher Johann Friedrich Blumenbach rund 200 Druckplatten stach. So äußerte sich der Mediziner Konrad Johann Martin Langenbeck 1818 begeistert: „Riepenhausen ist allen Lehrern unserer Universität bei der Herausgebung eines Werkes, welches mit Kupferstichen versehen werden muß, unentbehrlich.“<sup>17</sup>

Dieser Meinung muss auch Christian Gottlob Heyne gewesen sein, der das Stichwerk „Homer nach Antiken gezeichnet“ (1801–23) Johann Heinrich Wilhelm Tischbeins (des „Goethe-Tischbeins“) mit Erläuterungen versah. Riepenhausen war an der

---

13 Einen guten Überblick über sein Leben, sein Werk und seine Zeit gibt der in Anm. 4 genannte Ausstellungskatalog.

14 Über ihn unterrichtet am ausführlichsten Deneke, Otto: Göttinger Künstler. Zweiter Teil, Göttingen 1934, S. 66ff. – Kunze, Max (Hrsg.): Zwischen Antike und Klassizismus. Die Künstlerfamilie Riepenhausen. Winckelmann-Museum Stendal 2001.

15 So jedenfalls Naglers Künstlerlexikon, Bd. 13 (1843), S. 169.

16 Pütter, Johann Stephan: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-August-Universität zu Göttingen. Bd. 2, Göttingen 1788, S. 356.

17 Aus dem Gutachten Langenbecks zit. n. Endrich, Hugo: Zur Lebensgeschichte Ernst Ludwig Riepenhausens, in: Göttingische Nebenstunden, Bd. 2, S. 77.

Ausführung der Druckplatten beteiligt. Diese erste Begegnung mit der Kunst der Antike fand ihre Fortsetzung in seinen Reproduktionsstichen nach John Flaxman Illustrationsfolgen zur „Ilias“ und zur „Odyssee“, über die später zu handeln sein wird.

Erst 1820, nach 24 Dienstjahren, erhielt der Universitätskupferstecher Riepenhausen eine reguläre jährliche Besoldung von 100 Talern. Zuvor hatte er sich, wie angedeutet, mit allerlei Gelegenheitsarbeiten durchschlagen müssen. Zu ihnen gehörten bereits seine frühesten Stiche, zwei Stammbuchkupfer aus den Jahren um 1780 mit Ansichten der Walkemühle und der Universitäts-Reitbahn.<sup>18</sup> Um 1810 begann er nachhaltig mit der Produktion der in Mode gekommenen Stammbuchblätter, zunächst mit Porträts, dann mit Landschaften aus dem Göttingischen und der weiten Welt. Brednich verzeichnet insgesamt annähernd 300 verschiedene Motive dieser etwa postkartengroßen Kupferstiche, unter ihnen auch fünf, die auf Erfindungen Hogarths zurückgehen<sup>19</sup> – ob als Neubelebung oder Resteverwertung, sei dahingestellt. Riepenhausen starb am 27. Januar 1840.

## 2. John Flaxmans Umrissstiche

Wenden wir uns dem zweiten englischen Künstler zu, den Riepenhausen von Göttingen aus in Deutschland populär machte, dem Neoklassizisten John Flaxman (1755–1826), über den Fiorillo 1808 schrieb: „In John Flaxman ist ein glänzender Stern an dem artistischen Himmel Englands aufgestiegen. Möge sein Aufgang die Morgenröthe einer schönen Kunstepoche verkündigen“.<sup>20</sup>

Flaxman, Sohn eines Gipsgießers, hatte bei seinem Vater das Handwerk des Modellierens erlernt und an der Royal Academy ein Studium der Bildhauerei absolviert. 1810 wurde er zum Professor für Bildhauerkunst ernannt. Doch nicht den monumentalen Bildwerken, insbesondere Grabmälern, verdankt er seinen Ort in der Geschichte der Kunst. Bekannt ist er auch wegen seiner filigranen Entwürfe für die Porzellanmanufaktur Josiah Wedgwoods.<sup>21</sup> Unter ihnen befindet sich ein Porträtmedaillon Albrecht von Hallers, das Flaxman um 1780 nach einer Medaille Johann Melchior Moerikofers entwarf.<sup>22</sup> Berühmt geworden ist Flaxman jedoch wegen seiner Umrisszeichnungen unter anderem zu Homers „Ilias“ und „Odyssee“, zu Dantes

18 Brednich, Rolf Wilhelm: Denkmale der Freundschaft. Die Göttinger Stammbuchkupfer – Quellen der Kulturgeschichte. Friedland 1997, Nr. 18 und 99.

19 Brednich (Anm. 18), Nr. 917–20, 922.

20 Fiorillo (Anm. 11), S. 851. – Zu Flaxman vgl. Hofmann, Werner (Hrsg.): John Flaxman. Mythologie und Industrie. Ausstellung Hamburger Kunsthalle 1979, und Irwin, David: John Flaxman. Sculptor, Illustrator, Designer. London 1979.

21 Tattersall, Bruce: Flaxman and Wedgwood, in: Hofmann (Anm. 20), S. 65ff. – Irwin (Anm. 20), S. 18ff.

22 Hofmann (Kat. 20), Nr. 67.





Abb. 32 William Hogarth: A Midnight Modern Conversation (Q 14)

„Göttlicher Komödie“ und zu den Werken des Aischylos.<sup>23</sup> Die Entwürfe, bei minimaler Binnenzeichnung und Verzicht auf jegliche räumliche Illusion ganz auf den figürlichen Umriss angelegt, entstanden 1792/93 während seines Romaufenthalts. Zu der von ihm geplanten Ausführung als dekorative Reliefs ist es nicht gekommen, wohl aber zu Tafelwerken, deren Druckplatten der römische Kupferstecher Tommaso Piroli schuf. 1793 erschien die „Ilias“ sowie die „Odyssee“, 1795 der „Aischylos“, 1807 die „Göttliche Komödie“.

Die Umrisskupper erregten sofort Aufsehen. Der Maler und Kunstkritiker George Romney schrieb noch im Jahr ihres Erscheinens: „Es sind Umrisse ohne Schatten, jedoch im Stil der antiken Kunst. Sie sind schlicht, gewaltig und rein. [...] Sie sehen aus, als seien sie in dem Zeitalter gemacht, da Homer schrieb“. Romney erkannte Flaxmans Absicht, die (englische) Kunst aus dem Geiste der Antike zu beleben.<sup>24</sup>

Auch in Deutschland wurde die Bedeutung der Umrisskupper für die künftige Kunst diskutiert. August Wilhelm Schlegel empfahl sie 1799 im „Athenaeum“ als Vorbilder der Buchillustration.<sup>25</sup> Fiorillo schrieb ihnen „Geist und Kraft“ zu, „allein sie sind für manche schwache Köpfe verderblich gewesen, die diese Manier nachahmen wollten, und Undinge hervorbrachten“.<sup>26</sup> Goethe urteilte durchaus zwiespältig „Über die Flaxmanischen Werke“. 1799 schrieb er: „Ich begreife nun recht gut, wie Flaxman der Abgott aller Dilettanten sein muß, denn seine Verdienste sind alle leicht zu fassen und haben von vielen Seiten eine Annäherung an das, was man im Allgemeinen empfindet, kennt, liebt und schätzt. [...] Es würde sich sehr hübsch zeigen lassen, wie an diesen artigen, gefälligen und in manchem Sinne nicht unverdienstlichen Phänomenen wenig Musterhaftes sich zeige“. Zwiespältig ist das Urteil insofern, als Goethe 1826 der Mutter seines Patenkindes Johann Wolfgang Meyer empfahl: „Auch den Flaxmanischen Homer lassen Sie ihn öfters zeichnen und wieder zeichnen; die menschliche Gestalt erscheint darin in gar trefflicher Bewegung“. Schon 1801 hatte er angesichts der Resultate der von ihm ausgeschriebenen Weimarer Preisaufgabe bedauert: „Wir hätten gewünscht, dass einer unserer Freunde geradezu erklärt hätte, er gehe von der Flaxmanischen Arbeit aus“. Und für die Preisaufgabe von 1803 erhielt Martin Wagner den ersten Preis für eine Zeichnung, die nicht nur stilistisch, sondern auch kompositorisch eng an Flaxmans „Odysseus und Polyphem“ angelehnt ist.<sup>27</sup>

Damit sind wir bei der künstlerischen Rezeption Flaxmans angelangt. Blake, Carstens, David, Delacroix, Genelli, Goya, Ingres, Koch, Moreau, Overbeck, Ramberg,

23 Hofmann (Anm. 20), *passim*. – Irwin (Anm. 20), S. 67ff.

24 Zit. n. Bindman, David: Studien zu den Umrißstichen, in: Hofmann (Anm. 20), S. 106.

25 Schuster, Peter-Klaus: „Flaxman der Abgott aller Dilettanten“, in: Hofmann (Anm. 20), S. 32.

26 Fiorillo (Anm. 11), S. 852.

27 Zu Goethe und Flaxman vgl. zusammenfassend Schuster, in: Hofmann (Anm. 20), S. 32ff.

Retzsch, Romney, Runge, Thorvaldsen und viele andere bedienten sich seiner Kompositionen oder des Umrissstils, der mit seinem Namen verbunden ist.<sup>28</sup> Dabei war Flaxmans Technik der Umrisszeichnung nicht ohne Voraussetzungen, und eine dieser Voraussetzungen führt zwar nicht nach Göttingen, doch in die Nähe – nach Kassel. Der bereits erwähnte Johann Heinrich Wilhelm Tischbein hatte 1791 den ersten Band einer *“Collection of Engravings From Ancient Vases”* aus dem Besitz des englischen Gesandten in Neapel Sir William Hamilton herausgegeben, dem drei weitere Bände folgten. Tischbein löste „einzelne Motive als selbständige Umrisszeichnungen vor weißem Grund heraus, um nicht nur dem Altertumsforscher zu nützen, sondern zugleich den zeitgenössischen Künstlern die Antike als Muster vorzustellen“.<sup>29</sup>

Flaxman hat den ersten Band, der zwei Jahre vor seinen eigenen Umrisszeichnungen erschien, während seines Besuchs bei Sir Hamilton 1791 kennen lernen können. Wie dem auch sei: Es fällt auf, dass Flaxmans Programm bei Tischbein vorgegeben ist und dass seine Zeichnungen denen des Vorgängers zum Verwechseln ähneln.

Tischbein wiederum hatte gute Beziehungen nach Göttingen geknüpft und Riepenhausen als Mitarbeiter an den ersten Lieferungen seines „Homer nach Antiken gezeichnet“ gewonnen. In die Jahre der Zusammenarbeit fällt auch Riepenhausens Unternehmen, die *„Ilias“* (1803), die *„Odyssee“* und die *„Göttliche Komödie“* (1804) in originalgroßen Reproduktionsstichen herauszugeben. Die viel diskutierte Kunst Flaxmans wurde so einem breiteren Publikum zugänglich, und manch späterer Stecher in Flaxmans Manier mag sich seine Anregungen in der Übersetzung durch den Göttinger Künstler geholt haben. Für den Erfolg seines Werks sprechen die Neuauflagen aus den Jahren 1851 und 1865.

### 3. John Boydells *“Shakespeare-Gallery”*

Im Jahre 1791 schenkte der englische König Georg III. der Göttinger Universitätsbibliothek die Subskription eines monumentalen Stichwerks, das unter dem Titel *“A Collection of Prints, from Pictures for the Purpose of Illustrating the Dramatic Works of Shakespeare, by the Artists of Great Britain”* 1805 in zwei Foliobänden abgeschlossen vorlag.

In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts war aus dem Verlangen nach Reproduktionsgraphik und illustrierten Büchern eine neue Form der Veröffentlichung

---

28 Symmons, Sarah: *Flaxman and Europe. The Outline-Illustrations and Their Influence*. New York 1984. – Bjarne Jørnæs, Flaxman, Thorvaldsen und einige andere dänische Künstler, sowie Hohl, Hanna: *Flaxman und Deutschland*, in: Hofmann (Anm. 20), S. 195ff., 201ff.

29 Hohl, in: Hofmann (Anm. 20), Kat. 255a m. Abb. – Zur Vorgeschichte von Flaxmans Umrisskupfern vgl. auch Dobai, Johannes: *Die Kunstliteratur des Klassizismus und der Romantik in England*. Bd. 2, Bern 1976, S. 1041ff.

entstanden: Bücher mit Stich-Serien nach speziell in Auftrag gegebenen Gemälden. Zu dieser Zeit wurden in London mehrere „Galerien“ gegründet – der Begriff meint hier sowohl die festen Ausstellungsräume für eigens geschaffene Gemälde, die sich durch Eintrittsgelder finanzierten, als auch, in erweitertem Sinne, Serien von Kupferstichen im Folioformat, die die ausgestellten Gemälde ins eigene Heim brachten.<sup>30</sup>

Unter diesen Galerien im doppelten Sinne war die 1789 in London eröffnete Shakespeare-Gallery John Boydells (1719–1804) das ehrgeizigste Unternehmen. Bereits 1786 hatte er seine Vorstellung davon ausgesprochen, wie in England die Historienmalerei zu fördern sei: "I believe it will be readily admitted that no subjects seem so proper to form an English School of History Painting, as the scenes of the immortal Shakespeare".<sup>31</sup> Die von ihm geplante Galerie sollte Gemälde nach Szenen und Figuren Shakespeares zeigen, und Reproduktionsstiche dieser Gemälde beabsichtigte Boydell zur weiten Verbreitung herauszugeben.<sup>32</sup>

Boydell war eine ebenso beeindruckende wie schillernde Gestalt.<sup>33</sup> Er erlernte bei William Henry Toms in London das Handwerk des Kupferstichs, machte sich 1746 als Kupferstecher selbständig, gelangte aber nie über Mittelmäßiges hinaus und begann schließlich, Stiche anderer englischer Künstler zu verlegen und mit ihnen Handel zu treiben. Der geschickte Geschäftsmann erwarb vor allem durch den Export englischer Stiche auf den Kontinent ein ansehnliches Vermögen, das ihm eine politische Laufbahn ermöglichte: Alderman von Cheapside, Sheriff von London und schließlich – 1790/91 – Oberbürgermeister von London.

Der geschäftliche Erfolg führte schließlich zur Gründung der Shakespeare-Gallery. An 35 Maler vergab Boydell Aufträge, darunter als bekannteste Sir Joshua Reynolds, George Romney, Thomas Stothard, James Northcote, Benjamim West, Heinrich Füßli und Angelika Kauffmann. Nur 34 Gemälde waren zur Eröffnung der Galerie im Juni 1789 vollendet, 1790 kamen über 26 hinzu, und 1802 waren es mehr als 160. Die gestochene „Galerie“ reproduziert genau 100 Werke.

Das von dem jüngeren George Dance entworfene zweistöckige Galeriegebäude war über einer Grundfläche von etwa 8 x 40 m errichtet worden. Die schmale Giebelfront, die mit Thomas Banks Skulptur – Shakespeare zwischen dramatischer Muse

---

30 Zu Thomas Macklins „Galerie englischer Dichter“ (1788) vgl. Dobai (Anm. 29), S. 1140f., zu Füßlis Milton-Galerie vgl. Schiff, Gert: Johann Heinrich Füßlis Milton-Galerie. Zürich/Stuttgart 1963.

31 Boydell, zit. n. Dobai (Anm. 29), S. 1143.

32 Zu Boydell und seiner Shakespeare-Gallery vgl. Friedman, W.: Boydell's Shakespeare Gallery. New York 1976. – Bruntjen, A.: John Boydell 1719–1804. A Study of Art Patronage and Publishing in Georgian London/New York 1985. – Pape, Walter/Burwick, Frederic: The Boydell Shakespeare Gallery. Ausstellung Museum Bochum 1996. Der Katalog basiert auf den Beständen der Göttinger Universitätsbibliothek.

33 Zu den biographischen Angaben siehe ebenda.



Abb. 33 Ernst Ludwig Riepenhausen nach Hogarth: A Midnight Modern Conversation (Q 15)

und Genius der Malerei – den programmatischen Auftakt gab, war auf Pall Mall ausgerichtet. Im Erdgeschoss wurden die Zeichnungen und Stiche ausgestellt, in den drei durch rundbogige Öffnungen verbundenen Räumen des Obergeschosses die Gemälde. Wenn auch die aus Raumnot erzwungene dichte Hängung dem Geschmack der Zeit entsprach, so verstärkte diese Form der Präsentation bei vergleichsweise kleinen Räumen sowie schmalen und niedrigen Durchblicken eine optische Fragmentierung der ausgestellten Werke. Dies muss der Eindruck der zeitgenössischen Galeriebesucher gewesen sein, wie Francis Wheatleys Innenansicht der Shakespeare-Gallery vom Frühjahr 1790 belegt.<sup>34</sup> Die Ausstellungsräume des Galerie-Gebäudes wurden ein Zentrum des literarischen und künstlerischen Lebens in London. Anfang 1791 erschienen die ersten Teile der gedruckten "Shakespeare-Gallery". Als 1793 der Krieg mit Frankreich ausbrach, war der lukrative kontinentale Markt für englische Graphik abgeschnitten.<sup>35</sup> Die Einnahmen Boydells blieben weit unter den Erwartungen, zumal Imitationen auf den Markt kamen. Erst 1805 war das Stichwerk vollendet.

Die zweibändige Sammlung großformatiger Kupferstiche wurde ergänzt durch die von George Steevens herausgegebene und von Boydell verlegte Ausgabe der neunbändigen "Dramatic Works of Shakespeare", die von 1791 bis 1802 erschienen war und bereits eine erste Serie von kleineren Kupferstichen enthalten hatte. Auch die "Dramatic Works" erhielt die Göttinger Universitätsbibliothek als Geschenk Georgs III.

Noch bevor die letzten Lieferungen der "Shakespeare Gallery" zur Auslieferung kamen, stand Boydell vor dem Bankrott. 1804 erhielt er die Erlaubnis des Parlaments, seine Verluste durch eine Lotterie auszugleichen. Als Preise wurden sowohl die verbliebenen Stiche als auch die Gemälde der Galerie ausgesetzt, die somit in verstreuten Besitz gelangten.

Fiorillo berichtet über die vorausgegangene Parlamentsdebatte, dass „Lord Suffolk, einer der gelehrtesten unterrichtetsten Pairs von England, sehr stark über die jetzige Stümperei im Fache der Kupferstechkunst, wodurch dieser einst so einträgliche Kunstartikel auf dem festen Lande ganz herabgewürdigt ist“, gesprochen habe. „Jetzt ekle dem Ausländer vor allem englischen Machwerk“.<sup>36</sup>

Dies sind klare Worte. James Gillray setzte diese und andere Vorwürfe in eine elaborierte Karikatur um: "SHAKESPEARE SACRIFICED; – or – The Offering to Avarice" (1789) als aktuelles Beispiel eines aus Habgier entstandenen Missbrauchs der Kunst.

34 Zur Architektur vgl. Friedman (Anm. 32), S. 70ff., Bruntjen (Anm. 11), S. 90ff. und Unverfehrt, Gerd: John Boydell's Shakespeare Gallery in Gillray's Caricatures, in: Pape/Burwick (Anm. 32), S. 167f. m. Abb. 54.

35 Weil, wie der Lord-Kanzler 1804 erklärt habe, „die Abnahme dieses einträglichen Absatzes vom Erbfeind [Frankreich] jenseits des Canals herkomme, seit dieser angefangen habe, sich aller Kunstwerke ohne Bezahlung zu bemächtigen“: Fiorillo (Anm. 11), S. 776.

36 Fiorillo (Anm. 11), S. 776.

Allerdings hatte er sich 1788 Boydell zur Mitwirkung an den Stichen der "Shakespeare-Gallery" angeboten und seinen Wunsch ausgedrückt, "to have some connexion with a work that seems so strongly to demand public patronage".<sup>37</sup> Gillrays Werben war vergeblich, obwohl er versicherte, er erwarte nicht einmal "a Sixpence" für seine Arbeit.

Auch andere warfen Boydell vor, allein aus kommerziellen Gründen zu handeln. Geld ist auch das Leitmotiv der Verhandlungen zwischen Boydell und seinen Künstlern. Ästhetische und kunsttheoretische Fragen, die um 1800 unter dem Motto „ut pictura poesis“ gern diskutiert wurden, spielten in diesem Verhältnis kaum eine Rolle. Selbst Füßli, der mit neun Gemälden an der Shakespeare-Gallery beteiligt war, äußerte in einem Brief von 1790 an William Roscoe die Meinung, er fülle mit seiner Arbeit die Börsen anderer: "Notwithstanding the success of my election at the Academy, and the pictures which I have painted for the Shakespeare Gallery, my situation continues to be extremely precarious. I have been and am contributing to make the public drop their gold into purses not my own".<sup>38</sup>

Was der enttäuschte Füßli und andere nicht voraussehen konnten, war der Umstand, dass die Gemälde und Stiche der Shakespeare-Gallery im gesamten 19. Jahrhundert die Art und Weise der Shakespeare-Illustration beeinflussen sollten. Selbstverständlich waren sie in zeitgenössischen Besprechungen auch Gegenstand kunstkritischer Auslegung. Boydells Bemühung, eine englische Schule der Historienmalerei zu begründen und den poetischen Genius Britanniens zu ehren, wurde von den zeitgenössischen Rezensenten öfter getadelt als gelobt. Denn tatsächlich stärkte er die Theatermalerei, die, wenn auch stark von traditioneller Historienmalerei beeinflusst, mit dieser rivalisierte.<sup>39</sup> Diese Rivalität spiegelt sich auch in den Stichen der "Shakespeare-Gallery": Die Bilder hatten zwar das Ziel, Shakespeares Historien anschaulich vergegenwärtigend vor Augen zu führen; doch waren die Kupferstiche mit nötigen Erläuterungen, teils in Form beschreibender Kommentare, teils in Form von Zitaten aus den jeweiligen Dramen versehen.

Wie wurde die "Shakespeare-Gallery" in Deutschland rezipiert? Um eine Antwort zu finden, muss der Blick auf Göttingen gerichtet werden. Denn hier verfasste der 21-jährige Ludwig Tieck 1793 unter dem Titel „Über die Kupferstiche nach der Shakespearschen Galerie in London“ eine 1795 veröffentlichte Besprechung der ers-

---

37 Gillray zit. n. Friedman (Anm. 34), S. 77. – Zu Gillrays Karikatur ausführlich Unverfehrt (Anm. 34).

38 Füßli zit. n. Bruntjen (Anm. 34), S. 82.

39 Vgl. hierzu die Kapitel "Engraving and History Painting" sowie "The Literary Reception", in: Pape/Burwick (Anm. 34), S. 27ff., 125ff.

ten dreißig erschienenen Blätter der "Shakespeare-Gallery".<sup>40</sup> In späteren Jahren dankte Tieck seinen Göttinger Lehrern Fiorillo und Heyne für ihre Anleitung und Betreuung.<sup>41</sup>

Heyne selbst hatte zuvor seit November 1791 in den „Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen“ Besprechungen einzelner Lieferungen veröffentlicht, in denen er die Meinung vertrat, der Maler habe das auf der Bühne stattfindende Geschehen festzuhalten.<sup>42</sup> Dem widersprach Tieck, da eine getreue Wiedergabe des Elisabethanischen Theaters nicht möglich sei. Vielmehr müsse der Künstler aus der Mitte der Charaktere mit seiner Phantasie Bilder eigener Imagination erschaffen.<sup>43</sup>

Diskutiert wurden auch Fragen, die Lessing in seinem „Laokoon“ (1766) aufgeworfen hatte, Fragen nach dem Verhältnis von Literatur und Bildkunst. Das Problem des Vertauschens verbaler und visueller Zeichen, des Übertragens von Worten in Bilder und umgekehrt beschäftigte zahlreiche kritische Geister um und nach 1800. Auf Lessings tragendem Grundstein baute der Naturforscher Georg Forster auf, der gute Beziehungen nach Göttingen unterhielt und 1785 Heynes Tochter Therese heiratete. Als einziger deutscher Kritiker schrieb er aus eigener Anschauung über die Gemälde der Shakespeare-Gallery. 1790 erschien seine „Geschichte der Kunst in England. Vom Jahre 1789“ in den „Annalen der Britischen Geschichte“. Forster kritisierte die Grenzüberschreitung zwischen Dichtung und Malerei. War Shakespeare der „kühnste logische Zeichner der Natur“, so sind den Malern der Galerie, allen voran Füßli und Romney, „alle die Abstraktionen, die dem Schriftsteller so sehr zu statten kommen, [...] gänzlich verloren“.<sup>44</sup> Forsters nach Fiorillos Worten „vortrefflicher Aufsatz“ wiederum war Grundlage seines eigenen Beitrages über John Boydell.<sup>45</sup>

Heyne und Tieck, Forster und Fiorillo: Man sieht, dass die kritische Rezeption der "Shakespeare-Gallery" in Deutschland in wesentlichem Maße von Göttingen ausging. Nehmen wir die Bedeutung Lichtenbergs für das Verständnis und die Verbreitung der Hogarthischen Kupferstiche und Riepenhausens Popularisierung des Umrissstils Flaxmans hinzu, so mag die Bedeutung der Georgia Augusta für die künstlerische und wissenschaftliche Vermittlung englischer Kunst um 1800 ansatzweise deutlich geworden sein.

40 Hölter, Achim: Ludwig Tieck's Commentary on the Copperplate Engravings of Boydell's Shakespeare Gallery, in: Pape/Burwick (Anm. 32), S. 135ff.

41 Vgl. Hölter (Anm. 40), S. 136.

42 Heyne, Christian Gottlob: Rezensionen zu Boydells Shakespeare-Gallery, in: Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen (7. November 1791; 8. April 1793; 8. Juni 1793; 4. Januar 1794; 19. Juni 1794). Vgl. auch Hölter (Anm. 40), S. 136.

43 Hölter, Achim: Ludwig Tieck. Schriften. Bd. 1, München 1991, S. 653ff, 1171ff.

44 Forster zit. n. Pape, Walter: "An Adopted Daughter of Luxury": Georg Forster's Aesthetics and Boydell's Shakespeare Gallery, in: Pape/Burwick (Anm. 32), S. 125ff.

45 Röttgen (Anm. 11), S. 382ff.



## Exponate Q

### William Hogarth

**Q 1** Preisliste der Kupferstiche William Hogarths.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg IV, 51

Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) erwarb während seines Aufenthalts in London 1775 bei William Hogarths Witwe ein Konvolut von Kupferstichen des 1764 verstorbenen Künstlers.

**Q 2** William Hogarth (1697-1764):

John Wilkes (1763).

Radierung, 35,7 x 23 cm

SUB Göttingen: gr 2° Art. plast. VI, 25:48

John Wilkes, Mitglied der radikalen Opposition, wurde wegen eines scharfen Angriffs auf König Georg III. vor Gericht gestellt. Hogarth, mit Wilkes verfeindet, zeichnete sein karikiertes Porträt während der Verhandlung.

**Q 3** Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799):

Fünf Bildnisskizzen des Politikers John Wilkes.

Federzeichnungen unterschiedlicher Größe

SUB Göttingen: Cod. Ms. Lichtenberg IV, 8, Bl. 60

Lichtenberg versucht sich als Porträtist. Nach eigenen Worten „aus dem Gedächtniß gezeichnet“, vermutlich aber in Kenntnis der Karikatur Hogarths (Q 2).

**Q 4** William Hogarth (1697-1764):

Tom Rakewell heiratet eine reiche Alte.

Kupferstich und Radierung, 35,5 x 40,7 cm

SUB Göttingen: gr 2° Art. Plast. VI, 25:8e (Tafel 5)

Hogarths nach dem „Weg einer Buhlerin“ zweiter großer Zyklus „Weg eines Liederlichen“ (1735) schildert in acht Blättern das Leben des Tom Rakewell, der eine reiche Erbschaft macht, sein Geld verschwendet, aus Not eine hässliche, aber reiche Frau heiratet (Tafel 5) und schließlich im Irrenhaus endet.

**Q 5** Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840) nach William Hogarth (1697-1764):

[Fünf Details aus Q 4].

Kupferstich, 10 x 6,5 cm

SUB Göttingen: 8° SVA II, 3470 Rara (Tafel E)

Die anspielungsreiche Erzählung Hogarths (Q 4) ist in dieser auf Brustbilder von Mensch und Tier reduzierten Version des „Göttinger Taschen Calenders“ für das Jahr 1785 nicht nachzuvollziehen – zum Beispiel der verstohlene Blick Tom Rakewells auf die hübsche Zofe seiner Frau im Augenblick der Trauung.

**Q 6** William Hogarth (1697-1764):

Der Faule beim Glücksspiel auf dem Friedhof während des Gottesdienstes.

Kupferstich und Radierung, 26,5 x 34,7 cm

SUB Göttingen: gr 2° Art. Plast. VI, 25:27c (Bl. 3)

Die Serie „Fleiß und Faulheit“ (1747) stellt in zwölf Blättern paarweise Bilder aus dem Leben eines fleißigen und eines faulen Lehrlings gegenüber. Der Fleißige wird Oberbürgermeister von London; der Faule endet am Galgen.

**Q 7** Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840) nach William Hogarth (1697-1764):

[Kalenderillustrationen mit Details aus der Serie „Fleiß und Faulheit“].

Kupferstiche, je ca. 9,1 x 5,2 cm

Universität Göttingen, Kunstsammlung

Wie bei Q 5 sind auch diese Kalenderillustrationen (Tafel C-F, L, M) des „Göttinger Taschen Calenders“ für das Jahr 1792 ganz auf das Physiognomische konzentriert. Zum Thema vgl. Q 6.

**Q 8** Georg Christoph Lichtenberg:

Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. Erste Lieferung. Göttingen 1794.

SUB Göttingen: 8° Art. Plast. VI, 65 Rara

Nach diversen von Ernst Ludwig Riepenhausen illustrierten Vorarbeiten im „Göttinger Taschen Kalender“ (Q 5, 7) gab Lichtenberg seit 1794 die „Ausführliche Erklärung“ heraus. Das bei seinem Tod unvollendete Werk wurde von anderen bis 1835 fortgesetzt. Es erschienen insgesamt 14 Lieferungen.

**Q 9** William Hogarth (1697-1764):

Selbstbildnis als Maler der komischen Muse (1758/64).

Kupferstich und Radierung, 40,3 x 35,2 cm

SUB Göttingen: gr 2° Art. Plast. VI, 25:41

Hogarth verstand sich als „comic history painter“. Nicht die großen Ereignisse der Bibel, Mythologie und Geschichte prägen sein Werk, sondern alltägliches, wenn auch oft dramatisches Geschehen, geschildert mit den Mitteln des Komischen.

**Q 10** Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840) nach William Hogarth (1697-1764):  
Boys peeping at Nature.

Kupferstich, 17,2 x 16 cm

Universität Göttingen, Kunstsammlung

Wie Q 9 ein Stück „gemalte Kunsttheorie“: Aufgabe der Kunst ist es, bisher verborgene Dinge zu entdecken und darzustellen. – Die Vorlage gab Hogarth 1731 als Subskriptions-Quittung für den „Weg einer Dirne“ heraus.

**Q 11** Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840) nach William Hogarth (1697-1764):  
Die Postkutsche.

Kupferstich, 21,5 x 27 cm

Universität Göttingen, Kunstsammlung

Im Hof eines Landgasthauses wird eine Postkutsche zur Abfahrt bereit gemacht. Hogarth schmückt das alltägliche Geschehen mit einer Fülle komischer Szenen und politischer Anspielungen.

**Q 12** Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840) nach William Hogarth (1697-1764):  
Der Tanz.

Kupferstich, 23,8 x 30,4 cm

Universität Göttingen, Kunstsammlung

„Der Tanz“ reproduziert eine von zwei Tafeln in Hogarths kunsttheoretischer Schrift „Analysis of Beauty“ (1753). Er propagiert darin eine „line of beauty“, eine maßvoll geschwungene Linie, da die Natur keine Gerade kenne. „Der Tanz“ stellt die schöne Bewegung (das Paar ganz links) der hässlichen gegenüber (alle übrigen).

**Q 13** Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840):

[Vier Stammbuchblätter mit Motiven nach William Hogarth (1697-1764)].

1. Englische Adelsdamen.

Kupferstich, 5,5 x 13,2 cm

2. Der Tanz. (vgl. Q 12)

Kupferstich, 8 x 14,1 cm

3. Die Postkutsche. (vgl. Q 11)

Kupferstich, 8,9 x 14,1 cm

4. Das schwörende Mädchen.

Kupferstich, 10,4 x 13,8 cm

Privatbesitz Hans-Heinrich Himme, Göttingen

Riepenhausens Stammbuchblätter sind Beispiele für die Popularisierung Hogarths in der Gebrauchsgraphik. Ein weiteres seiner Blätter trägt die fiktive Erfindangabe „W. Hogarth del.“, was den Marktwert des englischen Künstlers im frühen 19. Jahrhundert erahnen lässt.

## Lichtenberg, Riepenhausen und die Raubdrucker

**Q 14** William Hogarth (1697-1764):

A Midnight Modern Conversation (1733).

Kupferstich und Radierung, 34,7 x 47 cm

SUB Göttingen: gr 2° Art. Plast. VI, 25:5

Lichtenberg beschreibt dieses Saufgelage zusammenfassend so: „Man findet hier die mannigfaltigen Wirkungen der Trunkenheit, nach ihren verschiedenen Gradationen, meisterhaft dargestellt, von dem Geistlichen an, der seine Vigilien noch immer mit einiger Besonnenheit hält, bis zu dem Offizier, der auf dem Schlachtfeld bleibt“.

**Q 15** Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840) nach William Hogarth (1697-1764):

A Midnight Modern Conversation.

Kupferstich, 20,3 x 20,6 cm

Universität Göttingen, Kunstsammlung

Seitenverkehrte und verkleinerte Kopie nach Q 14.

**Q 16** V. Grüner (1771-1832) nach Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840):

A Midnight Modern Conversation.

Kupferstich, 19,2 x 24,8 cm

in: G. C. Lichtenberg's witzige und launige Sittengemälde nach Hogarth. Für gebildete Leser bearbeitet und herausgegeben von Johann Schwinghammer. Bd. 1. Wien 1811.

SUB Göttingen: 8° SVA VIII 2207:1 (Tafel 2)

Eine verkürzte, lediglich mit zwei Tafeln versehene Ausgabe der Lichtenbergschen „Erklärungen“ durch den berüchtigten Raubdrucker Trattner in Wien. Die aufgeschlagene Tafel nach Q 15 als Umrissstich kopiert.

**Q 17** Carl Rahl (1812-1865) nach Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840):

A Midnight Modern Conversation.

Radierung, 21,3 x 27,8 cm

in: G. C. Lichtenberg's ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten Copien von Carl Rahl. Wien [1844?].

SUB Göttingen: 4° Art. Plast. VI, 88

Neuauflage des 1818 bis 1823 erschienenen Nachdrucks der „Erklärungen“ Lichtenbergs durch den Wiener Verleger Rudolph Sammer.

**Q 18** Ludwig Blau (1808-1899) nach Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840):

A Midnight Modern Conversation.

Lithographie, 19,6 x 22,3 cm

in: William Hogarths sämtliche Werke. Leipzig 1831.

Universität Göttingen, Kunstsammlung: F-Hog 19/17 (Tafel 54)

Ähnlich dem Stahlstich erlaubte auch die Lithographie hohe Auflagen. Gegenüber den Abzügen von Kupfer- oder Stahlplatten wirkt die hier angewandte Federlithographie im Druckbild flau.

**Q 19** A Midnight Modern Conversation.

Stahlstich, 11,3 x 15,7 cm

in: W. Hogarth's Zeichnungen, nach den Originalen in Stahl gestochen. Mit der vollständigen Erklärung derselben von G. C. Lichtenberg, herausgegeben und fortgesetzt von Dr. Franz Kottenkamp. Bd. 1. Stuttgart 1840.

Universität Göttingen, Kunstsammlung: F-Hog 19/350,1 (Tafel neben S. 52)

Die Technik des Stahlstichs, in der auch die Druckplatten für Banknoten hergestellt werden, ermöglicht ein besonders scharfes Druckbild und hohe Auflagen Kottenkamps „Hogarth“ nach Lichtenberg und Riepenhausen erreichte bis 1882 fünf Auflagen.

## John Flaxman

**Q 20**

William Hamilton (1730-1803) und Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751-1829): Theseus kämpft gegen die Kentauren.

Kupferstich, 20,2 x 31,5 cm

in: Collection of engravings from ancient Vases mostly of pure Greek workmanship discovered in sepulchres in the Kingdom of the two Sicilies but chiefly in the neighbourhood of Naples during the course of the years 1789 and 1790. Now in the Possession of Sir William Hamilton [...] with remarks on each Vase by the Collector. Bd. 1. Neapel 1791.

SUB Göttingen: 2° Arch. II, 3738:1, Tafelband (Tafel 13)

Das von Hamilton verfasste und von Tischbein mit Tafeln nach Vasenbildern aus Hamiltons Sammlung versehene Werk nimmt Flaxmans Umrissstil vorweg und hat ihn womöglich zu seiner bildlichen Interpretation der homerischen Epen angeregt.

**Q 21** Johann Dominicus Fiorillo:

[Würdigung John Flaxmans].

in: Ders.: Geschichte der zeichnenden Künste. Bd. 5. Göttingen 1808.

SUB Göttingen: 8° HLU I, 2351:2,1,5 (S. 851)

„In John Flaxman ist ein glänzender Stern an dem artistischen Himmel Englands aufgestiegen. Möge sein Aufgang die Morgenröthe einer schönen Kunstepoche verkündigen“.

**Q 22** Tommaso Piroli (1750-1824) nach John Flaxman (1755-1826):

Achilles kämpft mit den Flüssen.

Kupferstich, 18,6 x 27,9 cm

in: *The Iliad of Homer. Engraved by Thomas Piroli from the Compositions of John Flaxman Sculptor. London 1795.*

SUB Göttingen: 2° Art. Plast. V, 923 (Tafel 29)

Flaxmans Zeichnungen zu den homerischen Epen entstanden 1792/93 in Rom. Sein Ziel war die Belebung der Kunst aus dem Geist der Antike. Der von ihm beauftragte Piroli setzte die Entwürfe in Kupferstiche um.

**Q 23** Nitot Dufresne (1759 nach 1803) nach Tommaso Piroli (1750-1824):

Odysseus macht Polyphem betrunken.

Kupferstich, 19,4 x 26 cm

in: *Œuvres de Flaxman, sculpteur Anglais. Ouvrage par livraison. L'Odyssee d'Homère. Contenant 28 planches avec le titre et l'explication des Sujets. Paris 1803.*

SUB Göttingen: 2° Art. Plast. V, 920: 12 (Tafel 24)

Die mit Pirolis Stichen versehenen Erstaussgaben (Q 22) sind sehr selten. Die Verbreitung von Flaxmans Umrissstil fand vor allem durch die Reproduktionen anderer Stecher statt (vgl. auch Q 24).

**Q 24** Ernst Ludwig Riepenhausen (1762-1840) nach John Flaxman (1755-1826):

Dante's Hölle in Umrissen von Flaxman.

Kupferstich, 15,1 x 29,9 cm

SUB Göttingen: 2° Art. Plast. V, 925 (Cap. 20, Tafel 31)

**Q 25** Franz Riepenhausen (1786-1831) und Johannes Riepenhausen (1788-1860):

Apotheose der heiligen Genoveva.

Radierung, 41 x 28,5 cm

in: *Leben und Tod der heiligen Genoveva. In XIV Platten von den Gebrüdern Franz und Johannes Riepenhausen. Mit Vorrede und beigefügter Erläuterung. Frankfurt a.M. 1806. Städtisches Museum Göttingen: Inv.-Nr. 1984/386*

Franz und Johannes Riepenhausen, die Söhne Ernst Ludwigs, hatten bei Tischbein in Kassel studiert und wandten sich nach klassizistischen Anfängen 1804 einer romanisch verinnerlichten religiösen Kunst zu. Die auf einen Text Ludwig Tiecks zurückgehende Geschichte der Genoveva steht am Beginn dieses Schaffens.

**Q 26** Johannes Riepenhausen (1788-1860):

Raffaël malt die Fornarina.

Radierung, 23,8 x 24,9 cm

in: *Vita di Raffaele da Urbino. Disegnata ed incisa da Giovanni Riepenhausen in XII*

tavole. Rom 1833.

SUB Göttingen: 4° Art. Plast. V, 6751 (Tafel 10)

Eine erste Lebensgeschichte Raffaels in Bildern hatte Johannes Riepenhausen 1816 gemeinsam mit seinem Bruder herausgebracht. Nach dessen Tod bearbeitete er das Thema in vierzehn Tafeln neu. – Die Fornarina ist die sagenhafte Geliebte Raffaels, die auch Modell der „Sixtinischen Madonna“ gewesen sein soll.

**Q 27** Moritz Retzsch (1779-1857):

Yoricks Schädel (Akt 5, Szene 1).

Kupferstich, 22,4 x 27 cm

in: Outlines to Shakespeare. First series: Hamlet, seventeen plates. Hrsg. V. Ernst Fleischer. London 1828.

SUB Göttingen: 2° Art. Plast. VI, 4365 (Tafel 12)

Erster von insgesamt acht Bänden mit Illustrationen zu Shakespeares Dramen (bis 1847). Retzsch, in Dresden tätig, übte mit seinen Umrisskupfern starken Einfluß auf die englische Historienmalerei und insbesondere die Kunst der Präraffaeliten aus.

**Q 28** Moritz Retzsch (1779-1857):

Wie Wirbelwind am Haselbusch.

Kupferstich, 18,8 x 22,2 cm

in: Umrisse zu Bürgers Balladen. Erfunden und gestochen von Moritz Retzsch. [o.O.] 1872,

SUB Göttingen: 4° Art. Plast. VI, 4370 (Tafel 5)

Sammlung mit Umrissstichen zu Balladen des Göttinger Dichters Gottfried August Bürger (1747-1794).

## John Boydell

**Q 29** Richard Earlom (1743-1822) nach Claude Lorrain (1600-1682):

Landschaft mit Kühen.

Mezzotinto und Radierung in Braun, 20,5 x 26 cm

In: Liber veritatis or a Collection of two hundred prints after the original designs of Claude de Lorrain in the collection of the Duke of Devonshire executed by Richard Earlom in the manner and the taste of the drawings [...] published by John Boydell. Bd. 1. [London 1777]. SUB Göttingen: 2° Art. Plast. III, 3210 Rara (Tafel 83)

Mit der Herausgabe aufwendig gestalteter Stichwerke wie dem „Liber veritatis“ nach Zeichnungen Claude Lorrains legte John Boydell den finanziellen Grundstein für die Shakespeare-Gallery.

**Q 30** John Boydell:

A catalogue of the pictures, &c. in the Shakspeare Gallery, Pall-Mall. London 1792 .  
SUB Göttingen: 8° Art. Plast. VII, 3370

John Boydell gab mehrere Kataloge der Shakespeare-Gallery heraus, die das kontinuierliche Wachstum der Sammlung dokumentieren.

**Q 31** Benjamin Smith (?-1833) nach Thomas Banks (1735-1805):

Shakespeare zwischen der Schauspielkunst und der Malerei (1796).

Punktierstich, 56,5 x 41,5 cm

in: Collection of prints, from pictures painted for the purpose of illustrating the dramatic works of Shakespeare, by the artist of Great Britain. London 1802.

SUB Göttingen: gr 2° P. Dram. IV, 4630 Rara (Tafel I, 1)

Wiedergabe des Reliefs vom Giebel des Galeriegebäudes, Pall-Mall. Die Gestalt Shakespeares ist der Allegorie der Morgenröte von Michelangelos Grab des Lorenzo de' Medici nachempfunden.

**Q 32** Francis Wheatley (1747-1801):

Innenansicht der Shakespeare-Gallery (1790).

in: Sven H. A. Bruntjen: John Boydell, 1719–1804. New York und London 1985.

SUB Göttingen: 86 A 5037 (Abb. 12)

Die Räume der 1789 eröffneten Shakespeare-Gallery wurden bald zu einem Zentrum des künstlerischen und literarischen Lebens in London. Für eine optimale Darbietung der ausgestellten Gemälde waren sie eher ungeeignet.

**Q 33** Johann Heinrich Fübli (1741-1825):

König Lear verstößt Cordelia (um 1790).

Öl auf Holz, 47 x 59 cm

Goethe-Museum Frankfurt a.M.

Zu „König Lear“ Akt 1, Szene 1. Verkleinerte Wiederholung des Gemäldes in der Shakespeare-Gallery und Vorlage für den folgenden Kupferstich (Q 6).

**Q 34**

Richard Earlom (1743-1822) nach Johann Heinrich Fübli (1741-1825):

König Lear verstößt Cordelia (1792).

Kupferstich, 49,5 x 62,5 cm

in: Collection of prints, from pictures painted for the purpose of illustrating the dramatic works of Shakespeare, by the artist of Great Britain. London 1802.

SUB Göttingen: gr 2° P. Dram. IV, 4630 Rara (Tafel II, 38)

Ludwig Tieck schrieb 1793 über diese Komposition: „Wenige Kunstwerke gewähren dem Auge einen so widrigen Anblick. Alle Körper sind hier auf eine unnatürliche Art



gespannt, alle Muskeln ohne Not in Tätigkeit gesetzt“.

**Q 35** Jean Pierre Simon (1750-1810) nach Matthew Peters (1742-1814):

Fallstaff im Wäschekorb (1793).

Kupferstich, 64 x 46,5 cm

in: Collection of prints, from pictures painted for the purpose of illustrating the dramatic works of Shakespeare, by the artist of Great Britain. London 1802.

SUB Göttingen: gr 2° P. Dram. IV, 4630 Rara (Tafel I, 10)

„Die lustigen Weiber von Windsor“, Akt 3, Szene 3.

**Q 36** Benjamin Smith (?-1833) nach George Romney (1734-1802):

Shakespeare als Kind, erzogen von der Tragödie und der Komödie (1803).

Kupferstich, 36 x 44 cm

in: Collection of prints, from pictures painted for the purpose of illustrating the dramatic works of Shakespeare, by the artist of Great Britain. London 1802.

SUB Göttingen: gr 2° P. Dram. IV, 4630 Rara (Tafel II, 48)

Thalia, die Muse der Komödie, bringt dem Kind William eine Flöte, Melpomene, die Muse der Tragödie, ein Töpfchen mit Gift. Diese allegorische Darstellung wurde nicht für die Galerie gemalt; sie wurde eigens für die Stichausgabe angefertigt.

**Q 37** Luigi Schianovetti (1765-1810) nach Joshua Reynolds (1723-1792):

A Wood – Robin-Good-Fellow (1799).

Kupferstich, 18,7 x 27 cm

in: The Dramatic Works of Shakspeare. Revised by George Steevens. Bd. 2. London 1802.

SUB Göttingen: 2° P. Dram. IV, 4630 Rara (Tafel 22)

Gleichzeitig mit den Stichen der „Shakespeare-Gallery“ gab Boydell die von Steevens besorgte neunbändige Ausgabe der Dramen Shakespeares heraus. Die Illustrationen gehen teils auf die Gemälde der Galerie zurück, teils wurden sie eigens angefertigt – wie dieser Kupferstich („Sommernachtstraum“, Akt 2, Szene 2).

**Q 38** James Gillray (1757-1815):

SHAKESPEARE SACRIFICED, or The Offering of Avarice (1789).

in: Thomas Wright / Robert Harding Evans: Historical and Descriptive Account of the Caricatures of James Gillray. London 1851.

SUB Göttingen: 8° Art. Plast. III, 2623: Text (Nr. 380)

Unter Verwendung einer „Shakespeare-Apotheose“ Robert Pines und verschiedener Motive der Shakespeare-Gallery unterstellt Gillray (der wohl bissigste Karikaturist um 1800), Boydell habe nicht aus Kunstbegeisterung, sondern aus Habsucht gehandelt.

**Q 39** Georg Forster (1754-1794):

Geschichte der Kunst in England. Vom Jahre 1789.

in: Annalen der Britischen Geschichte. Bd. 3. Braunschweig/Hamburg 1790. S. 134f.

SUB Göttingen: 8° H. Brit. Un. VII, 3252:3

Forster kritisierte die Grenzüberschreitung zwischen Dichtung und Malerei. War Shakespeare der „kühnste logische Zeichner der Natur“, so sind den Malern der Galerie, allen voran Füßli und Romney, „alle die Abstraktionen, die dem Schriftsteller so sehr zu statten kommen, [...] gänzlich verloren“.

**Q 40** Christian Gottlob Heyne:

[Erste Rezension der „Boydell-Gallery“].

in: Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 7. November 1791, S. 1973 - 1975.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/5

Christian Gottlob Heyne (1729-1812), Direktor der Göttinger Bibliothek, besprach bis 1794 die eintreffenden Lieferungen der „Shakespeare-Gallery“. Er befürwortete die bildliche Wiedergabe des Geschehens auf der Bühne.

**Q 41** Ludwig Tieck :

Über die Kupferstiche nach der Shakespearschen Galerie in London.

in: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Bd. 55. Leipzig 1795. S. 187–222.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 494/23

Während seines Studiums in Göttingen bei Fiorillo und Heyne schrieb der junge Ludwig Tieck (1773-1853) 1793 diese Rezension der Shakespeare-Gallery. Er widersprach Heyne, da eine getreue Wiedergabe des Elisabethanischen Theaters nicht möglich sei. Vielmehr müsse der Künstler Bilder eigener Imagination erschaffen.

# Der Parthenon in Göttingen: Karl Otfried Müller und die Erwerbung von Abgüssen der Elgin Marbles 1829/30

*Daniel Graepler*

Die im Folgenden zu schildernden Ereignisse aus der Geschichte der Göttinger Gipsabgussammlung<sup>1</sup> beleuchten nicht nur eine wichtige Phase in der Entwicklung der Archäologie als wissenschaftlicher Disziplin. Sie liefern dank der hervorragenden Quellenlage auch interessante Einblicke in den Mechanismus der Beziehungen zwischen der Göttinger Universität, dem hannoverschen Ministerium und der Londoner Zentralregierung am Ende der Regierungszeit Georgs IV. Zahlreich erhaltene Originaldokumente erlauben es, die Vorgänge bis ins Detail zu rekonstruieren, und verraten zugleich auch manches über die Einstellungen und Beweggründe der hinter ihnen stehenden Personen, vor allem des Initiators und Protagonisten des Unternehmens, des jungen Göttinger Altertumswissenschaftlers Karl Otfried Müller.

## Antike Kunst in neuem Licht

Durch das Wirken Christian Gottlob Heynes war die Universität Göttingen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Vorreiterin in der Entwicklung der Archäologie von

---

1 Die hier erstmals dargestellte Erwerbungsgeschichte der Göttinger Parthenonabgüsse konnte in der knapp bemessenen Vorbereitungszeit der Ausstellung nur dank der engagierten Mitwirkung zahlreicher Kollegen recherchiert werden. Mein besonderer Dank gilt Chr. Boehringer, K. Fittschen, B. v. Freytag Löringhoff, C. Graepler, F. Geyken, M. Krug, Th. Opper, J. D. v. Pezold, H. Rohlfing und G. Unverfehrt. U. Hunger gestattete das Zitieren aus unpublizierten Dokumenten des Göttinger Universitätsarchivs.

Abkürzungen

ADB: Allgemeine Deutsche Biographie

GAIA: Göttingen, Archäologisches Institut, Archiv: Akten zur Geschichte der Sammlung  
GUA Elgin: Göttingen, Universitätsarchiv, Kuratoriumsakten 4.V.d.6.21: Abgüsse von den durch Lord Elgin nach England gebrachten Kunstwerken für die Antiken Sammlung  
GUA Müller: Göttingen, Universitätsarchiv, Kuratoriumsakten 4.V.b/85: Personalakte K. O. Müller

KAW: Müller, Karl Otfried: Kunstarthaeologische Werke, 5 Bde., Berlin 1873

Lebensbild = Carl Otfried Müller, Lebensbild in Briefen an seine Eltern mit dem Tagebuch seiner italienisch-griechischen Reise, hrsg. von Otto und Else Kern, Berlin 1908

Müller/Reiter = Carl Otfried Müller, Briefe aus einem Gelehrtenleben 1797–1840. Herausgegeben und erläutert von Prof. Dr. Siegfried Reiter, Berlin 1950

NDB: Neue Deutsche Biographie

einer gelehrten Liebhaberei zu einem akademischen Lehrfach geworden. Seit 1767 hielt Heyne regelmäßig seine Vorlesung über die „Archäologie der Kunst des Altertums“ und baute zu deren Veranschaulichung eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Skulpturen auf, die in den Räumen der Universitätsbibliothek aufgestellt wurden. Als Heyne 1812 starb, war diese Sammlung auf 65 Stücke angewachsen.<sup>2</sup> Sein Nachfolger Friedrich Gottlieb Welcker setzte die von Heyne begründete Tradition fort, und als er schon 1819 an die neugegründete Universität Bonn wechselte, war dort eines seiner ersten Anliegen die Gründung einer Gipsabgusssammlung nach Göttinger Vorbild.<sup>3</sup>

Auf Welckers Stelle wurde 1819 der kaum zweiundzwanzigjährige Karl Otfried Müller aus Breslau berufen.<sup>4</sup> Heynes Schwiegersohn Heeren,<sup>5</sup> der dank seiner engen Kontakte zum Universitätskuratorium in Hannover die Rolle einer ‚grauen Eminenz‘ hinter den Kulissen der Göttinger Universitätspolitik spielte, hatte den Minister von Arnswaldt auf den hoffnungsvollen jungen Philologen hingewiesen. Der Minister, selbst Kunstsammler und Freund der Antike,<sup>6</sup> machte es Müller in den Berufungsverhandlungen zur Auflage, die von Heyne begründeten und von Welcker fortgesetzten Vorlesungen über die Kunst der Antike zum festen Bestandteil seiner Lehrtätigkeit zu machen. Da Müller, jung wie er war, noch kaum Gelegenheit gehabt hatte, sich durch eigene Anschauung vertiefte archäologische Kenntnisse anzueignen, wurde ihm vor Antritt seines Göttinger Lehramtes ein zweimonatiger Forschungsaufenthalt in Dresden gewährt, damit er dort die berühmte Antikensammlung studieren und

- 
- 2 Zur Entstehungsgeschichte der Göttinger Abgusssammlung vgl. Boehring, Christof: Lehrsammlungen von Gipsabgüssen im 18. Jahrhundert am Beispiel der Göttinger Universitätsammlung, in: Antikensammlungen im 18. Jahrhundert, hrsg. von H. Beck u.a., Berlin 1981, S. 273–291; Fittschen, Klaus: Zur Geschichte der Göttinger Abgußsammlung, in: Verzeichnis der Gipsabgüsse des Archäologischen Instituts der Georg-August-Universität Göttingen. Bestand 1767–1989, hrsg. von Klaus Fittschen, Göttingen 1990, S. 9–17.
  - 3 Ehrhardt, Wolfgang: Das Akademische Kunstmuseum der Universität Bonn unter der Direktion von Friedrich Gottlieb Welcker und Otto Jahn (Abh. der Rhein.-Westf. Akademie der Wissenschaften, 68), Opladen 1982.
  - 4 Die reiche Literatur zu Müllers Leben und Werk ist bis 1997 vollständig gesammelt bei Unte, Wolfhart/Rohlfing, Helmut: Quellen für eine Biographie Karl Otfried Müllers (1797–1840). Bibliographie und Nachlaß, Hildesheim [u.a.] 1997; von der seither erschienenen Literatur ist am wichtigsten: Zwischen Rationalismus und Romantik. Karl Otfried Müller und die antike Kultur, hrsg. von William M. Calder III und Renate Schlesier, Hildesheim 1998.
  - 5 Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760–1842), 1787 außerordentlicher, 1794 ordentlicher Professor der Philosophie, 1801 der Geschichte in Göttingen; vgl. ADB Bd. 11, S. 244–246; NDB Bd. 8, S. 195f.
  - 6 Karl Friedrich Alexander Freiherr von Arnswaldt (1768–1845), 1815–1828 Staatsminister in Hannover, 1816–1838 Kurator der Georgia Augusta; vgl. ADB Bd. 1, S. 598–599.

sich von deren Betreuer, Karl August Böttiger, einem der führenden Archäologen seiner Zeit,<sup>7</sup> mit dem nötigsten Handwerkszeug versehen lassen konnte.

Müller nutzte die ihm gebotene Chance mit der ihm eigenen Energie und Systematik und kam auf diese Weise wohlpräpariert Anfang November 1819 in Göttingen an, wo er sich mit Feuereifer auf die neue Tätigkeit stürzte. Sogleich begann er sich in Forschung und Lehre intensiv mit archäologischen Themen zu beschäftigen, wobei ihm die von Heyne geschaffene Infrastruktur, wie sie auf diesem Gebiet damals keine andere Universität in Deutschland zu bieten hatte, sehr zugute kam. Doch um die führende Rolle Göttingens zu behaupten, konnte Müller nicht bei dem von Heyne Geleisteten stehen bleiben.

Seit dem Tode des großen Gelehrten, 1812, hatten sich bedeutende archäologische Neuentdeckungen ergeben, die die bis dahin noch ganz von Winckelmann bestimmte Vorstellung von antiker Kunst nachhaltig erschütterten. Während Winckelmann seine „Geschichte der Kunst des Alterthums“ (1764), an die Heyne mit seinen eigenen Arbeiten kritisch angeknüpft hatte,<sup>8</sup> noch ganz auf der Grundlage der vor allem in den Museen Roms versammelten römischen Kopien nach Meisterwerken der griechischen Skulptur konzipiert hatte, waren seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts erstmals in größerem Umfang griechische Originalskulpturen in den Gesichtskreis der Wissenschaft und der interessierten Öffentlichkeit getreten. Seit 1801 hatte der schottische Lord Elgin als Botschafter Großbritanniens bei der Hohen Pforte in Konstantinopel eine ihm erteilte Genehmigung zum Studium der antiken Reste auf der Athener Akropolis so weit ausgelegt, dass schließlich große Teile des Bauschmucks der dortigen Tempel, vor allem des Parthenon, in seinen Besitz gelangt waren. Nach langen, zähen Verhandlungen hatte das Britische Parlament Elgins Sammlung 1816 für das Britische Museum angekauft und somit der allgemeinen Öffentlichkeit zugänglich gemacht.<sup>9</sup> Schon 1812 hatte man den kurz zuvor entdeckten Fries des Apollontempels von Bassae aus der Zeit um 430 v. Chr. erworben und eigentlich auch den Plan verfolgt, die 1811 auf der Insel Ägina entdeckten Giebelskulpturen des Tempels der Aphaia aus dem frühen 5. Jahrhundert v. Chr. für das Britische Museum anzukaufen. Doch war Kronprinz Ludwig von Bayern dem britischen Emissär durch

---

7 Karl August Böttiger (1760–1835), 1814–1835 Oberaufseher der Antikemuseen in Dresden; vgl. ADB Bd. 3, S. 205–207; NDB Bd. 2, S. 414.

8 Vgl. Winckelmanns Wirkung auf seine Zeit: Lessing, Herder, Heyne, hrsg. von der Winckelmann-Gesellschaft, Stendal 1988.

9 Smith, Arthur Hamilton: Lord Elgin and his Collection, in: *Journal of Hellenic Studies*, 36 (1916), S. 163–372; Rothenberg, Jacob: „Descensus ad terram“. *The Acquisition and Reception of the Elgin Marbles*, New York 1977; Tournikiotis, Panayotis: *The Parthenon and its Impact on Modern Times*, Athen 1995; St. Clair, William: *Lord Elgin and the Marbles*, 3rd revised edition, Oxford 1998.

einen günstigen Zufall zuvorgekommen, so dass dieser wichtige Komplex nach München ging.<sup>10</sup>

Die spektakulären Neuentdeckungen und Ankäufe warfen ein völlig neues Licht auf die bis dahin nur sehr vage aus schriftlichen Nachrichten rekonstruierte Geschichte der griechischen Plastik im 5. Jahrhundert.<sup>11</sup> Der ersten, von Winckelmann in den 1760er Jahren angeregten Welle der Begeisterung für die griechische Kunst folgte nun ein zweiter Schub, der die bis dahin nur von einzelnen Gelehrten eher nebenher betriebene Archäologie endgültig in eine an Universitäten gelehrt wissenschaftliche Disziplin verwandeln sollte. Karl Otfried Müller wurde rasch zu einem der wichtigsten Akteure in dieser Bewegung.<sup>12</sup>

Schon in seinen ersten Göttinger Monaten widmete Müller sich intensiv den Monumenten der Athener Akropolis und veröffentlichte eine lateinische Abhandlung über den „Tempel der Athena Polias“, das Erechtheion.<sup>13</sup> Auch die Gipsabgussammlung hätte er gern um die neuesten Entdeckungen bereichert. An seinen Freund Ludwig Tieck schrieb er am 17. Juli 1820:

„Ich betrachte die Vorlesung als einen Versuch die Masse des Stoffs zu begrenzen und, wie es gehen will, zu unterwerfen. Doch lese ich sie in heitrer Stimmung und oft mit Freudigkeit, wozu das Lokal der Bibliothek und die neidlose Menge von Hilfsmitteln beiträgt. Wenn wir nur bald Gipsabgüsse von den sogenannten Elginschen Erwerbungen hätten.“<sup>14</sup>

Um diesem Ziel näher zu kommen, bemühte sich Müller, einen persönlichen Kontakt zum Ministerium herzustellen:

„Mehr muss ich natürlich wünschen, dass der Minister, Freiherr von Arnswaldt, herkäme. Vielleicht reise ich auch noch einmal diesen Sommer nach Hannover. Ich habe ihm erstens mich selbst vorzustellen, und dann so manches andre; besonders muss ich auf manche archäologische Anschaffung von Gipsabgüssen dringen.

10 Stoneman, Richard: *Land of Lost Gods. The Search for Classical Greece*, London 1987, S. 179–201; Wünsche, Raimund: *Antiken aus Griechenland – Botschafter der Freiheit*, in: *Die erträumte Nation. Griechenlands Wiedergeburt im 19. Jahrhundert*, hrsg. von Reinhard Heydenreuter, Jan Murken und Raimund Wünsche, München 1993, S. 9–46.

11 „Für die Einsicht in höhere bildende Kunst begann dieses Jahr eine neue Epoche“, schreibt Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften“ zum Jahr 1818, in dem er sich intensiv mit Zeichnungen der Elgin Marbles, der Bassae-Friese und der Ägineten beschäftigte; vgl. dazu Wegner, Max: *Goethes Anschauung antiker Kunst*, Berlin 1944, S. 37–44.

12 Vgl. Settis, Salvatore: *Dal sistema all'autopsia: L'archeologia di C. O. Müller*, in: *Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, Classe di lettere e filosofia, serie III*, 14 (1984), S. 1069–1096; Fittschen, Klaus: *K. O. Müller und die Archäologie*, in: *Calder/Schlesier (Anm. 4)*, S. 187–216.

13 *Minervae Poliadis sacra et aedes in arce Athenarum*, Göttingen 1820 (wieder in *KAW I*, S. 86–147).

14 Müller/Reiter I, S. 29.

Arnswaldt nimmt an der alten Kunst besondern Antheil und ist überhaupt klassisch gebildet; er wird daher wohl nichts Nöthiges verweigern. Nur fehlt es hier immer an Gelde, was um so auffallender, da weder der Hof des Vicekönigs noch das Militär noch auch die Universität, und am allerwenigsten die Schulen etwas bedeutendes kosten.“<sup>15</sup>

## Müllers Reise nach England 1822

Im Februar des folgenden Jahres stattete Müller dem Minister den geplanten Besuch ab. Der Wunsch, Gipsabgüsse der Elgin Marbles zu erwerben, war inzwischen durch ein noch verlockenderes Projekt in den Hintergrund gedrängt worden:

„[...] bei Arnswaldt war ich zu Mittag und saß zwischen der Ministerin und der Tochter. Er ist sehr human und civil mit Handdrücken und freundschaftlichem Bezeigen; doch schmeckt es immer nach Herablassung: und ist nicht die ungenirte Freiheit wie bei Humboldt. Ich sprach am meisten mit den Frauen, mit ihm bei der Cour und nach Tische. Heeren hatte mir einen Plan in [den] Kopf gesetzt, daß sie mich diesen Sommer nach London schicken sollten, wo erstaunend Viel für den Archäologen ist; doch wollte er darauf nicht recht eingehn, und mir selbst lag nicht sehr viel daran. Justizrath Hoppenstedt, bei dem ich ebenfalls zur Cour war und den ich hernach bei dem Minister fand, war eben so wunderlich vornehm gegen Untergebne und so demüthig observant gegen den Minister, wie er uns sonst erschienen ist: es ist unerträglich, daß er über uns und das Seminar sich so eine Art von Aufsicht und Ansehen anmaaßt.“<sup>16</sup>

Trotz dieser kritischen Vorbehalte verstand Müller sehr rasch, dass der mit Heeren befreundete Justizrat Hoppenstedt<sup>17</sup> die wichtigste Kontaktperson im hannoverschen Ministerium war und er sich mit ihm gut stellen musste, wenn er die Gunst des Ministers gewinnen wollte. Als der neue König Georg IV. im Sommer 1821 die hannoverschen Lande besuchte und auch nach Göttingen kam, ergab sich die Gelegenheit, den Reiseplan von höchster Seite genehmigen zu lassen. Am 1. November 1821 konnte Müller seinen Eltern berichten:

„Ich habe lange mit meinem Briefe gezögert, weil ich immer erst die Ankunft des Königs und mit ihm des Ministers v. Arnswaldt abwarten wollte, und diese sich

15 Brief an die Eltern, 21.6.1820 (Lebensbild, S. 81f.).

16 Brief an die Eltern, Febr. 1821 (Lebensbild, S. 89)

17 Zu Georg Ernst Friedrich Hoppenstedt (1779–1858) vgl. Wagner, Rudolph: Zur Erinnerung an G. E. F. Hoppenstedt, Königl. Hannoverschen Geheimen Kabinetts-Rath, und sein Verhältniß zur Universität Göttingen. Ein Beitrag zur Geschichte des Hannoverschen Landes und des deutschen Universitätswesens, Göttingen 1858; ADB Bd. 13, S. 116f.; NDB Bd. 9, S. 620f.

immer mehr verzog; jetzt ist Alles vorüber, und ich habe die Entscheidung über meine Reise erhalten. Sie geht nun sicher im nächsten Frühjahr Ende März oder Anfang April vor sich, und es ist mir der ganze Sommer dazu verwilligt. Außer London besuche ich auch Oxford und Cambridge und werde bei mehreren engl[ischen] Großen in ihren Landsitzen Zutritt erhalten. Graf Münster, der in England residirende Minister von Hannover, wird sich meiner annehmen.“<sup>18</sup>

Am 27. Dezember richtete Müller seinen offiziellen Reiseantrag an die Regierung in Hannover. Seine Begründung lautete:

„Jetzt zieht England und besonders das Britische Museum als eine der ersten Kunstkammern Europas die allgemeine Wißbegierde um so mehr auf sich, da die dort versammelten Kunstwerke zum großen Theil von der Art sind, daß sie für die Wissenschaft der Archäologie ganz neue Aufschlüsse und Ergebnisse verheißen. Diese unwiderstehliche Wißbegierde kann ich allein zur Entschuldigung meiner Kühnheit anführen, indem ich die unterthänigste Bitte wage, daß Ew. Königliche Hoheit und Excellenzen mir die Erlaubnis ertheilen und die erforderlichen Mittel huldreichst bewilligen möchten um im nächsten Sommer eine archäologische Reise nach England zu unternehmen, und, wenn es Höchstdieselben genehmigen damit einen kurzen Aufenthalt in Paris zu verbinden.“<sup>19</sup>

In einem Begleitschreiben an den König befürwortete Arnswaldt Müllers Gesuch mit Nachdruck. Man habe sein Bestreben,

„die Denkmähler des classischen Alterthums in England, besonders die Schätze des Britischen Museums kennen zu lernen und durch die dem Archäologen fast unentbehrliche eigne Anschauung seinen Studien größeren Umfang und höhere Vollkommenheit zu geben, nicht anders als zweckmäßig finden können.“<sup>20</sup>

Am 26. Februar 1822 traf das vom König persönlich unterzeichnete Bewilligungsschreiben aus London in Hannover ein.<sup>21</sup> Ausgerüstet mit einer Reisebeihilfe aus Mitteln des Hannoverschen Klosterfonds, konnte Müller Ende April 1822 seine Reise antreten, die ihn durch Holland nach England führte und die durch einen mehrwöchigen Aufenthalt in Paris abgerundet wurde.

Über Müllers Erlebnisse und seine Stimmungslage in England sind wir durch die anschaulichen Briefe, die er seinen Eltern aus London schrieb, recht gut informiert.<sup>22</sup> Anfangs fühlte sich Müller in der fremden Umgebung sehr unwohl.

„Was nun London betrifft, so muss ich gestehn, dass der erste Eindruck nichts weniger als angenehm war. Es war trübes Wetter, und der Kohlendampf und Dunst

18 Lebensbild, S. 98.

19 GUA Müller, Bl. 18/19.

20 Schreiben des Kuratoriums an den König (Konzept) vom 24. 1. 1822, GUA Müller, Bl. 20/21.

21 GUA Müller, Bl. 22.

22 Lebensbild, S. 109–137.





*Abb. 34 Karl Otfried Müller (R 1)*

*Foto: Gisela Fittschen-Badura*

ist ärger als ich mir ihn je vorgestellt. Er liegt einem förm[lich] auf den Augen; der Himmel sieht bräunlich grau aus, und 100 Schritte weit sieht man kaum einen Turm durch. Dazu haben die Häuser ein weit traurigeres Ansehn als in Holland. Sie sind näml[ich] nicht angestrichen, und die Ziegel haben durch den Rauch eine dunkelbraune und schwarze Farbe bekommen; sie sind fast ganz ohne architektonische Zierrathe; lange hohe Mauern mit nackten Fensteröffnungen und niedrige Dächer. Die glänzenden Läden, die fast jedes Haus auf den ordentl[ichen] Strassen in der City hat, machen doch für den ganzen Anblick nicht so viel Effekt, und die ungeheuren Buchstaben, mit denen viele Häuser von oben bis unten beschrieben [sind], sehn lächerlich aus.“<sup>23</sup>

Besonders beeindruckt zeigte sich Müller von dem Aufwand, den die Engländer in Kleidungsfragen trieben und den er aus Göttingen nicht kannte. Es ist daher nicht verwunderlich, dass er in London einen großen Teil seines Geldes für neue Anzüge, Hemden und Schuhe ausgab, um standesgemäß auftreten zu können.<sup>24</sup> Denn durch den Reichsgrafen von Münster, den in London residierenden Kabinettsminister für Hannover,<sup>25</sup> erhielt Müller Zutritt zur vornehmen Gesellschaft.

„Ich war ferner von Minister Arnswaldt empfohlen an Graf Münster, der eine sehr angesehene und einflussreiche Person in London ist. Er hat eine gewisse Vornehmigkeit des Wesens und scheint den Stolz eines Grafen und Ministers mit dem eines Künstlers und Kunstkenner zu verbinden (welches er beides zugleich ist); doch hat er sich gegen mich freundlich erwiesen, und mir überall mit Empfehlungen beigegeben, wo ich sie gewünscht habe. Er hat selbst einige schöne Antiken und treffl[iche] Gemälde und manche kleine Sammlung von der Zeit, da er mit dem Duke of Sussex in Italien war [...].“<sup>26</sup>

Auf Vermittlung des Grafen Münster lernte Müller nach und nach einige vornehme Sammler und Kunstexperten kennen, wie den erwähnten Herzog von Sussex, den Bruder des Königs, der 30 Jahre zuvor in Göttingen studiert hatte.<sup>27</sup> Auf diese

23 Lebensbild, S. 116f.

24 Lebensbild, S. 119.

25 Ernst Friedrich Herbert Graf zu Münster (1766–1839) leitete von 1805–1831 als Kabinettsminister die ‚Deutsche Kanzlei‘ bei der britischen Krone und bekleidete damit den einflussreichsten Posten in der hannoverschen Politik; vgl. ADB Bd. 23, S. 157–185; NDB Bd. 18, S. 533–535; Nolte, Josef u.a.: Ernst Friedrich Herbert Graf zu Münster. Staatsmann und Kunstfreund 1760 [sic!] – 1839. Ein Kolloquium aus Anlaß seines 150. Todestages. Hildesheim 1991; Strube, Nicolaus: Ästhetische Lebenskultur nach klassischen Mustern. Der hannoversche Staatsminister Ernst Friedrich Herbert Graf zu Münster im Lichte seiner Kunstinteressen, Hannover 1992.

26 Lebensbild, S. 124; vgl. auch Brief an Heeren vom 4. 6. 1822 (Kern, Otto: Aus dem amtlichen und wissenschaftlichen Briefwechsel von Carl Otfried Müller, ausgewählte Stücke mit Erläuterungen, Göttingen 1936, S. 30f.).

27 Lebensbild, S. 124.

Weise konnte er eine ganze Reihe von bis dahin in Deutschland noch nicht bekannten privaten Antikensammlungen in London, aber auch in Oxford, Cambridge und an anderen Orten Englands persönlich in Augenschein nehmen. Im Mittelpunkt seines Interesses aber stand natürlich das Britische Museum, das er systematisch, Stück für Stück durcharbeitete. Sehr hilfreich war für ihn dabei der Umstand, dass er es bei dem zuständigen Museumsbeamten, Georg Heinrich Nöhden (1770–1826), mit einem geborenen Göttinger und Schüler Heynes zu tun hatte, der seine Forschungen nach Kräften unterstützte.<sup>28</sup>

Wie Müller später im Rückblick schrieb, bildeten die von Elgin nach London gebrachten Parthenon-Skulpturen den „Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit“<sup>29</sup> während seiner Englandreise. Er verbrachte nicht nur viel Zeit vor den Originalen, sondern wertete auch im „Print-room“ des Britischen Museums und in der Bibliothek die in Göttingen nicht vorhandenen Publikationen zu den Elgin Marbles, vor allem aber die von Elgins Zeichner Lusieri auf der Akropolis angefertigten Zeichnungen aus.<sup>30</sup> Von allen ihm nützlich erscheinenden Bildern fertigte er genaue Pausen an.<sup>31</sup> Wichtig waren für ihn auch die in London aufbewahrten Kopien nach den berühmten, noch vor der Explosion des Parthenon 1687 von dem französischen Zeichner Jacques Carrey angefertigten Skizzen der Parthenonskulpturen.<sup>32</sup> Später scheint er in der Pariser Bibliothèque Royale sogar die Originalzeichnungen Carreys inspiziert zu haben.<sup>33</sup>

Dank der vielfältigen Kontakte und des reichen wissenschaftlichen Ertrages seines Aufenthalts in England milderte sich Müllers Urteil über das Land allmählich, so dass er es zuletzt nur „mit rechtem Widerstreben“ verließ, um nach Paris weiterzureisen, wo er einige ebenfalls sehr produktive Wochen verbrachte.<sup>34</sup>

---

28 Vgl. Lebensbild, S. 120, 123, 131 („ein rechter Herzensfreund“); Kern (Anm. 26), S. 30; Müller/Reiter II, S. 209. Schon 1816 hatte Nöhden in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ zwei wichtige Publikationen zu den Elgin Marbles rezensiert (S. 1121–1125, 1337–1360).

29 In seinem unten Anm. 92 zitierten Aufsatz für den ‚Deutschen Stuart‘, S. 657.

30 Eine dieser von ihm selbst gefertigten Pausen nach Lusieri veröffentlichte Müller im ‚Deutschen Stuart‘ (unten Anm. 92), Taf. neben S. 659.

31 Vgl. Lebensbild, S. 131f. Leider scheinen Müllers Aufzeichnungen aus England verschollen zu sein, während sich seine Notizen aus Paris im Nachlass erhalten haben (SUB Göttingen, Cod. Ms. K. O. Müller 7,1 und 7,9). Sie belegen die strenge Disziplin, mit der Müller auch die größten Museen, in diesem Fall den Louvre, vom ersten bis zum letzten Exponat durchgearbeitet und sich dabei zu jedem Stück Notizen gemacht hat.

32 Erstmals vollständig publiziert wurden die Zeichnungen erst 1848 von Laborde, Léon de: *Le Parthenon. Documents pour servir à une restauration*, Paris 1848. Vgl. Bowie, Theodore Robert/Thimme, Diether: *The Carrey Drawings of the Parthenon Sculptures*, Bloomington, Ind. 1971.

33 Vgl. Brief an P. W. Forchhammer vom 9.6. 1831 (Müller/Reiter I, S. 155).

34 Lebensbild, S. 131.

Viele der in England geknüpften Verbindungen hat Müller bis zu seinem frühen Tode weiter gepflegt. Sein letztes Buch, die „Geschichte der griechischen Literatur“, erschien sogar zuerst in England, bevor es 1841 von seinem Bruder und Nachlassverwalter Eduard auch in deutscher Sprache herausgegeben wurde.<sup>35</sup>

Eine Studienreise nach England war zu der Zeit, in der Müller sie unternahm, innerhalb des damals noch sehr kleinen Kreises ‚professioneller‘ Archäologen in Deutschland höchst ungewöhnlich und wurde von Müllers Kollegen daher mit großer Anteilnahme verfolgt, wie wir dem Briefwechsel, insbesondere mit Karl August Böttiger in Dresden, entnehmen können.<sup>36</sup> Immerhin war Müller unter ihnen einer der ersten, die die Elgin Marbles mit eigenen Augen betrachten konnten.<sup>37</sup> Dies war für ihn ein zusätzlicher Ansporn, die gesammelten Erkenntnisse in wissenschaftlich vertiefter Form zu veröffentlichen und in seinen Lehrveranstaltungen weiterzuvermitteln.

1825 veröffentlichte Müller in der von Böttiger herausgegebenen Zeitschrift „Amalthea“ einen Aufsatz über zwei Antikensammlungen, die er auf seiner Rundreise durch England kennen gelernt hatte.<sup>38</sup> Bereits im Jahr zuvor hatte er vor der Sozietät der Wissenschaften eine dreiteilige Vortragsreihe über Leben und Werk des Phidias begonnen, die er 1827 unter dem Titel „De Phidiae vita et operibus“ als Monographie publizierte.<sup>39</sup> Die in London und Paris betriebenen Studien zu den Parthenonskulpturen, die seiner Meinung nach, „wenn nicht vom Meißel, so doch vom Ingenium des Phidias“<sup>40</sup> geschaffen worden waren, fanden vor allem in der dritten Abhandlung ihren Niederschlag: In einer gründlichen Untersuchung zur Rekonstruktion des Westgiebels, die in Fragestellung und Methode bereits sehr an die moderne Parthenonforschung erinnert, werden die Zeichnungen Carreys den von Lord Elgin nach London gebrachten Fragmenten gegenübergestellt.<sup>41</sup> Auf einer nach Mül-

35 A History of Literature of Ancient Greece, London 1840; Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Alexanders, Breslau 1841. Vgl. Ackerman, Robert.: K. O. Müller in Britain, in: Calder/Schlesier (Anm. 4), S. 1–17.

36 Vgl. Müller/Reiter I, S. 48–58. Zu Böttiger s. o. Anm. 7.

37 Nur F. Thiersch hatte die Elgin Marbles bereits 1816 besichtigen können; vgl. ADB Bd. 38, S. 11.

38 Über die Sammlung des Marquis von Landsdown in Shelburnhouse, und Earl's Egremont zu Petworth. Aus den Tagebüchern des Prof. Otfried Müller, in: Amalthea 3 (1825), S. 241–259.

39 De Phidiae vita et operibus commentationes tres recitatae in concessibus Reg. Soc. Scient. Gottingensis. Cum tabula aere expressa, qua digna adumbrantur, quae fuerunt in postico Hecatompedi fastigio, Göttingen 1827.

40 Ebd., S. 3.

41 De signis olim in postico Parthenonis sive Hecatompedi templi fastigio positis, in: Commentationes Societatis regiae Scientiarum Gottingensis recentiores classis historicae et philologicae, 6 (1823–27), S. 191–212, wieder abgedruckt in: De Phidiae vita (Anm. 39), S. 73–94.

lers Angaben gestochenen Abbildungstafel sind die erhaltenen Reste in einer nach Carrey gefertigten Gesamtrekonstruktion sorgfältig durch eine gepunktete Umrisslinie markiert.

In den folgenden Jahren wandte Müller sich vor allem den Metopen und dem Fries des Parthenon zu. Für die deutsche Übersetzung des berühmten, von den englischen Architekten J. Stuart und N. Revett in den 50er-Jahren des 18. Jahrhunderts begonnenen Monumentalwerks über „Die Alterthümer von Athen“ war er beauftragt worden, einen Beitrag zu den Parthenonreliefs zu liefern. Der schon 1820 gegenüber Tieck geäußerte Wunsch, in Göttingen Abgüsse der Elgin Marbles zu besitzen, gewann damit an Dringlichkeit.

### Das Geschenk des Königs

1825 war Müller „zum Aufseher aller Gipsabgüsse und Kupferwerke auf der Bibliothek“ ernannt worden, nachdem auf seinen Antrag hin ein eigener Raum für die zuvor über die ganze Bibliothek verstreute Sammlung im Chor des Erdgeschosses der Paulinerkirche eingerichtet worden war.<sup>42</sup> Die Räumlichkeiten waren also vorhanden, um eine Auswahl von Parthenonabgüssen aufzustellen. Doch diese zu erhalten war nicht einfach. In London war man bisher ziemlich restriktiv mit entsprechenden Anträgen verfahren. Zudem stand Müller kein eigener Etat zur Verfügung, sondern Neuananschaffungen waren nur über Sonderbewilligungen durch das Universitätskuratorium möglich. Es kam also nicht in Frage, dass Müller direkt an das Britische Museum geschrieben und eine Bestellung aufgegeben hätte, wie man dies nach heutigen Gepflogenheiten vielleicht erwarten würde. Vielmehr musste er zunächst hinter den Kulissen agieren, um das Kuratorium, aber auch die maßgeblichen Kollegen innerhalb der Universität für den kühnen Plan zu gewinnen, den König im Namen der Universität um eine Auswahl von Abgüssen der Elgin Marbles zu ersuchen.

Diese waren damals noch nicht sehr weit verbreitet, vor allem nicht innerhalb der Universitäten, die eben erst anfangen, nach Göttinger Vorbild eigene Abgussammlungen einzurichten.<sup>43</sup> Die von Welcker in Bonn begründete Sammlung hatte zwar schon 1821 eine größere Zahl von Parthenonabgüssen erworben, jedoch nicht nach den Elgin Marbles, sondern aus Formen, die der Franzose Fauvel von den noch

---

42 Vgl. Fittschen (Anm. 2), S. 11.

43 Nach den Gipsabgussammlungen in Göttingen (1767) und Bonn (1819) wurden 1825 diejenigen in Breslau und in Königsberg begründet, die übrigen Universitäten folgten erst nach 1830. Vgl. Stark, Carl Bernhard: Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst, Leipzig 1880, S. 325; Connor, Peter: Cast-collecting in the nineteenth century: scholarship, aesthetics, connoisseurship, in: Rediscovering Hellenism, edited by G. W. Clarke, Cambridge 1989, 187–235.

am Bau befindlichen Reliefs abgenommen hatte.<sup>44</sup> Trotz intensiver Bemühungen war es Welcker nicht gelungen, Abgüsse auch von den in London befindlichen Giebelfiguren zu erhalten.<sup>45</sup>

Anders als der Louvre unterhielt das Britische Museum damals noch keine eigene Abgusswerkstatt und hatte die Herstellung von Gipsabgüssen daher an den Bildhauer Richard Westmacott delegiert.<sup>46</sup> Dieser hatte ab 1816 im Auftrag des Museums, aber auf eigene Kosten sukzessive sämtliche Elgin Marbles und den ebenfalls nach London gelangten Fries des Apollontempels von Bassae abgeformt. Mit den Abgüssen waren neben einigen britischen Kunstakademien vor allem verschiedene Fürstenhöfe in Europa beliefert worden. Teilweise waren dies Geschenke der britischen Regierung an befreundete Souveräne gewesen – so im Falle des Großherzogs von Toskana (1818), des Papstes, des Königs von Neapel und des Königs von Preußen (1819) –, teilweise waren die Belieferten selbst für die Kosten aufgekommen – so im Falle des russischen, des bayerischen und des württembergischen Hofes. Die erstgenannten Höfe hatten jeweils einen vollständigen Satz aller Elgin Marbles erhalten, letztere eine Auswahl.<sup>47</sup>

Für Göttingen eine Auswahl der begehrten Abgüsse zu erbitten, war daher durchaus keine Selbstverständlichkeit. Doch anders als die Bonner hatte die Göttinger Universität privilegierte Beziehungen nach London. Diesen Umstand wusste Müller sich zunutze zu machen. Freiherr von Arnswaldt, bis 1828 hannoverscher Staatsminister und seither ausschließlich als Kurator für die Georgia Augusta tätig, war Müller sehr verbunden, da dieser 1824 einen verlockenden Ruf nach Berlin ausgeschlagen hatte.<sup>48</sup> Auch ein Bericht zur Lage und zu den Bestrebungen des Philologischen Seminars, der 1826

---

44 Verzeichnis der Abguss-Sammlung des Akademischen Kunstmuseums der Universität Bonn, Berlin 1981, S. 22–27; Ehrhardt (Anm. 3), S. 44 mit Anm. 134; Bohne, Anke, in: Gips nicht mehr. Abgüsse als letzte Zeugen antiker Kunst, hrsg. von Johannes Bauer und Wilfried Geominy, Bonn 2000, S. 167–173.

45 Ehrhardt (Anm. 3), S. 46. Die Erwerbung dieser Abgüsse kam erst ab 1863 in mehreren Etappen zustande; vgl. Ehrhardt, S. 133.

46 Vgl. zum Folgenden Jenkins, Ian: Acquisition and Supply of Casts of the Parthenon Sculptures by the British Museum, 1835–1939, in: *The Annual of the British School at Athens*, 85 (1990), S. 89–114.

47 Die Angaben beruhen auf einem von Jenkins (Anm. 46), S. 102 publizierten Brief Westmacotts aus dem Jahr 1837. Die Göttinger Abgüsse werden dort nicht erwähnt. Auch sonst finden sich nach freundlicher Auskunft von Th. Opper in den Archiven des Britischen Museums keine Unterlagen zu den nach Göttingen gelieferten Abgüssen. Zu frühen Abgüssen der Elgin Marbles vgl. auch Leinz, Gottlieb, in: *Glyptothek München 1830–1980*, hrsg. von Klaus Vierneisel und Gottlieb Leinz, München 1980, S. 92.

48 Vgl. Lebensbild, S. 155.



Foto: Stephan Eckardt

Abb. 35 Abguss des Pferdekopfes vom Gespann der Selene aus dem Ostgiebel des Parthenon in Athen (1829) (R 4)

unter Müllers Federführung ausgearbeitet worden war, war in Hannover gut aufgenommen worden.<sup>49</sup>

Nun galt es nur noch die innerhalb der Universität offiziell zuständige Bibliotheks-Kommission zu überzeugen, die aus fünf betagten Professoren bestand, darunter ein Schwager und zwei Schwiegersöhne Christian Gottlob Heynes, der Mediziner Blumenbach (77), der Historiker Heeren (69) und der Oberbibliothekar Reuß (79). Anders als zu Heynes Zeiten, als der Göttinger Bibliothek kaum eine archäologische Neuerscheinung entgangen war, hatte Reuß sich Anschaffungsvorschlägen Müllers gegenüber nicht immer aufgeschlossen gezeigt.<sup>50</sup> Hingegen besaß Müller in Heeren einen verlässlichen Mitsstreiter. Dieser hatte nicht nur die Berufung Müllers nach Göttingen in die Wege geleitet, sondern war auch später bemüht, jeden Wunsch des jungen Kollegen in Erfüllung gehen zu lassen. Seine guten Verbindungen zu Georg Ernst Friedrich Hoppenstedt, der 1826 zum Generalsekretär des Ministeriums in Hannover aufgestiegen war, trugen das Ihre dazu bei, dass Heeren vieles erreichen konnte, was eigentlich außerhalb seiner offiziellen Kompetenzen lag.

Auch im Fall der Elgin Marbles scheint Heeren Müllers Anliegen vorab mit Hoppenstedt besprochen zu haben. Am 30. März 1829 teilte er seinen Kollegen von der Bibliotheks-Kommission folgendes mit:

„An die Herren Hofrätthe Reuß, Benecke, und Professor Bunsen

Von Hannover erhalte ich die angenehme Nachricht, daß die Bibliothek das Bildniß S. M. des Königs erhalten werde; es sey bereits in der Arbeit; wahrscheinlich noch diesen Sommer werde es kommen.

Das Kuratorium will diese Gelegenheit benutzen uns auch eine Auswahl der Abgüsse der Elginschen Marmors zu verschaffen. Zu diesem Ende wird verlangt, daß die Bibliotheks= Kommission mit einem Gesuch bey S. M. dem König einkommen solle, welches man nach London befördern, und bestens unterstützen wolle. Ich lege deshalb das Concept eines solchen Gesuchs bey, mit der Bitte, falls Nichts dabey zu erinnern, es zu signiren und eine Abschrift davon zu besorgen, die ich nach Hannover schicken werde. Blumenbach hat bereits signirt.“<sup>51</sup>

Dem Brief lag ein von Heeren aufgesetzter Entwurf für das Gesuch<sup>52</sup> bei, das von den anderen Kommissionsmitgliedern approbiert und schon am 5. April, inhaltlich

49 Brief an die Eltern vom 15. 12. 1826: „[...] das Ministerium hat uns ein Belobungsschreiben geschickt. Auch haben mir persönlich v. Arnswaldt und der Cabinetsrath Hoppenstedt, der mich deswegen besuchte, allerlei Artiges deswegen gesagt.“ (Lebensbild, S. 178).

50 In Briefen an Kollegen beklagte sich Müller häufig über Reuß' zögerliche Anschaffungspolitik, z. B. Müller/Reiter I, S. 126., 134, 162f, 242.

51 GAIA.

52 Dieser im Archiv des Archäologischen Instituts aufbewahrte Entwurf wurde erstmals publiziert von Horn, Rudolf: Zweihundert Jahre Göttinger Archäologische Sammlungen, in: Archäologischer Anzeiger 1967, S. 394f. Anm. 14.



unverändert, in Reinschrift und in doppelter Ausfertigung (für die königliche Kanzlei in London und für das Kuratorium in Hannover) an das Ministerium weitergeleitet wurde. Der Text lautet:

„Allerdurchlauchtigster,  
Großmächtigster König!  
Allernädigster König und Herr!

Euer Königliche Majestät bitten die Vorsteher der Bibliothek auf Höchstdero Georg=Augustus Universität zu Göttingen unterthänigst um die Erlaubniß, in tiefster Devotion mit einem Anliegen sich nähern zu dürfen.

Allernädigster Herr! Unser Gesuch betrifft einen Gegenstand, den der erhabene Beschützer der Künste nicht ungnädig aufnehmen wird. Die hiesige Universität war die erste, auf welcher die Geschichte der Kunst des Alterthums in den Kreis des öffentlichen Unterrichts gezogen wurde, und fortdauernd darin ihren Platz einnimmt; wodurch besonders die Bildung junger Leute aus den höhern Ständen befördert; und diese zu uns hergezogen werden. Unsrer, bey der Bibliothek befindlichen, und dabey benutzten antiken Sammlung fehlen jedoch die Abgüsse der vom Lord Elgin aus Athen nach England gebrachten Kunstwerke, die bey dem Unterricht der alten Kunstgeschichte jetzt nicht entbehrt werden können. Unsre unterthänige Bitte ergeht daher an Euer Königliche Majestät um eine Auswahl der vorzüglichsten Stücke dieser Abgüsse, so weit sie zu dem erwähnten Zwecke erforderlich sind.

Euer Königliche Majestät geruhen an dem für uns unvergeßlichen Tage, an dem uns das Glück zu Theil ward, Allerhöchstdenselben persönlich unsre Ehrfurcht bezeugen zu dürfen, mit der gnädigen Versicherung von uns zu scheiden, daß unsre etwanigen Anliegen nicht vergeblich seyn würden. Wir leben der Hoffnung, daß Euer Königliche Majestät darin die Entschuldigung unsrer unterthänigsten Bitte finden werden.

Wir ersterben in tiefster Devotion

Euer Königlichen Majestaet  
unterthänigst gehorsamste  
zur Bibliotheks=Commission ver-  
ordnete Professoren der Georg=  
Augustus Universität.

Göttingen,  
den 5 ten April  
1829

Reuß. Blumenbach  
Heeren Benecke Bunsen.“<sup>53</sup>

Beigefügt war eine von Karl Otfried Müller (vermutlich aus Rücksichtnahme auf die Londoner Adressaten nicht in deutscher, sondern in lateinischer Schreibschrift) geschriebene Liste der gewünschten Abgüsse:

---

53 GUA Elgin, Bl. 1/2.

„Stücke aus der Elginschen Sammlung im Brittischen Museum, wovon Gypsabgüsse für die Universitäts=Sammlung in Göttingen besonders wünschenerth wären.

Die Numern sind nach der Synopsis of the Contents of the British Museum, London 1821, angegeben.

- 1–2. Zwei besonders gut erhaltne Platten von den Metopen des Parthenons, welche die No. 1–15 einnehmen (Fifteenth Room).
- 3–8. Die sechs Platten, No 16\* 17. 18. 19. 20. 21., welche dem Fries der Cella des Parthenon von der Ostseite angehören.
9. Eine von den Platten der langen Seiten des Frieses, welche Reuter darstellen, etwa No. 28 von der Nordseite.
10. Der Torso des Neptun von dem Westgiebel, No. 64.
11. Der Kopf des Pferdes der Nacht, No. 68.
12. Die hingelehnte Figur, Ilissuo genannt, No. 70.
13. Der sitzende rückwärts gelehnte Jüngling, Theseus genannt, No. 71.
14. Das Bruchstück des Kopfes der Minerva, verzeichnet No. 118.
- 15–16. Es wäre im höchsten Grade dankenswerth, wenn dazu noch Zwei Tafeln von dem Fries von Phigalia kämen (Fourteenth Room, No. 1–23), eine aus dem Kampfe der Centauren, die andre von der Amazonenschlacht.“<sup>54</sup>

Von Hannover aus wurde das Gesuch am 10. April zusammen mit der Liste und einem Begleitschreiben des Kuratoriums an den Grafen Münster nach London weitergeleitet. Interessant ist das vom Kuratorium zur Unterstützung des Antrags angeführte Argument:

„Da für die Vorträge über alte Kunstgeschichte, welche in Göttingen zuerst und dort sehr lange Zeit allein gehalten wurden, gegenwärtig nicht nur in Berlin u. München, mit denen Göttingen in dieser (?) Beziehung, der Natur der Verhältnisse nach, nicht in Rivalität treten kann, sondern auch auf andern Universitäten zb. in Bonn sehr vieles geschieht; so können Wir nicht verkennen, daß es sehr wichtig und wünschenswerth ist, daß Göttingen in dieser Hinsicht nicht zu sehr gegen andere Universitäten zurückbleibe und wenigstens das Nothwendigste besitze, was der academische Unterricht in diesem Zweige erfordert, zumahlen der glückliche Umstand eintritt, daß der Prof: Müller die Studien des Alterthums mit großer Neigung u. großem Fleiße cultivirt u. als Archaeologe bereits einen ausgezeichneten Namen sich erworben hat.“<sup>55</sup>

Bereits am 4. Mai konnte Heeren, wie gewöhnlich über Kuratoriums-Neuigkeiten schon im Voraus informiert, den anderen Kommissionsmitgliedern mitteilen:

54 GUA Elgin, Bl. 3.

55 GUA Elgin, Bl. 4/5.

„Ich habe das Vergnügen anzuzeigen daß nach erhaltener Nachricht aus Hannover, unser Gesuch wegen der Elginschen Marmor=Abgüsse in London eine günstige Aufnahme gefunden hat: und wir die erbetenen Stücke erhalten werden.“<sup>56</sup>

Das offizielle Antwortschreiben des Grafen Münster an die Bibliothekskommission, datiert auf den 8. Mai, traf erst in der zweiten Maihälfte in Göttingen ein. Aus dem Text geht unzweideutig hervor, dass es neben dem amtlichen Schriftwechsel noch einen parallelen, inoffiziellen Kontakt mit Heeren gegeben hat.

„Hochwohl. und Wohlgebohrne,  
hochzuehrende Herren!

Ew. Hochwohl. und Wohlgebohrnen mache ich mit besonderm Vergnügen die Anzeige, daß, nachdem ich dem Könige den Wunsch der Bibliotheks-Commission vorgetragen die dortige Antiken-Sammlung durch eine Auswahl der vorzüglichsten von Ew. Hochwohlgebohrnen, dem Herrn Hofrath Heeren mir genauer bezeichneten Abgüsse der von Lord Elgin aus Athen nach England gebrachten – und einige der Phigalesischen Kunstwerke bereichert zu sehen, Seine Majestät denselben nicht allein gern genehmigt und die desfallsigen Kosten bewilligt, sondern mich auch zu dem Ankauf der beiden Gruppen authorisirt haben, in Ansehung welcher ich nur Ew. Hochwohlgebohrnen, des Herrn Hofraths Heeren Antwort abwarte, ob solche bei dem Unterricht der alten Kunstgeschichte von besonderm Nutzen seyn würden?

Indem ich das Königliche Ministerium mit der heutigen Post benachrichtige, daß ich vorgedachte Sammlung, vorsichtig gepackt, nach Bremen verschiffen lassen werde, ersuche ich dasselbe zugleich mit Ew. Hochwohl. und Wohlgebohrnen über die Art und Weise gefälligst Rücksprache nehmen zu wollen, auf welche die Kisten von Bremen ab nach Göttingen zu befördern seyn dürften.

Ich verharre mit vollkommener Hochachtung

Ew. Hochwohl. und Wohlgebohrnen

gehorsamer Diener

EGf v Münster.“<sup>57</sup>

Graf Münster ließ es sich nicht nehmen, die von Müller vorbereitete Liste auf eigene Initiative um wichtige Zusätze zu bereichern, indem er die Auswahl von Abgüssen nach Statuen aus dem Ostgiebel noch um die sitzenden Frauengestalten E und F und um die schon damals berühmte Gruppe der sogenannten Tauschwester erweitert.<sup>58</sup> Diese heute meist als Aphrodite mit ihrer Mutter Dione gedeutete Gruppe ge-

56 GAIA.

57 GAIA. Auch ein ähnlich lautendes Schreiben Münsters an das Ministerium in Hannover, ebenfalls vom 8. 5. 1829, hat sich erhalten (GUA Elgin, Bl. 6).

58 Brommer, Frank: Die Parthenon-Skulpturen, Mainz 1979, Taf. 134. 141.

hört zu den schönsten Zeugnissen des Parthenon-Stils, ist zugleich aber besonders groß und sperrig, was sich später beim Transport als nicht ganz unproblematisch erweisen sollte. Im Übrigen scheint sich Münster völlig an Müllers Wünsche gehalten zu haben.<sup>59</sup>

## Transport mit Hindernissen

In London machte sich Westmacotts Werkstatt sogleich an die Arbeit. Wie zu erwarten, nahm die Herstellung der Abgüsse von sechs großformatigen Giebelfiguren, sieben Friesplatten und zwei Metopen vom Parthenon sowie zwei Friesplatten vom Tempel in Bassae einige Zeit in Anspruch. Mitte Oktober 1829 konnte Westmacott jedoch an Graf Münster vermelden, dass die Arbeiten beendet und die Abgüsse bereits in Holzkisten verpackt seien. Eine von Westmacott aufgestellte Liste mit den genauen Maßen sämtlicher zwölf Kisten hat sich erhalten.<sup>60</sup> Für den Transport in den Londoner Hafen sorgten der Geheime Legationsrat Sir Lewis Moeller, in dessen deutsch-englischer Familie Karl Otfried Müller bei seinem Londonaufenthalt gern verkehrt hatte,<sup>61</sup> und der hannoversche Generalkonsul in London, George Hall.

Wie genau sich Graf Münster persönlich um alle Details des Transports kümmerte, geht aus einem Schreiben hervor, das er am 3. November 1829 an das Königliche Ministerium in Hannover<sup>62</sup> richtete:

---

59 Lediglich das in Müllers Liste unter Nr. 14 figurierende Kopfbruchstück, das zu seiner Zeit irrümlich den Parthenongiebeln zugewiesen wurde (Brommer, Frank: Die Skulpturen der Parthenon-Giebel, Mainz 1963, S. 91 Nr. 4), scheint 1829 nicht geliefert worden zu sein, vielleicht weil keine Abgussform vorhanden war. In seinem Tafelwerk „Denkmäler der Alten Kunst“ (Göttingen 1832) bildet Müller dieses Fragment zwar auf Taf. 27 I ab, aber nicht nach den Göttinger Gipsabgüssen gezeichnet, wie die übrigen dort auf Taf. 26 und 27 abgebildeten Giebelskulpturen des Parthenon, sondern nach einer gedruckten Vorlage kopiert. Auch in der Aufzählung der von Georg IV. nach Göttingen geschenkten Abgüsse bei Wieseler, Josef: Die Sammlungen des archäologisch-numismatischen Instituts der Georg-Augusts-Universität, Göttingen 1859, S. 3 taucht das Fragment nicht auf.

An Metopen wählte Münster die Südmetopen VII und XXVII aus, vom Nordfries die Platte XXXVI, vom Ostfries die Platten III bis V, außerdem vom Bassae-fries die Platten H 15 und H 19; vgl. Verzeichnis (Anm. 2), S. 57–62 (Inv. A 151, 152, 155, 157, 158, 159, 163, 164, 173, 174, 175, 177) und S. 71 (Inv. A 240, 241).

60 Abschrift für das Kuratorium, GUA Elgin, Bl. 13. Eine weitere Abschrift wurde von Hoppenstedt über Heeren an K. O. Müller weitergeleitet, vgl. den Brief Heerens an Müller vom 12.11.1829 (Kern [Anm. 26], S. 119).

61 Vgl. Müllers Brief an die Eltern vom 1.6.1822: „Ausser Graf Münsters Haus ist noch die Familie des Legationsrathes Sir Lewis Möller, wo ich zuweilen zu Tisch oder Thee bin. Er ist ein sehr hospitabler, jovialer Mann; seine Frau und Tochter sind Engländerinnen, die kein Wort deutsch sprechen, aber dabei sehr angenehme Frauenzimmer. Dies sind nun alles deutsche Häuser.“ (Lebensbild, S. 124).

62 GUA Elgin, Bl. 12.



*Abb. 36 Abguss der Platte XXXVI vom Nordfries des Parthenon in Athen (1829) (R 2)  
Foto: Stephan Eckardt*

„Durchlauchtigster Herzog,  
Hochzuverehrende Herren Kollegen!

Sobald mir von Herrn Westmacott die Nachricht zugegangen war, daß die für die Königliche Universität zu Göttingen bestimmten Abgüsse der Elginschen Marbles vollendet seyen, trug ich dem Geheimen Legationsrath Moeller auf, mit Herrn Westmacott und dem General-Consul Hall die beste und sicherste Art der Verpackung und Uebersendung dieser Abgüsse der schätzbaren Werke des Alterthums zu verabreden, die Verpackung und Absendung nach dem St. Catherine Dock ward von Ersterem übernommen, in diesem übernahm selbige Herr Hall nach Maasgabe des in Abschrift hieneben gehenden Verzeichnisses der Anzahl und Dimensionen der Kisten, und ließ selbige unter Dach und Fach bringen, bis sich ein passendes Schiff nach Bremen finden würde. Herr Hall zeigt so eben an, daß er, zur Verringerung der Kosten und zu unserer Sicherheit bei der Einschiffung, das Bremer Schiff die Unternehmung, Schiffscapitain Rabe, in den Dock, (Herr Hall ist Secretair bei diesen neu errichteten Docks) habe kommen lassen, mit Ladung der Kisten beschäftigt sey, und hoffe, daß das Schiff noch vor Ende der Woche nach Bremen absegeln werde, woselbst der Capitain, der ihm zugegangenen Weisung zufolge, die Kisten an den Hannöverschen Consul Herrn Papendiek abliefern werde. Dieser, welcher gleichfalls eine Liste der Kisten erhalten hat, ist beauftragt worden selbige, insofern er von Ew. Königlichen Hoheit und Ew. Excellenzen nicht bereits andere desfallsige Befehle erhalten haben sollte, ohne allen Verzug, auf die ihm am sichersten und zuverlässigsten scheinende Art, nach Münden zu verschiffen, zuvor jedoch die Befehle des königlichen Ministerii zu vernehmen, an welche Person die Kisten in Münden abzuliefern seyn würden. Ich wünsche aufrichtigst, daß dieser Kunstschatz noch vor Einsetzung eines scharfen Frostes unbeschädigt an den Ort seiner Bestimmung gelangen möge und verharre mit größter Verehrung und vollkommenster Hochachtung

Ew. Königlichen Hoheit und meiner hochgeehrten Herren Kollegen  
unterthäniger und ganz gehorsamster Diener  
E Gf v Münster“

Doch auch in Hannover war man unterdessen nicht untätig geblieben. Bereits im Mai, kurz nachdem der König das Gesuch der Göttinger Bibliothekskommission bewilligt hatte, setzte sich das Kuratorium mit dem Bremer Handlungshaus C. L. Brauer & Sohn und mit dem in Bremen residierenden hannoverschen Consul George Ernest Papendiek in Verbindung, um den weiteren Transport von Bremen aus zu planen. Zu klären war zunächst, ob der Wasserweg weseraufwärts oder der Landweg vorzuziehen sei. „Nach unserer Ansicht würden wir den Wasserweg über Münden, bey einem Gegenstande, der so große Schonung erheischt, immer vorziehen“,<sup>63</sup> schrieb am 11. Juni 1829 ein

63 GUA Elgin, Bl. 9/10.

Mitarbeiter von Brauer & Sohn an Hoppenstedt. In Göttingen hingegen war man anderer Ansicht, vor allem als sich wetterbedingte Schwierigkeiten einstellten, die die Ankunft des Schiffes aus London verzögerten und frühzeitigen Eisgang auf der Weser befürchten ließen.

Auf einen (nicht erhaltenen) Brief Hoppenstedts antwortete Karl Otfried Müller Mitte November:

„Hochwohlgeborener Herr,  
Hochzuverehrender Herr Geheimer Cabinetsrath,

Ehe ich dazu gekommen bin, Ew. Hochwohlgeboren meinen innigsten Dank für Ihr gütiges Schreiben vom 3 Nov. auszusprechen: läßt mich ein neues die Thätigkeit bewundern, mit der Sie für die Bereicherung unsrer Antiken=Sammlung durch die Elginschen Abgüsse sorgen, deren Ankunft hieselbst ein wahres Fest für mich sein wird. Was nun die durch das Wetter herbeigeführte Schwierigkeit betrifft, welche dieser entgegensteht: so meint Herr Hofr. Heeren, mit dem ich heute davon gesprochen, daß man es wohl ganz der Erwägung des Consuls oder Agenten, an welchen die Kisten adressirt sind, empfehlen und überlassen müßte, ob nach dem Stande des Wetters der Wasser- oder Landtransport rathsam sei, und ob die größeren Kosten des zweiten und die größere Möglichkeit von Beschädigungen dabei, oder die Unsicherheit des ersten mehr zu scheuen seien. Ist der Unterschied der Kosten nicht gar zu bedeutend: so scheint mir, daß Landfracht bei solcher Jahreszeit doch am Ende mit weniger Nachtheilen verbunden sei, da die Erschütterung wohlverpackten Gypsabgüssen weniger zu schaden pflegt, als das Zudringen von Nässe, wodurch sie sehr schnell angegriffen und zugleich sehr gebrechlich werden. Freilich schützen auch Fuhrleute ihre Sachen nicht immer genug dagegen, wie ich bei der Venus von Milo, die vor einigen Jahren von Paris kam, erfahren habe. Eine genaue Besichtigung der Kisten, ob sie in dieser Hinsicht nicht gelitten haben, wird wohl gewiß in Bremen vorgenommen werden müssen; die Gefahr ist um so größer, da nach Westmacotts Schreiben die Kisten nicht emballirt sind. Mir ist gesagt worden, daß, wo solche Besorgnis stattfindet, ein Umlegen von Reifen um die Kisten, wodurch die Erweiterung der Ritzen verhindert wird, großen Vortheil bringe.

Dies ist das Wenige, was ich nach meiner geringen Erfahrung Ew. Hochwohlgeboren über diesen Fall vorzutragen habe. Auf meine eigene Meinung darf ich dabei am allerwenigsten Gewicht legen.

Ich verharre ehrfurchtsvoll Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener  
C.O. Müller“<sup>64</sup>

---

64 GUA Elgin, Bl. 16/17.

Noch entschiedener als Müller setzte sich am 23. November Heeren in einem inoffiziellen, wohl an Hoppenstedt gerichteten Schreiben<sup>65</sup> (das auch ansonsten interessante Informationen zur Göttinger Universitäts- und Bibliotheksgeschichte<sup>66</sup> enthält) für den Landtransport ein:

„Was nun den weitem Transport derselben hieher anbetrifft, so würde der zu Wasser in den Wintermonathen, allerdings sehr langsam, und auch nicht ohne Risiko seyn; da sie leicht an der Nässe leiden könnten, und auch andern Unfällen ausgesetzt wären. Es kommt hinzu, daß sie doch auf jeden Fall von Münden hieher per Axe geschafft werden müßten; und also die Gefahren des, wenn auch kürzeren Landtransports ausgesetzt wären. Deshalb glaube ich auch kaum, daß eine bedeutende Differenz der Kosten eintreten würde. Ich kann also nicht anders als für den Landtransport stimmen. Mein Rath wäre daher, den [*gestrichen*: dortig] Bremischen Consul zu instruiren, daß er durch einen Spediteur zuerst die Kisten untersuchen ließe; ob sie gehörig gepackt seyn; oder ob für den Landtransport noch besondere Maaßregeln zu ergreifen seyn; und Bericht darüber nach Hannover zu leisten was nöthig sey und was die Kosten betragen würden. Wären die Sachen schlecht gepackt, so könnten sie auf dem Wege von Münden bis hier [eben]so viel leiden. Sind sie aber gut gepackt, so ist auch auf einem längeren Wege dies nicht zu fürchten. Die Sachen aus Paris sind ganz zu Lande ohne Beschädigung angelangt.“

Dass Müller über den letztgenannten Punkt genau das Gegenteil berichtet hatte, wird Heeren wohl nicht gewusst haben. Jedenfalls schließt er seinen Brief mit folgendem Kompromissvorschlag:

„Wegen der Elginschen Abgüsse möchte ich noch Folgendes vorschlagen. Es ist so viel ich weiß nur Eine große Kiste darunter mit der Gruppe der Parzen; die Graf Münster noch zugefügt hat, ohne daß darum gebeten war. Sollte nun der Landtransport des Ganzen zu kostspielig oder schwierig seyn, so könnte viel[!]leicht di[e]se große Kiste bis zum Frühjahr in Bremen bleiben, und nur die kleinen jetzt spedirt werden; die große aber demnächst zu Wasser.“

Ungeachtet dieser Göttinger Professorenratschläge hatte der zuständige Beauftragte vor Ort aber längst anderes beschlossen. Konsul Papendiek, ein in Windsor geborener, aber seit 1821 in Bremen ansässiger Kaufmann,<sup>67</sup> hatte seit Anfang No-

65 GUA Elgin, Bl. 23/24.

66 So ist von der bevorstehenden Ankunft der Brüder Grimm die Rede, die bereits eine Wohnung im Haus von Herrn Grätzel gefunden hätten und nun um Zollfreiheit für ihren Umzug nach Göttingen bäten; besonders positiv äußert sich Heeren über den gerade zum Studium in Göttingen weilenden Kronprinzen Maximilian von Bayern.

67 Im Nebenberuf war George Ernest Papendiek (1788–1835) ein passionierter Landschaftsmaler, dessen Werke noch heute in verschiedenen Museen vertreten sind; vgl. Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, hrsg. von Ulrich Thieme und Felix Becker 26 (Leipzig 1932), S. 219.



vember ungeduldig die Ankunft des Schiffes aus London erwartet.<sup>68</sup> Nachdem dieses am 13. November, wegen ungünstiger Nordost-Winde leicht verspätet, in Brake angekommen war, ließ er die Kisten sogleich auf ein Weserschiff umladen und nach Bremen bringen. Von dort sollten sie von dem Flussschiffer Wüstefeld innerhalb von 14 bis 16 Tagen nach Hannoversch Münden gebracht werden,

„vorausgesetzt daß unvermuthetes starkes Frostwetter unterwegs nicht eintreten sollte. Dieses [d.h. der Transport auf der Weser] wäre unter allen Umständen vorzuziehen, da die Größe einiger der Kisten es kaum gestattet sie wohl zur Fuhr transportiren zu lassen. Die Fracht nach Münden ist noch bis zur Ankunft der Kisten hier, nicht zu bestimmen, jedoch kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß zu Lande der Transport wenigstens das Doppelte betragen muß.

Ein Wagen nach Göttingen mit Fracht Gut rechnet auf 54 R[eichs]th[ale]r Fracht Geld, es würden schwerlich weniger als vier Wagen hiezu nöthig seyn, und die Gefahr ist gleichfalls in Betracht zu nehmen.“<sup>69</sup>

Alles ist zur Verschiffung bereit, da macht das plötzliche Eintreten des befürchteten Frostwetters dem Konsul einen Strich durch die Rechnung. Am 27. November schreibt er an Hoppenstedt:

„Unter diesen Umständen erlaubt sich der Unterzeichnete zu bemercken, daß er es für's erste am rathsamsten hält, die Güter welche sehr gut aufgehoben und gehörig mit Matten bedeckt sind an Bord des Schiffes in der Hoffnung einer baldigen Aenderung des Wetters zu lassen, indem ohnehin dem Schiffer nach Gebrauch bey Ausladung der Güter eine Vergütung zukommen würde. Sollte indessen solche erwünschte Aenderung nicht in Zeit von 8 bis 10 Tagen stattfinden, so würde dann die Verladung zur Fuhr mit Zurückbehaltung der größten Kiste schnell genug besorgt werden können.

Indem der Unterz. Ew Hochwohlgebornen Befehlen weiter entgegen sieht, erlaubt er sich bey Ew Hochwohlgebornen zu erkundigen in wie fern ein Zoll Freyschein vom hohen Cabinets Ministerio ihm bey der Gelegenheit zugesandt werden könnte, wodurch nicht allein dem Schiffer oder Fuhrmann eine Erleichterung, sondern auch den Gütern eine um so größere Aufmerksamkeit und schnellere Fortschaffung geschehen würde.“<sup>70</sup>

Zunächst hofft Papendiek noch auf Tauwetter, doch der Frost hält an. Am 23. Dezember berichtet er nach Hannover an Hoppenstedt, dass an eine Verschiffung einstweilen nicht zu denken sei und daher die kostbare Fracht eigentlich wieder ausgeladen werden müsste,

68 Vgl. sein Schreiben an Hoppenstedt vom 11. 11. 1829 (GUA Elgin, Bl. 14/15).

69 Schreiben Papendieks an Hoppenstedt vom 20. 11. 1829, GUA Elgin, Bl. 18/19.

70 GUA Elgin, Bl. 21/22.

„wenn nicht durch die Größe und Schwere der Kisten, so wie durch die jetzige Lage des Schiffes eine solche Ausladung mit vielen Schwierigkeiten und bedeutenden Kosten für die erwähnten Gegenstände verknüpft wären. Jedenfalls wird der Unterzeichnete indeß bemüht bleiben den ersten günstigen Zeitpunkt zu benutzen um so bald es möglich ist diese verlangte Ausladung und Absendung zur Fuhr zu besorgen, er ersucht einstweilen Ew Hochwohlgebornen über die sichere und trockene Aufbewahrung an Bord ganz beruhigt zu seyn.“<sup>71</sup>

In Göttingen ist man jedoch besorgt, dass die Gipsabgüsse auf die Dauer doch Schaden durch Feuchtigkeit nehmen könnten oder dass das gesamte Schiff durch Eisgang auf der Weser in Mitleidenschaft gezogen werden könnte.<sup>72</sup> Papendiek, der das Schiff und seine Ladung regelmäßig inspiziert, versucht alle entsprechenden Bedenken zu zerstreuen, auch als es Anfang März 1830 zu größeren Überschwemmungen kommt. Die Kisten seien „ohnerachtet der hohen Wassersnoth, die hier mit drohender Gefahr in der verfloßenen Woche Statt gehabt, [...] in dem früheren Ew Excellenz angezeigten guten und trockenen Zustande geblieben, da der Kahn in der kleinen Weser gelegen, und jedmögliche Sorgfalt zu deßen Sicherheit angewandt worden. Der Schiffer gedenkt nun in wenigen Tagen, vielleicht in der nächsten Woche schon abzufahren, sobald das Wasser seinen gewöhnlichen Stand genommen“ habe und die inzwischen abgelaufenen Zollfreipapiere erneuert seien.<sup>73</sup>

Am 13. März um die Mittagszeit kann Schiffer Ferdinand Wüstefeld seinen Kahn endlich in Bewegung setzen, nach einer immerhin viermonatigen Zwangspause.<sup>74</sup> Am 2. April hat er Hameln bereits passiert und trifft kurz darauf in Münden ein.

Technische Einzelheiten des Transports werden in den Akten nicht erwähnt, doch sind wir aus anderen Quellen über die damaligen Praktiken der Weserschifffahrt gut informiert.<sup>75</sup> Dampfschiffe spielten im Frachtverkehr auf der Weser erst seit 1854 eine Rolle, auch wenn bereits 1819 probeweise ein Personendampfer von Bremen nach Münden gefahren war. Zu Karl Otfried Müllers Zeiten erfolgten Transporte weseraufwärts noch ausschließlich durch Treideln und zwar streckenweise sogar durch menschliche Zugkraft, da der Pferdezug sich in manchen Weseranrainerstaaten gegen den erbitterten Widerstand der um ihren Broterwerb fürchtenden Treidler nicht

71 Schreiben Papendieks an Hoppenstedt vom 20. 11. 1829, GUA Elgin, Bl. 25/26.

72 Mitteilung Hoppenstedts an Arnswaldt vom 30. 12. 1829, GUA Elgin, Bl. 27.

73 Schreiben Papendieks an Hoppenstedt vom 6. 3. 1830, GUA Elgin, Bl. 29.

74 Schreiben Papendieks an Hoppenstedt vom 14. 3. 1830, GUA Elgin, Bl. 30.

75 Vgl. Heil, Georg: Gegen den Strom. Über den Menschen- und Pferdelineizug, in: Schifffahrt, Handel, Häfen. Beiträge zur Geschichte der Schifffahrt auf Weser und Mittellandkanal, Minden 1987, S. 148–170; von Stockhausen, Joachim: Hann. Münden und die Schifffahrt auf Werra, Fulda und Weser, Göttingen 2003, S. 93ff.

hatte durchsetzen lassen.<sup>76</sup> Je nach Größe des Schiffes kamen bis zu 120 Treidler zum Einsatz.<sup>77</sup>

Zwar war schon 1696 auf einer zwischenstaatlichen Konferenz in Hameln die Anlage eines durchgehenden Pferdezugpfads entlang der Weser von Bremen bis Münden vereinbart worden, doch war dieser um 1830 immer noch nicht vollständig in Betrieb, zumal die Zugpferde mehr als 30mal das Ufer wechseln mussten.<sup>78</sup> Dass Schiffer Wüstefeld für seine 367 km lange Fahrt fast vier Wochen benötigte, war nichts Ungewöhnliches. Unterwegs hatte er fünf preußische, zwölf hannoversche, eine lippische, drei braunschweigische und drei hessische Zollstationen zu passieren.<sup>79</sup> Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum Konsul Papendiek so großen Wert auf die Ausstellung von Zollfreipapieren durch die Regierung in Hannover legte.

Nachdem das Schiff in Münden angekommen ist, übernimmt der dort ansässige Kaufmann Johann Christian Hildebrand die Regie. Wegen des unmittelbar bevorstehenden Osterfests (11./12. April) lässt er die Fracht zunächst nicht ausladen, sondern wartet damit, bis die Feiertage vergangen sind.<sup>80</sup> Am 15. April schließlich erfolgt mit großer Sorgfalt die Umladung der Kisten auf Fuhrwerke der Gebr. Beuermann aus Scheden. Hildebrand berichtet darüber in einem an den Oberbibliothekar Reuß gerichteten Schreiben vom selben Tage und fügt hinzu:

„Ich bemerke noch, daß die Kisten ebenso auf den Wagen liegen, wie solche im Schiff gelegen haben, und sagte der Schiffer daß ihm expres von dem Herrn Consul Papendiek, der beym Einladen gewesen, gesagt sey: daß die Kisten so liegen müsten und ebenso wieder ausgeladen und aufgeladen werden müsten, und sind die Kisten nicht gewendet, wie auch mir von Bremen aufgegeben wurde. – Dadurch kommt es daß die Zeichen an den Kisten theils unten, theils an den Seiten sind; was dem Schein nach nicht recht wäre, allein es ist ganz streng nach der Vorschrift verfahren, und liegen die Kisten auf den Wagen wie im Schiff.“<sup>81</sup>

Offenbar waren die Kisten vor dem Verladen noch eigens mit Metallreifen für den holprigen Landtransport gesichert worden, wie dies Karl Otfried Müller in seinem oben zitierten Schreiben an Hoppenstedt empfohlen hatte.<sup>82</sup>

---

76 Noch 1831, ein Jahr nach dem hier geschilderten Transport, kam es bei Achim an der Unterweser zu einer Revolte, die nur durch den massiven Einsatz hannoverscher Truppen unterdrückt werden konnte; vgl. Heil (Anm. 75), S. 148.

77 Vgl. die Übersichten bei Heil (Anm. 75), S. 146f.

78 Heil (Anm. 75), S. 157.

79 von Stockhausen (Anm. 75), S. 95 unter Bezugnahme auf eine Quelle von 1821.

80 Schreiben Hildebrands an Reuß vom 2.4.1830, GAIA.

81 Schreiben Hildebrands an Reuß vom 15.4.1830, GAIA.

82 Darauf könnte der auf 4 Reichstaler, 11 Groschen sich belaufende Posten „Anlagegeld und hies. Kosten beim Aufladen, Küperlohn und bereifen“ sich beziehen (Spesenrechnung Hildebrands, GAIA).

Zehn Tage später kann Müller erleichtert vermelden:

„Ich freue mich von den hier angelangten Gyps=Abgüssen der Elginschen Statuen und Reliefs, welche sämtlich bereits ausgepackt und im archaeologischen Saal vorläufig aufgestellt sind, nach genauer Besichtigung aller Stücke angeben zu können, daß sie vollkommen wohl conservirt sind, und weder beim Transport noch beim Auspacken die geringste Beschädigung erlitten haben.

Gött. d. 25 Apr. 1830 C.O.Müller, Professor“<sup>83</sup>

Umgehend leitet die Bibliothekskommission die gute Nachricht nach Hannover weiter, in einem Schreiben, das nun auch von den erst seit kurzem in Göttingen ansässigen neuen Kommissionsmitgliedern Jacob und Wilhelm Grimm unterzeichnet ist.<sup>84</sup> Mit gleicher Post sendet Prorektor Mitscherlich ein offizielles Dankschreiben der Universität an den König. In dem Begleitschreiben an die Regierung in Hannover<sup>85</sup> hebt er neben den Elgin Marbles vor allem das inzwischen ebenfalls in Göttingen eingetroffene Bildnis des Königs<sup>86</sup> hervor, womit der Kreis sich schließt, denn die Tatsache, „daß Seine Königliche Majestät die Universität mit Allerhöchstdero Bildnisse beglückt“ hatten, war ja der Anknüpfungspunkt für das Gesuch um Abgüsse der Elgin Marbles gewesen.

„Sobald die erforderlichen Vorbereitungen getroffen seyn werden, wird die Aufstellung des Bildes in der Bibliothek stattfinden. Es dürfte angemessen scheinen, damit eine Feyerlichkeit, etwa in der Art zu verbinden, daß wir uns, am Tage der Preisvertheilung in der Bibliothek versammelten, und dann, nach Enthüllung des Bildes, von einem Senats-Mitgliede Einiges der Sache angemessenes, vielleicht in gebundener Rede gesprochen würde.“

Das Ministerium billigt diesen Vorschlag des Prorektors.<sup>87</sup> Die Universitätskasse wird angewiesen, alle noch offenstehenden Rechnungen im Zusammenhang mit der Erwerbung der Elgin Marbles anzuweisen.<sup>88</sup> Einer von Reuß abgefassten Aufstellung zufolge verursachte der Transport der zusammen 9171 hannoversche Pfund = 4292 kg schweren Kisten folgende Kosten:

---

83 GUA Elgin, Bl. 35.

84 GUA Elgin, Bl. 34.

85 Schreiben vom 28.4.1830, GUA Elgin, Bl. 36/37.

86 Zu dem Gemälde von Sir Thomas Lawrence, heute an der ‚Königswand‘ der Aula aufgehängt, vgl. Katalog der Bildnisse im Besitz der Georg-August-Universität Göttingen, hrsg. von Karl Arndt, Göttingen 1994, S. 60f. Nr. 65.

87 Schreiben des Kuratoriums an die Universität vom 12.5.1830, GUA Elgin, Bl. 40.

88 Kassenanweisungen vom 24.5. und 26.6.1830, GUA Elgin, Bl. 43 und Bl. 45.

Transport Kosten	von London nach Bremen	283 R[eichs]th[aler]	in Pistolen
„	„	von Bremen nach Münden	238 R[eichs]th[aler] 34 M[a]r[ien]- gr[oschen] Conv[entions]M[ün]ze.
„	„	von Münden nach Göttingen	46 R[eichs]th[aler] Conv[entions]M[ün]ze.“ <sup>89</sup>

Auch die Kosten für die Aufstellung der neuen Abgüsse im Antikensaal der Paulinerkirche und für die Herstellung der notwendigen Postamente wurden vom Kuratorium sofort übernommen, nachdem Müller am 17. Juni 1830 einen entsprechenden Antrag eingereicht hatte, den er mit den Worten beschloss:

„Ohne irgendeine Spur von Luxus erscheint das Ganze doch nun als ein freundlicher und heiterer Studienort für junge Archäologen und Künstler, wo man sich mit den wesentlichsten Hilfsmitteln wohl versorgt fühlt. Auch kann die Archäologie in Göttingen für lange Zeit an diesen Erwerbungen sich genügen lassen, und es soll mein Bemühen sein, sie zum Nutzen des Unterrichts und, wo möglich, der Wissenschaft nach Kräften anzuwenden.“<sup>90</sup>

In ähnlichem Sinne hatte Heeren bereits in den „Göttingischen Gelehrten Anzeigen“ vom 6. Mai 1830 über die Neuerwerbung berichtet:

„Durch dieses Geschenk [...] hat unser Antikensaal jetzt die Ausstattung erhalten, welche der archäologische Unterricht erfordert; denn nur auf diesen, nicht auf die Anlage großer Kunstsammlungen, die den Haupt- und Residenzstädten überlassen bleiben müssen, sind die Zwecke unserer hohen Vorgesetzten gerichtet; und wenn jener edelste Zweig der Alterthumskunde zuerst auf der hiesigen Academie in den Kreis des öffentlichen Unterrichts trat, so dürfen wir auch hoffen daß derselbe [...] darin fortblühen, und die Absicht des erhabenen Gebers dadurch befördert werde.“<sup>91</sup>

## Der Parthenon in Göttingen

Seine Ankündigung, die neuen Abgüsse nach Kräften für Forschung und Lehre zu nutzen, setzte Müller sogleich in die Tat um. Seine seit längerem vorbereiteten Studi-

89 GAIA. Über die vom König übernommenen Kosten für die Abgüsse selbst geben die Göttinger Akten keine Auskunft. Einen Hinweis gibt eine Bemerkung Müllers in einem Brief an die Eltern vom 12. 6. 1829: „jetzt ist es auch entschieden, dass der König uns die Gypsabgüsse der Elginschen Sachen (die ihn selbst gegen 1000 Th. kosten) schenkt“ (Lebensbild, S. 192f.).

90 GUA Elgin, Bl. 44.

91 Göttingische gelehrte Anzeigen, 70. 71. Stück, Den 6. May 1830, S. 689f. Vgl. auch Oesterley, Georg Heinrich: Johann Stephan Pütters Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, Theil 4: Von 1820 bis zur ersten Säcularfeier der Universität im Jahre 1837, Göttingen 1838, S. 170–172.

en zu den Metopen und vor allem zum Fries, den er erstmals in einer überzeugenden Gesamtrekonstruktion zusammenfügte, konnte er nun zügig zum Abschluss bringen. Schon 1829 hatte er im ersten Band der „Annali“ des unter seiner lebhaften Anteilnahme in Rom aus der Taufe gehobenen Instituto di Correspondenza Archeologica, des heutigen Deutschen Archäologischen Instituts, einen Vorbericht veröffentlicht, dem ein Jahr später ein zweiter folgte.<sup>92</sup> 1831 erschien dann, wie geplant, eine ausführliche Abhandlung zum Thema in der deutschen Bearbeitung des Stuart und Revett.<sup>93</sup> Bereits kurz zuvor war Müllers seit langem vorbereitetes „Handbuch der Archäologie der Kunst“ herausgekommen – ein Meilenstein in der Geschichte der Archäologie. In einem knappen, aber sehr dichten Kapitel sind darin seine Forschungsergebnisse zu den Parthenonskulpturen zusammengefasst.<sup>94</sup>

Direkt im Anschluss an die Publikation des Handbuchs begann Müller auch mit den Vorbereitungen zu einem ergänzenden Abbildungswerk, das ebenfalls Epoche machen sollte: „Denkmäler der alten Kunst“.<sup>95</sup> Das in Fortsetzungen erscheinende Tafelwerk bot auf neuestem Forschungsstand und in einheitlicher graphischer Aufbereitung eine umfassende Zusammenschau aller bedeutenden archäologischen Monumente, die in der damaligen Diskussion eine Rolle spielten. Die Stiche stammten von dem gerade (1831) als außerordentlicher Professor der Kunstgeschichte an die Göttinger Universität berufenen Maler Carl Oesterley.<sup>96</sup> Als Vorlage für die Darstellung der Parthenonskulpturen auf Tafel XXII–XXVI verwendete Müller soweit wie möglich die neuerworbenen Abgüsse.<sup>97</sup>

92 De opere sculpto in Zophoro cellae Parthenonis, Annali dell’Istituto di Correspondenza Archeologica 1 (1829), S. 221–226 (auch in KAW III, S. 1–5); De Zophoro Parthenonis mantissa, Annali dell’Istituto 2 (1830), S. 326–328 (auch in KAW III, S. 41–43).

93 Ueber die erhobenen Bildwerke in den Metopen und am Fries des Parthenon, besonders in Rücksicht auf ihre Composition, in: Die Alterthümer von Athen, beschrieben von J. Stuart und N. Revett, Darmstadt 1831, S. 657–696 (auch in: Karl Otfried Müller’s kleine deutsche Schriften über Religion, Kunst, Sprache und Literatur, Leben und Geschichte des Alterthums, nebst Erinnerungen an das Leben des Verfassers, hrsg. von Eduard Müller, Bd. 2, Breslau 1848 [Neudruck Hildesheim 1979, S. 547–575 und KAW III, S. 87–117]).

94 Handbuch der Archäologie der Kunst, Breslau 1830, S. 96f.

95 Denkmäler der Alten Kunst, nach der Auswahl und Anordnung von C. O. Müller gezeichnet und radirt von Carl Oesterley, Göttingen 1832. Ein zweiter Band, bearbeitet von Friedrich Wieseler, erschien 1856. Wieseler sorgte auch für die 1854–60 bzw. 1877–81 erschienene 2. bzw. 3. Bearbeitung des Werkes.

96 Zu Oesterley (1805–1891) vgl. Senf, Renate: Das künstlerische Werk von Carl Oesterley, Göttingen 1957. Das Müller-Porträt dort S. 140 Nr. 19 fälschlich auf das Jahr 1840 datiert. Nach Oesterleys Rechnungsbuch wurde das Bild von K. O. Müllers Bruder Julius mit 36 Talern bezahlt (Senf, S. 197).

97 Dies gilt vor allem für die Giebelskulpturen auf Taf. XXV–XXVI, während vom Fries und von den Metopen auch viele in Göttingen nicht vorhandene Teile nach anderen Vorlagen reproduziert sind.

Oesterley war es auch, den Müller gleich nach dem Eintreffen der Abgüsse mit der Anfertigung eines Porträtgemäldes seiner selbst beauftragt hatte, das für seine elterliche Familie in Schlesien bestimmt war.<sup>98</sup> Das noch heute in Privatbesitz befindliche Bild<sup>99</sup> zeigt den jugendlichen Professor mit effektiv drapiertem Mantel am Schreibtisch sitzend, den lebhaften Blick nachdenklich in die Ferne gerichtet. Direkt hinter ihm befindet sich einer der gerade erworbenen Abgüsse der Elgin Marbles, Platte XXXVI vom Nordfries, ein Ausschnitt aus dem nach links sich bewegenden Zug reitender Jünglinge.

Es ist dies wohl der einzige unmittelbar fassbare Impuls, der von den Parthenon-Abgüssen auf das Göttinger Kunstschaffen der Zeit ausgegangen ist. Aber die allgemeine Geschmacksbildung und die Anregung der zeitgenössischen Künstler waren ja auch nicht die Gesichtspunkte gewesen, die das Kuratorium in Hannover dazu bewogen hatten, Müllers Erwerbungswunsch in London zu unterstützen. Mit der Verselbständigung der Archäologie als wissenschaftlicher Disziplin hatten in Göttingen auch die Abgüsse einen neuen Status als rein wissenschaftliche Hilfsmittel für Forschung und Lehre erworben. Statt als schöner Dekor vor den Bücherregalen der Bibliothek standen sie nun als Studienobjekte im abgeschlossenen Hörsaal, den sich Müller im Chor der Kirche hatte einrichten lassen.

Ihre Rolle als führendes Zentrum der archäologischen Forschung, den die Göttinger Universität durch die frühe Erwerbung von Abgüssen der Elgin Marbles erneut unter Beweis gestellt hatte, konnte sie nach Müllers Tod 1840 nicht behaupten. Seine wegweisenden Forschungen zum Parthenon fanden in Göttingen selbst keine Fortsetzung,<sup>100</sup> wurden dafür aber an anderen Universitäten umso intensiver weitergeführt.<sup>101</sup> Überall entstanden neue Gipssammlungen, von denen manche einen wesentlich größeren Fundus an Parthenonabgüssen versammelten als Göttingen,<sup>102</sup> auch

---

98 Zur Entstehungsgeschichte vgl. Lebensbild 190, 200f.

99 Das häufig abgebildete Porträt wurde erstmals publiziert als Frontispiz in Lebensbild. Vgl. Zanker Paul, in: *Annali della Scuola Normale Superiore di Pisa, Classe di lettere e filosofia*, Serie III, 14 (1984), S. 1129f. Taf. 98.

100 In Göttingen bilden die Parthenonabgüsse jedoch bis heute einen wichtigen Bestandteil der archäologischen Lehre.

101 Vor allem von Adolf Michaelis (1835–1910) zunächst in Tübingen, dann in Straßburg. Frucht dieser Studien war das bis heute grundlegende Werk „Der Parthenon“ (Leipzig 1871).

102 Die Verbreitung von Parthenonabgüssen in den Sammlungen des 19. Jahrhunderts ist noch nicht systematisch untersucht worden. Der Verf. plant eine Studie zu diesem Thema. Besonders umfangreiche Bestände kamen in Berlin, Bonn, Dresden, München und Straßburg zusammen. Die derzeit umfangreichste Sammlung von Parthenonabgüssen befindet sich in Basel; vgl. Berger, Ernst/Gisler-Huwiler, Madeleine: *Der Parthenon in Basel*, 4 Bde., Mainz 1986–96.

wenn man hier die Bestände 1912/13 noch einmal erheblich erweitern konnte – wiederum dank einer großzügigen Schenkung.<sup>103</sup>

Viele dieser umfangreichen Sammlungen sind allerdings im Zweiten Weltkrieg, zum Teil auch erst in späteren Jahren zugrunde gegangen.<sup>104</sup> Von den Parthenonabgüssen, die bereits vor 1829 an verschiedene Fürstenhöfe gelangt waren – etwa nach Berlin, München und Stuttgart – scheint ebenfalls das meiste untergegangen zu sein. Die Göttinger Abgüsse hingegen (und alle zugehörigen Akten) existieren noch heute, „vollkommen wohl konserviert“,<sup>105</sup> genau wie Müller es 1830 der Regierung in Hannover meldete.

---

103 Es handelt sich um die sog. Krupp-Körte-Stiftung, vgl. Fittschen (Anm. 2), S. 13f. Erworben wurden damals 6 weitere Metopen, 6 Giebelfiguren und 3 Friesplatten.

104 Den Bomben fielen u.a. die Abgusssammlungen in Frankfurt, Freiburg, München, Münster und Würzburg zum Opfer.

105 Vgl. oben Anm. 83.



## Exponate R

**R 1** Carl Oesterley (1805–1891):

Karl Otfried Müller (1830).

Öl auf Leinwand, 87 x 66 cm

Privatbesitz

Für seine in Ohlau in Schlesien lebende elterliche Familie ließ sich Karl Otfried Müller 1830 von dem jungen Göttinger Maler Carl Oesterley porträtieren. Es war einer der ersten Porträtaufträge an den Künstler, der im Jahr darauf zum Extraordinarius für Kunstgeschichte an der Georgia Augusta ernannt wurde und der es später zum königlich hannoverschen Hofmaler brachte.

Das Gemälde charakterisiert den erst dreiunddreißigjährigen und doch schon weltberühmten Altertumswissenschaftler und Archäologen außer durch Kleidung, Haltung und Gebärde auch durch das Hintergrundmotiv: den Gipsabguss der Platte XXXVI des Parthenon-Nordfrieses, der kurz zuvor, im April 1830, zusammen mit anderen Abgüssen der Elgin Marbles in Göttingen eingetroffen war. Müller, der sich in diesen Jahren intensiv mit den Skulpturen – insbesondere auch mit dem Fries – des Parthenon beschäftigte, war die treibende Kraft hinter der Erwerbung dieser Abgüsse gewesen.

**R 2** Richard Westmacott (1775–1856) und Mitarbeiter:

Abguss der Platte XXXVI vom Nordfries des Parthenon in Athen (1829).

Gipsabguss nach dem Marmororiginal im Britischen Museum, London, Höhe 102 cm, Breite 121 cm

Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Sammlung der Gipsabgüsse: Inv.-Nr. A 177

Der ursprünglich 160 Meter lange, um 440 v. Chr. entstandene Fries des Parthenon auf der Athener Akropolis zeigt – in mythisch überhöhter Form – das alle vier Jahre abgehaltene, wichtigste Fest der Athener, die Prozession der Großen Panathenäen. 1801–1806 ließ Lord Elgin große Teile des Nord-, Süd- und Ostfrieses demontieren und nach London bringen, während der Westfries größtenteils am Bau verblieb.

Etwa die Hälfte des Nordfrieses wird von der Darstellung der athenischen Reiterei eingenommen. In diesen Abschnitt gehört auch die hier gezeigte Platte XXXVI. Sie ist im Hintergrund des Müller-Porträts von Carl Oesterley zu sehen.

**R 3** Richard Westmacott (1775–1856) und Mitarbeiter:

Abguss der Statue des sogenannten Ilissos aus dem Westgiebel des Parthenon in Athen (1829).

Gipsabguss nach dem Marmororiginal im Britischen Museum, London, Höhe 85 cm, Breite 192,5 cm

Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Sammlung der Gipsabgüsse: Inv.-Nr. A 158

Die Gestalt eines gelagerten, eben sich aufrichtenden nackten Heros, schon zu Müllers Zeiten mit dem athenischen Flußgott Ilissos identifiziert, ist die am besten erhaltene Figur des Parthenon-Westgiebels (um 435 v. Chr.), in dessen äußerstem linken Zwickel sie ursprünglich aufgestellt war. Die sehnig-muskulösen Körperformen, die kompliziert gebrochene und gedrehte Bewegung des Rumpfes und das unruhige Faltenspiel des Mantels über dem linken Arm geben der Figur etwas Nervöses, Aufgewühltes und Momenthaftes. Gerade diese Züge entsprachen ganz und gar nicht den klassizistisch geprägten Sehgewohnheiten um 1800 und lassen verständlich werden, warum die Elgin Marbles die überkommenen Vorstellungen von griechischer Kunst grundlegend erschütterten.

**R 4** Richard Westmacott (1775–1856) und Mitarbeiter:

Abguss des Pferdekopfes vom Gespann der Selene aus dem Ostgiebel des Parthenon in Athen (1829).

Gipsabguss nach dem Marmororiginal im Britischen Museum, London, Höhe 62 cm, Breite 123 cm

Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Sammlung der Gipsabgüsse: Inv.-Nr. A 157

Der Ostgiebel des Parthenon zeigte den Mythos der Geburt der Athena aus dem Haupte des Zeus als kosmisches Geschehen, im Beisein aller olympischen Götter und gerahmt von den Viergespannen des Sonnengottes Helios und der Mondgöttin Selene. Im äußersten rechten Giebelzwickel war gezeigt, wie Selene mit ihrem Gespann in den Okeanos eintaucht, aus dessen Fluten nur noch die Köpfe der vier Pferde hervorschauen. Der vorderste Pferdekopf ist am plastischsten ausgearbeitet und überschneidet mit der Spitze des Unterkiefers den unteren Giebelrand.

Von der Begeisterung, die gerade dieser Pferdekopf unter den Kunstkennern in ganz Europa auslöste, zeugt eine Äußerung Goethes, der im Oktober 1819 in Jena einen Gipsabguss sah: „An dem Elgin’schen Pferdekopf, einem der herrlichsten Reste der höchsten Kunstzeit, finden sich die Augen frei hervorstehen und gegen das Ohr gerückt, wodurch die beiden Sinne, Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammen zu wirken scheinen und das erhabene Geschöpf durch geringe Bewegung sowohl hinter sich zu hören als zu blicken fähig wird. Es sieht so übermächtig und geisterartig aus als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch jener Beobachtung gemäß hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im Geiste verfaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu sein.“

**R 5** Richard Westmacott (1775–1856) und Mitarbeiter:

Abguss von Platte H 19 des Bassae-Frieses (1829).

Gipsabguss nach dem Marmororiginal im Britischen Museum, London, Höhe 63 cm, Breite 123 cm

Universität Göttingen, Archäologisches Institut der Universität, Sammlung der Gipsabgüsse: Inv.-Nr. A 240

Neben den Abgüssen ausgewählter Elgin Marbles enthielt die Schenkung Georgs IV. an die Universität Göttingen auch Abgüsse von zwei Friesplatten des Apollontempels von Bassae/Phigalia. Der Bauschmuck dieses einsam in den Bergen Arkadiens liegenden dorischen Tempels aus dem späten 5. Jh. v. Chr. war 1811 von einer international zusammengesetzten Gruppe von Forschern und Abenteurern ausgegraben und 1814 für das Britische Museum angekauft worden. Der relativ niedrige Preis von 15.000 Pfund spielte später als Gegenargument gegen Lord Elgins Preisforderung für die Parthenonskulpturen eine bedeutende Rolle. Wichtig war dabei der insgesamt bessere Erhaltungszustand des Bassae-Frieses. Dass seine künstlerische Qualität mit der des Parthenonreliefs nicht konkurrieren kann, wurde demgegenüber weniger beachtet. Der Fries zeigt Kämpfe zwischen Griechen und Amazonen bzw. Kentauren.

**R 6** Memorandum on the subject of the Earl of Elgin's pursuits in Greece, 2. edition, corrected. London 1815.

SUB Göttingen: 8° ARCH III, 471

Beilage:

Denkschrift über Lord Elgin's Erwerbungen in Griechenland nach der 2. engl. Ausg. bearb. Mit einer Vorr. von C. A. Böttiger und Bemerkungen der Weimarischen Kunstfreunde. Leipzig 1817.

SUB Göttingen: 8° ARCH III, 473

Der schottische Lord Thomas Bruce, 7. Earl of Elgin und 11. Earl of Kinkardine (1766–1841) wurde, nach Stationen am Wiener und am Berliner Hof, 1799 als „Ambassador Extraordinary and Minister Plenipotentiary“ an die Hohe Pforte nach Konstantinopel entsandt. Als wesentlichen Teil seiner Mission verstand er die Aufgabe, Zeugnisse der klassischen Kunst Griechenlands, das zu der Zeit unter osmanischer Herrschaft stand, zu sammeln und zu dokumentieren, um dadurch dem Kunstschaffen in Großbritannien und in ganz Europa zu neuer Blüte zu verhelfen. Unter Einsatz erheblicher Mittel entsandte er ein Team von Künstlern und Agenten nach Athen, die dort vor allem auf der Akropolis tätig werden sollten.

Da die Akropolis (wie schon 1687, als bei einer venezianischen Belagerung Athens der Parthenon in die Luft gesprengt worden war) den Türken als Festung diente, musste Elgin erhebliche Widerstände überwinden, bis seine Mitarbeiter mit dem ungestörten Zeichnen und Abgießen der antiken Tempelskulpturen beginnen konnten.

Nach mehrfachem Protest wurde im Sommer 1801 ein für Lord Elgin sehr günstiger Ferman ausgestellt, der sogar den Abtransport „einiger Steine mit Inschriften und Figuren“ erlaubte. Diese vieldeutige Formulierung wurde von Elgins Agenten in den folgenden Jahren dahingehend ausgelegt, dass sie einen großen Teil der Giebelfiguren, der Metopenreliefs und des Frieses vom Parthenon nebst vielen weiteren Skulpturen von der Akropolis abtransportierten und nach England verschiffen ließen.

Die Wechselfälle der europäischen Politik zur Zeit Napoleons führten dazu, dass Lord Elgin seine Skulpturen erst nach vielen Rückschlägen in London zusammenführen konnte (so ging eines der mit Parthenonskulpturen beladenen Schiffe unter und konnte erst nach zwei Jahren wieder gehoben werden, während Lord Elgin selbst für mehrere Jahre in französische Gefangenschaft geriet).

Seit seiner Rückkehr in die Heimat bemühte Elgin sich intensiv, seine Sammlung an den englischen Staat zu verkaufen, um die horrenden Schulden, die die Unternehmung ihm schließlich gebracht hatte, zurückzahlen zu können. Gegen diesen Plan regte sich jedoch erheblicher Widerstand. Die einen – allen voran Lord Byron – klagten Lord Elgin der gewissenlosen Ausplünderung einer unterdrückten Nation an, die anderen – angeführt durch den renommierten Kunstkennner Richard Payne Knight – behaupteten, die Skulpturen seien künstlerisch minderwertige Arbeiten aus römischer Zeit.

Elgin setzte sich gegen diese Angriffe in einem zuerst 1810 ohne Autornamen erschienenen Memorandum zur Wehr, in dem er ausführlich die Rechtmäßigkeit der Erwerbung nachzuweisen suchte und die enormen finanziellen Opfer dokumentierte, die er dafür erbracht habe. Nach weiteren Angriffen erschien 1815 die hier gezeigte überarbeitete Fassung des Memorandums. Merkwürdigerweise zeigt das Frontispiz kein Stück aus seiner Sammlung, sondern die einzige Platte des Parthenonfrieses, die in den Pariser Louvre gelangte. Bereits im Jahr darauf kam eine von dem Dresdener Archäologen Carl August Böttiger eingeleitete deutsche Ausgabe des Memorandums heraus.

**R 7** Report from the Select Committee of the House of Commons on the Earl of Elgin's Collection of Sculptured Marbles. London 1816.

SUB Göttingen: 8° ARCH III, 475

Nachdem Lord Elgin 1811 an die britische Regierung herangetreten war, um über den Verkauf seiner Sammlung zu verhandeln, kam es jahrelang zu keinen Fortschritten, weil die Preisvorstellungen allzu weit auseinander lagen. Während Lord Elgin allein seine Unkosten auf über 70.000 Pfund bezifferte, war man höchstens zur Zahlung von 30.000 Pfund bereit. Das britische Unterhaus setzte daraufhin einen aus 17 Abgeordneten bestehenden Ausschuss (Select Committee) ein, der den künstlerischen und finanziellen Wert der Elgin Marbles sowie die Umstände ihres Erwerbs genau

genau prüfen sollte.

Im Frühjahr 1816 führte der Ausschuss eine Reihe von Anhörungen durch, bei denen neben Lord Elgin selbst und seinem Hauptgegner, dem Sammler und Archäologen Richard Payne Knight, auch prominente Künstler zu Wort kamen. Sie bestätigten durchweg den hohen künstlerischen Wert der Elgin Marbles, enthielten sich aber einer Preisschätzung. Eine wichtige Rolle spielte auch die Frage nach der Rechtmäßigkeit des Transfers der Tempelskulpturen von Athen nach London, verbunden mit der Frage, ob Elgin sich in unstatthafter Weise Vorteile aus seinem Botschafteramt verschafft haben. In beiden Fragen wurde er von dem Untersuchungsausschuss entlastet.

Nach gründlicher Debatte beendete das Select Committee seine Arbeit mit der Vorlage eines Reports. Er enthielt die Empfehlung, Lord Elgin 35.000 Pfund für seine Sammlung zu bieten. Das Unterhaus schloss sich diesem Vorschlag an. Lord Elgin war zwar empört über den riesigen finanziellen Verlust, der ihm damit zugemutet wurde, willigte angesichts seiner beträchtlichen Schulden aber doch in den Verkauf ein. Bereits im Juli 1816 wurden die Elgin Marbles in das Britische Museum überführt und in einer provisorischen Halle der Öffentlichkeit präsentiert.

**R 8** Moderner Gipsabguss der Statue des Apoll von Belvedere im Vatikanischen Museum (Rom).

SUB Göttingen

In der Diskussion um den künstlerischen Rang der Elgin Marbles spielte der Vergleich mit dem Apoll von Belvedere eine entscheidende Rolle. Seit der Auffindung der Statue um 1500, vor allem aber seit dem enthusiastischen Urteil, das J. J. Winckelmann in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums (1764) über sie abgegeben hatte, hatte sie unangezweifelt als Nonplusultra antiker Kunstschönheit gegolten. Auch in der Göttinger Abgussammlung gehörte sie zu den ersten Ankäufen. Bereits 1771 wurde die Büste und 1775 die ganze Statue des Apoll als Abguss erworben und in der Bibliothek aufgestellt.

In den Anhörungen, die das Select Committee des Britischen Unterhauses 1816 vor dem Ankauf der Elgin Marbles durchführte, stellte der Ausschussvorsitzende an die geladenen Künstler und Archäologen regelmäßig die Frage, ob sie die Elgin Marbles denn höher als den Apoll von Belvedere schätzten. Zum Erstaunen der Zuhörer bejahten die meisten Fachleute diese Frage und ließen damit auch für jeden Laien erkennbar werden, dass durch die Elgin Marbles neue ästhetische Maßstäbe gesetzt wurden.

**R 9** The Elgin Marbles from the Temple of Minerva at Athens, On Sixty-one Plates, Selected from 'Stuart's and Revett's Antiquities of Athens', to which are added the Report [...]. London 1816.

SUB Göttingen: 2° ARCH III, 474

Gleich nach dem Ankauf der Elgin Marbles für das Britische Museum im Juni 1816 erschienen in London mehrere aufwendige Publikationen zum Thema, die z. T. auch in die Göttinger Bibliothek gelangten. Das vorliegende Werk wurde von dem Londoner Verleger Taylor herausgebracht und mit denselben großformatigen Tafeln ausgestattet wie der zeitgleich erscheinende vierte Band der „Antiquities of Athens“ von Stuart und Revett. Es handelt sich dabei um keine neu angefertigten Abbildungen der eigentlichen Elgin Marbles, sondern um Stiche nach Zeichnungen von Parthenonskulpturen, die der englische Maler William Pars bereits 1765/66 auf der Akropolis angefertigt hatte. Im Textband ist der Abschlußbericht des Select Committee vollständig abgedruckt.

Goethe studierte dieses Werk sehr eingehend im Sommer 1817 in Jena.

**R 10** A Description of the Collection of Ancient Marbles in the British Museum: with Engravings, Pt. 6–8. London 1830; 1835; 1839.

SUB Göttingen: 4° ARCH I, 1886

Nach dem Ankauf der Elgin Marbles für das Britische Museum begann endlich die von Lord Elgin geplante, aber nicht ausgeführte systematische Publikation seiner Sammlung. Die zwischen 1830 und 1839 in Band 6 bis 8 des Katalogs der Marmorwerke des Britischen Museums veröffentlichten neuen Stiche nach Parthenonskulpturen gehören zu den qualitativsten künstlerischen Reproduktionen antiker Plastik überhaupt.

**R 11** Bewilligungsschreiben König Georgs IV für Karl Otfried Müllers Englandreise 1822.

Universitätsarchiv Göttingen: Kuratoriumsakten 4.V.b/85: Personalakte K. O. Müller, Bl. 22.

Müllers Ende 1821 an die Regierung in Hannover gerichtetes Gesuch um Bewilligung einer mehrmonatigen Studienreise nach England und Frankreich wurde am 26. Februar 1822 in einem von König Georg IV. persönlich unterzeichneten Schreiben an die hannoversche Regierung genehmigt. Müller hielt sich von Anfang Mai bis Anfang August 1822 in England auf.

Der Text des Bewilligungsschreibens lautet:

Auch, freundlich geliebter Bruder, Rätbe und liebe Getreue!

Können Wir demjenigen Unseren Beifall nicht versagen, was in Ansehung einer von dem im philosophischen und archaeologischen Fache angestellten Professor Müller in Göttingen gewünschten, und von Ew. Liebden und auch besonders empfohlenen wissenschaftlichen Reise hierher, in dem Berichte vom 14.ten v.M. zum Vortrage gebracht worden ist; und wenn Wir daher ihm zu solcher Reise während des nächsten Sommer halben Jahres den erbethenen Urlaub ertheilen, so entschließen Wir Uns auch hiemit gnädigst, durch eine Bewilligung von 250. bis 300. Pistolen aus dem

Kloster-Fonds, der Sache unter den angeführten Voraussetzungen zu Hülfe zu kommen, und verbleiben ut in Rescripto.  
 Carlton House den 26.ten Febr. 1822.  
 George R[ex].

**R 12** Carl Otfried Müller:

Lebensbild in Briefen an seine Eltern mit dem Tagebuch seiner italienisch-griechischen Reise, hrsg. von Otto und Else Kern. Berlin 1908.

SUB Göttingen: 8° H L BI V, 6405

Die Briefe Müllers an seine Eltern berichten u. a. auch sehr anschaulich über seine Englandreise 1822, die vor allem dem Studium der sechs Jahre zuvor für das Britische Museum erworbenen Elgin Marbles gewidmet war.

Brief 56 schildert die Schwierigkeiten, die der junge Göttinger Professor anfangs damit hatte, sich an das fremdartige Londoner Großstadtleben zu gewöhnen, das ihm allzu sehr vom Kommerz beherrscht zu sein schien. Besonders absurd fand er die großen Werbeaufschriften an den Häusern, die er eigens in einer Zeichnung festhielt. Der größte Teil der 1908 publizierten Briefe an die Eltern gelangte 1986 in die Göttinger Universitätsbibliothek. Brief 56 jedoch gehört zu den wenigen Stücken, die gegenwärtig als verschollen gelten müssen.

**R 13** C. Odofr. Muelleri De Phidiae vita et operibus commentationes tres, recitatae in consessibus Reg. Soc. Scient. Gottingensis. Göttingen 1827.

SUB Göttingen: 8° ARCH III, 176

Die ursprünglich von Müller vor der Göttinger Sozietät der Wissenschaften vorgetragene drei Abhandlungen über Leben und Werke des Phidias veröffentlichte er 1827 als Buch. Es ist das erste Beispiel einer archäologischen Künstlermonographie – eines Genres, das sich im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts zunehmender Beliebtheit erfreuen sollte.

In der dritten Abhandlung „De signis olim in postico Parthenonis sive Hecatompedi templi fastigio positis“ beschäftigt sich Müller eingehend mit der Rekonstruktion und Deutung des Parthenon-Westgiebels. Während seine Zuschreibung des Giebels an Phidias bis heute viele Anhänger hat, konnte sich sein Deutungsvorschlag – im Westgiebel „besiegt Pallas, um Athens Schutzherrschaft streitend, den Poseidon dadurch, daß sie die von ihm geschaffnen Rosse den Erichthonios anjochen lehrt“ – nicht durchsetzen.

Auf einer nach einer Vorlage Müllers gestochenen Ausklapptafel sind die nur durch Zeichnungen bekannten und die im Original erhaltenen Teile des Giebels miteinander kombiniert.

**R 14** Karl Otfried Müller:

Rekonstruktionszeichnung des Parthenon-Westgiebels: Streit zwischen Athena und Poseidon um das attische Land (wohl 1826).

Tusche auf Papier, 23,7 x 92,5 cm

Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Archiv: Nachlass K. O. Müller

Müller legte die von ihm erstellte Zeichnung vermutlich in der Sitzung der Sozietät der Wissenschaften am 14. Januar 1827 erstmals vor und ließ sie später als Kupferstich veröffentlichen.

Auf seiner Reise nach London und Paris 1822 hatte Müller auch die kostbaren Zeichnungen, die der französische Maler Jacques Carrey 1674, noch vor der Explosion des Parthenon, von den am Bau befindlichen Skulpturen des Tempels angefertigt hatte, studieren und sogar durchpausen dürfen.

Carrey hatte den damals noch weitgehend erhaltenen Westgiebel in zwei Teilen in etwas unterschiedlichem Maßstab gezeichnet. Müllers Rekonstruktion berücksichtigt diesen Maßstabunterschied nicht, so dass für ein Pferdegespann, das die heutige Forschung hinter Poseidon, spiegelbildlich zu dem Gespann hinter Athena annimmt, kein Platz blieb. Außerdem ordnete er der Athena ein tatsächlich nicht zugehöriges Kopffragment im Britischen Museum zu und ließ sie von der Giebelmitte weg zu den Pferden hinter ihr blicken. So gelangte er zu der von der späteren Forschung verworfenen These, hier sei dargestellt, wie Athena die Menschheit in Gestalt des athenischen Urheros Erichthonios die Kunst des Wagenlenkens lehre. Als einziger der von Müller erbetenen Gipsabgüsse wurde das besagte Kopffragment 1829/30 (vielleicht, weil keine Abgussform existierte) nicht nach Göttingen geliefert.

**R 15** Gesuch der Bibliothekskommission der Georg-August-Universität an König Georg IV., 5. April 1829.

Universitätsarchiv Göttingen: Kuratoriumsakten 4.V.d.6.21, Bl. 1-2

„Wenn wir nur bald Gipsabgüsse von den sogenannten Elginschen Erwerbungen hätten“, hatte Müller schon im Juli 1820, wenige Monate nach seiner Berufung nach Göttingen, an seinen Freund Ludwig Tieck geschrieben. In den folgenden Jahren verfolgte er den Plan, solche Abgüsse für die Göttinger Sammlung zu erwerben, mit großer Beharrlichkeit. Als vorteilhaft erwiesen sich dabei die engen persönlichen Kontakte, die er zu den entscheidenden Männern in der britisch-hannoverschen Regierung knüpfte: zum Kurator der Georg-August-Universität und langjährigen Minister Freiherr von Arnswaldt, zum Generalsekretär des hannoverschen Ministeriums G. E. F. Hoppenstedt, vor allem aber zum Kabinettsminister Graf Münster, dem Leiter der Deutschen Kanzlei in London.

1829 schließlich ließ das Universitätskuratorium in Hannover über seinen wichtigsten Kontaktmann an der Georgia Augusta, den Historiker Arnold Ludwig Heeren, an die für die Gipsabgussammlung offiziell zuständige Bibliothekskommission



die Aufforderung ergehen, sich mit einem Gesuch direkt an den König in London zu wenden, er möge der Universität eine repräsentative Auswahl von Abgüssen nach Elgin Marbles schenken.

Das von Heeren bereits vorformulierte Gesuch wurde von den Mitgliedern der Bibliothekskommission am 5. April 1829 unterzeichnet und nach Hannover gesandt und von dort sogleich mit einem Begleitschreiben des Kuratoriums nach London weitergeleitet.

**R 16** Liste der gewünschten Abgüsse, zusammengestellt von Karl Otfried Müller. Universitätsarchiv Göttingen: Kuratoriumsakten 4.V.d.6.21, Bl. 3

Die Göttinger Bibliothekskommission legte ihrem Gesuch diese von Müller aufgestellte Liste wünschenswerter Abgüsse bei. Abgesehen von dem unbedeutenden Bruchstück Nr. 14 (von dem wahrscheinlich keine Abgussform zur Verfügung stand), wurden alle Wünsche erfüllt.

Die Liste wurde von Graf Münster in London sogar noch um zwei bedeutende Zusätze erweitert: die Gruppen von ‚Demeter und Kore‘ und von ‚Aphrodite und Dione‘ aus dem Ostgiebel des Parthenon.

**R 17** Antwortschreiben des Grafen Münster an die Göttinger Bibliothekskommission. London, 8. Mai 1829.

Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Archiv

Bereits einen Monat nach Absendung ihres Antrags erhielt die Göttinger Bibliothekskommission vom Grafen Münster aus London die Mitteilung, dass „Seine Majestät denselben [...] gern genehmigt und die desfallsigen Kosten bewilligt“ habe.

**R 18** Liste der nach Göttingen versandten Kisten mit Abgüssen von Elgin Marbles, zusammengestellt von Richard Westmacott.

Universitätsarchiv Göttingen: Kuratoriumsakten 4.V.d.6.21, Bl. 13

Nachdem der Bildhauer Richard Westmacott die Gipsabgüsse fertiggestellt und in Kisten verpackt hatte, übermittelte er dem Grafen Münster im Oktober 1829 eine Liste mit den genauen Maßen aller zwölf Kisten. Graf Münster überwachte bis ins Detail den Transport der Kisten, zunächst in das Londoner St. Catherine Dock, von dort mit dem Bremer Segelschiff „Die Unternehmung“ nach Brake an der Wesermündung und von dort mit einem Flußkahn nach Bremen. In Bremen mussten die Kisten auf dem Kahn überwintern, da die Weser ab Ende November 1829 wegen eines plötzlichen Frosteinbruchs nicht mehr schiffbar war.

**R 19** Robert Batty (1789–1848):

Ansicht der Weser bei Hannoversch Münden (‘Junction of the Rivers Fulda & Werra’). Stahlstich von Robert Wallis nach Robert Batty (1828).

Hannoversch Münden, Städtisches Museum

Erst im März 1830 waren Eisgang und Überschwemmungen der Weser soweit überstanden, dass der Schiffer Ferdinand Wüstefeld aus Hannoversch Münden mit dem Transport der kostbaren zwölf Kisten flussaufwärts beginnen konnte. Erst nach vier Wochen hatte er die 367 km lange Wegstrecke von Bremen nach Münden bewältigt, auf der der Lastkahn teils von Pferden, streckenweise aber auch von Menschen gezogen wurde, wobei mehr als 30mal das Ufer gewechselt und fünf preußische, zwölf hannoversche, eine lippische, drei braunschweigische und drei hessische Zollstationen passiert werden mussten. Allerdings brauchten keine Zollgebühren entrichtet zu werden, da die hannoversche Regierung den Transport mit Zollfreipapieren ausgestattet hatte.

In Hannoversch Münden wurden die Kisten mit großer Vorsicht auf Wagen der Fuhrleute Beuermann aus Scheden umgeladen und nach Göttingen gefahren.

**R 20** Schreiben der Göttinger Bibliothekskommission an das Kuratorium der Georg-August-Universität in Hannover, 28. April 1830.

Universitätsarchiv Göttingen: Kuratoriumsakten 4.V.d.6.21, Bl. 34

Bereits wenige Tage nach dem Eintreffen der Kisten in Göttingen konnte Müller der Bibliothekskommission am 25. April 1830 melden, dass alle Abgüsse bereits ausgepackt und im Archäologischen Saal im Chor der Paulinerkirche aufgestellt seien und dass sie „weder beim Transport noch beim Auspacken die geringste Beschädigung erlitten“ hätten.

Diese erfreuliche Nachricht leitete die Kommission am 28. April nach Hannover weiter. Das Schreiben ist außer von den alten Kommissionsmitgliedern Blumenbach, Reuß, Heeren, Benecke und Bunsen auch von den beiden gerade neu nach Göttingen berufenen Mitgliedern Jacob und Wilhelm Grimm unterzeichnet.

**R 21** Zusammenstellung der Gesamtkosten des Transports der Abgüsse von London nach Göttingen durch Oberbibliothekar Reuß.

Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Archiv

Auf einem vom Bibliotheksvorsteher Jeremias David Reuß geschriebenen Zettel sind sämtliche Transportkosten zusammengestellt:

Transport Kosten von London nach Bremen	283 R[eichs]th[aler]	in Pistolen
„ „ von Bremen nach Münden	238 R[eichs]th[aler]	34
M[a]r[ien]gr[oschen]	Conv[entions]M[ün]ze.	
„ „ von Münden nach Göttingen	46 R[eichs]th[aler]	
Conv[entions]M[ün]ze.		

Der Aufstellung ist auch zu entnehmen, dass die Kisten insgesamt stattliche 9171 hannoversche Pfund = 4292 Kilogramm wogen.

**R 22** Karl Otfried Müller:

Handbuch der Archäologie der Kunst. Breslau 1830.

Handexemplar Müllers mit handschriftlichen Zusätzen

SUB Göttingen: Cod. Ms. K. O. Müller 9,7

Mit seinem „Handbuch der Archäologie der Kunst“ schuf Müller ein für lange Zeit maßgebliches Grundlagenwerk, in dem der Stoff des zuerst 1767 durch Christian Gottlob Heyne in den Universitätsunterricht eingeführten Faches der antiken Kunstgeschichte oder ‘Archäologie der Kunst’ in neuartig systematischer, streng wissenschaftlicher Form zusammengefasst war. Das Werk erregte großes Aufsehen und war bald vergriffen, so dass Müller schon 1835 eine verbesserte Auflage herausbringen konnte, der 1848 noch eine postume dritte Auflage folgte. Übersetzungen und Bearbeitungen des Werkes erschienen in französischer, englischer, italienischer, neugriechischer und niederländischer Sprache.

Die Parthenonskulpturen behandelt Müller im Zusammenhang mit dem Schaffen des Phidias und seiner Schule, denn sie seien „ohne Zweifel unter Phidias unmittelbarer Aufsicht und Leitung“ entstanden. Müller erkennt an ihnen „überall eine Wahrheit in der Nachahmung der Natur, welche, ohne Wesentliches (wie die von der Anstrengung schwellenden Adern) zu unterdrücken, ohne sich irgend von der Natur losreißen zu wollen, den höchsten Adel und die reinste Schönheit erreicht“.

**R 23** Denkmäler der Alten Kunst, nach der Auswahl und Anordnung von C. O. Müller gezeichnet und radirt von Carl Oesterley. Göttingen 1832.

SUB Göttingen 4° ARCH III, 272:1

Beilage:

Abwicklung des Parthenon-Ostfrieses, von K. O. Müller aus Taf. XXIII und XXIV der ‘Denkmäler’ ausgeschnitten und zusammengeklebt.

Göttingen, Archäologisches Institut, Archiv: Nachlass K. O. Müller

Autopsie, genaues Betrachten der Denkmäler ‘mit eigenen Augen’, war für Müller eine zentrale Voraussetzung seiner wissenschaftlichen Arbeit als Archäologe. Darin unterschied er sich von vielen seiner Vorgänger (und auch noch von manchem seiner Nachfolger) und trug so wesentlich zur akademischen Emanzipation der Archäologie von der Philologie bei. Aufgrund der Bedeutung, die er der Autopsie beimaß, bemühte sich Müller, im Laufe der Jahre möglichst alle wichtigen archäologischen Museen seiner Zeit selbst kennenzulernen und ihre Bestände systematisch durchzuarbeiten. Aus demselben Grund war ihm auch die Erwerbung von Abgüssen für die Göttinger Sammlung so wichtig, denn mit ihrer Hilfe konnte er das am Original Beobachtete auch später noch kontrollieren und in seinen Lehrveranstaltungen an die Zuhörer weitervermitteln.

Es verwundert daher nicht, dass Müller gleich nach Erscheinen seines über 600seitigen „Handbuchs der Archäologie der Kunst“ die Herausgabe eines begleitenden

Abbildungswerkes in Angriff nahm, die „Denkmäler der Alten Kunst“. Alle Abbildungen wurden von Carl Oesterley gestochen, was dem Werk graphisch ein hohes Maß an Einheitlichkeit gab. Müller legte großen Wert auf möglichst authentische Abbildungsvorlagen. Für die Tafeln zu den Parthenonskulpturen ließ er Oesterley die von Georg IV. geschenkten Göttinger Abgüsse zeichnen. Allerdings sind nur die Giebelfiguren in ihrem tatsächlichen, fragmentierten Erhaltungszustand wiedergegeben, während der Fries in der Zeichnung vervollständigt ist, wodurch vom originalen Stil des Werkes nicht mehr viel zu erkennen ist.

**R 24** John Henning (1771–1851):

Verkleinerte Nachbildung des Parthenon- und des Bassae-Frieses (1820 fertiggestellt). 48 Gipsreliefs auf 8 samtgepolsterten Holzladen in poliertem Mahagonikasten, Höhe der Reliefstreifen 5,9 cm

Universität Göttingen, Archäologisches Institut, Sammlung der Gipsabgüsse: Inv.-Nr. A 1560

Der schottische Bildhauer John Henning fertigte mit Genehmigung Lord Elgins seit 1811 Zeichnungen der originalen und der in Gipsabgüssen in der Elgin'schen Sammlung vorhandenen Teile des Parthenonfrieses und seit 1814 auch des Bassae-Frieses im Britischen Museum an, ergänzte sie im klassizistischen Geschmack der Zeit und schnitt danach Hohlformen im Miniaturformat in Schiefer, aus denen er seriell Gipsabgüsse herstellte. Die Abgüsse erfreuten sich großer Beliebtheit, gerieten aber bald in die Hand von Raubkopierern, die Henning um seinen Geschäftserfolg betrogen. So soll eine Pariser Firma bereits bis 1835 nicht weniger als 12.000 illegal hergestellte Repliken der Henningschen Gipse verkauft haben.

Ob die Göttinger Serie von Henning selbst stammt oder eine Nachahmung ist, konnte bislang nicht geklärt werden. Die hohe Qualität der Abformungen könnte für ihre Echtheit sprechen.

Über Herkunft und Erwerbungsdatum des seit langem im Besitz des Göttinger Archäologischen Instituts befindlichen, aber erst 1989 inventarisierten Kastens ist nichts bekannt. Dass er bereits unter Müller erworben wurde, ist nach gegenwärtigem Kenntnisstand weder zu belegen noch auszuschließen.

# Die Göttinger Universitätsbibliothek und die Beziehungen zwischen Hannover und Großbritannien im 18. Jahrhundert

Graham Jefcoate

## 1. Einleitung

Im Jahr 1748, als Georg II. Göttingen einen Besuch abstattete, zählte die 1737 gegründete Universitätsbibliothek bereits rund 16.000 Bände. Ganze Bücherkisten werden erwähnt, die monatlich aus Holland und England eintrafen.<sup>1</sup> Um 1800 verfügte die Göttinger Universitätsbibliothek über etwa 133.000 Bände und kann somit als eine der bedeutendsten Sammlungen wissenschaftlicher Quellenmaterialien ihrer Zeit bezeichnet werden. Allein im Jahr 1800 wurden 2.069 Neuzugänge eingearbeitet, eine Zahl, die kaum von einer anderen wissenschaftlichen Bibliothek in Europa übertroffen wurde.<sup>2</sup> Die Rolle der besonderen Beziehungen zwischen Hannover und Großbritannien bei diesem systematischen Aufbau der Bibliotheksbestände ist in den letzten Jahren ausführlich untersucht worden, so dass das Bild eines über einen langen Zeitraum kontinuierlichen Prozesses entstanden ist. Auch die besondere Bedeutung der Göttinger Universitätsbibliothek für die Entwicklung des Gedankens einer wissenschaftlichen Universalbibliothek – nicht zuletzt in Großbritannien in der Zeit um 1800 – wird langsam klarer. Eindeutig ist, dass die bibliothekarischen Entwicklungen in Göttingen und im englischen Sprachraum sowohl in ihren theoretischen Ansätzen wie auch in der praktischen Ausführung eng miteinander verbunden waren. Die Wechselwirkung der wissenschaftlichen Universalbibliotheken Londons und Göttingens verdient unsere Aufmerksamkeit und weitere, detaillierte Untersuchungen.

## 2. Der Erwerb englischsprachiger Bücher

Die Bedeutung der aus England, Schottland und Nordamerika importierten Bücher für die Entwicklung der Göttinger Bibliothek insgesamt ist längst erkannt, obwohl erst seit der Veröffentlichung des von Bernhard Fabian herausgegebenen *Catalogue of English books printed before 1801 held by the University Library at Göttingen* (Hildesheim 1987–1988) der systematische Bestandsaufbau genau beschrieben und

---

1 Claproth, Johann Christian: Der gegenwärtige Zustand der Göttingischen Universität, Göttingen 1748, S. 61.

2 Kind-Doerne, Christiane: Die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Wiesbaden 1986, S. 27, 147.

beziffert werden kann.<sup>3</sup> Rund 17.000 Bände wurden bis 1800 erworben, etwas weniger als bisher angenommen, aber dennoch mehr als in jeder anderen wissenschaftlichen Sammlung außerhalb des englischen Sprachbereichs.<sup>4</sup> Obwohl von Jahr zu Jahr die Zahl der englischen Erwerbungen stark variierte, kann zum Beispiel für 1800 festgestellt werden, dass aus den 2.069 Neuerwerbungen ca. 250 oder etwas mehr als 10% aus London importiert wurden.

Die bibliothekarischen und archivarischen Quellen zu den englischen Erwerbungen im Niedersächsischen Staatsarchiv sowie in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen sind in ihrer Ausführlichkeit einzigartig. Sie ermöglichen eine genaue Rekonstruktion des Erwerbungsprozesses bei fast allen einzelnen Bänden, so dass feststellbar ist, wie, wann und bei wem ein bestimmter Titel bestellt wurde, wann und auf welchen Wegen er nach Göttingen kam, wann er den Bibliotheksbenutzern bereitgestellt, und vom wem er gegebenenfalls für die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* rezensiert wurde. In ihrer Gesamtheit erlauben die Quellen Rückschlüsse auf den gesamten Erwerbungsprozess mehrerer Jahrzehnte. Darüber hinaus dokumentieren sie in einer einzigartigen Detailliertheit die Geschäftsbeziehungen zwischen einer Reihe von Londoner Buchhändlern und einer bedeutenden ausländischen Institution. Für viele dieser Buchhändler stellen die Göttingischen Archiveinträge häufig die einzig erhaltenen Quellen für ihre Tätigkeit dar. Die besonderen Umstände, unter denen Bücher in London erworben wurden, müssen aber auch im Kontext der politischen und gesellschaftlichen Strukturen des damaligen Kurfürstentums und auch der besonderen Rolle seiner Universität verstanden werden.

## 2.1 *Zusammenarbeit und personelle Kontinuität beim Erwerbungsprozess*

Die Maßnahmen, die unter Münchhausens Regie eingeführt wurden, um englische Bücher aus London für die Bibliothek zu erwerben, waren kompliziert, aber höchst effektiv. Sie hingen von der Wechselwirkung und Zusammenarbeit vierer Gruppen ab, nämlich den göttingischen Bibliothekaren, den Beamten in Hannover, den Mitgliedern der hannoverschen Legation in London und den Londoner Buchhändlern. Listen von *Desiderata* wurden zunächst in Hannover (später in Göttingen) vorbereitet, an die Londoner Legation geschickt und dann von ihr im Auftrag an einen Londoner Buchhändler gegeben. Die Legation überwachte die Übersendung bestellter Titel nach

3 Der 3. Teil mit Einträgen zu archivarischen Quellen bezüglich der englischen Erwerbungen ist bislang unveröffentlicht geblieben.

4 Übersetzungen und ausländische Ausgaben englischer Titel werden hier ausgenommen. Vgl. auch Fabian, Bernhard: *An eighteenth-century research collection: English books at Göttingen University Library*, in: *The Library, Sixth Series*, I (1979), S. 212. Übersetzungen und ausländische Ausgaben englischer Titel werden hier ausgenommen.

Göttingen, die wie auch die ganze dazugehörige Korrespondenz mit diplomatischer Post geschickt wurden. Auch wenn sich die Rolle der vier „Parteien“ im Zuge der Zeit etwas veränderte, blieben Münchhausens Anordnungen bis zur Einführung der Kontinental Sperre Napoleons im Jahr 1806 weitgehend in Kraft.

Persönliche, auch verwandtschaftliche Bindungen sowie administrative und personelle Kontinuität wurden in den engen regierenden Kreisen des Kurfürstentums besonders geschätzt. Der Göttinger Erste Bibliothekar Christian Gottlob Heyne, der von 1763 bis zu seinem Tod 1812 im Amt war, stellte hier keine Ausnahme dar. Es darf nicht überraschen, dass auch in London hannoversche Beamte großen Wert auf persönliche Kontakte und Kontinuität bei ihren Beziehungen zu Londoner Buchhändlern legten. Der erfolgreiche systematische Aufbau der englischen Bestände war neben der meist günstigen finanziellen Unterstützung der Bibliothek durch die Regierung nicht zuletzt dieser typischen Neigung zur Kontinuität zu verdanken.

Verantwortlich für die Vorbereitung der Listen von *Desiderata* und die Bearbeitung von Rechnungen war zunächst Philipp August Schlüter (gest. 1761), Kammerregistrator in der hannoverschen Regierung und seit 1739 für ihre Finanzen zuständig. Seine Kenntnisse des ausländischen Buchhandels wurden besonders geschätzt, zum Beispiel seine Fähigkeit, holländische Auktionskataloge zu bearbeiten, in dieser Zeit die Hauptquelle auch von englischen Büchern.<sup>5</sup> Seit 1769 war der Beamte G. F. Brandes (1709–1791) mit der „Expedition der Universitätssachen“ beauftragt. Heynes wachsende Verantwortung für die Geschäfte der Universität und ihrer Bibliothek muss vor dem Hintergrund seiner engen persönlichen Bindungen an Brandes verstanden werden, dessen Schwiegersohn er 1777 wurde.<sup>6</sup> Heyne, der bereits die *Desideraten*-listen selbst zusammenstellte, wurde im selben Jahr für die Finanzen der Bibliothek direkt verantwortlich. Nach Brandes' Tod setzte dessen Sohn Ernst (1758–1810), Heynes Schwager, die enge Zusammenarbeit fort.

Auch in London galt das Prinzip der personellen Kontinuität. Seit etwa 1752 wurde der Legationsrat (seit 1770 Hofrat) an der hannoverschen Legation Dr. Wilhelm Philipp Best (1712–1785) von Münchhausen mit der Bearbeitung und Überwachung der Bücherbestellungen beauftragt.<sup>7</sup> Neben den Einträgen zu einzelnen Erwerbungen im Bibliotheksarchiv stellt Bests erhaltene Korrespondenz die Hauptquelle für

---

5 Michaelis verglich Schlüters Aufmerksamkeit bei der Lektüre von Katalogen mit der eines Dichters bei der Lektüre eines Gedichts Albrecht von Hallers. Vgl. Fabian (Anm. 4), S. 221–222.

6 Vgl. Kuhnert, S. 224–225.

7 Vgl. Münchhausens Brief an Best von 15. Dezember 1752 (SUB Göttingen, Bibl. Arch. A 5c), in dem er gebeten wurde, wegen des unvollständigen Exemplars eines Buches (A collection of state papers of John Thurloe, London 1742) mit dem Buchhändler direkten Kontakt aufzunehmen.

den Erwerbungsprozess im Zeitraum 1753 bis 1770 dar. Best scheint jedoch die Aufgabe, die als Bestandteil seiner Betreuung der Londoner Geschäfte der Universität insgesamt verstanden werden muss, bis zu seiner Pensionierung um 1782 erfüllt zu haben. Es darf nicht überraschen, dass auch Best enge Verbindungen nach Göttingen unterhielt: Johann David Michaelis sprach er zum Beispiel mit „Hochgeehrtester Herr Vetter“ an.<sup>8</sup> Ebenso wenig überraschend ist es, dass Bests Aufgaben bei der Londoner Legation nach seiner Pensionierung von seinem Sohn Georg August (1755–1823) wahrgenommen wurden, der, selbst in London geboren, den Namen des Königs und Kurfürsten und damit auch der Göttinger Universität trug, an der er von 1772 bis 1776 Jura studiert hatte.<sup>9</sup>

## 2.2 *Bücherbestellungen aus London*

Etwa seit 1752–1753 wurden Bücher direkt aus London bestellt. Eine „Specification“ (manchmal auch „Designation“ genannt) wurde von Schlüter (später von Heyne) anhand von Bücherhändlerkatalogen zusammengestellt und dann an Best nach London geschickt. Bei ihrer Ankunft in Hannover wurden die gelieferten Titel überprüft, und die Rechnung wurde mit der ursprünglichen Bestellung verglichen. Hierbei spielte Münchhausen eine zentrale Rolle: zeit seines Lebens trugen alle offiziellen Schreiben zu den Bestellungen seine Unterschrift. Der Erwerb englischer Bücher aus London für die Göttinger Bibliothek war buchstäblich „Staatssache“. Die Legation in London beglich sämtliche Rechnungen direkt; die Korrespondenz und alle Bestellungen wurden mit der diplomatischen Post geschickt. Es lassen sich keine günstigeren Bedingungen für den systematischen Aufbau einer wissenschaftlichen Sammlung vorstellen.

Der schnellste Postweg aus London ging über Harwich und Bremen (und umgekehrt). Ein Brief aus Hannover konnte bei besten Bedingungen London innerhalb einer Woche erreichen.<sup>10</sup> Die bestellten Bücher wurden mit dem so genannten diplomatischen Quartalscourier über den Londoner Hafen geschickt, anscheinend „B v M“ (für Baron von Münchhausen) markiert. Die günstigste Route nach Hannover scheint auf dem Wasserweg weseraufwärts bis Minden gewesen zu sein, und erst dann über den Landweg. Im Durchschnitt dauerte eine Lieferung aus London von der Absendung der Spezifikation bis zum Empfang der bestellten Bücher in Göttingen etwa zwei

8 Ein anderer Universitätsprofessor (G. L. Böhmer) war sein Schwager.

9 Vgl. Stewart, G. M.: *British students at the University of Göttingen in the eighteenth century*, in: *German life and letters*. Neue Reihe, 33 (1979), S. 39: „Georg August. Best, Londinensis, jur.“ (19. Oktober 1772).

10 Vgl. zum Beispiel Bests Brief an Schlüter vom 14. Dezember 1753, der auf dessen zehn Tage zuvor datierten Brief reagiert (SUB Göttingen, Mich. fol. 550r–551v.).



Monate.<sup>11</sup> Die Buchhändler packten die in Wachstuch gewickelten Bücher in Kisten und stellten auch die dabei benutzten Materialien in Rechnung. Dazu mussten die Transportkosten auf der Themse gerechnet werden, nämlich für die Boote, die die Kisten an Bord der Handelsschiffe im Hafen brachten. Die Lieferung der Bücher wurde durch ungünstige Wetterbedingungen oder Kriegseinwirkungen, etwa während des Siebenjährigen Krieges, nicht wesentlich beeinträchtigt. Erst während der Französischen Revolutionskriege ab etwa 1796 scheint es zu erheblichen Störungen gekommen zu sein, bis 1806 der offizielle Handel zwischen England und den norddeutschen Häfen eingestellt wurde.

Es darf kaum überraschen, dass die Hannoveraner es vorzogen, ihre Geschäfte auf wenige Londoner Buchhändler über lange Zeiträume zu konzentrieren: So haben zwischen 1749 und 1782 nur zwei Hauptlieferanten (Thomas Osborne von Gray's Inn und John Ridley in St. James's Street<sup>12</sup>) regelmäßig Bestellungen erhalten. Nach ihrem Tod setzte die Legation ihre Verbindungen mit den jeweiligen Nachfolgern fort, bis diese zur Geschäftsaufgabe gezwungen waren. Von 1749 bis zu seinem Tod im Jahr 1767 muss Göttingen als einer wichtigsten Kunden Osbornes gelten, während der wichtigen "first phase in the formation of the English collection at Göttingen".<sup>13</sup> Um 1755 beschrieb Best Osborne einfach als „mein Buchführer“.<sup>14</sup> In einer Zeit, in der Göttingen seine Sammlung retrospektiv aufzubauen suchte, nahm Osborne als Antiquar eine führende Rolle ein. 131 der 293 englischen Titel, die Osborne 1754 lieferte, wurden vor 1701 gedruckt. Zwischen 1748 und etwa 1758 verkaufte er nicht weniger als 170 Inkunabeln nach Göttingen.<sup>15</sup> Die Verbindung lief nicht immer reibungslos. Schlüter erachtete es als nötig, Best vor den Listen der Antiquare zu warnen: „Als ein erfahrener Buchhändler weiß derselbe [Osborne] wohl, dass ein Buch seinen wahren Wehrt verliert, wann der Titel daran fehlet, und nicht von dem ersten Druck ist, oder vielmehr eine alte Edition ist“.<sup>16</sup>

Nach Osbornes Tod und der Geschäftsaufgabe seiner Erben wurde John Ridley Göttingens Hauptbuchhändler in London. Im Gegensatz zu Osborne spezialisierte sich Ridley auf den Handel mit neuen Büchern. Er erwies sich deshalb als idealer Lieferant in einer Phase, in der Heyne sich bemühte, Göttingens Sammlungen „aktueller“ wissenschaftlicher Titel von Jahr zu Jahr kontinuierlich aufzubauen. Wenn im

---

11 Vgl. z.B. SUB Göttingen, A 9a fol. 105.

12 Vgl. die Einträge für Osborne und Ridley bei der 2004 erschienenen Oxford Dictionary of national biography.

13 Fabian (Anm. 4), S. 222.

14 SUB Göttingen, Mich. fol. 593r–595v.

15 Kind, Helmut/Rohlfing, Helmut: Gutenberg und der europäische Frühdruck: Zur Erwerbungs-geschichte der Göttinger Inkunabelsammlung. Göttingen 1995, S. 24–30.

16 SUB Göttingen, Hann. fol. 86–90.

Jahr 1754 131 der 293 von Osborne gelieferten englischen Titel vor 1701 gedruckt wurden, so scheint bei Ridley kein einziger antiquarischer Titel bestellt worden zu sein. In dieser zweiten Phase stützte sich Heyne nicht mehr allein auf Buchhandelskataloge meist antiquarischer Titel, sondern studierte Listen von gerade erschienenen und aktuellen Publikationen, die in den Londoner Monatsschriften avisiert wurden. Heyne wartete die Rezensionen der vorgemerkten Titel nicht ab. Um sicher zu gehen, dass die nützlichsten englischen Titel so schnell wie möglich in Göttingen zugänglich wurden, bestellte er sie häufig auf der Grundlage von Vorankündigungen. Ridleys Briefe und Rechnungen an Göttingen erlauben einen seltenen Einblick in das Geschäft eines bedeutenden, aber bisher fast unbekanntem englischen Buchhändlers.

### 2.3 *Englischsprachige Sammlungen bis 1800*

Der Aufbau der Göttinger Sammlungen der in Großbritannien, Irland und den britischen Kolonien vor 1801 gedruckten Bücher muss im Zusammenhang mit den Richtlinien zum Sammlungs Aufbau für die Universitätsbibliothek insgesamt verstanden werden. Auch wenn diese sich schon aus Heynes Praxis erschließen lassen, hinterließ er einige Jahre vor seinem Tod eine kurze Darstellung der Prinzipien, denen er beim Erwerb von in- und ausländischen Titeln folgte.<sup>17</sup> Auch bei der Erwerbung von Büchern aus dem englischen Sprachraum wurden diese Leitprinzipien nachweislich angewandt. Anhand der vorhandenen Exemplare englischsprachiger Autoren ist erkennbar, dass Göttingen praktisch alle Titel konsequent erwarb, sofern sie an einer Universität der mitteleuropäischen Aufklärung für Wissenschaft und Lehre von Bedeutung waren. Es fehlten nur solche Titel, die Heyne ausdrücklich ausschloss: zum Beispiel „Trivilliteratur“, überflüssige Ausgaben aller Art oder Werke von lediglich lokalem Interesse.<sup>18</sup> Auch der belletristische Kanon englischer Literatur aus der Sicht des 21. Jahrhunderts ist in Göttingen nicht besonders gut vertreten: Die Werke „kanonischer“ Autoren wie zum Beispiel Henry Fielding wurden häufig erst angeschafft, als sie in Gesamtausgaben gesammelt wurden und damit als moderne Klassiker Anerkennung gefunden hatten.

So lassen die Göttinger Sammlungen von englischen und schottischen Historikern und Antiquaren erkennen, was eine solche umfassende Sammeltätigkeit in der Praxis bedeutete. Ein Vergleich mit Quellen wie der *Cambridge Bibliography of English literature* bestätigt, dass Heyne Ausgaben (manchmal Gesamtausgaben) der Werke aller bedeutenden englischen und schottischen Historiker bestellte.<sup>19</sup> Bis etwa 1750

17 Kind-Doerne (Anm. 2), S. 27, 147.

18 Gattungen wie konfessionelle Streitschriften wurden in der Regel nicht gesammelt.

19 Vgl. Jefcoate, Graham: Christian Gottlob Heyne and the University Library at Göttingen as 'Universalbibliothek' of the eighteenth century, in: *Library History*, 14 (1998), S. 111–116.

wurde eine Kernsammlung der historisch wichtigsten Titel aufgebaut; danach wurden aktuelle Titel von Jahr zu Jahr systematisch erworben. Auch spätere Ausgaben, Nachdrucke und Übersetzungen wurden gegebenenfalls angeschafft, besonders wo sie Material enthielten, das nicht in einer Erstausgabe zu finden war.

Hier lässt sich stellvertretend für viele andere bedeutende Titel das wohl bekannteste englische historische Werk des 18. Jahrhunderts nennen. Heyne bestellte jeden neuen Band von Edward Gibbons *Decline and fall of the Roman Empire*, sobald er in den Londoner Monatsschriften angekündigt wurde. Bei der Bestellung von *A vindication of some passages in the fifteenth and sixteenth chapters*<sup>20</sup> sind die Archivdaten besonders detailliert. Gibbon datierte seinen Text auf „February 3. 1779“. Die Veröffentlichung wurde im gleichen Monat im *Gentleman's Magazine* bekannt gegeben (S. 90–91). Heyne bestellte das Buch am 29. März, und ein Exemplar der inzwischen erschienenen zweiten Ausgabe traf am 8. Juni 1779 in Göttingen ein, kaum vier Monate, nachdem Gibbon den Text abgeschlossen hatte.

Zu einer Zeit, in der Großbritannien neben Frankreich als Zentrum der Innovation in Europa galt, verfügten diejenigen, die Zugang zu den Göttinger Beständen hatten, über eine einmalige Ressource. Nirgendwo außerhalb der englischsprachigen Welt waren die neuesten Entwicklungen so ausführlich dokumentiert und kommentiert. Seit etwa 1780 notierten Göttinger Professoren in den Bestelllisten Heynes diejenigen Titel, die sie für die *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* selbst zu rezensieren beabsichtigten. So lieferten die Londoner Buchhändler Titel, die nicht nur in der Universitätsbibliothek gelesen werden, sondern auch im ganzen deutschen Sprachraum als Quellen für Berichte über die neuesten englischen Publikationen dienen sollten. Dem heutigen Betrachter bietet sich hier der Einblick in einen wichtigen Prozess der deutschsprachigen Aufklärung.

### 3. Die Göttinger Universitätsbibliothek und die Entwicklung des Gedankens einer Universalbibliothek in Großbritannien

In einem Brief vom 17. März 1763 an seinen Rat in Hannover bestätigte Georg III., der 1760 die Nachfolge seines Großvaters Georg II. angetreten hatte, die Ernennung Heynes zum Professor an der Göttinger Universität.<sup>21</sup> Auch mit der Führung der Universitätsbibliothek wurde Heyne beauftragt. Obwohl Georg III., der sechzig Jahre regierte, seinem deutschen Kurfürstentum keinen Besuch abstattete, nahm er an der Entwicklung der Göttinger Universität regen Anteil. Göttinger Professoren wie Georg Christoph Lichtenberg wurden bei ihrem Londoner Besuch am Hof empfangen. In den späten 1780er-Jahren schickte das Königspaar drei seiner jüngeren Söhne zu-

---

20 SUB Göttingen, 8° H. Rom, 2678.

21 Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover, Hann 92; XXXIV, II, 2a fol. 107–109.

sammen an die Universität, ein weiteres Zeichen der königlichen Hochachtung für Göttingen und Heynes Arbeit. Von besonderem Interesse in diesem Zusammenhang sind hier die Parallelentwicklungen der Göttinger und Londoner Bibliotheken, vor allem der Privatbibliothek des Königs sowie der des 1757 eröffneten Britischen Museums. Auch wenn direkte Kontakte zwischen den Institutionen bisher schlecht dokumentiert sind, kann man von einem entscheidenden, wenn auch indirekten Einfluss ausgehen.

### 3.1 *Georg. III als Sammler*

Als Georg III. 1760 den britischen Thron bestieg, fand er keine königliche Bibliothek im eigentlichen Sinne vor. Sein Vorgänger hatte die seit Jahrzehnten vernachlässigte, so genannte „Old Royal Library“ bereits an das 1753 gegründete Britische Museum in Montagu House übergeben. Das Königshaus Braunschweig-Lüneburg begnügte sich offenbar mit einer verhältnismäßig kleinen Privatbibliothek. Diese reichte dem neuen König jedoch nicht aus. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern hatte Georg III. eine gute Ausbildung in Fächern wie Architektur, Kunst, Musik, Geschichte und Naturgeschichte genossen. Wenngleich er kaum als Intellektueller bezeichnet kann, zeigte er zeit seines Lebens Interesse an einem breiten Spektrum von Themen, darunter Architektur, Astronomie, Naturwissenschaften und Landwirtschaft. Er interessierte sich ebenfalls für Musik, Theater und Belletristik, sowohl englische als auch ausländische Literatur, obwohl sein Geschmack als konservativ bezeichnet werden kann. Auch wenn er sich demonstrativ von seinen deutschen Vorfahren distanzieren wollte,<sup>22</sup> konnte er selbstverständlich Deutsch sprechen und lesen. Beachtliche Sammlungen von Kunstwerken, Münzen, Medaillen, Uhren und anderen mathematischen Instrumenten wurden zusammengetragen.<sup>23</sup> Vor allem wurde eine Bibliothek aufgebaut, die die praktischen Interessen des Königs untermauern sollte.

### 3.2 *Die King's Library Georgs III.*

Seit seiner Thronbesteigung 1760 erwarb der König eifrig und konsequent einzelne Titel wie auch ganze Sammlungen, die als historische oder aktuelle Quellen von wissenschaftlichem Wert waren.<sup>24</sup> Bereits 1762 erwarb er für 300 Pfund die so genann-

---

22 Zu seinen bekanntesten Sprüchen gehörte: „I glory in the name of Briton.“

23 Vgl. Roberts, Jane (Hrsg.): *George III & Queen Charlotte: patronage, collecting and court taste*, London 2004.

24 Vgl. Jefcoate, Graham: 'Most curious, splendid and useful': the King's Library of George III, in: *Enlightenment: Discovering the world in the eighteenth century*, hrsg. von K. Sloane, London 2003, S. 38–45.

ten „Thomason Tracts“, eine Sammlung von Pamphleten und Einblattgedrucken aus der Zeit der Englischen Revolution und des Commonwealths (1640–1660). Ab etwa 1767 kann man systematischere Tendenzen bei der Erwerbungspolitik erkennen. Bis 1769 besaß die Bibliothek bereits etwa 10.000 Bände, und der Jahresetat betrug rund 1.500 Pfund.<sup>25</sup> Sir Frederick Augusta Barnard (1742–1830), der königliche Bibliothekar ab 1774, durfte jährlich 2.000 Pfund aus der Privatschatulle des Königs für Bücher ausgeben. Bis zu seinem Tod im Jahr 1820 soll der König rund ein Fünftel seines Privateinkommens auf Bücher verwendet haben, zuzüglich Personalkosten.<sup>26</sup>

Bemerkenswert ist, dass die neue Königliche Bibliothek sich besonders den Themengebieten zuwandte, in denen die Sammlungen der Bibliothek des Britischen Museums verhältnismäßig schwach waren, zum Beispiel englische und ausländische Literatur,<sup>27</sup> englische Frühdrucke, Geographie und Topographie, Architektur und Kunst. Dabei waren die Astronomie, Naturwissenschaften und Landwirtschaft stark vertreten. Der König war an Handschriften und bibliographischen Kuriositäten außer Erstausgaben relativ wenig interessiert, obwohl er selbstverständlich Caxtons 1476 gedruckte Ausgabe von Chaucers *Canterbury Tales*<sup>28</sup> und eine Gutenberg-Bibel besaß. Im Jahr 1800 schaffte er sogar das Göttinger Exemplar des 1457 gedruckten Mainzer Psalters an. Als die King's Library nach seinem Tod an das Britische Museum übergeben wurde, umfasste sie 65.259 Bände und etwa 30.000 Pamphlete. (Einzelne Bände wurden für die Bibliothek im Schloss Windsor zurückbehalten, darunter auch der Mainzer Psalter.<sup>29</sup>) Die King's Library ist mit Recht „enzyklopädisch“ genannt worden. Zusammen mit den bestehenden Sammlungen des Britischen Museums bildete sie den Kern einer Nationalbibliothek, die bereits Anspruch auf die Bezeichnung „Universalbibliothek“ erheben konnte. Heute ist die Bibliothek in einem eindrucksvollen Glanz im Neubau der British Library zu St. Pancras untergebracht.

Die Königliche Bibliothek wurde zu Lebzeiten ihres Gründers in den von Sir William Chambers konzipierten Räumen im Buckingham House aufgestellt. Von Anfang an galt sie als „Arbeitsbibliothek“ und war damit für in- und ausländische Gelehrte zugänglich (auch für diejenigen, die Georg III. persönlich missbilligte<sup>30</sup>). Die Bände wurden im Regal thematisch aufgestellt und von 1812 bis 1820 von Barnard in einem zwölbändigen Realkatalog beschrieben. Von 1820 bis 1829 wurde ein nach Autoren

---

25 Brooke, John: The Library of George III, in: Yale University Library Gazette, 52 (1978), S. 36.

26 Paintin, Elaine: The King's Library, London 1980, S. 15–17. Vgl. auch Paisey, David: The British Library, in: Handbuch deutscher historischer Buchbestände in Europa, Bd. 10, Hildesheim 2000, S. 80.

27 Deutsche Titel waren allerdings in der King's Library nicht besonders stark vertreten.

28 Inzwischen als das erste in England gedruckte Buch erkannt.

29 Roberts (Anm. 23), S. 227–242.

30 Zum Beispiel der radikale Naturwissenschaftler Joseph Priestley oder die amerikanischen Revolutionsführer Jefferson und Adams.

geordneter *Bibliothecæ Regiæ catalogus* von Bulmer und Nicol gedruckt. Auch wenn dieser Katalog nicht offiziell veröffentlicht wurde, gingen Exemplare an führende Bibliotheken im In- und Ausland, selbstverständlich auch nach Göttingen.<sup>31</sup>

### 3.3. Kontakte zwischen Heyne und den Londoner Bibliotheken

Es ist offensichtlich, dass sowohl die Universitätsbibliothek Göttingen als auch die King's Library in London systematisch und nach klaren Prinzipien aufgebaut wurden. Darüber hinaus strebten beide den Status einer wissenschaftlichen Universalbibliothek an. Im Gegensatz zu einigen Bibliotheken der frühen Neuzeit lässt sich keine der beiden als bibliographisches Kuriositätenkabinett bezeichnen.

Leider ist noch kein dokumentarisches Beweismaterial für direkte Verbindungen zwischen den Bibliotheken oder zwischen Barnard und Heyne an das Tageslicht gekommen. Soweit bekannt, hinterließ Barnard keine Aufzeichnungen, die Aufschluss über seine Kenntnisse Göttinger Entwicklungen geben könnten. Heyne reiste nicht wie andere Göttinger Professoren nach London, um direkte Kontakte anzuknüpfen oder einen Bericht über seine Eindrücke zu hinterlassen. Über die Londoner Entwicklungen war er aber nachweislich gut informiert. 1790 bat er zum Beispiel in Zusammenhang mit seinen Privatforschungen den Aufsichtsrat des Britischen Museums um die Erlaubnis, Homer-Handschriften aus der Sammlung Harley auszuleihen. Der Rat winkte erwartungsgemäß ab, war sich jedoch des besonderen Status Heynes durchaus bewusst und ordnete die Abschrift einiger Stellen in den Harley-Handschriften für ihn an.<sup>32</sup> Entscheidend hierbei war wahrscheinlich der persönliche Einfluss Joseph Plantas (1744–1827). Planta, ein Schweizer, der in Göttingen bei Heyne studiert hatte, wurde 1799 Erster Bibliothekar ("Principal Librarian") des Britischen Museums. Auch C. G. Woide (gest. 1790), ein Handschriftenbibliothekar am Britischen Museum, hatte in Göttingen studiert. Seine umfangreiche Korrespondenz mit Michaelis, in Göttingen erhalten, wurde noch nicht vollständig ausgewertet, dürfte aber Hinweise über die Wechselwirkung beider Institutionen liefern. Bis weitere Recherchen abgeschlossen sind, bleiben solche Verbindungen weitgehend im Dunkeln. Trotzdem bestehen genügend Hinweise auf eine „Parallelentwicklung“ der Londoner und Göttinger Institutionen.

31 SUB Göttingen, 2° H.L.L. IX, 1875. Vgl. auch Brooke (Anm. 25), S. 44–45.

32 Archiv des Britischen Museums, General Meeting Minutes, Bd. 4, S. 899. Vgl. auch Jefcoate (1998, Anm. 19), S. 111–112.

### 3.4 Die Entwicklung des Gedanken einer „Universalbibliothek“ in der Frühaufklärung

Der Historiker Jonathan Israel hat vor einigen Jahren die Bedeutung des Konzepts einer „universal library“ unterstrichen.<sup>33</sup> Seine Entwicklung kann als wichtiger Bestandteil des Aufklärungsprozesses angesehen werden. Dieses Konzept wurde im frühen 17. Jahrhundert in Theorie und Praxis erarbeitet. Der französische Gelehrte Gabriel Naudé (1600–1653) veröffentlichte bereits 1627 sein *Advis pour dresser une bibliothèque*. Eine zweite Ausgabe erschien 1644 in Paris; Übersetzungen in andere europäische Sprachen folgten, darunter auch John Evelyns englische Fassung, *Instructions concerning erecting of a library* (London 1661).<sup>34</sup> Im *Advis* setzte sich Naudé für eine Bibliothek ein, deren Sammlungen so umfassend wie möglich sein sollten:

„And therefore I shall ever think it extremely necessary, to collect for this purpose all sorts of books, (under such precautions, yet, as I shall establish) seeing a Library which is erected for the public benefit, ought to be universal; but which it can never be, unlesse it comprehend all the principal authors, that have written upon the great diversity of particular subjects, and chiefly upon all the arts and sciences [...] For certainly there is nothing which renders a Library more recommendable, then when every man findes in it that which he is in search of“.<sup>35</sup>

Diese „Universalbibliothek“ sollte auch Werke ideologischer Gegner einschließen. Nur Trivilliteratur oder wissenschaftlich wertlose Titel sollten ausgeschlossen sein. Eine solche Bibliothek sollte wahrscheinlich von einem Schutzherrn – oder einer Institution – *ad gloriam majorem* eingerichtet werden, um seiner Unterstützung für Wissenschaft und Gelehrsamkeit Ausdruck zu verleihen. Naudés Traktat lässt sich als theoretische Untermauerung der praktischen Arbeit Thomas Bodleys verstehen, der um 1600 die Oxforder Universitätsbibliothek mit ähnlichem Anspruch neu gegründet hatte. Im späteren 17. Jahrhundert galten die Sammlungen der Bibliotheca Bodleiana als so umfassend, dass mit Notizen versehene Exemplare ihres gedruckten Katalogs von 1674 von anderen Bibliotheken häufig anstelle eines eigenen Katalogs benutzt wurden.<sup>36</sup> 1697 schlug der junge Cambridger Gelehrte Richard Bentley (1672–1742) nicht zuletzt aus patriotischen Gründen die Einrichtung einer „Nationalbibliothek“ mit etwa 200.000 Bänden vor:

---

33 Israel, Jonathan I.: *Radical Enlightenment*, Oxford 2001, S. 119–127.

34 *SUB Göttingen*, 8° H.L.L. VI, 2010.

35 *Instructions*, S. 19–20. Evelyns Fassung.

36 *Catalogus impressorum librorum Bibliothecæ Bodlejanæ in Academia Oxoniensi, curâ & operâ Thomæ Hyde*. *SUB Göttingen*, 2° H.L.L IX, 3759.

„And since the writings of the English nation have at present that great reputation abroad, [...] 'tis easie to foresee, how much glory will be advanced, by erecting a free library of all sorts of books, where every foreigner will have such convenience of studying“.<sup>37</sup>

In Parallelentwicklungen wurde auch im deutschsprachigen Mitteleuropa die praktische und theoretische Grundlage für „Universalbibliotheken“ geschaffen. Im 17. Jahrhundert erfolgte der rasche Ausbau der Sammlungen von Wien, Berlin und Wolfenbüttel. Das theoretische Konzept dazu lieferte der braunschweig-lüneburgische Hofbibliothekar G. W. Leibniz 1691 mit seinem Vorschlag zur Einrichtung einer enzyklopädischen Sammlung. Seine „Universalbibliothek“ sollte wie auch bei Bentley von einem umfassenden Katalog begleitet und aus einem regelmäßigen Erwerbungssetat finanziert werden. Es ist müßig zu erwähnen, dass Bentleys Vision im 17. Jahrhundert nicht realisiert wurde. Auch Leibniz' Vorschlag blieb zeit seines Lebens unveröffentlicht, und für die These, dass Leibniz Münchhausens Pläne für die Göttinger Bibliothek maßgeblich beeinflusste, gibt es keinen überzeugenden Beweis.<sup>38</sup> Trotzdem sind diese theoretischen Schriften Ausdruck eines einflussreichen Konzepts, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht zuletzt in Göttingen und später in London Gestalt annehmen sollte.

### 3.5 *Die Göttinger Universitätsbibliothek und die Bibliothek des Britischen Museums im 19. Jahrhundert*

Wenn Heyne die Motivation und Prinzipien, die hinter dem Aufbau der Göttinger Sammlungen standen, 1810 eindrucksvoll beschrieb, so hinterließ Barnard in London keine Aussagen zur theoretischen Grundlage seiner praktischen Sammeltätigkeit für die King's Library. Einziges Indiz sind die erworbenen Bände. Dennoch steht die Königliche Bibliothek wie auch die Göttinger Universitätsbibliothek eindeutig in der Tradition der „Universalbibliothek“ der Aufklärung. Beide strebten eine umfassende Sammlung von Materialien an, die der Forschung und Lehre dienen sollten. Auch wenn der König seine Bibliothek in eigener Verantwortung gründete und aus seinen persönlichen Mitteln finanzierte, verstand er sie als eine „national resource“.<sup>39</sup> Seine Unterstützung der Ziele Barnards beim systematischen Aufbau der Sammlungen ist eindeutig.

---

37 Proposal for building a royal library and establishing it by act of Parliament, Abschnitt IX.

38 Fabian, Bernhard: Göttingen als Forschungsbibliothek im 18. Jahrhundert, in: Öffentliche und private Bibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert, hrsg. von P. Raabe, Bremen und Wolfenbüttel 1977, S. 210–221.

39 Paintin (Anm. 26), S. 18.





*Abb. 37 Christian Gottlob Heyne (S 1)*

Obwohl die Bibliothek des Britischen Museums durch die Eingliederung der King's Library den Kern einer wissenschaftlichen Universalbibliothek erhalten hatte, blieb sie weit hinter vergleichbaren Sammlungen im Ausland zurück. Auch die Finanzierung und Organisation der Bibliothek ließ zu wünschen übrig. 1835 und erneut 1836 untersuchten parlamentarische Kommissionen den Zustand ("the condition, management and affairs") des Britischen Museums.<sup>40</sup> Der italienische Bibliothekar Antonio (später Sir Anthony) Panizzi (1797–1879) wurde beauftragt, Informationen über ausländische Bibliotheken einzuholen, darunter auch über Berlin, München, Dresden und Wien. Alle verfügten über größere Sammlungen als die des damaligen Britischen Museums. Bei seinem Besuch in Göttingen fiel Panizzi die Anordnung der Göttinger Bestände auf und vor allem ihre systematische Beschreibung in einem Realkatalog, die er bewunderte: "Then also attempts have been made, and in one case with which I am acquainted, that is of Gottingen, more successfully than anywhere else, to have what is called a classed catalogue".<sup>41</sup>

Panizzi, der 1837 Leiter der Abteilung Gedruckte Bücher („Keeper of Printed Books“) und 1856 Erster Bibliothekar wurde, gilt als eigentlicher Gründer des Britischen Museums qua britische Nationalbibliothek. Zugleich wurde sie unter seiner Führung zur wissenschaftlichen Universalbibliothek schlechthin. Göttingens Bedeutung für diesen Prozess war mit Sicherheit größer, als Panizzi vor der parlamentarischen Kommission angab: Ohne das Modell der Göttinger Universitätsbibliothek unter Heynes Leitung wäre sein Konzept nicht zu realisieren gewesen. Dabei verbindet Heyne und Panizzi, dass sie beide unter günstigen finanziellen Voraussetzungen über Jahrzehnte hinweg konsequent und systematisch ihre Vision realisieren konnten. Dieser bisher fast unbekannte Aspekt deutsch-britischer Kulturbeziehung verdient in der Tat unsere Aufmerksamkeit.

---

40 Paisey (Anm. 26), S. 47; vgl. auch Harris, P. R.: A history of the British Museum library, 1753–1973, London 1998, S. 104–105.

41 Report from the Select Committee on British Museum, 1836, in: House of Commons, Reports from Committees, Bd. X, S. 395, (Frage 4832, zitiert bei Fabian (Anm. 38), S. 237.

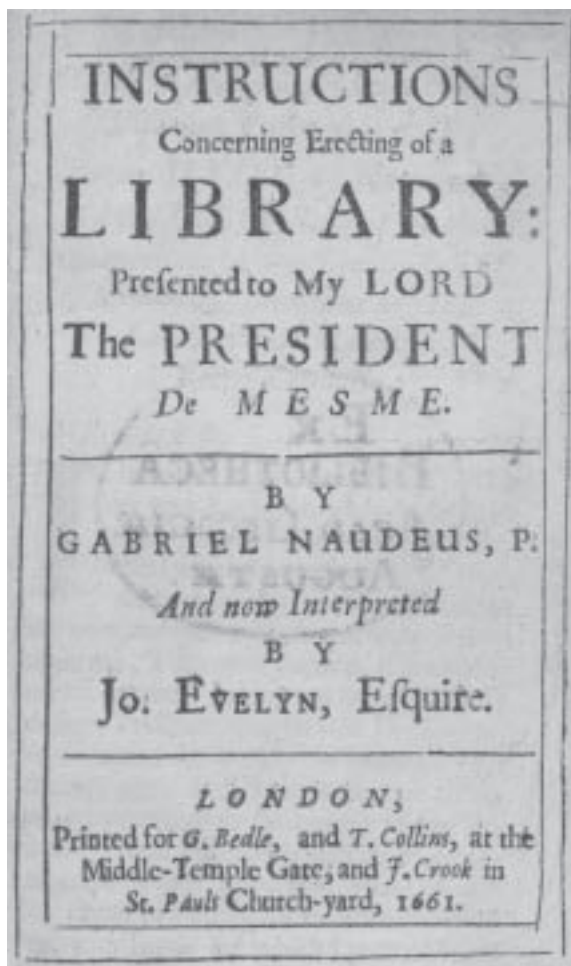


Abb. 38 J. Evelyns englische Übersetzung von G. Naudés *De instituenda biblioteca* (S 3)

## Exponate S

### S 1 Wilhelm Vogt:

Christian Gottlob Heyne.

Porträtmalerei, 78,5 x 64,5 cm

SUB Göttingen

Die im Jahre 1939 nach einem 1772 entstandenen Gemälde Johann Heinrich Tischbeins d. Ä. (1722-1789) angefertigte Kopie zeigt den Göttinger Altphilologen und Ersten Bibliothekar Christian Gottlob Heyne (1729-1812). Als Sohn eines Chemnitzer Leinwebers geboren, wurde Heyne nach einem Studium der Klassischen Philologie und der Rechtswissenschaft in Leipzig 1753 Kopist an der Brühl'schen Bibliothek in Dresden und 1763 aufgrund musterhafter Editionen nach Göttingen berufen, wo er bis zu seinem Tode tätig war. Unter der Amtszeit des bedeutendsten Bibliothekars des 18. Jahrhunderts erlangte die Göttinger Bibliothek einen Buchbestand von 200.000 Bänden von einzigartiger Geschlossenheit.

### S 2 Georg III.:

Brief vom 17. März 1763 an seinen Rat [Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen] in Hannover.

Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover: Hann 92; XXXIV, II, 2a fol 107-109

Georg III., der 1760 die Nachfolge seines Großvaters Georg II. antrat, bestätigt in diesem Brief an den Kurator der Georgia Augusta Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen (1688-1770) die Ernennung Heynes zum Professor an der Göttinger Universität. Auch mit der Leitung der Göttinger Bibliothek wurde Heyne beauftragt.

### S 3 John Evelyn:

Instructions concerning erecting of a library. London 1661.

SUB Göttingen: 8° HLL VI, 2010

Die Entwicklung des Konzepts einer Universalbibliothek geht auf die Frühaufklärung zurück. Der französische Gelehrte Gabriel Naudé (1600–1653) verfasste bereits 1621 sein „*Advis pour dresser une bibliothèque*“, das 1661 von John Evelyn (1620-1706) ins Englische übersetzt wurde. Dort heißt es: „And therefore I shall ever think it extremely necessary, to collect for this purpose all sorts of books, (under such precautions, yet, as I shall establish) seeing a Library which is erected for the public benefit, ought to be universal; but which it can never be, unless it comprehend all the principal authors, that have written upon the great diversity of particular subjects, and chiefly upon all the arts and sciences [...]. For certainly there is nothing which renders a Library more recommendable, then when every man findes in it that which he is in search of.“ In Parallelentwicklungen wurden auch im deutschsprachigen Europa die Grundlagen einer solchen Universalbibliothek geschaffen. Das einflussreiche Konzept nahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht zuletzt in Göttingen

Gestalt an.

**S 4** Edward Gibbon:

Decline and fall of the Roman Empire. 2. Aufl. London 1779.

SUB Göttingen: 8° H. Rom, 2678

Das Göttinger Prinzip der systematischen Erwerbung von für die universitäre Lehre und Forschung wichtiger Literatur und Heynes enge Verbindungen zum englischen Buchmarkt ließen rasch eine Sammlung entstehen, die von Jahr zu Jahr durch aktuelle Titel ergänzt wurde. Wie gut und wie rasch diese Erwerbspolitik funktionierte, zeigt das Beispiel von Edward Gibbons (1737-1794) „Decline and fall of the Roman Empire“. Die Veröffentlichung des von Gibbon auf „February 3. 1779“ datierten Textes wurde im selben Monat im „Gentleman's Magazine“ bekannt gegeben. Heyne bestellte das Buch am 29. März, und ein Exemplar der inzwischen erschienenen zweiten Ausgabe traf am 8. Juni in Göttingen ein, kaum vier Monate, nachdem Gibbon den Text abgeschlossen hatte.

# Königliche und andere schön verzierte englische Bucheinbände in der Göttinger Bibliothek – Eine Auswahl und zugleich etwas englische Geschichte

Reimer Eck

*“... it is exclusively a Library for practical learning.  
There never has been any wish felt to collect  
rare books or splendid books as such ...”*

George Ticknor aus Boston, Mass. über die  
Göttinger Bibliothek, Tagebuch vom September 1816

Die von Anfang an der wissenschaftlichen Forschung und Lehre verpflichtete Göttinger Bibliothek hat es stets vermieden, Bücher etwa ausschließlich ihres bibliophilen Wertes wegen zu erwerben. Zwar mag manches im 18. Jahrhundert für den wissenschaftlichen Gebrauch erworbene Buch heute zu einer gesuchten Seltenheit geworden sein – den für den Aufbau des Göttinger Buchbestands Verantwortlichen aber war lediglich daran gelegen, stets der Entwicklung der Wissenschaften zu dienen, nicht aber eine Sammlung bibliophiler Kostbarkeiten zusammen zu tragen. Diese Aussage gilt besonders für das Gebiet der Bucheinbände. Der Erwerb prunkvoller Einbände, die ein sekundäres Schmuckinstrument des Buches darstellen, widersprach völlig den Göttinger Grundsätzen. Diesem Unterschied zu den Sammelprinzipien vieler prunkvoller Privatsammlungen sowie Hof- und Fürstenbibliotheken der Zeit wurde schon äußerlich dadurch Rechnung getragen, dass man die Neuerwerbungen der Göttinger Bibliothek ausschließlich in schlichte braune Kalbslederbände binden ließ, die lediglich auf dem Buchrücken mit einer knappen, deutlich lesbaren Titelangabe in Goldschrift auf schwarzem Grund versehen wurden. Kleinschrifttum wurde von Anfang an lediglich in Halbleder gebunden. Nach dem Siebenjährigen Krieg wurde auf dem Verso des Titelblatts aus Sicherheitsgründen stets ein Besitzstempel angebracht. Diese Einbände, solide Arbeiten von Generationen von Göttinger Buchbindern, haben nunmehr fast 250 Jahre dem akademischen Lehr- und Studienbetrieb standgehalten.

Nunmehr müssen ernsthafte Überlegungen angestellt werden, wie dieser Buchbestand, dessen besonderer Wert eben gerade in der Gänze der Sammlung, nicht aber etwa in einzelnen Prunkstücken oder Unikaten liegt, auch für kommende Gene-

rationen gesichert werden kann. Die moderne Technologie bietet unbestritten die notwendigen technischen Möglichkeiten. Mit der Gründung des Göttinger Digitalisierungszentrums (GDZ) ist der erste wichtige Schritt getan. Schon zuvor war die Göttinger Bibliothek seit Jahren bemüht, Mikrofilme als Zwischenmedium für die von den Benutzern gewünschten Kopien einzusetzen. Ein ganzer Fundus dieser Filme konnte somit als Grundlage der Digitalisierung von Texten verwendet werden. Freilich fehlt der notwendigen Digitalisierung des Göttinger Altbestands eine solide finanzielle Basis. Nur von Teilprojekt zu Teilprojekt, von Einzelauftrag zu Einzelauftrag ist eine sinnvolle, effektive und nutzerfreundliche Digitalisierung des Altbestands nicht möglich.<sup>1</sup>

Dass heute einige außerordentlich schön verzierte und sogar prunkvolle englische Einbände zum Bestand der Göttinger Bibliothek zählen, ist dem Umstand zu verdanken, dass die Bibliothek nach ihrer Gründung im Jahre 1734 im gesamten 18. Jahrhundert nicht nur die aktuellen wissenschaftlichen Neuerscheinungen auf dem deutschen und internationalen Buchmarkt erwarb, sondern zudem stets ihren Buchbestand retrospektiv ergänzte und erweiterte. Hauptlieferanten waren das englische und das niederländische Antiquariat mit den Hauptzentren in London und Den Haag. Dort wurden auch Bibliotheken des Hochadels und anderer bedeutender Sammler verkauft, so dass es kaum verwundert, dass auch Bücher aus vormals fürstlichem, ja königlichem Besitz erworben wurden.

Die Mehrzahl dieser Bücher gelangte über den Londoner Antiquariatshandel in die Göttinger Bibliothek, einige schöne Stücke wurden ihr geschenkt. Die Einbände mit den Wappen der ersten beiden Georges wurden aus der damaligen Hofbibliothek (der heutigen Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover) als Dubletten übernommen.

Der große Fundus englischer Bücher des 18. Jahrhunderts der Göttinger Bibliothek wurde allerdings zumeist als aktuelle Literatur ungebunden im Londoner Buchhandel erworben. Daneben finden sich im Göttinger Bestand auch ganze geschlossene Reihen schlichter englischer Schafs- oder Kalbslederbände, die zumeist aus englischen Gelehrtenbibliotheken stammen. Diese zeitgenössischen englischen Bände sind – der dortigen Mode folgend – im Gegensatz zu den göttingischen Bänden oft sehr eng gebunden und im Falz, also im Gelenk, das Buchdeckel und -rücken miteinander verbindet, so ausgeschärft, dass sie heute schon durch ihr Aufschlagen beschädigt werden können. Erfreulicherweise hat man es in der Göttinger Bibliothek – schon aus ökonomischen Gründen – weitgehend vermieden, die antiquarisch erworbene Literatur umzubinden und so historisch wertvolle Einbände zu zerstören. Heute sind Buchbinderei und Restaurierungswerkstatt der Göttinger Bibliothek sehr darum bemüht, die alten Einbände zu erhalten.

---

1 S. die Homepage des Göttinger Digitalisierungszentrums: <http://gdz.sub.uni-goettingen.de>.

Von einer vormals Königlich Britanischen und Kurfürstlich Hannoverschen Universitätsbibliothek mag man erwarten, dass sie das gesamte Spektrum der englischen Buchbinderkunst von der Frühdruckzeit bis zum frühen 19. Jahrhundert aufweise<sup>2</sup>. Dies ist freilich nicht der Fall. So fehlen nach meiner derzeitigen Kenntnis zeitgenössische Einbände zu englischen Frühdrucken, da diese, als sie im 18. Jahrhundert erworben wurden, bereits sämtlich in den Händen von Sammlern gewesen waren, die sie in der Regel aus älteren Konvoluten herausgelöst oder die Einbände ihrem eigenen Geschmack angepasst hatten. Einige englische Inkunabeln wurden sogar in Göttingen neu gebunden. Einige wenige der im frühen 16. Jahrhundert entstandenen englischen Einbände mit Plattenstempeln mögen sich noch im Göttinger Bestand finden, aber auch die meisten englischen Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts sind längst durch jüngere Buchbinderhände gegangen. So fehlen dann doch Belege für einige der Höhepunkte der englischen Einbandkunst, wie die Restaurationszeit der Stuarts, nämlich *Cottage Roof Bindings*, die dem *Paneldesign* oben und unten noch ein zusätzliches, flaches dachartiges Dreieck aufsetzen und von besonderem optischem Reiz sind. Für das frühe 18. Jahrhundert ist die Göttinger Bibliothek dagegen vergleichsweise gut besetzt. Die von Londoner und Oxforder Buchbindern gebundene Sammlung Harley ist im Göttinger Bestand besonders stark vertreten, so dass diese eindrucksvollen, reich vergoldeten Einbände mit der typischen Raute im Mittelfeld, die noch lange im 18. Jahrhundert im In- und Ausland als Muster fortwirkten, bisher noch gar nicht vollständig erfasst werden konnten. Die Universitätsorte Oxford und Cambridge mögen mit schlichten Gelehrteneinbänden adäquat vertreten sein – weniger gut ist es um die Leistungen der übrigen regionalen Buchbinder der britischen Inseln bestellt. Schottland und Irland haben im 18. Jahrhundert ausgesprochen schöne, geschmackvolle Einbände hervorgebracht. Im Bestand der Göttinger Bibliothek sind sie kaum repräsentiert. Auch fehlen nach meiner derzeitigen Kenntnis Bände mit *Foredge Paintings*, mit Malereien auf dem Buchschnitt also, die erst beim Aufschieben des Buchblocks sichtbar werden. Im 17. Jahrhundert entwickelt und im späten 18. populär geworden, war diese besondere Spielart der englischen Bibliophilie auch im frühen 19. Jahrhundert noch weit verbreitet. Weiterhin fehlen mit wenigen Ausnahmen repräsentative Einbände aus den Werkstätten verschiedener deutscher Buchbinder, die sich im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert in London niederließen, um für die Träger des damaligen Revivals der englischen Sammlersucht zu arbeiten. Die

---

2 Über die historische Entwicklung der bemerkenswerten und auf dem Kontinent wenig bekannten Kultur der verzierten englischen Bucheinbände informieren grundlegend: Nixon, Howard M./Foot, Mirjam M.: *The History of Decorated Bookbinding in England*, Oxford 1992. – Ähnlich wichtig und reich illustriert: Nixon, Howard M.: *Five centuries of English bookbinding*, London 1978. Es handelt sich um eine Auswahl der in *The Book Collector* 1952 bis 1977 erschienenen Artikelserie *English Bookbindings*.



Mehrzahl dieser damals von den englischen Sammlern so sehr geschätzten deutschen Buchbinder war aus Kurhannover eingewandert, und einige der wichtigsten haben während ihrer Lehr- und Gesellenzeit auch in Göttingen gearbeitet.<sup>3</sup>

## Königliche Einbände von Elisabeth I. bis Jakob II.

Nur wenige Stücke des 16. Jahrhunderts sind in englischen Einbänden in die Göttinger Bibliothek gelangt, wie etwa ein Einband mit dem Wappensupralibros der Königin Elizabeth I. (1533–1603). Der hellbraune Kalblederband über Pappe zeigt das *Double-panel Design*, ein Gestaltungskriterium, das sich bis in das 18. Jahrhundert hinein auf englischen Einbänden findet. Das mittig in Vergoldung aufgebrachte Wappen der Monarchin und ihre Initialen E. R. (Elizabeth Regina), umgeben vom Motto des Ordens "Honi soit qui mal y pense", sind von zwei sparsamen Streicheisenrahmen umgeben, die zum Teil in blind, zum Teil in Vergoldung ausgeführt sind. Die Ecken des inneren Rahmens ziert ein kleiner Fleuron.<sup>4</sup>

Es handelt sich um eine ausgesprochen schöne Pergamenthandschrift der Statuten des Hosenbandordens, wie sie wohl in der Regel die Königin den neuen Mitgliedern des Ordens überreichte. Zur Bibliothek der Königin hat das Buch wahrscheinlich nie gehört. Der eigentliche Empfänger der Handschrift konnte noch nicht endgültig ermittelt werden, ist aber wohl im schottischen Hochadel zu suchen, vielleicht sogar der spätere König James I. von England selbst. Der Hosenbandorden, von König Edward III. um 1350 gegründet, wurde von Heinrich VIII., dem Vater Elizabeths I., reformiert. Erworben wurde dieser eigentlich schlichte kleine Band, dessen Inhalt umso interessanter ist, im Januar 1755 aus dem Londoner Antiquariat des Thomas Osborne. Im Auktionskatalog hieß es: "Statutes and ordonnances of the most noble Order of the Garter – by Henry VIII. King of England. Elegantly wrote en vellum, the initial lettres illuminated with gold and other colours."

---

3 Dies ist ein interessantes Kapitel der englisch-göttingischen Beziehungen, das noch einer weiteren Aufarbeitung bedarf. Zum Thema der deutschen Buchbinder in London mit weiterführender Literatur zuletzt: Jensen, Kristian: Heinrich Walther, Christian Samuel Kalthoeber and other London Bookbinders, in: *Inkunabel- und Einbandkunde*. Beiträge des Symposions zu Ehren von Max Husung am 17. und 18. Mai 1995 in Helmstedt, (Bibliothek und Wissenschaft, 29), 1996, S. 292–311. – Auf die Lücken im Göttinger Bestand erlaube ich mir hinzuweisen in der Hoffnung, dass sich gelegentlich doch die Möglichkeit ergeben möchte, die Sammlungen in dieser Hinsicht zu ergänzen.

4 Streicheisenrahmen oder Stempelbordüren mit dem mittigen Supralibros des Besitzers sind natürlich keine spezifisch englische Entwicklung. Sie war vielmehr in den Adelskreisen Europas weit verbreitet und wird ja auch bei den hier besprochenen Einbänden für die Stuarts und Hannoveraner wieder aufgenommen.

Ein schlichter Lederband mit dem Wappen Charles I. – zum Tudorwappen Elizabeths I. sind nun der Schottische Löwe und die Irische Harfe getreten – stammt wahrscheinlich tatsächlich aus dem Besitz des Königs, gelangte aber später in die Hände des hannoverschen Hofbeamten und Diplomaten Joachim Hinrich von Bülow, der das Buch anlässlich einer seiner Missionen nach England aufgekauft haben mag. Der Einbandrücken ist dann beim Nachbinden gänzlich dem Geschmack von Bülows angepasst worden. Die bedeutende Bibliothek von Bülows mit ihren über 9.000 Bänden und über 30.000 Titeln bildete den Grundstock der Göttinger Universitätsbibliothek.<sup>5</sup> Im Winter 1734–35 wurde sie nach Göttingen übersandt; später folgten noch zahlreiche Dubletten aus der Hofbibliothek in Hannover, so dass anlässlich der feierlichen Inauguration der Georgia Augusta im Jahre 1737 den staunenden Gästen eine durchaus „selecte und nombreuse Bibliothek“ präsentiert werden konnte.

Zum Bestand der Göttinger Bibliothek zählen auch einige Einbände für die jüngeren königlichen Stuartbrüder, Charles II. und den späteren James II. Während die kleinen Bände für Charles II. auf dem Rücken und in den Ecken des Vorderdeckels lediglich seine Initiale, das doppelte C mit der Königskrone, tragen, ist der Einband für James Duke of York (Initiale JD) aus schwarzem Ziegenleder erheblich aufwändiger verziert. Auch dieser Einband ist im *Double-Panel Design* gestaltet und trägt die Initialen und die Herzogskrone in den Ecken. Die Streicheisenlinien des äußeren Rahmens sind zudem durch ornamentale „side pieces“ ergänzt; es finden sich außerdem die Reste seidener Schließbänder. Wieder handelt es sich um einen Text über die Ordnung der Feierlichkeiten des Hosenbandordens. Der offizielle Buchbinder des Königs, Samuel Mearne (1624–1686), wird im Impressum als Verleger genannt. Ein Teil der verwendeten Stempel weist eindeutig auf seine Werkstatt hin.<sup>6</sup>

Von königlicher Pracht und auch von königlichen Ausmaßen (440 x 303 mm) ist ein wiederum für den späteren James II. von dem Buchbinder mit dem Notnamen „Queen’s Binder A“, wahrscheinlich William Nott, gebundenes Buch. Eine vollständige Einbandbeschreibung könnte etwa so lauten:

„Rotbraunes Maroquin über Pappe mit reicher Vergoldung im Paneldesign: ein zweiter, aus Blatt- und Blütenrollen gebildeter Rahmen schließt ein Mittelfeld ein, das das große gekrönte Monogramm des späteren Königs James II. trägt. Die freien Felder mit von Wiegenfußstempeln gerahmten Gruppen von Einzelstempeln verziert,

5 Zu von Bülow s. Seraphim, Hans-Günther: Joachim Hinrich von Bülow und seine Bibliothek, Göttingen 1929. Mit der Wiederherstellung des historischen Bibliothekssaals in der Paulinerkirche ergab sich die Gelegenheit, im vormaligen Chor Teile der Bülow-Bibliothek mit ihren typischen Rückenvergoldungen auszustellen.

6 Über Samuel Mearne als Hofbuchbinder und die bemerkenswerte Einbandkunst unter den Stuart-Königen der Restaurationszeit s. Nixon, Howard M.: English Restoration Bookbindings. London 1974.



*Abb. 39 David Loggans Oxonia illustrata (T 6)*

dazwischen kleine Sterne verstreut. Rücken auf sieben erhabenen Bündeln mit Titelangabe und Vergoldung in den Feldern. Steh-, Innenkanten- und Schnittvergoldung. Das am oberen und unteren Rand auftretende Vierblatt mit dem längeren oberen Blütenblatt ist für diese Werkstatt bezeichnend.“<sup>7</sup>

Es handelt sich um ein reich illustriertes Abbildungswerk über die öffentlichen Gebäude der Universität in Oxford, das auch einige Bibliotheksinterieurs enthält. Wahrscheinlich hat es die Stichserie von Georg Daniel Heumann (1691–1759) über die Göttinger Universität aus dem Jahr 1748 beeinflusst. Der bekannteste Stich aus dieser Serie ist wohl das weit verbreitete Bild des Göttinger Bibliothekssaals im Obergeschoss des Nordflügels des damaligen Universitätsgebäudes, das in den englischen Werbeschriften *“the public auditories“* genannt wurde.

Zum späteren James II. ist abschließend zu bemerken, dass es eigentlich ihm zu verdanken ist, dass die Hannoveraner im frühen 18. Jahrhundert auf den englischen Thron gelangten. Er wollte als König seinem katholischen Glauben nicht abschwören und erzwang so im Jahr 1688 die zunächst friedliche *“Glorious Revolution“*, wobei er, ein erfahrener Militär, zunächst die kriegerische Auseinandersetzung mit Wilhelm von Oranien vermied, vermutlich um dem englischen Volk einen weiteren Bürger- und Glaubenskrieg zu ersparen. Wer mit der Geschichte der Stuart-Könige vertraut ist, wird sich nicht wundern, dass ihre Bibliotheken nicht geschlossen bewahrt wurden, sondern nur in Rudimenten erhalten und über den Antiquariatsmarkt weit verstreut sind.

## Die Bibliothek Harley

Bevor über weitere königliche Einbände, die aus dem Besitz der Hannoveraner Monarchen stammen, berichtet wird, soll auf die Harley Library, die berühmte Bibliothek des englischen Politikers Robert Harley, first Earl of Oxford (1661–1724) und seines Sohnes, Edward Harley second Earl of Oxford (1689–1741) eingegangen werden. Robert Harley war geschätzter Minister der letzten Herrscherin aus dem Hause Stuart, Queen Anne (1665–1714). Er leitete die englische Außenpolitik zur Zeit der Verhandlungen des Friedens von Utrecht, eines Separatfriedens, den England und Frankreich im Jahre 1713 zum Abschluss des Spanischen Erbfolgekriegs schlossen, ohne die Interessen der übrigen Alliierten Englands, etwa Österreichs und Kurhannovers, zu berücksichtigen. Es mag sein, dass Hinrich von Bülow und Robert Harley einander kannten, denn von Bülow war im Jahr 1713 vergeblich in die Niederlande entsandt wor-

---

7 Dieser Einband mit Abb. publiziert s. Eck, Reimer: A Binding for James Duke of York, 1675. *British and Foreign Bookbindings* 32, in: *The Book Collector*, Spring 1985, S. 78–79.  
– Das für James regierenden Bruder König Charles II. in derselben Werkstatt gebundene Exemplar dieses Werks ist abgebildet bei Nixon/Foote (Anm. 2), Abb. 65.

den, um dafür Sorge zu tragen, dass auch Kurhannover bei den Verhandlungen angemessen vertreten war. Der Frieden von Utrecht war für England von größter Bedeutung: Frankreich verzichtete auf einen großen Teil seiner überseeischen Besitzungen, überließ der englischen Flotte Meere und Handel und stimmte der protestantischen Thronfolge endgültig zu. Damit waren die Voraussetzungen für das British Empire geschaffen, ein Weltreich, das unter den Hannoveranern wachsen und gedeihen sollte und das England für lange Zeit zur ersten Weltmacht machte.

Als der erste Hannoveraner, Georg I. (1660–1727) 1714 den englischen Thron bestieg, war Robert Harleys politische Karriere beendet. Der König duldete es sogar, dass dem verdienten Minister nun von seinen politischen Gegnern der Prozess gemacht wurde, so dass Robert Harley einige Zeit im Tower zubringen musste. Schon während seiner Amtszeit hatte Robert Harley insbesondere handschriftliche mittelalterliche und frühneuzeitliche Quellen, Urkunden und Briefe zur Geschichte Englands gesammelt; daneben entstand eine bedeutende Büchersammlung. Er hinterließ eine Bibliothek von 6.000 Bänden, außerdem 14.000 Urkunden, Akten und Briefe. Ein noch bedeutenderer Sammler aber war sein Sohn Edward. Bereits als Student in Oxford hatte er seinen Vater dadurch sehr verärgert, dass er sehr viel Geld für aufwendige Bucheinbände ausgab.

Edward Harleys Sammelleidenschaft kannte später kaum Grenzen. Vom politischen Leben ausgeschlossen und daran wohl auch nicht interessiert, widmete er sein ganzes Leben seiner Sammelleidenschaft, wobei nicht nur das eigene, sondern auch das bedeutende Vermögen seiner Frau, die selbst eine Mäzenin der Architektur und Künste war, aufgezehrt wurde, so dass Edward Harley, als er starb, neben der Bibliothek praktisch nur Schulden hinterließ. Seinen Landsitz, Wimpole, hatte er schon zu Lebzeiten verkaufen müssen. Edward Harleys Kunst- und Antikensammlung wurde gleich nach seinem Tode durch Auktion weit verstreut. Die Büchersammlung von 50.000 Bänden und 350.000 Pamphlets (Kleinschriften) kaufte der Londoner Antiquar, Buchhändler und Verleger Thomas Osborne (1704?–1767) auf, der für einen Zeitraum von etwa 15 Jahren einer der Hauptlieferanten antiquarischer Bücher für die Göttinger Bibliothek werden sollte. Für die Bibliothek Harley bezahlte Osborne £ 13.000, eine lächerliche Summe, denn schon Zeitgenossen schätzten, dass Edward Harley für die Bucheinbände allein erheblich mehr Geld ausgegeben habe. Die Handschriften-sammlung der Harleys wurde von der Familie zurückgehalten und ging erst 1753 für £ 10.000, einen Bruchteil ihres tatsächlichen Wertes, an die englische Nation. Sie bildet heute noch eine der Hauptgrundlagen der unübertroffenen Handschriften-sammlung der British Library. An dieser Stelle sollte bemerkt werden, dass die Harleys zu Lebzeiten ihre Bibliothek der Forschung stets großzügig öffneten. Die frühen bibliographischen Arbeiten zum englischen Frühdruck eines Michael Mattaire (1668–1747) und Joseph Ames (1689–1759) wären ohne die Harleian Library nicht möglich gewesen. Ebenso unterstützten die Harleys so bekannte Literaten wie Jonathan Swift, Ale-

xander Pope und Matthew Prior. Vielleicht noch wichtiger ist die Tatsache, dass die Harleys nicht nur bekannte oder seltene solide Bücher, sondern eben auch gezielt Kleinschrifttum sammelten, Gelegenheitsschriften und Pamphlete, die anderswo nach kurzzeitigem Gebrauch weggeworfen wurden. So stammt der oben genannte schwarze Lederband für James Duke of York aus einer der Harley Pamphlet Collections.<sup>8</sup>

Osborne stand nun vor dem großen logistischen Problem, das investierte Kapital möglichst schnell wieder hereinzuholen. Er ließ die Sammlung von bemerkenswert kompetenter Seite beschreiben und die Kataloge weit verbreiten. Einige Sammler in Hannover wurden auf das eindrucksvolle Angebot an seltenen und schönen Büchern, vor allem an Frühdrucken der Klassiker und der ersten englischen Pressen, aufmerksam. So erlangte auch der Universitätskurator Gerlach Adolf von Münchhausen Kenntnis von diesem Angebot, schaltete nun seinen Buchbeschaffungsapparat zwischen dem Kammersekretär Schlüter in Hannover, dem ehemaligen Bibliothekar der Bülow-Bibliothek, und dem Legationsrat Wilhelm Best ein und ließ für lange Zeit regelmäßig aus den Antiquariatsangeboten Osbornes kaufen.<sup>9</sup> Hier sei darauf hingewiesen, dass direkte Käufe für die Göttinger Bibliothek von Osborne erst nach dem offiziellen Verkauf der Harleiana im Jahr 1747 einsetzen. Freilich konnte Osborne die riesige Masse des Materials nicht gleich bei der ersten Auktion absetzen, wenn auch sogar wichtige Gelehrte in den amerikanischen Kolonien wie James Logan, Mitbegründer der Library Company of Philadelphia, zu seinen Kunden gehörten. Vielmehr bot er mindestens bis 1760 wiederholt Bücher aus der Harley Bibliothek an, wobei so manches durch den späteren Ankauf von weiteren Bibliotheken an ihn zurückgelangt sein mag. Die Göttinger Bibliothek besitzt mindestens siebenzig Inkunabeln, die für Edward Harley nach seinem exquisiten Geschmack gebunden worden waren. Mindestens drei Londoner Buchbinder haben für Harley die für die Bibliothek so typischen, reich vergoldeten Einbände mit den breiten Rahmen von verschiedenen Rollenstempeln und der mittleren, aus kleinen Einzelstempeln zusammengesetzten Raute geschaffen. Das Einbandleder hatte Edward Harley meist selbst aus Marokko beschaffen lassen, die Felle wurden den Buchbindern von Auftrag zu Auftrag zugeteilt.

---

8 Über die Harleys als Bücher- und Handschriftensammler zuletzt: Maxwell, Richard: Robert Harley, first Earl of Oxford and Edward Harley, second Earl of Oxford, in: Pre-nineteenth-century British book collectors and bibliographers. Dictionary of Literary Bibliography, 213 (1999). S. 123–130. – Die gedruckten Kataloge der Sammlungen: Handschriften: A catalogue of the Harleian manuscripts in the British Museum. 4 Bde., London 1808–1812. – Bücher: Johnson, Samuel/Oldys, William/Mattaire, Michael (Hrsg.): Catalogus Bibliothecae Harleianae, 5 Bde., London 1743–45. – Pamphlets: Oldys, William (Hrsg.): The Harleian Miscellany, 8 Bde., London 1744–46.

9 Zu diesen direkten Beziehungen zum Londoner Buchmarkt vgl. den Beitrag von Graham Jefcoate in diesem Band.

Zunächst sollen zwei eher schlichte Einbände für Robert Harley mit goldgeprägtem Namen, Wappen und Motto „virtute et fide“ vorgestellt werden, die auf dem Verso des Titelblatts außerdem sein eingeklebtes Wappen-Exlibris tragen. Die für die Harleiana typischen, reich vergoldeten Einbände in rotem Oasenziegenleder beginnen mit Arbeiten Jane Steels, die als Witwe die Werkstatt ihres Mannes Robert Steel, der noch bei Samuel Mearne gelernt hatte, weiterführte. Im Gegensatz zu den folgenden Stücken sieht man hier durchaus die Hand einer Frau in den aufwändig aus auffallend kleinem Blütenstempel zusammengesetzten vergoldeten Flächen. Für die Jahre 1715 bis 1717 sind einige Buchbinderechnungen Jane Steels an Harley überliefert. Einzelne in den Rechnungen beschriebene Arbeiten sind auch nach Göttingen gelangt. Für den Sammelband von drei Inkunabeln aus Brescia des Jahres 1483 stellte Jane Steel am 30. April 1717 folgende Rechnung aus: „Marcel de Propriis Sermon Brix 1483. Mid. Piece and Corners £ 0 - 19 - 0.“<sup>10</sup> Osborne verkaufte den Band im Jahr 1751 an die Göttinger Bibliothek für £ 2 - 10 - 0. Parallel und später auch allein bis etwa 1727 arbeiteten zwei weitere namentlich bekannte Londoner Buchbinder, Christopher Chapman und John Elliott, für Harvey. Das Design ihrer Einbandvergoldungen und Einzelstempel wäre kaum voneinander zu unterscheiden, wären nicht auch hier Rechnungen erhalten und gäbe es nicht die Tagebucheintragungen von Harleys gelehrtem Bibliothekar, Humfrey Wanley (1672–1726), der den Verkehr mit den Buchbindern regelte und Harley auch bei Neuankäufen beriet.<sup>11</sup> Dank der weiten Verbreitung der Bücher der Sammlung Harley über Osborne hat der *Harleian Style* der Einbandvergoldung weit in das 18. Jahrhundert hinein prägend gewirkt. Auch in Kurhannover wurde diese Schmuckform aufgenommen. Der wohl schottische Einband des bei den Brüdern Foulis gedruckten Homer von 1747 nimmt, mit völlig anderen Werkzeugen verziert, auch das Harley Design wieder auf.

## Die Hannoveraner

Der erste für einen der Georges gearbeitete Einband ist eine kleine Predigtsammlung, die aufwändig für König Georg I. gebunden wurde. Die realistischen floralen Ranken und die „Curls“ (Locken) erinnern durchaus noch an die Einbandkunst der Zeit der Stuarts. Das englische Kronwappen hat sich wiederum verändert. Neben das „honi soit ...“ des Hosenbandordens ist das Motto „Dieu et mon droit“ getreten. Darge-

---

10 Grundlegend zu den Harley-Einbänden mit einigen überlieferten Buchbinderrechnungen: Nixon, Howard M.: *Harleian Bindings*, in: *Studies in the Book Trade in honour of Graham Pollard*, London 1976, S. 153–194.

11 Zu Harleys Bibliothekar Wanley s. Heyworth, Peter L. (Hrsg.): *Letters of Humfrey Wanley: paleographer, Anglo-Saxonist, librarian*, Oxford 1989. – Wright, Cyril E./Wright, Ruth C. (Hrsg.): *The diary of Humfrey Wanley, 1715–1726*, 2 Bde., London 1966.

stellt sind weiter die Wappen Englands, Schottlands, Irlands und die französische Lilie. Im unteren linken geviertelten Feld ist nunmehr das Niedersachsenross in das englische Thronwappen eingetreten. Auch eine illustrierte Ovid-Ausgabe des Londoner Verlegers Tonson weist ein Wappensupralibros Georg I. auf, die Initialen G[eorgius] R[ex] ergänzen das Thronwappen. Mit dem geläufigen *Paneldesign* und einem englischen Thronwappen mit dem Motto des Thronfolgers, des Prince of Wales, „Ich dien“, wurde auch der Einband eines Schlüsselwerks der englischen Geschichte verziert, das für den Thronfolger, den späteren König Georg II. (1683–1760) und Gründer der Georgia Augusta, gebunden wurde. Diese und einige andere Bände aus dem Besitz der beiden ersten Hannoveraner auf dem englischen Thron erhielt die Göttinger Bibliothek aus den „hannoverschen Dubletten“, die die dortige Hofbibliothek auf Anweisung von Münchhausens nach Göttingen abgab. Sowohl Georg I. und Georg II. haben Kurhannover – sehr zum Leidwesen ihrer englischen Untertanen – regelmäßig für längere Zeit besucht. Die königlichen Einbände mögen jeweils nach den Reisen in Hannover zurückgelassen worden sein, oder sie wurden der Hofbibliothek, der heutigen Niedersächsischen Landesbibliothek Hannover, übergeben. Erst Georg III. wurde in England geboren und hat hannoverschen Boden nie betreten. Die Bibliothek besitzt folglich auch keinen für Georg III. gestalteten Einband.<sup>12</sup>

### Ein kurioses Geschenk

Im Jahr 1761 erhielt die Göttinger Bibliothek eine zweibändige, sehr elegant gedruckte Ausgabe der Prosawerke John Miltons und eine Biographie Miltons aus London als Geschenk. Der anonyme Stifter hatte in beide Bände eingetragen: „An English gentleman is desirous of having the honour to present Milton’s prose works and Toland’s life of Milton to the public library of the University of Göttingen. – London, April 14. 1761.“ Beide Bücher sind in rotes Maroquin gebunden und zeigen mehrere Einzelstempel mit etwas ungewöhnlichen klassischen Motiven. Auf dem „großen Milton“ ist außerdem die Figur der Britannia in einem Eichenkranz aufgeprägt. Der erste Band enthält eine Reihe weiterer handschriftlicher Eintragungen, unter anderem eine Liste von „Liberty books“. Der Stifter wollte offenbar anonym bleiben. Der Bibliotheksdirektor Christian Gottlob Heyne konnte das Geschenk also nur am 13. Februar 1762 in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen bekannt machen. Der Schenker ist Thomas Hollis (1720–1774), ein etwas exzentrischer Liberaler, Antikatholik und politischer Propagandist, der die großen Autoren der parlamentarischen Revolution

12 Sowohl Georg II. wie Georg III. waren eifrige Büchersammler. Beide vermachten nach ihrem Tode ihre Bibliotheken der Nation. Sie befinden sich heute in der British Library, einige besonders bevorzugte Stücke befinden sich in der Royal Library in Windsor Castle.



des 17. Jahrhunderts in prachtvollen Ausgaben nachdrucken ließ, um sie – etwas eigenwillig gebunden – als Geschenke an die Bibliotheken Europas und Amerikas weit zu verbreiten. Dem Göttinger Milton ist zusätzlich ein Abdruck des Parlamentsbeschlusses zur Hinrichtung Charles I. beigegeben. Göttingen war bei weitem nicht die einzige Bibliothek, die auf diese Weise bedacht wurde. Sehr umfangreich ist die Sammlung der Hollis-Geschenke in der Bürgerbibliothek in Bern und in der Universitätsbibliothek in Leyden. Ganz besonders unterstützte Hollis die Universitätsbibliothek in Harvard, Mass., insbesondere nachdem sie durch einen Brand im Jahre 1764 fast ihre gesamten Bestände verloren hatte. Gerade diese Geschenke nach Harvard mit den Grundlagentexten zu Liberalismus, Königsmord und Revolution wurden später von englischer Seite als Drachensaat empfunden. Die amerikanische Revolution hat Hollis zwar nicht mehr erlebt, aber seinen Buchgeschenken nach Amerika kann eine gewisse politische Wirkung wohl nicht abgesprochen werden. In Göttingen bestand in dieser Hinsicht sicher weniger Gefahr.<sup>13</sup>

### Ein signierter Prachteinband von Roger Payne

Roger Payne (1738–1797) gehört zu den prominentesten und profiliertesten Londoner Buchbindern des 18. Jahrhunderts. Seinen Ruf erlangte er durch seine Einbände für die großen englischen Bibliophilen aus den 90er-Jahren; ebenso bekannt sind seine oft sehr wortreichen Rechnungen zu den spektakulären Stücken. Über sein Leben ist nur wenig bekannt: Er entstammte einer Buchbinderfamilie aus Eton, ging Mitte der 60er-Jahre nach London, unterhielt wohl zunächst Verbindungen zu Thomas Osborne, arbeitete dann selbstständig und wurde später von seinem Namensvetter, Thomas Payne, einem renommierten Buchhändler, unterstützt. Für die Ausgabe der *Magna Charta* durch den großen englischen Juristen William Blackstone, die 1759 in Oxford erschien, lief Roger Payne zu großer Form auf.

Unter den verzierten Einbänden des 18. Jahrhunderts im Besitz der Göttinger Bibliothek ist die *Magna Charta* ohne Zweifel das spektakulärste Stück. Auch eine detaillierte Beschreibung kann nur unvollkommen die bestechende Schönheit des besonders sorgfältig gearbeiteten, reich mit Einzelstempeln vergoldeten Einbands wiedergeben. Es steht zu bedenken, dass die Einbandvergoldung mit einzelnen Stempelmotiven eine ganze Reihe von Arbeitsschritten erfordert, die jeweils mit aller-

---

13 Zu Hollis, seinen Geschenken und Einbänden s.: Blackburne, Francis: *Memoirs of Thomas Hollis*, London 1780. – Bond, William Henry: *Thomas Hollis of Lincolns Inn: a Whig and his books*, Cambridge 1990. – Über Hollis' ungleich reichere Schenkungen nach Leyden und Bern s. Streen, Kees van: *Thomas Hollis and his donation to Leiden University Library, 1759–70*, in: *Quaerendo* 30/1 (2000), S. 3–34 und Utz, Hans: *Die Hollis-Sammlung in Bern*, in: *Schriften der literarischen Gesellschaft Bern*, 8, S. 75–87.

größter Präzision geplant und ausgeführt werden müssen. Zunächst ist bei genauer Kenntnis der Maße der einzelnen Ornamenteile und der zu gestaltenden Fläche ein Entwurf zu machen. Dann sind dem Konzept entsprechend die Einzelstempel jeweils mit völlig gleichem Andruck und sozusagen blind in das Einbandleder zu pressen. Anschließend wird in die Vertiefungen ein Bindemittel, das weitgehend aus Eiweiß besteht, aufgetragen. Nun werden die Stempel erhitzt und nehmen das fein ausgewalzte Blattgold auf, das dann mit sicherer Hand jeweils präzise in die vorbereiteten Vertiefungen eingepresst werden muss. Die Einbandvergoldung mit Einzelstempeln per Hand ist ein heute kaum noch gepflegtes Kunsthandwerk, das neben künstlerischem Geschmack einen hohen Grad an Präzision und Geduld erfordert. Im 18. Jahrhundert gab es noch eine Gesellschaftsschicht, die bereit war, diesen hohen Arbeitsaufwand zu bezahlen. Die Ergebnisse sind, wie der Einband von Payne zeigt, zuweilen bezaubernd schön. Besonders die Dublüre, also der innere Buchdeckel, ist mit vielen vergoldeten Motiven und schmalen farbigen Lederauflagen so reich verziert, dass man bei dem satten Rot und Gold eher an einen orientalischen Teppich als an ein Buch denken könnte. Eine kurze Beschreibung nach der internationalen Fachterminologie sei hier trotzdem versucht:

„Rotes Maroquin über Pappe mit reichem Golddruck. Stehkantenvergoldung, Dublüre, Goldschnitt ziseliert mit farbigen Kreuzen und Rauten. Ein breiter, aus mehreren Reihen von verschiedenen Einzelstempeln zusammengesetzter Rand umschließt ein schmalrechteckiges Mittelfeld, das von einer leichten geschwungenen Borte im Filigranstil begrenzt ist. Rücken mit sechs erhabenen Bündeln mit Einzelstempeln und Goldpunkten dicht besetzt. Titel- und Druckortangabe auf schwarzer Lederauflage. Die Dublüre ist, ähnlich den Außendeckeln, über die ganze Fläche vergoldet. Die zweite Stempelreihe mit kleinen Blüten- und Blattstempeln auf einzelnen dunkelgrünen Lederauflagen. Der erste Vorsatz mit hellblauer Seide überzogen trägt Einzelstempel in Gold.“

Auf einem der freien Blätter am Ende des Bandes ist eine handschriftliche Notiz aufgeklebt: *“This magna Charta / A Specimen of the Work / of Roger Payne Bookbinder / opposite the Star and Garter / in Green Street Leicester fields / I understand the book is to go out of England. I put this in when i Packt it up in Oilskin. / Roger Payne.”* Der handschriftliche Eintrag zeugt zunächst, ähnlich wie die Rechnungen der späten Jahre, vom durchaus berechtigten Selbstbewusstsein des wohl eben erst in London etablierten jungen Buchbinders aus der Provinz. Leider ist diese wichtige Notiz nicht datiert, und die Erwerbungs-geschichte gerade dieses Bandes ist in den Göttinger Bibliotheksakten nicht eindeutig. Das für die Geschichte der englischen Verfassung so bedeutende Buch erschien während des Siebenjährigen Krieges, als Göttingen durch französische Besatzung und zeitweilige Belagerung vom direkten Kontakt nach England abgeschnitten war. 1764 wurde das Werk erstmals in einer Desideratenliste verzeichnet. Alles deutet darauf hin, dass es im November 1766 akzessioniert, d.h. in



*Abb. 40 Charles Lambes (T 18)*

den Göttinger Bestand eingearbeitet wurde. Dass der Band speziell für die Göttinger Bibliothek so aufwändig gebunden wurde, ist kaum anzunehmen. Eine genaue Klärung des Erwerbungsprozesses steht allerdings noch aus. Wäre der Band tatsächlich in den 60er-Jahren, also zu Beginn der Tätigkeit Roger Paynes in London, erworben, so könnte das reiche Stempelmateriale bei einem Vergleich mit weiteren englischen Bibliotheksbeständen wichtige Auskünfte über seine frühen Arbeiten zu Beginn einer Londoner Tätigkeit geben. Die in der Beischrift angegebene Adresse weist zumindest auf seine Londoner Anfänge hin.<sup>14</sup> Wie oben bemerkt, wurden englische Drucke des späteren 18. Jahrhunderts in der Regel ungebunden, also lediglich in gedruckten Bögen nach Göttingen geliefert. Hier erhielten sie dann ihre schlichten Göttinger Bibliothekseinbände. Dieser so bemerkenswert aufwändig gebundene Druck des Jahres 1759 stellt eine Ausnahme dar, deren Umstände noch zu klären sind.

### Ein römisches Kuriosum für einen englischen Prinzen

Ebenfalls bemerkenswert ist ein offensichtlich italienischer Einband des späten 18. Jahrhunderts mit englischem Kronwappen als Supralibros, publiziert und gebunden in der vatikanischen Missionsgesellschaft, der Propaganda de Fide in Rom für den sechsten Sohn Georgs III. Das Titelblatt widmet den Band Prinz August Friedrich (1773–1843), dem späteren Herzog von Sussex, der sich zu Bildungszwecken und seiner angeschlagenen Gesundheit wegen in den Jahren 1792–93 in Rom aufhielt. Dieser war einer der englischen Prinzen, die in Göttingen studiert hatten, und schon hier waren seine wiederholten schweren Asthmaanfalle Anlass zur Besorgnis gewesen. Bis 1804 hielt er sich weitgehend auf dem Kontinent auf. Weder der Besuch im Vatikan noch seine heimliche dortige Eheschließung mit einer schottischen Adligen dürften seinen Vater erfreut haben.<sup>15</sup>

Die Druckerei der Propaganda de Fide war stolz darauf, in sämtlichen bekannten Sprachen und Schriftarten Gottes Wort verbreiten zu können. Besonders bei Besuchen des protestantischen Hochadels neigte sie dazu, das ganze Spektrum ihrer Fähigkeiten zu zeigen. Nach Ausweis des Titelblatts führten die Zöglinge des Missionsinternats Gedichte über die drei Weisen aus dem Morgenland in zahlreichen Sprachen für den Prinzen auf, so dass es sich bei dem betreffenden Band neben einer polyglotten Gedichtsammlung eigentlich auch um ein Typenmusterbuch der vatikanischen Missionsdruckerei handelt. Der besonders reich mit Schmuckelementen des

14 Zu Roger Payne s. Foot, *Mirjam: The Henry Davis Gift*, Vol. I, *Studies in the History of Bookbinding*, London 1978, S. 95–115.

15 Über Georgs III. Ärger mit seinen lebenslustigen Söhnen s. Marples, Morris: *Wicked Uncles in Love*, London 1972. – Zur Biographie des Prinzen August Friedrich s. Gillen: *Royal Duke. Augustus Frederick, Duke of Sussex (1773–1843)*, London 1976.

späten Rokoko verzierte Einband zeigt in der Mitte das englische Kronwappen, das in Rom zu diesem Zweck wohl extra geschnitten wurde. Im Band findet sich folgende handschriftliche Notiz: „Für die kön. Universitätsbibliothek zu Göttingen von Se. Kön. Hoheit, dem Prinzen August.“ Das tatsächliche Erwerbungsdatum ist noch nicht ermittelt.

### Ein Londoner Widmungseinband für Christian Gottlob Heyne

Die vorliegenden Ausführungen sollen mit einem in London gearbeiteten Widmungseinband für den Göttinger Bibliothekar und Altertumswissenschaftler Christian Gottlob Heyne (1729–1812) geschlossen werden. Die künstlerische Gestaltung des Einbands kann dem *Etruscan Style*, einer typisch englischen Spielart des Spätklassizismus, zugeordnet werden. Der Buchbinder nennt sich auf seinem eingeklebten Etikett „Bound by C. Meyer, 2 Hemmings Row, St. Martins Lane“ und weist sich dadurch als einer der aus Deutschland zugewanderten Buchbinder aus, die um 1800 das Geschäft für die englischen Bibliophilen mit beherrschten. In das Mittelfeld der Buchdeckel ist jeweils eine aus Einzelstempeln geformte Urne eingepreßt, die ein von Mäanderrollen umschlossenes Schriftband trägt. Auf dem Vorderdeckel findet sich der Widmungsvermerk „To Christ. Gottlob Heyne. Philos. Prof. In Georg. Augus.“, auf dem unteren Deckel der Schenkervermerk: „From Charles Townley. Esqu. London.“ In der umfangreichen Heyne-Korrespondenz in der Handschriftenabteilung der Göttinger Bibliothek ist der Name Townley nicht nachgewiesen, aber der bekannte Antikensammler Charles Townley (1737–1805) war Mitglied der Society of Antiquaries, Mitglied der Royal Society und seit 1791 Trustee des British Museum. Heynes berühmte Ausgabe des Virgil war 1793 auch in London erschienen. Persönlich gekannt haben Townley nachweislich Johann Georg Forster (1754–1794), Schwiegersohn, und Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840), Schwager Heynes. Das Geschenk ist folglich als ein Beleg für die engen wissenschaftlichen Beziehungen zu sehen, die zu Ende des 18. Jahrhunderts zwischen Göttingen und England bestanden.

## Exponate T

### Königliche Einbände von Elizabeth I. bis James II.

**T 1** Statuten des Hosenbandordens. Handschrift auf Pergament mit farbigen und vergoldeten Initialen. Ca. 1580.

SUB Göttingen: 8° Cod. Ms. Hist. 769 Cim.

Kalbslederband mit dem Wappensupralibros der Königin Elizabeth I. mit den für den englischen Einbandstil üblichen Rahmungen (Panels).

**T 2** John Minsheu:

Emendatio sui Ductoris in Linguas. The guide to the tongues. 2. Aufl., London 1625.

SUB Göttingen: 2° Ling. I; 2461

Kalbslederband mit dem Wappensupralibros des Königs Charles I. Aus der Bibliothek Joachim Hinrich von Bülows, der den Einbandrücken seinem Geschmack anpassen ließ. Auf dem Deckel Streicheisenlinien in Blindprägung. Vormalig zwei Schließbänder. Wahrscheinlich von von Bülow in England erworben und später seinen Anweisungen entsprechend umgearbeitet.

**T 3** William Sympson:

Hydrologia Chymica, or the Chymical Anatomy of Scarborough, and other Spaws in Yorkshire. London 1669.

SUB Göttingen: 8° Bal. II, 7684 Rara

Kleinerer für König Charles II. bei Samuel Mearne gebundener Einband mit dem Monogramm des Königs auf dem Rücken und auf den Deckeln.

**T 4** Johann Seobaldus Fabricius:

C. Julis Caesar Nomismaticus, sive dissertatio historica [...]. London 1678.

SUB Göttingen: 8° Auct. Graec. V, 6811 Einband-Rara

Kleinerer für König Charles II. bei Samuel Mearne gebundener Einband mit dem Monogramm des Königs auf dem Rücken und auf den Deckeln.

**T 5** The Order of the ceremonies used at the celebration of St. Georges Feast at Windsor [...]. London 1674.

SUB Göttingen: 8° Hist. Brit. un. II, 9271 Rara

Schwarzes Oasenziegenleder über Pappe, Vergoldung im Panel-Design mit Seitenstücken und den gekrönten Initialen des späteren Königs James II. als Duke of York. Gebunden in der Hofbuchbinderei Samuel Mearnes.

**T 6** David Loggan:

Oxonia illustrata, sive omnium celeberrimae istius universitato Collegorum, Aularum, Bibliothecae Bodleianae [...] nec non urbis titius scenographia. Oxford 1675.

SUB Göttingen: 2° Hist. Lit. part. VI, 154/5 Rara

Rotbraunes Maroquin über Pappe in reicher Vergoldung. In der Mitte das große Monogramm des späteren Königs James II. als Duke of York. Zeitgenössischer Einband, wahrscheinlich von William Nott. Das reich illustrierte Abbildungswerk über Oxford diente möglicherweise als Anregung für das große Kupferwerk Georg Daniel Heumanns „Wahre Abbildung der ... Stadt Göttingen ... und der zur Georg Augustus Universität gehörigen Gebäude“.

**Für die Harley Bibliothek gebundene Bände****T 7** Gregorio Leti:

Del teatro Brittanico o vero historia della stato, antico, e presente, corte, governo spirituale [...] della Grande Brettagna. 2 Bde. London 1683.

SUB Göttingen: 8° Hist. Brit. un. IV, 612

Kalbslederbinden mit dem Wappensupralibros von Robert Harley, first Earl of Oxford, Minister der Königin Anne und eifriger Büchersammler. Auf dem Verso der Titelblätter ist jeweils sein Exlibris eingeklebt. Auf dem Titelblatt des ersten Bandes außerdem ein Stempel in Gold: „RoHarley“. Auf den Deckeln Streicheisenlinien in Blindprägung, der Einbandrücken vormals reich vergoldet. Die Preisangabe des Londoner Antiquars Thomas Osborne „£ 0-6-0“ auf dem Vorsatz.

**T 8** Nonius Marcellus:

De proprietate Latini sermonis. Mit zwei Beibänden. Brescia [Boninus de Boninis] 17. VII. 1483.

SUB Göttingen: 4° Auct. Lat. I, 800 Inc.

Von der Werkstatt der Jane Steel in London im Jahr 1717 für Edward Harley, second Earl of Oxford, gebunden. Für die Göttinger Bibliothek im Jahr 1751 aus dem Antiquariat Osborne erworben.

**T 9** Marcus Junianus Justinus:

Epitome historiarum Philippicarum Pompei Trogi. Mailand 1502.

SUB Göttingen: 4° Auct. Lat. I, 1450

Von Jane Steel im Jahr 1717 für Edward Harley gebunden. Steel stellte „£ 0-5-0“ für den Band mit „Mid. Piece and Corners“ in Rechnung. Die aus feinen Blütenstempeln zusammengesetzten Vergoldungen weisen auf die Arbeit einer Frau hin.

**T 10** Marcus Vitruvius Pollio:

De architectura.

Daran: Angelus Politianus: Panepistemon. Lamia. – Sextus Julius Frontinus: De aquaeductu urbis Romae. Hrsg. Julius Pomponius Laetus und Johannes Sulpitius. Venedig: [Cristophorus de Pensis] 13. XI. 1495–1496.

SUB Göttingen: 4° Auct. Lat. III. Inc.

Von Christopher Chapman aus London um 1725 für Edward Harley gebunden. Das Buch ist als Nr. 3023 in Band III. und als Nr. 2271 in Band V. der Bibliotheca Harleiana mit dem Hinweis: „corio turcico deaurat“ (in türkischem Leder, vergoldet) verzeichnet. Aus Osbornes Antiquariatskatalog von 1751 erworben, auf dem Vorsatz sein Preiseintrag: “£ 1-10-0”.

**T 11** Testament Newydd en Arglywidd Jesu Christ. Übersetzt von William Salesbury. London 1567.

SUB Göttingen: 8° Bibl. II., 5240

Auch kleinere Bücher, wie dieses Neue Testament in walisischer Sprache, ließ Harley aufwendig von Chapman binden. In anderen Fällen oder bei angepannter Finanzlage wurden auch Inkunabeln der Harleys in schlichtes Kalbsleder gebunden.

**T 12** Quintus Horatius Flaccus:

Opera. Mailand apud Alexandrum Minutianum 14. XII. 1502.

SUB Göttingen: 4° Auct. Lat. III, 355

Von Chapman um 1725 für Edward Harley gebunden. In diesem Fall wird die mittlere Raute aus punktierten “Curls”, einem typischen Schmuckinstrument der damaligen englischen Einbandkunst, gebildet.

**T 13** Johannes Simoneta:

Commentarii rerum gestarum Francisci Sfortiae. Mailand: Antonio Zarato, 23. VI. 1486.

SUB Göttingen: 4° Hist. Ital. I, 414/5 Inc.

Von Thomas Elliott um 1725 für Edward Harley gebunden. Aus Osbornes Antiquaritätskatalog von 1749/50 erworben. Verzeichnet im Catalogus Bibliothecae Harleianae Bd. III, Nr. 1982. Auf dem Vorsatz Osbornes Preisangabe: “£ 1-5-0”.

**Der Harleian Style****T 14** Homer: Ilias. Glasgow [...] excudebant Robertus et Andreas Foulis 1747.

SUB Göttingen: 8° Auct. Graec. II, 583

Diese in Glasgow gedruckte, besonders textgenaue Ausgabe der Ilias ließ sich der Besitzer in einem Einband im Harleian Style, allerdings mit völlig anderem, wohl schottischem, Stempelmaterail binden.



**T 15** Marcus Tullius Cicero:

De officiis libri III.

Daran: Paradoxa Stoicorum. – Laelius de amicitia. – Cato maior de senectute. Rom: Konrad Sweynheym und Arnold Pannartz. 24. I. 1469.

SUB Göttingen: 4° Auct. Lat. II, 3236 Inc.

Der Band stammt aus den „Monumenta typographica“ der Sammlung des Hofrats Friedrich Wilhelm von Duve aus Hannover, die 1781/82 für die Göttinger Bibliothek angekauft wurde. Der Einband wurde wahrscheinlich nach den vielen in der Duve-Bibliothek vorhandenen echten Harley-Vorlagen in Hannover hergestellt.

**T 16** Richard Russell:

De tabe glandulari, sive de uso aquae marinae in morbis glandularum dissertatio. Oxford und London 1750.

SUB Göttingen: 8° Med. pract. 1332/21

Kleiner Einband im Harleian Style mit filigran aus Einzelstempeln zusammengesetzter Mittelraute auf rotem Maroquin. Interessant sind die naturalistischen Insektenabbildungen im breiten Rahmen. Wahrscheinlich eine zeitgenössische Londoner Arbeit. Der Band wurde im Jahr 1999 in der SUB Göttingen unter Erhalt der Einbanddeckel nachgebunden.

**T 17** George Adams:

A treatise describing and explaining the construction and use of [...] globes. London 1766.

SUB Göttingen: 8° Astron. II, 2160

Dieser hübsche kleine Einband in blauem Maroquin aus den 60er-Jahren des 18. Jahrhunderts nimmt den Harleian Style wieder auf.

## Einbände für die ersten Hannoveraner Georg I. und Georg II.

**T 18** Charles Lambe:

A Volume of Sermons on several occasions. Many of them preach'd at the height of the late rebellion [...]. London 1717.

SUB Göttingen: 8° Th. past. 406/64 Einband-Rara

Wohl zeitgenössischer Widmungseinband für König Georg I. Das Niedersachsenross als Wappentier der Welfen ist nun im linken unteren Viertel des englischen Thronwappens zu finden. Die gesamte künstlerische Ausstattung mit Curls und naturalistischen Ranken erinnert noch an die Einbände der Restaurationszeit der Stuarts.

**T 19** Publius Ovidius Naso:

Ovid's metamorphoses in fifteen books translated by the most eminent hands. London 1717.

SUB Göttingen: Gr. 2° Auct. Lat. III, 7000 Rara

Wappeneinband für König Georg I. Die illustrierte Ausgabe der neuesten englischen Ovidübersetzung mag dem König vom Verleger Jacob Tonson geschenkt worden sein. Die Einbandgestaltung entspricht den etwas starren Formen des frühen 18. Jahrhunderts.

**T 20** Laurence Echard:

The history of England. From the first entrance of Julius Caesar and the Romans, to the end of the reign of King James the first. 3 Bde. London 1718.

SUB Göttingen: 2° Hist. Brit. un. IV, 709 Einband-Rara

Ein Einband für Georg II. als Prince of Wales, im Double-Panel Stil mit dem Wappen des Kronprinzen und dem Motto „Ich dien“. Diese Geschichte Englands ist die einem Kronprinzen wohl angemessene Lektüre. König Georg II. und Georg III. waren begeisterte Büchersammler. Beide vermachten ihre Bibliotheken der Nation und damit der British Library, so dass Einbände aus ihrem Besitz in anderen Sammlungen praktisch nicht überliefert sind.

## Zwei von Thomas Hollis im Jahr geschenkte Werke

**T 21** John Milton:

The works [...] historical, political and miscellanious. 2 Bde. London 1753.

SUB Göttingen: 4° Scr. var. arg. X, 1963 Einband-Rara

Rote Maroquinbände, geschmückt mit Einzelstempeln nach klassischen und revolutionären Motiven. Diese wurden eigens für die von Hollis an zahlreiche Bibliotheken in Europa und Amerika verschenkten Bücher hergestellt. Die größeren Einbände mit der breiten Spitzenkante und der großen Britannia gebunden von Richard Montagu, der kleinere Einband von Mathewman. Handschriftliche Widmungseinträge für die Göttinger Bibliothek, datiert 14. April 1761.

**T 22** John Toland:

The life of Milton [...]. London printed 1699, reprinted 1761.

SUB Göttingen: 8° Hist. lit. bio. VII, 3808 Einband-Rara

Ein signierter Prachteinband von Roger Payne

**T 23** The Great Charter and Charter of the Forest [...] to which is prefixed an introductory discourse [...] by William Blackstone. Oxford 1759.

SUB Göttingen: 4° Hist. Brit. un. IV, 5030 Einband-Rara

Roger Payne ist wohl der bekannteste und profilierteste englische Buchbinder der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Besonders bekannt sind seine in der Literatur immer wieder beschriebenen Arbeiten für die großen englischen Bibliophilen aus den 90er-Jahren. Seine früheren Arbeiten sind mangels dokumentierter Belege oder Signaturen nur in Einzelfällen definitiv zuzuordnen. Da dieser Band im Jahr 1766 von der Göttinger Bibliothek erworben wurde, ist er entsprechend datierbar. Aufgeschlagen ist die über die ganze Fläche, z.T. auf farbigen Lederauflagen, mit Einzelstempeln verzierte Doublüre, d. h. der mit Leder überzogene Innendeckel. Die Vorsatzblätter sind mit hellblauer Seide überzogen und ebenfalls mit Goldstempeln verziert. Am Ende des Bandes hat der Buchbinder eine handschriftliche Notiz eingeklebt, die diesen Einband als seine Arbeit ausweist.

### Ein kurioser Einband aus Rom mit dem englischen Kronwappen

**T 24** Augusto Friderico Magnae Britanniae principi [...] carmina linguis exoticis in honorem dei pueri a tribus magis adorati in aula conlegii catholico nomini propagando [...] idibus ianuariis An° MDCCXCIII recitata [...]. Rom: [Propaganda de fide] 1793.

SUB Göttingen: 2° Ling. I, 3386 Rara

Ein offensichtlich italienischer Einband im Stil des Spätbarock mit dem englischen Kronwappen als Supralibros, gebunden bei der vatikanischen Missionsgesellschaft in Rom für einen der Söhne Georgs III. Friedrich August, späterer Herzog von Sussex, hielt sich zu Bildungszwecken und aufgrund seiner angeschlagenen Gesundheit von 1792 bis 1793 in Rom auf. Weder sein Besuch im Vatikan noch seine heimliche Eheschließung mit einer schottischen Adligen dürften seinen Vater erfreut haben.

### Ein Geschenkband für Christian Gottlob Heyne

**T 25** Thomas Dunham Whitaker:

An history of the original parish of Whalley, and honor of Clitheroe [...]. Blackburn 1800.

SUB Göttingen: 4° Hist. Brit. part. I, 833 Einband-Rara

Die Rahmung aus Palmettenfriesen, Rollen- und Einzelstempeln umschließt ein Mittelfeld, in dem aus Einzelstempeln in Blindprägung eine Urne herausgearbeitet ist. Darauf in einem von einer Mäanderrolle umschlossenen Band der Widmungsvermerk "To Christ. Gottl. Heyne. Philos. Prof. in Georgia. Augus." Auf dem unteren Deckel entsprechend der Schenkervermerk "From Charles Townsley, Esqu. London". Im vorderen Spiegel das Buchbinderetikett Charles Meyers. Der Einband ist in seiner Gesamtgestaltung dem Etruscan Style, einer besonderen englischen Spielart des Neoklassizismus, zuzuordnen.

## Ein königliches Geschenk

**T 26** Marcus Vitruvius Pollio:

De architectura libri. Ed. Alois Marini. 4 Bde. Rom 1836.

SUB Göttingen: Gr. 2° Auct. Lat. III, 124

Zeitgenössische italienische Prachteinbände in poliertem Kalbsleder mit grüner Maroquinauflage, der Buchrücken reich vergoldet. Am 12. Januar 1837 von König Wilhelm IV. von Hannover der Göttinger Bibliothek geschenkt. Der König hatte die teure Privatausgabe des Marquis Marini de Vacune mit den zahlreichen Abbildungen für die Bibliothek subskribiert.

# ENGLISCHE INKUNABELN IN DER GÖTTINGER BIBLIOTHEK

Reimer Eck

## William Caxton, englischer Erstdrucker, Kaufmann, Verleger und Übersetzer

Der Buchdruck kam vergleichsweise spät nach England. Im Jahr 1476 begann der englische Erstdrucker William Caxton (1422-1491) in unmittelbarer Nähe der Westminster Abbey und damit auch des Königspalastes Whitehall, beide außerhalb der Stadt London gelegen, eine Druckerei einzurichten. Caxton war ein wohlhabender Tuchhändler, der lange Zeit im Ausland, meist in Brügge, gelebt hatte, wo er für einige Zeit der Gilde der englischen Kaufleute vorgestanden hatte. Seine Stellung war nicht unbedeutend, und so wurde er mehrfach von König Edward IV. von England (1442-1483) für diplomatische Missionen an den Hof Karls des Kühnen von Burgund eingesetzt. Auch verhandelte er offiziell in englischen Angelegenheiten mit den Vertretern der Hanse. Den Buchdruck und seine Erzeugnisse lernte Caxton wohl schon im Rahmen seiner kaufmännischen Tätigkeit in Brügge kennen. In den Jahren 1471 und 1472 hielt er sich in Köln auf und erlernte hier in der Werkstatt des Schriftgießers und Druckers Johann Veldener aus Utrecht die Kunst des Buchdrucks. Zeit seines Lebens stand Caxton selbst wohl nur wenig an der Presse. Er übersetzte in seiner Kölner Zeit nach eigenem Zeugnis aus französischer Quelle eine mittelalterliche Legende von der Eroberung Trojas ins Englische und ließ sie in Arbeitsgemeinschaft mit dem Brügger Handschriftenhändler Colard Mansion wahrscheinlich im Jahr 1474 unter dem Titel *The Recuyell of the Histories of Troy* drucken. Eine zweite Übersetzung, *The Game of Chesse*, eine von Caxton aus dem Französischen übertragene Allegorie auf die mittelalterliche Weltordnung, erschien in Brügge. Beide Bücher waren offensichtlich auf den englischen Markt ausgerichtet. Die Drucktype passte sich ganz der höfischen Schriftpraxis Flanderns an, ähnlich wie zwanzig Jahre zuvor Gutenberg eine im Rheinland geläufige normierte Handschriftenvorlage imitiert hatte<sup>1</sup>.

- 
1. Caxtons Typenmaterial kann dem Vergleich mit anderen zeitgenössischen Schriften, etwa den venezianischen Klassikerausgaben, nicht standhalten. John Dreyfus, ein ausgewiesener Kenner der jüngeren englischen Drucktypen, bemerkt: „Caxton used nothing but black letter or another form of gothic that to my mind is all too accurately described as **bastarda**.“ (John Dreyfus: *William Caxton and his Quincentenary*. New York 1976. S. 10.)  
- Dieser kleine Band stellt übrigens eine gut lesbare, kurze Einführung in Caxtons Leben

Caxton war eher Verleger, Kaufmann, Übersetzer und Literat denn Buchdrucker. Seine verlegerischen Aktivitäten auf dem Kontinent waren weitgespannt. Schon im Jahr 1472 dürfte er in Köln drei Drucke veranlasst haben, für seine Brügger Zeit werden ihm sechs Drucke zugewiesen, und in Paris gab er 1487-88 den Druck zweier liturgischer Texte für die Diözese Salisbury in Auftrag. Primär hat er jedoch als erster Drucker Englands zu gelten. Vierundsiebzig seiner etwa einhundert Drucke aus Westminster erschienen in der englischen Landessprache, mindestens zwanzig Texte hatte Chaucer selbst übersetzt. So wirkte die erste Druckpresse auch ausgesprochen normierend auf den damaligen englischen Sprachgebrauch und war darin der Wirkung ähnlich, die sehr viel später Luthers Bibelübersetzung für Deutschland haben sollte. Die von Caxton verlegten Texte umfassten meist Bildungsbücher, auch literarische Texte der Verherrlichung des Rittertums und nicht zuletzt einige Schlüsselwerke der frühen englischen Nationalliteratur, nämlich Geoffrey Chaucers *Canterbury Tales* und Sir Thomas Malorys *Le Morte Darthur*. Außerdem druckte Caxton Einzelwerke der von ihm sehr geschätzten Dichter John Lydgate und John Gower. Zielgruppe seiner Druckerzeugnisse war offenbar eine gebildete nationale Leserschaft, die insbesondere den Adel einschloss. In England begann Caxton 1476 als Verleger mit einer Reihe von Kleindrucken wie Ablassbriefen, Schultexten und Lehrgedichten. Diese kurze Anfangszeit gipfelte bereits 1477 in der ersten Druckausgabe der *Canterbury Tales* mit 748 Druckseiten. Dabei dürfen wir annehmen, dass der Verleger Caxton wohl nie selbst an der Presse stand, sondern dass vielmehr sein möglicherweise schon aus Köln, sicher aber aus Brügge mitgebrachter langjähriger Gehilfe und späterer Nachfolger Wynkyn de Worde (+ 1534), der wohl aus Wörth im Elsass stammte, der eigentlichen Druckwerkstatt in der Westminster Abbey vorstand. Caxton selbst trat vielmehr als rühriger Verleger und Händler auf und handelte nicht nur mit seinen eigenen Drucken, sondern auch mit Büchern vom Kontinent<sup>2</sup>.

- 
2. Über den neueren Stand der Caxton-Forschung informiert Lotte Hellinga: *Caxton in focus. The beginning of printing in England*. London 1982. Eine vollständige Liste der Caxton-Drucke liefert Paul Needham: *The Printer and the Pardoner. An unrecorded indulgence printed by William Caxton [...]*. Washington 1986. Appendix D, S. 83-91. Zu den Göttinger englischen Inkunabeln s. zuletzt: Helmut Kind und Helmut Rohlfing: *Die englischen Wiegendrucke in der Göttinger Bibliothek*. In: Gutenberg und der europäische Frühdruck. Zur Erwerbungs-geschichte der Göttinger Inkunabelsammlung. Göttingen 1995. S. 88-91.

## Die Göttinger Caxton-Drucke

Der früheste heute in Göttingen vorhandene Caxton-Druck ist die zweite Auflage der *Dicts or sayings of the Philosophers*, die wie die erste Auflage das Druckdatum 18. November 1477 trägt, in dieser Form aber wohl erst 1480 gedruckt wurde. Die umfangreiche Spruchsammlung klassischer und orientalischer Philosophen, die ursprünglich von arabischen Gelehrten zusammengetragen wurde, ließ Kaiser Friedrich II. um 1250 ins Lateinische übersetzen. Um 1400 wurde sie ins Französische übertragen und erfreute sich großer Popularität am Hof von Burgund, das damals Flandern mit Brügge als Hauptresidenzort einschloss. Der Druck belegt auch die engen Beziehungen des Verlegers William Caxton zum englischen Hof. Die englische Übersetzung lieferte in diesem Fall Anthony Woodville, second Earl Rivers (1440-1483), Bruder der Gemahlin des Königs Edward IV. und Erzieher des Kronprinzen. Caxton war mit Rivers wohl schon seit seiner Zeit in Brügge bekannt. Im langen Epilog, in dem er einige von Rivers nicht übersetzte Passagen des Sokrates über die Frauen ergänzt, berichtet Caxton, dass er von Rivers aufgefordert wurde, die Übersetzung kritisch durchzusehen, zu korrigieren und zu drucken. Wie gefährlich die Nähe zu gekrönten Häuptionen werden konnte, dürfte Caxton bald am eigenen Leibe erfahren haben. Als König Edward IV. im April 1483 unerwartet starb, bemächtigte sich sein Bruder, der Earl of Gloucester, als König Richard III. (1452-1485) im Sommer 1483 schrittweise der Macht und entledigte sich der Höflinge seines Bruders und unerwünschter Thronerben, verlor allerdings im August 1485 in der Schlacht bei Bosworth Krone und Leben an Henry Tudor, König Heinrich VII. Während dieser dramatischen Ereignisse musste die Königinwitwe Elizabeth zeitweilig Zuflucht in der Westminster Abbey nehmen. Shakespeares Drama *Richard III.* schildert diese kurze, aber umso blutigere Episode der englischen Geschichte in besonders eindrucksvoller Form. Rivers, der Übersetzer der *Dicts or sayings*, tritt in dem Drama zweimal an prominenter Stelle auf: zum einen, als er mannhaft zum Schafott schreitet (Akt 3, Szene 3), und zum anderen, als Richard III. in der Nacht vor der Entscheidungsschlacht die ermordeten politischen Gegner im Traum erscheinen (Akt 5, Szene 3).

Da die englischen Frühdrucke bereits mindestens seit dem 18. Jahrhundert mit großer Intensität von Bibliophilen und Bibliotheken aus dem angloamerikanischen Kulturkreis gesammelt wurden, ist das Göttinger Exemplar dieser Ausgabe der Spruchsammlung das einzige bekannte Stück in europäischem Besitz außerhalb Englands. So darf die auf den ersten Blick bescheidene Göttinger Sammlung mit ihren heute noch elf vorhandenen englischen Frühdruckten wohl als die außerhalb des englischen Sprachraums umfangreichste Sammlung gelten. Zumindest dokumentiert sie einige Schlüsselstationen der im Schatten der Westminster Abbey errichteten ersten Buchdruckerei und deren Fortgang im folgenden Jahrhundert.

Im Zusammenhang mit der Erwerbung dieser englischen Inkunabeln nimmt die kurhannoversch-englische Personalunion, die im 18. Jahrhundert Büchersammlern in Kurhannover und auch der Göttinger Bibliothek den Zugriff auf den englischen Antiquariatsmarkt öffnete, eine wichtige Rolle ein. Wir können annehmen, dass ein Teil dieser englischen Frühdrucke ursprünglich aus der Bibliothek der Harleys stammt<sup>3</sup>, die mindestens zwanzig Drucke der ersten Presse Englands enthalten haben soll. Die englische Version der *Dicta philosophorum* war die Nr. 212 der im Winter 1781-82 mit den *Monumenta typographica*, der bedeutenden Büchersammlung eines wahren Bibliophilen, des Hofrats und Geheimen Kanzleisekretärs Friedrich Wilhelm von Duve (1707-1785) aus Hannover, für die Göttinger Bibliothek erworben worden. Dies war eine bemerkenswerte Sammlung von wertvollen Frühdrucken, meist Klassikerausgaben, die noch heute noch den Kern der Göttinger Inkunabelsammlung ausmacht<sup>4</sup>. Von Duve besaß nachweislich eine ganze Reihe von Büchern, die ursprünglich aus der Bibliothek der Harleys stammten. Ob das Göttinger Exemplar zur Bibliothek der Harleys gehörte, muss allerdings noch offen bleiben: Es ist nicht klar, ob es sich dabei ursprünglich um Nr. 4046 aus Bd. 3 des Harley-Auktionskatalogs handelt.

Aus dem Jahr 1481 stammen zwei weitere Caxton-Drucke. Der von Caxton aus dem Französischen *Image du Monde* als *Mirror of the World* übersetzte Text ist eine frühe Enzyklopädie, die die damalige Kenntnis der Welt zusammen zu fassen suchte. Der *Mirror* gilt als der erste in England mit Illustrationen versehene Druck und liegt in Göttingen in der ersten Ausgabe vor. Holzschnitte stellen die damalige Sicht der Welt dar. Sämtliche Legenden der Abbildungen wurden allerdings noch von Hand hinzugefügt. Der Band kam ebenfalls im Jahr 1782 mit den *Monumenta* von Duves in die Göttinger Sammlung. Eine Preisangabe mit Bleistift „£ 1-1-0“ nach der Art des Antiquars Thomas Osborne steht auf dem Vorsatzblatt.

Die Geschichte des Kreuzritters Gottfried von Bouillon darf man als auch in Deutschland bekannt voraussetzen. Wiederum trat Caxton als Übersetzer einer französischen Vorlage auf. Erworben wurde das Buch im April 1786 auf einer Auktion in Hannover mit einem weiteren Druck. Aus den Erwerbungsakten geht hervor, dass für beide Bücher - nun in zeitgenössischer deutscher Münze - insgesamt fünf Taler und neun Gute Groschen bezahlt wurden. In Göttingen wurden sie einzeln neu gebunden. Über den Erhaltungszustand des Originaleinbandes ist nichts bekannt.

- 
3. Zur Harley-Bibliothek als Quelle eines erheblichen Anteils der seltenen Drucke im Besitz der Göttinger Bibliothek s. Reimer Eck: *Königliche und andere schöne englische Bucheinbände in der Göttinger Bibliothek* in diesem Band.
  4. Über von Duves Bibliothek informiert Helmut Kind: *Friedrich Wilhelm von Duves Inkunabelsammlung*. In: Gutenberg Jahrbuch 1991. S. 353–363.



hym that made and fourmed? So/ When We haue such  
 power & suche auctorite by hym/ that yf We wil loue hym  
 We shal be lordes of alle goodes/ No We loue We hym thene  
 With alle our myght/ and thene shal We doo as Wise men  
 And yf We do not We shal haue grete harme and damage  
 ffor yf We by our cause lose suche goodes as our lord hath  
 made for: So/ yet for alle that god shal lese nothing/ Cer:  
 tainly he made them to thende that We shold haue them/  
 ffor that by our good dedes We myght conne deserue them  
 & that he of his grace hath gauen to vs the wytte. then  
 tendement and the power/



Wherfor god  
 fourmed man  
 like vnto his  
 ymage and to  
 his semblaunce  
 capitulo ij<sup>o</sup>

**W**hen god  
 fourmed  
 man he wolde  
 make & create  
 hym like vnto his ymage and semblaunce/ to thende that  
 he shold haue remembraunce of the goodes that he had len:  
 te hym/ and that he myght deserue them alle by right &  
 raiſon/ ffor he stebde to hym so grete loue/ that aboue alle  
 otheer creatures he fourmed hym to his figure and sem:  
 blaunce/ And gaf to hym naturallly right paffyght vn:  
 derſtondyng for to loue and knowe hym more than any

Abb. 41 Darstellung der Schaffung Evas aus der Rippe Adams aus (T 2)

Aus dem Jahr 1489 stammt Caxtons Übersetzung von Christine de Pisanes *The Faytes of Armes and Chyvalry*, einer Kompilation klassischer und mittelalterlicher Vorlagen zur Kriegskunst des Spätmittelalters. Wie Caxton selbst berichtet, forderte ihn König Henry VII. zu dieser Übersetzung auf. Der König stellte ihm zu diesem Zweck ein französisches Manuskript aus der eigenen Bibliothek zur Verfügung. Mit dem neuen Herrscher aus dem Hause Tudor hat sich Caxton also schnell arrangieren können<sup>5</sup>.

Caxtons flandrisch-niederrheinisches Geschäfts- und Ausbildungsumfeld belegen zwei weitere in Göttingen vorhandene Bücher: ein im Jahr 1476 bei Mansion in Brügge gedruckter Cato und ein Utrechter Druck des Jahres 1480 von Johann Veldener. Die Optik dieser Drucke belegt eindeutig, wie eng die erste englische Druckpresse in Westminster mit den frühen Drucktypen der Niederlande verknüpft war. Man ist versucht anzunehmen, dass Caxton an dem bei Mansion in Brügge gedruckten Cato möglicherweise auch Anteile oder Geschäftsinteressen hatte, zumal er das Werk in Westminster mehrfach in englischer Sprache publizierte. Der Utrechter Druck zeigt Caxtons ehemaligen Kölner Lehrmeister und langjährigen Typenschneider als selbständigen Drucker.

## Caxtons Geselle und Nachfolger Wynkyn de Worde und sein Londoner Konkurrent Robert Pynson

William Caxton starb im Winter 1491. Sein langjähriger Geselle oder besser Werkstattmeister Wynkyn de Worde (+1532) übernahm die Druckerei nach einigen schwierigen Erbaueinandersetzungen und führte das Geschäft, zunächst mit dem Typenmaterial Caxtons, sehr erfolgreich fort<sup>6</sup>. Die künstlerische Gestaltung und auch die Präzision seiner frühen Drucke ist, ähnlich derjenigen der Caxton-Presse, von Druckhistorikern durchaus kritisiert worden.

- 
5. Die Texte sämtlicher hier besprochener englischer Inkunabeln sind über die von der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen subskribierte Datenbank *EEBO* = *Early English Books Online* zugänglich. Die Images geben zwar nicht die Göttinger Exemplare wieder, umso interessanter ist aber der Abgleich der für die Frühdruckforschung noch wenig genutzten Drucke der Göttinger Bibliothek mit den reproduzierten Exemplaren aus England und Nordamerika.
  6. Zu Wynkyn de Worde s. Henry R. Plomer: *Wynkyn de Worde and his contemporaries from the death of Caxton to 1535*. London 1925 sowie James Moran: *Wynkyn de Worde father of Fleet Street*. 2<sup>nd</sup> revised ed. With a chronological Bibliography of works on Wynkyn de Worde. London 2003.



Abb. 42 Darstellung der himmlischen Stadt Jerusalem aus (T 6)

Andererseits sind Drucke wie das *Polychronicon* von 1495 mit seinen über 900 Druckseiten durchaus bemerkenswerte Leistungen. Das nicht gänzlich vollständige *Polychronicon* wurde im Jahr 1754 wiederum von Osborne für die Göttinger Bibliothek erworben. Eine Reihe fehlender Seiten ist handschriftlich ergänzt, der schöne Titelholzschnitt fehlt. Im Jahr 1499 erwarb de Worde mit einem *Letter of Denzation* quasi die englische Staatsbürgerschaft und konnte so bis zu seinem Lebensende im Jahr 1535 eine der erfolgreichsten Druckereien Englands betreiben. In der ersten Dekade des 16. Jahrhunderts war er gemeinsam mit seinem Londoner Kollegen und Konkurrenten Richard Pynson (1449-1529) für 70 % der gesamten englischen Buchproduktion verantwortlich. Insgesamt brachte er bis zu seinem Lebensende mindestens 700 Druckwerke heraus. Offensichtlich hatte er von Caxton ein solides Unternehmen mit weit reichenden Geschäftsverbindungen übernommen, das später aufgrund seiner Schulbuchproduktion durchaus erfolgreich blieb. Nach 1500 verlegte de Worde sein Unternehmen in die Londoner City, nach Fleet Street, und gilt daher als der Vater des populären englischen Druckwesens. Während das Unternehmen in Westminster noch gezielt für eine adelig-großbürgerliche Klientel produziert hatte, wandte sich de Worde nun eher der breiten Masse zu - soweit sie lesefähig war. Sein Kollege Pynson widmete sich eher juristischen und lateinischen Texten und konnte sich als *Printer to the King* seit 1509 königlicher Protektion erfreuen. Auch er druckte in der Inkunabelzeit noch mit von Caxton verwendeten Typen und blieb mit de Worde in den ersten drei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts der wichtigste und produktivste Drucker Englands. Aus de Wordes Presse in Westminster ist *The Chastysing of Goddes Chyldern* das wohl interessanteste Stück, der erste Versuch, auf dem vormals freigebliebenen ersten Blatt eine - heute als selbstverständlich geltende - Titelangabe zu gestalten. Der Text „A most profitable book for man' souls ...“ ist Waschzettel und Titelangabe zugleich.

## Ein Frühdruck aus Oxford

Die früheste in Göttingen überlieferte englische Inkunabel ist ein Produkt des aus Köln stammenden Druckers Theoderic Rood, der im Frühjahr 1479 den *Tractatus de peccato originali* des Aegidius Romanus in Oxford druckte. Dies ist das dritte in Oxford gedruckte Buch eines Mannes, der ein durchaus hochschulorientiertes Verlagsprogramm vorlegte. Nur wenige Jahre arbeitete er in Oxford<sup>7</sup>.

7. Zum Frühdruck in Oxford s. Falconer Madan: *The Early Oxford Press: a bibliography of printing and publishing at Oxford, 1468-1640*. Oxford 1895. Mit neueren Forschungsergebnissen: *Printing and Publishing at Oxford*. [Ausstellungskatalog]. Oxford 1978.

Danach hat die junge Druckzentrale London fünfzehn Jahre lang wohl auch den Universitätsbedarf in Oxford abdecken können. Das Buch wurde Anfang 1750 von Osborne für die Göttinger Bibliothek erworben. Der mit Bleistift eingeschriebene Preis gibt „£ 3 -10- 0“ an. Der reich vergoldete Einband in Maroquin ist eindeutig aus der Harley-Bibliothek und stammt wahrscheinlich vom Buchbinder Chapman.

## Exponate U

### William Caxton, englischer Erstdrucker, Kaufmann, Verleger und Übersetzer

**U 1** The Dictes or sayings of the philosophres. Westminster: William Caxton, 18. November 1477 [i.e. 1480?]. 2°

SUB Göttingen: 4° Phil. I, 6940 Inc. Rara

Die von Anthony Woodville, second Earl Rivers stammende englische Übersetzung der *Dicta philosophorum*, einer Spruchsammlung klassischer und orientalischer Philosophen, wurde mit den *Monumenta typographica* des Hofrats Friedrich Wilhelm von Duve im Winter 1781/82 erworben. Neben einem Fragment sind lediglich vier Exemplare bekannt, davon auf dem Kontinent nur dieses Exemplar.

**U 2** Gossoin von Metz [mutmaßl. Verfasser]:

Myrrour of the worlde. [Westminster: William Caxton, 1481]. 2°

SUB Göttingen: 4° H. un. II, 42 Inc. Rara

Die von William Caxton stammende Übersetzung des *Image du monde*, einer Enzyklopädie des spätmittelalterlichen Weltbilds, enthält die ersten in England in Holzschnitt gedruckten Buchillustrationen. Die Texterläuterungen sind von Hand eingeschrieben. Der Druck wurde ebenfalls mit der Sammlung von Duve in Hannover erworben.

**U 3** Godefroy of Boloyn, or the siege and conquest of Jerusalem, or Eracles. Westminster: William Caxton, 20. November 1481. 2°

SUB Göttingen: 4° H. un. III, 3677 Inc. Rara

Die Türkengefahr war dem späten 15. Jahrhundert (Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1456) durchaus geläufig.

Eine Erinnerung an die Heldentaten der Kreuzritter entsprach Caxtons Publikationsprogramm. Der Druck wurde am 24. April 1786 auf einer Auktion in

Hannover erworben und war wahrscheinlich ursprünglich mit dem folgenden Titel zusammengebunden.

**U 4** Christine de Pisan:

The Fayt of armes and of chyvalrye. [Westminster:] William Caxton, 14. Juli 1489. 2°  
SUB Göttingen: 4° Ars milit. 220/9 Inc. Rara

Diese Kompilation klassischer und mittelalterlicher Texte zur Kunst der Kriegführung übersetzte William Caxton auf Veranlassung König Heinrichs VII. ins Englische. Als Vorlage stellte der König Caxton eine Handschrift aus seinem eigenen Besitz zur Verfügung.

## Zwei Drucke aus Caxtons flandrisch-niederrheinischem Umfeld

**U 5** Marcus Portius Cato (Censorius):

Disticha moralia (franz.). Cathon son livre de bonnes meurs. [Brügge: Colard Mansion, ca. 1476/77].

SUB Göttingen: 4° Auct. lat. I, 2351

**U 6** Werner Rolevinck:

Fasciculus temporum (niederländisch). Dat boeck dat man hiet Fasciculus temporum: inhoudende die Chronjiiken van ouden tijden. Utrecht: Jan Veldenaar, [14. Februar] 1480.

SUB Göttingen: 4° H. un. II, 40 Inc.

Zusammen mit Colard Mansion in Brügge brachte Caxton seine ersten Drucke heraus. Johann Veldener aus Utrecht versorgte ihn mit Drucktypen.

## Caxtons Geselle und Nachfolger Wynkyn de Worde und sein Londoner Konkurrent Robert Pynson

**U 7**

The Chastysing of goddes chylthern. [Westminster: Wynkyn de Worde [1493?]. 2°  
SUB Göttingen: 4° Th. mor. 138/53 Inc. Rara

Dieses Buch zeigt den ersten Versuch, in Westminster ein Titelblatt zu gestalten. Das bei Caxton üblicherweise freie erste Blatt enthält hier eine knappe Inhalts- und Titelangabe. Das Typenmaterial hatte de Worde zunächst direkt von Caxton übernommen.

**U 8** Ranulphus Higden:

Polychronicon. Westminster: Wynkyn de Worde, 13. April 1495. 2°

SUB Göttingen: 8° H. Brit. un. I, 4335 Inc.

Die bis in das Jahr 1357 reichende lateinische Chronik des Mönchs Ranulphus wurde von John Trevisa ins Englische übersetzt und von William Caxton bis zum Jahr 1460 fortgesetzt. De Worde legt hier einen Nachdruck der Erstausgabe Caxtons aus dem Jahr 1481 (?) vor.

**U 9** Giovanni Boccaccio:

The falle of princis princessis & other nobles. London: Richard Pynson, 27. Januar 1494. 2°

SUB Göttingen: 2° H. un. I, 1285 Inc. Rara

Der Drucker Pynson stammte aus der Normandie, studierte in Paris und brachte eigenes Typenmaterial nach England mit. Er entwickelte ein breites Verlagsprogramm und konnte sich ab 1506 *regius impressor*, Drucker des Königs, nennen. Im Vorspann des Druckes, einer Übersetzung von Boccaccios *De casibus virorum illustrium* durch John Lydgate, verbirgt sich der geläufige Verfassersname unter dem heute kaum verständlichen rein phonetisch tradierten „Anglizismus“ *John Bochas*. Aufgeschlagen ist die Abbildung zum Aufstieg und Fall des alttestamentarischen Königs Saul.

**U 10** Expositio hymnorum secundum usum Sarum. [London:] Richard Pynson [1498]. 4°

SUB Göttingen: 8° H. eccl. Rit. I, 9260 Inc.

**U 11** William Lyndewode:

Constitutiones provinciales ecclesiae anglicanae. [London:] Richard Pynson [1499]. 8°

SUB Göttingen: 8° Jus. stat. XIV, 8844 Inc. Rara

Religiöse und juristische Texte in hohen Auflagen, wie dieses in mehreren Schriftgrößen gedruckte Gesangbuch und der kirchenrechtliche Text, waren der kommerzielle Rückhalt der englischen Frühdrucker. Der Druck wurde im April 1781 auf einer Auktion in Kopenhagen erworben.

## Ein Frühdruck aus Oxford

**U 12** Egidio Colonna, Erzbischof von Bourges:

Tractatus de peccato originali. Oxford: Theoderic Rood (?), 14. März 1479. 4°

SUB Göttingen: 8° Patr. lat. 1832/55 Inc.

In der Universitätsstadt Oxford brachte der aus Köln stammende Drucker Theoderic Rood erstmals im Dezember 1478 ein Buch heraus. Das hier gezeigte Werk, der dritte Oxforder Druck, ist wohl die früheste englische Inkunabel in der Sammlung der Göttinger Bibliothek. Das aufgeschlagene Kolophon (Schlusschrift) ist im Gegensatz zu allen anderen Frühdrucken aus Oxford in roter Farbe gedruckt und handschriftlich noch korrigiert. 1750 aus Osbornes Katalog vom Dezember 1749 als Nr. 3285 erwor-

ben, ursprünglich aus der Bibliotheca Harleiana, gebunden in rotem Maroquin mit reicher Goldverzierung von Christopher Chapman.



# DER MAINZER PSALTER AUS WINDSOR CASTLE

*Reimer Eck*

Mit der zweiundvierzigzeiligen Gutenberg-Bibel legte die Mainzer Werkgemeinschaft Johann Gutenbergs und seines Finanziers Johannes Fust ein Druckwerk vor, das allein aufgrund seiner Präzision des Satzes und ästhetischen Gestaltung der Druckseiten unbestritten als einer der Höhepunkte der Buchdruckerkunst gelten kann. Die auf den Druck folgende farbige Ausmalung mit Initialen und Randleisten nach Vorlage eines Musterbuchs ist im Bestand der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen besonders glücklich belegt.<sup>1</sup> Noch lange wurden Inkunabeln regelmäßig nach dem reinen Druck von einer weiteren Fachkraft farbig rubriziert, d.h. der meist sehr kompakt gesetzte Text wurde optisch gegliedert, oft auch paginiert und mit Kopftiteln versehen. Schließlich wurden die vom Druck meist frei gelassenen Felder für die Initialen, also die Großbuchstaben, etwa zu Anfang der einzelnen Kapitel, von einer weiteren Fachkraft mehr oder weniger aufwändig ausgemalt. Ganz den Traditionen der spätmittelalterlichen Skriptorien folgend, trat also nach dem Schreiber ein Illuminator zur künstlerischen Ausgestaltung des Werkes ein. Allerdings konnte dieser Aufwand, schon aus Kostengründen, auch ganz oder teilweise unterbleiben. Sehr viele frühe Inkunabeln sind in einem reinen Zustand „nach der Presse“ überkommen. Schrittweise setzten sich später Zierbuchstaben in Holzschnitt für die Initialen und eine etwas lockerere Textgestaltung durch.

Der bei Johann Fust und Peter Schöffer gedruckte Mainzer Psalter des Jahres 1457 ist in vieler Hinsicht ein einmaliges Buch.<sup>2</sup> Erstmals enthält hier ein Druckwerk ein vollständiges Kolophon, also einen Schlussvermerk, der Drucker, Ort und Zeitpunkt des Abschlusses der Arbeit deutlich festhält. Zugleich entsteht hier aufgrund des neuen großen Schriftgrades ein gedrucktes Buch, mithilfe dessen, wenn es auf einem Stehpult ausgelegt ist, auch Gruppen von Mönchen oder Klerikern zeitgleich den liturgischen Übungen der Psalmen und Stundengebete nachkommen können. Noch wichtiger aber ist in druckhistorischer Hinsicht der erfolgreiche Versuch, nunmehr in einem Arbeitsgang einen illuminierten und deutlich gegliederten Text herzustellen.

---

1 Zu den Göttinger Gutenberg-Zimelien s. <http://www.gutenbergdigital.de/>. – Die drei wichtigen Dokumente zur Frühgeschichte des Buchdrucks auch beschrieben in: Kind, Helmut/Rohlfing, Helmut: Gutenberg und der europäische Frühdruck. Zur Erwerbungs-geschichte der Göttinger Inkunabelsammlung, Göttingen 1995, S. 70–75.

2 Zum Mainzer Psalter: Mazal, Otto: Der Mainzer Psalter von 1457. Kommentar zum Faksimile von 1969, Zürich 1969.

In einem einzigen Druckgang wurde nach allgemeinem Konsens der Forschung hier in drei Farben, der Textkorpus in Schwarz, die Text hervorhebungen in Rot- und Blaudruck sowie die großen Unzialinitialen mit den kleineren Initialen, alle meist von reichem Rankenwerk umgeben, auf das Pergament gedruckt.

Der Arbeitsaufwand war allerdings nicht unerheblich. Zunächst wurde der Textkorpus in der großen Psaltertype, mitunter auch in zwei Schriftgraden gesetzt, in der Druckform fixiert und schwarz eingefärbt. Dann mussten die farbigen Textzeilen und Einzelbuchstaben eingefärbt und montiert werden. Schließlich wurden die Initialen und das sie umgebende Rankenwerk, das wohl aus einzelnen, ineinander fassenden Messingstempeln bestand, jeweils nach einem festgelegten künstlerischen Konzept gefärbt und in den Druckblock eingespannt.<sup>3</sup> Das Ergebnis ist, so ist sich die Forschung einig, in seiner bestechenden Harmonie und Eleganz eines der schönsten gedruckten Bücher aller Zeiten.

Ein weiterer Druckgang derselben Seite erforderte dann allerdings das Herausnehmen der Zierelemente aus dem Satzblock und erneutes sorgfältiges Einfärben. So sind bei Fust und Schöffer in den Folgejahren zwar noch ein weiterer, der sogenannte Bursfelder, Psalter und ein Canon Missae, eine kleine Messordnung von nur wenigen Seiten, auf diese Weise gedruckt worden. Die zweite Mainzer Bibel von Fust und Schöffer aus dem Jahre 1462 wurde zum Teil auch noch in dieser Methode gegliedert und geschmückt. Wahrscheinlich aber erwies sich diese neue Technologie des Druckens als zu kostenintensiv, so dass man später wieder in konventionelleren Formen druckte und die Nacharbeiten und Illustrationen derartiger Texte dem Rubrikator und Illuminator überließ.

Mit großer Wahrscheinlichkeit hatte Johann Gutenberg diesen Druck bereits einige Jahre geplant und weitgehend vorbereitet, wurde aber durch den verlorenen Prozess gegen Johann Fust und den daraus resultierenden Verlust des Arbeitsgeräts und der Infrastruktur der Druckerei der ersten Bibel um die Früchte seiner Arbeit gebracht. In der Schlusschrift wird der Name Gutenbergs nicht genannt, obwohl er sich um diese Zeit wohl noch in Mainz aufhielt:

„Das vorliegende Buch der Psalmen mit feierlichen Grossbuchstaben geziert und durch Rubriken übersichtlich gestaltet wurde durch die kunstreiche Erfindung des Druckens und Typenschneidens ohne Anwendung des Schreibrohrs so hergestellt und zur Ehre Gottes mit Fleiss vollendet von Johannes Fust, Bürger von Mainz und Peter Schoffer aus Gernsheim im Jahre des Herrn 1457 am Vorabend der Aufnahme [Mariens

3 Zu diesen Arbeitsgängen s. Schneider, Cornelia: Gutenberg – der Erfinder und seine Bücher, in: Gutenberg. 550 Jahre Buchdruck in Europa, (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, 62), Weinheim 1990. S. 52.

4 Übersetzung nach: Geldner, Ferdinand: Inkunabelkunde. Eine Einführung in die Welt des frühesten Buchdrucks, Wiesbaden 1978, S. 92.

in den Himmel = 14. August].“<sup>4</sup>

Der Mainzer Psalter ist in zwei Formen überliefert. Das hier betrachtete Exemplar gehört zur kürzeren Fassung zu 143 Blatt. Es enthält die Psalmen, nicht in biblischer, sondern in liturgischer Reihenfolge, wie sie im Ablauf der Woche gesungen wurden. Zwischen den Psalmen sind biblische Cantica, Gebete u.ä. eingefügt, so dass man den Psalter auch als Brevarium bezeichnen könnte. Weiterhin sind Leeräume gelassen, in die später von Hand Antiphonen, oder Wechselgesänge, nach dem Gebrauch der jeweiligen Diözese eingetragen werden konnten. An einigen Stellen, dort, wo vermutlich keine Unterschiede zwischen dem Usus der einzelnen Diözesen bestanden, sind solche liturgischen Texte in der kleineren Type bereits eingedruckt. Dabei wurde jeweils Platz für Notenlinien gelassen. Die längere Fassung des Mainzer Psalters enthält die Antiphonen nach Mainzer Gebrauch, ist aber, was die große Type betrifft, textgleich. Der zusätzliche Text ab Blatt 144–175 enthält die Allerheiligenlitanei, die Vigiliae mortuorum und weitere liturgische Texte nach Mainzer Usus.<sup>5</sup> Nur je fünf Exemplare beider Fassungen des Psalters sind überliefert. Die Druckauflage dürfte nicht sehr hoch gewesen sein, vielmehr erforderte ein so aufwändiges und personalintensives Werk sofortigen Absatz, quasi auf Subskription. Mehr wegen seiner Schönheit als wegen seiner Seltenheit wurde das Buch früh von den Inkunabelsammlern der Neuzeit geschätzt und gesucht.

Das hier besprochene Exemplar wurde im Winter 1781/82 von der Göttinger Bibliothek mit der Sammlung der *Monumenta typographica* des Geheimen Kanzleisekretärs Friedrich Wilhelm von Duve aus Hannover erworben.<sup>6</sup> Dieser hatte die Kostbarkeit im Jahr 1758 vom Ursulinen-Kloster in Hildesheim erstanden. Der Sammler und auch die Göttinger Bibliothekare waren sich der Besonderheit dieses Druckes wohl bewusst. Zur Zeit von Duves waren lediglich fünf Exemplare bekannt. Nicht einmal zwanzig Jahre ist der Psalter im Besitz der Bibliothek geblieben, denn sie musste das schöne seltene Stück im Jahr 1800 an den Landesherrn, König Georg III. von England, abgeben, der ein ausgewiesener Sammler bibliophiler Raritäten war.<sup>7</sup> Noch heute grüßt die imposante Schauwand der King's Library, eben der Bibliothek Georgs III., den Besucher des neuen Gebäudes der British Library bei St. Pancras Station. Wie hoch der Mainzer Psalter eingeschätzt wurde, beweist auch die Tatsache, dass dieses Buch von der königlichen Familie nicht, nachdem ihre finanziellen Ansprüche abgegolten waren, mit der gesamten Bibliothek Georgs III. der Nation überlassen wurde,

---

5 Zu den verschiedenen Inhalten des Psalters vgl. Böhm, Anke: Das Psalterium Moguntinum. Kann man aufgrund von Satzvarianten verschiedene Ausgaben erschließen?, in: Gutenberg Jahrbuch 1989, S. 30–38.

6 Zur Erwerbungs geschichte und dem weiteren Verbleib dieses vormals Göttinger Exemplars des Mainzer Psalters vgl. Kind, Helmut: Friedrich Wilhelm von Duves Inkunabelsammlung, in: Gutenberg Jahrbuch 1991, S. 356–358.

sacrificiū iusticie oblatōnes et lolo causta:  
 tūc imponēt sup altare tuū vinilos. **Antiph.**

**D**ilexit me deus. **I**ntellige de iudicio meum  
 domine. **V**erba mea. **D**eus deus meus ad te  
 de luce vigilo. **I**psium. **O**mne scius est

**O**mniferebor tibi domine. **Cant. Psal.**  
 Quā iracis es michi: cōfusus ē furo:  
 tuus et solatus es me. **H**ec dō saluator  
 meus: fiducialitē agā et nō timebo. **Q**uia  
 fortitudo mea et laus mea dñs: et factus  
 est michi in salutem. **D**aurietis aquas in  
 gaudio de fontibz saluatoris: et dicetis in  
 illa die cōfiteamini dño: ⁊ inuocate nomen  
 eius. **N**otas facite in populis adinūctio-  
 nes eius: memēto te quā excelsum est nomē

Abb. 43 Mainzer Psalter, p. 48v (V 3)

The Royal Collection © 2005, Her Majesty Queen Elizabeth II.



Abb. 44 Mainzer Psalter, p. 49r (V 3)

sondern mit einigen anderen Raritäten seither in der Royal Library in Windsor Castle aufbewahrt wird. Als Gegenleistung hatte der König zumindest eine stattliche finanzielle Entschädigung in der Höhe von £ 400 für die Göttinger Bibliothek zugesagt, doch die Auszahlung erfolgte erst nach den napoleonischen Kriegswirren im Jahr 1817 nach Hannover, wo das Geld ausschließlich für die Göttinger Universität, nicht aber für die Göttinger Bibliothek verwendet wurde. Mehrfach, so 1849 und noch 1892, bemühte sich die Bibliothek mittels Eingaben darum, zumindest eine gewisse Entschädigung für den großen Verlust zu erlangen. Sämtliche Bemühungen aber blieben vergeblich, und so kann es sich auch als Nachteil erweisen, dass der in einer anderen Welt lebende Landesherr auch über die Bibliotheksverhältnisse in der südniedersächsischen Provinz wohl informiert ist.

Ihrer Majestät der Königin Elizabeth II. sei herzlich dafür gedankt, dass der Mainzer Psalter aus Windsor Castle für einige Wochen nach Göttingen zurückkehren darf.

## Exponate V

**V 1** Biblia (lat.). Mainz, um 1454. Bd. 1-2.

SUB Göttingen: 2° Bibl. I, 5955:1-2 Inc. Rara Cim.

Die Auflage der ersten gedruckten Bibel umfasste wahrscheinlich etwa 180 Exemplare (140 Papier- und 40 Pergamentexemplare). Heute sind weltweit 49 vollständige und unvollständige Stücke der Gutenberg-Bibel bekannt, darunter zwölf auf Pergament gedruckte Bibeln. Zu den vier vollständigen Pergamentdrucken gehört auch das Exemplar der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Als Vorlage für ihre Illuminierung diente sehr wahrscheinlich das Göttinger Musterbuch. Ursprünglich gehörte das Göttinger Exemplar einem niedersächsischen Kloster. Im 16. Jahrhundert im Besitz des braunschweigischen Herzoghauses, wurde es nach dem Tode Herzog Erichs II. (1584) von seinem Sohn Wilhelm von Lysfelt außer Landes genommen, jedoch in Fritzlar zurückgelassen, nach Wilhelms Tod (1585) von Herzog Julius von Braunschweig zurückgefordert und 1587 an ihn nach Wolfenbüttel abgeliefert. Mit der älteren Wolfenbütteler Bibliothek kam die Bibel 1614 an die Universitätsbibliothek Helmstedt, von dort nach deren Auflösung zur Zeit des Königreiches Westfalen 1812 nach Göttingen.

**V 2** Göttinger Musterbuch. Pergamenthandschrift, um 1450.

SUB Göttingen: 8° Cod. Ms. Uff. 51 Cim.

Das Göttinger Musterbuch enthält Anweisungen für die Herstellung von Laubwerk, Initialen und gemusterten Gründen in verschiedenen Farbzusammenstellungen. Der in dieser Handschrift erläuterte Buchschmuck findet sich in der Zeit des frühesten Buchdruckes in mehreren Gutenberg-Bibeln, darunter auch im Göttinger Exemplar. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass dieses Musterbuch als Vorlage für die Ausschmückung der Göttinger Gutenberg-Bibel diente. Nach Göttingen gelangte die Handschrift 1770 mit dem Vermächtnis der Bibliothek des Frankfurter Stadtbaumeisters Johann Friedrich Armand von Uffenbach.

**V 3** Psalterium Moguntinum. Mainz: Johann Fust und Peter Schöffer, 1457.

The Royal Collection, Windsor Castle

Der bei Johannes Fust und Peter Schöffer gedruckte Mainzer Psalter des Jahres 1457 ist in vielerlei Hinsicht ein einmaliges Buch. Erstmals erhielt ein Druckwerk in der Schlussschrift einen Hinweis auf Drucker, Druckort und Datum sowie das Allianzsignet der Gemeinschaftsdruckerei. Besonders wichtig ist der erfolgreiche Versuch, in einem einzigen Druckgang in drei Farben - der Textkorpus in Schwarz, die Texthervorhebungen in Rot und Blau - auf das Pergament zu drucken. Eines der zehn Exemplare dieses Prachtwerkes besaß die Göttinger Bibliothek, bis König Georg III. es im Jahre 1800 für seine Privatbibliothek anforderte und es an ihn abgegeben werden musste.

Aufgeschlagen sind p. 48v. und p. 49r., die das *Canticum Isaiae* (Jes. 12, 1-6) und den Beginn des Psalms 38 (39) abbilden.

**V 4** Monumenta typographica [Rückentitel]. Catalogus librorum ab incunabilis artis Typographicae usque ad annum 1510 impressorum.

SUB Göttingen: Bibl. Arch. Kat. 32

Der kurbraunschweigisch-lüneburgische Hofrat und Geheime Kanzlei-Sekretär Friedrich Wilhelm von Duve besaß eine umfangreiche Sammlung alter Drucke, die in diesem handschriftlichen Katalog dokumentiert sind. Er verzeichnet insgesamt 704 von 1501 bis 1510 erschienene Drucke, darunter auch den Mainzer Psalter. Die Übernahme der außergewöhnlich reichhaltigen Sammlung von Duves im Jahre 1782 war die an Zahlen stärkste Erweiterung des Inkunabelbestandes in der Geschichte der Göttinger Bibliothek.

**V 5** Biblia (lat.). Mainz: Johannes Fust und Peter Schöffer, 1462.

SUB Göttingen: 2° Bibl. I, 6002 Inc. Rara

Während der Typenapparat des Mainzer Psalters wohl noch auf Gutenberg zurückgeht, entwarf Peter Schöffer, der technische Leiter der Fust-Schöffer'schen Druckerei, eine kleinere, aber gut lesbare Gothico-Antiqua. Die in 48 Zeilen gedruckte Bibel ist die vierte lateinische Bibel nach der 42zeiligen, der 36zeiligen und der 49zeiligen Mentelin-Bibel. Das Göttinger Exemplar gehört zu den wertvollsten Stücken der Inkunabelsammlung von Duves, die von der Göttinger Bibliothek erworben wurde. Aufgeschlagen ist das Signet der Druckergemeinschaft, der an einem Knotenstock aufgehängte doppelte Wappenschild. Die Schlussbemerkung weist ausdrücklich darauf hin, daß das Buch „in der neuen Kunst des Druckens“ hergestellt wurde.



# Literaturvermittlung zwischen Göttingen und England im 18. Jahrhundert

*Theodor Wolpers*

Der bei weitem größte Teil der Literaturvermittlung zwischen Göttingen und England im 18. Jahrhundert verläuft der Richtung nach von England nach Göttingen. Eine der wenigen bedeutenden Ausnahmen ist die Rezeption von Bürgers *Lenore* in Großbritannien, die an anderer Stelle dieses Katalogs behandelt wird.<sup>1</sup> Aber auch in Göttingen selbst kommt es – unmittelbar vor dem Jahrhundertende – zu einem interessanten Fall von Rezeption deutscher Literatur, nämlich zur Begegnung des englischen Romantikers Samuel Taylor Coleridge mit deutscher Dichtung und Sprache und zu seiner inspirierenden Erfahrung und poetischen Gestaltung einer Harzwanderung.

## 1. Die Rezeption englischer Literatur in Göttingen im 18. Jahrhundert

### 1.1 *Die besonderen Rezeptionsbedingungen in Göttingen: Das Zusammenspiel von Universität, Akademie und Bibliothek*

Um die Breite und Vielfalt zu verdeutlichen, in welcher im 18. Jahrhundert die Rezeption englischer Literatur in Göttingen verlief, werden hier drei Fälle ausgewählt und in ihrer Entwicklung verfolgt, die auf sehr verschiedenen Ebenen liegen: (1) die in Göttingen kompilierten ersten Lehranthologien zur englischen Literatur, (2) Albrecht von Hallers in ganz Europa beachtete Besprechung von Richardsons Roman *Clarissa* und dessen Übersetzung durch Johann David Michaelis sowie (3) die weit über Göttingen hinaus wirkende Shakespeare-Rezeption.<sup>2</sup> Sie sind nicht nur von jeweils eigenem

---

1 Vgl. den Beitrag von R. Eck über „Originalgenie, Ossian, Münchhausen und Lenore“.  
2 Für diese Bereiche greift die Darstellung zusammenfassend auf folgende Arbeiten des Verfassers zurück: Die Shakespeare-Sammlung der Göttinger Universitätsbibliothek im 18. Jahrhundert, in: Shakespeare-Jahrbuch West, 1988, S. 58–84. – Englische Literatur in der Göttinger Universitätsbibliothek des 18. Jahrhunderts, hrsg. von H.-J. Müllenbrock u. Th. Wolpers, (Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 14b), Göttingen 1988. – Göttingen als Vermittlungszentrum englischer Literatur im 18. Jahrhundert, in: Philologie in Göttingen. Sprach- und Literaturwissenschaft an der Georgia Augusta im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, hrsg. von R. Lauer, Göttingen 2001, S. 91–136.

Gewicht, sondern lassen auch die einmalig günstigen Rezeptionsbedingungen erkennen, die dazu führten, dass Göttingen im 18. Jahrhundert zum wichtigsten Vermittlungszentrum englischer Literatur im deutschen Sprachraum wurde und in dieser Rolle Hamburg, Zürich und Leipzig überflügelte. Grundlegend war das starke persönliche Interesse, das gerade die prominentesten Professoren – unter ihnen Albrecht von Haller, Johann David Michaelis und Georg Christoph Lichtenberg – der englischen Literatur und Lebensart entgegenbrachten. Hinzu kam die institutionelle Beziehung der Universität zu England, die – 1734 gegründet und 1737 feierlich eröffnet – als *Georgia Augusta* den Namen Georgs II., des Königs von England und Kurfürsten von Hannover, trug, der ihr als offizieller Gründer und *Rector perpetuus* vorstand. Die entscheidenden Impulse jedoch gingen vom neuen Wissenschaftsgeist aus, der die junge Aufklärungsuniversität erfüllte und der sich verstärkt in der 1751 unter Haller gegründeten *Königlichen Societät der Wissenschaften* (danach *Gesellschaft*, heute *Akademie der Wissenschaften*) artikulierte, die mit ihrem Namen ebenfalls auf England, die *Royal Society*, verwies. Mit ihrer neuen (von Haller definierten) Form der klaren und kritischen, internationalen Literaturanzeige, die sie in ihrem äußerst schnellen Rezensionsorgan, den (bis heute bestehenden) *Göttingischen gelehrten Anzeigen* (GGA) publizierte,<sup>3</sup> erreichte sie ganz Europa und machte Göttingen mit den jeweils neuesten Veröffentlichungen bekannt, was sich vorteilhaft auf den Büchererwerb auswirkte. Auf andere Weise einflussreich war die ebenfalls neue Publikationsform der ausführlicheren (Akademie-)Abhandlung, die als sachliche Mitteilung von Forschungsergebnissen die ältere Form der akademischen Streitschrift („Dissertation“) ablöste.

Die neuen Wissenschaftsprinzipien – erfahrungsbezogene Begriffs- und Theoriebildung, experimentelle Methoden und ein nüchtern-pragmatischer Sinn, dazu ein Streben nach enzyklopädischer Gesamterfassung des Wissensstoffes und zunehmend auch eine historisch ausgerichtete Text- und Quellenkritik – führten sowohl zu Wandlungen in den bestehenden Disziplinen als auch zur Einrichtung neuer Fächer und Fachkombinationen wie Staatenkunde und Staatswissenschaften in Verbindung mit Rechts- und Kameralwissenschaft, Verfassungslehre, Reichs- und Territorialstaatsrecht und pragmatischer Reichs- und Staatengeschichte.<sup>4</sup> Letzteres war besonders für junge Adlige und künftige Kammervorwarter und Hofmeister von Interesse, die zunehmend in Göttingen, der inzwischen standesgemäßen „Prinzen-Universität“, studierten. Gleichzeitig verstärkte sich der Praxisbezug im akademischen Unterricht, und an

3 Vorher hießen sie *Göttingische gelehrte Zeitungen* und *Anzeigen von gelehrten Sachen*.

4 Vgl. Link, Chr.: Rechtswissenschaft, in: *Wissenschaften im Zeitalter der Aufklärung*, hrsg. von R. Vierhaus, Göttingen 1985, S. 120–142, hier S. 134. – Bödeker, H. E.: *Das staatswissenschaftliche Fächersystem im 18. Jahrhundert*, in: (ebd.), S. 142–162. Vgl. auch Short Account, Abschnitt 1.2.1.

modernen Sprachen wurde neben Französisch und Italienisch erstmals in Deutschland nun auch Englisch angeboten.

Ergänzt und zum großen Teil erst ermöglicht wurden diese Aktivitäten durch den Aufbau der ersten modernen Forschungsbibliothek, die das fortschreitende Wissen der Welt in seinen Publikationen systematisch sammelte, ordnete und ständig ergänzte sowie in freizügiger Weise für Professoren und Studenten zugänglich machte. Dass dies gelang, war die Leistung Christian Gottlob Heynes, des bedeutendsten Bibliothekars des 18. Jahrhunderts, der die Bibliothek fast ein halbes Jahrhundert, von 1763 bis 1812, leitete. Da er zugleich als Professor der Beredsamkeit und berühmter Klassischer Philologe, zudem (seit 1770) als Sekretär der *Gesellschaft der Wissenschaften* und Herausgeber der *GGA* tätig war, ergab sich ein einmalig fruchtbares Zusammenspiel von Universität, Akademie und Bibliothek, das über Göttingen hinaus wirkte. Für Wilhelm von Humboldt, der in Göttingen studiert hatte, wurde die in dieser Dreigliederung gegebene Einheit von Forschung und Lehre richtungweisend, als er 1810 die Berliner Universität gründete, und die Bibliotheksstruktur wurde zum Vorbild für das Britische Museum und die Universitäten Harvard und München.

Für die Qualität der Literaturvermittlung entscheidend war nicht nur das schnelle Anwachsen der Buchbestände – von anfangs 60.000 Bänden auf ungefähr 160.000 am Jahrhundertende,<sup>5</sup> von denen jedes sechste oder siebente Buch ein englisches gewesen sein soll –, sondern wesentlich auch die Auswahl nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Nach den von Heyne in seinem sogenannten Vermächtnis niedergelegten Anschaffungsprinzipien<sup>6</sup> sollten die „wichtigsten Schriften aller Zeiten und Völker in allen Wissenschaften, in einheimischer und ausländischer Literatur“ erworben werden in dem Bestreben, vornehmlich die „Quellen von Systemen“ zu erfassen und „der immer fortschreitenden wissenschaftlichen Cultur“ zu dienen. Das müsse ununterbrochen und nach einem „wissenschaftlichen Plan, nicht nach Liebhaberey einzelner Fächer“ geschehen. Deshalb würden auch „Prachtbücher“, wie mit göttingischer Nüchternheit hinzugefügt wird, „nicht gern angeschafft [...], wenn sie nicht auch innern wissenschaftlichen und Kunstwerth haben“. Eine nur „secondäre Stelle“ erhalten ferner „der flüchtige, wandelbare, Zeitgeschmack und Mode-Litteratur“, was auch – wie die Shakespeare-Rezeption zeigt – die Literaturkritik betrifft, sofern sie dem Modischen verhaftet bleibt. Am Jahrhundertende waren die englischen Bestände so reichhaltig und zuverlässig, dass in Göttingen die erste – in England noch nicht existierende – systematische Bibliographie zur englischen (und

---

5 Laut Short Account (Abschnitt 1.2.1), S. 36 u. J. C. Claproth (Anm. 8), S. 58. Vergleichszahlen: Universitätsbibliothek Halle: 12.000 (1780), Cambridge University Library: ca. 30.000 (Jahrhundertmitte).

6 GGA, 1810, S. 849–55.

nordamerikanischen) Literatur entstehen konnte: *Das gelehrte England oder Lexikon der jetztlebenden Schriftsteller in Großbritannien, Irland und Nord-Amerika nebst einem Verzeichnis ihrer Schriften. Vom Jahr 1770 bis 1790* (Berlin/Stettin 1791), verfasst von Jeremias David Reuss, langjährigem „Unter-Bibliothekar“ und seit 1812 Nachfolger Heynes als Bibliotheksdirektor. Das Handbuch hatte der Verleger Nicolai, bei dem es erschien, wegen des stark angestiegenen Interesses an englischer Literatur angeregt.

## 1.2. Göttinger Lehranthologien und Literaturunterricht

### 1.2.1 John Tompson, *English Miscellanies* (1737) und der *Short Account* (1748)

Die früheste Göttinger Vermittlung englischer Literatur vollzog sich auf der bescheidenen Ebene des akademischen Sprach- und Literaturunterrichts. Die erste dafür zusammengestellte Textsammlung, John Tompsons *English Miscellanies*, erschien pünktlich zur Eröffnung der Universität 1737, zunächst einbändig (ca. 600 Seiten), dann in weiteren Auflagen (1746, 1755, 1766) zweibändig (je ca. 1.100 Seiten), was ihren Erfolg zu belegen scheint. Der Herausgeber, ein Londoner, der mehrere europäische Sprachen beherrschte, war als Lektor für Italienisch an der Universität Helmstedt tätig gewesen, bevor er in Göttingen 1735 die – in Deutschland erste – Stelle eines „Sprachmeisters“ oder *lector publicus* für das Englische übernahm, eine Sprache, die im Gegensatz zum Französischen – der Sprache der Höfe und der Gebildeten – und zum Italienischen auf dem Kontinent noch weitgehend unbekannt war. Mit seinen *English Miscellanies*, der weltweit ersten Lehranthologie zur englischen Literatur, bewies Tompson, dass er mehr als ein gewöhnlicher Sprachmeister war und wie ein Göttinger Professor lehren konnte. Von einem solchen erwartete Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen, der mit der Universitätsgründung beauftragte Hannoversche Geheime Rat und erste Kurator der Universität, dass er „nach seinem eigenen Compendio, Institutionen, Lehrbuch etc. seine Wissenschaft vortrage, wie es denn wirklich bey uns fast für eine Schande gehalten wird, über ein fremdes Lehrbuch zu lesen“.<sup>7</sup> Tompson wurde denn auch 1751 zum außerordentlichen, 1762 zum ordentlichen Professor ernannt.

Seine Sammlung diente dem Titelblatt zufolge zunächst dem Erlernen der „nützlichen“ englischen Sprache (“chiefly intended for the Advantage of such, as are willing to apply themselves to the learning of this usefull Language”). Jedoch zielte sie zugleich auf Geschmacksbildung mit Hilfe von Texten „aus den meistgeschätzten Auto-

---

7 Zitiert nach: Die Gründung der Universität Göttingen. Entwürfe, Berichte und Briefe von Zeitgenossen, hrsg. von E. F. Rössler, Göttingen 1855, S. 474.

ren englischer Zunge“ (“out of the most approved Authors in the English Tongue”). Dabei mischte Tompson – auch das ist eine anthologiegeschichtliche Neuheit – Prosa, Drama und Dichtung. Möglicherweise ließ er sich dabei durch den neuen Lesebuchtyp der Chrestomathie anregen, den Johann Matthias Gesner in Göttingen für die Zwecke der Klassischen Philologie einführte. Inhaltlich stellte er sich jedoch auf den neuen Wissenschaftsgeist und die in Göttingen betonten neuen Fächer ein, wie sie auch der *Short Account of His Majesty's late Journey to Goettingen and of the New University there. In a Letter to My Lord \*\** (Göttingen 1748) hervorhebt.<sup>8</sup>

Diese Werbeschrift für Göttingen, die als fiktiver Brief an einen nicht genannten Lord gerichtet ist – in der Hoffnung, auch englische junge Herren, vor allem Adelsöhne, als Studenten zu gewinnen – nennt als frei wählbare Vorlesungen “Lectures of History upon the chief Kingdoms and States of Europe; Lectures upon the political System of Europe; Military Architecture, & on Experimental Philosophy” (S. 33). Überhaupt belasse man es nicht bei „bloßer, trockener Theorie“ (“bare dry Theory”), weder bei Theologie- noch Rechts- oder Medizinstudenten, und in den weltmännischen Künsten stünden die Reit-, Fecht- und Tanzmeister ebenso bereit wie die Sprachmeister für Französisch, Italienisch und in Göttingen nun auch Englisch. Zudem sei John Tompson, der für seine Studenten eine Sammlung bester englischer Prosa und Dichtung herausgegeben habe (“taken out of some of our best authors, and printed here for the Use of his Scholars”), wegen seiner europäischen und besonders deutschen Sprachkenntnisse “the very proper Person for teaching this language to English Gentlemen” (S. 31–32). Etwaige moralische Bedenken der englischen Lords gegenüber der kontinentalen Neugründung und angesichts des schlechten Rufs deutscher Studenten werden mit dem Hinweis zerstreut, dass die Professoren auf Wunsch die persönliche Betreuung der jungen Herren – damals kaum siebzehnjährig – übernehmen und bemüht seien, sie durch „sanfte und freundliche Ermahnungen an ihre Pflicht zu erinnern, sobald sich die geringste Gefahr bemerkbar mache, dass sie extravagant oder liederlich werden könnten“ (“any Danger of their growing extravagant, or debauched”) – in welchem Falle sofort die Eltern oder Tutoren benachrichtigt würden (S. 14–15). Lichtenberg, für seine Anglophilie bekannt, nahm sich wiederholt englischer Studenten an, las aber auch gern Shakespeare mit ihnen.

---

8 Dieser Bericht entstand anlässlich des feierlichen Besuchs Georgs II. am 1. August 1748 in seiner Universität. Verfasst wurde er wahrscheinlich von Haller in Zusammenarbeit mit dem Juristen J. C. Claproth, der im selben Jahr einen ähnlichen Bericht in Briefform veröffentlichte: Der gegenwärtige Zustand der Göttingischen Universität, in Zweenen Briefen an einen vornehmen Herrn im Reiche, Göttingen 1748. Mit Sicherheit war – wie das vorzügliche Englisch zeigt – der von Haller hochgeschätzte John Tompson beteiligt, der überdies im Bericht als Lektor empfohlen wird. – Weitere Einzelheiten s. Verf.: Göttingen als Vermittlungszentrum (Anm. 2), S. 92–95.

Entsprechend bevorzugt Tompson in seiner Sammlung einerseits Texte, in denen menschliches Verhalten allgemein unter moralischen, psychologischen, theologischen, erkenntnistheoretischen, politischen oder auch kulturhistorischen Aspekten dargestellt und kritisch beleuchtet wird. Andererseits geht er auf die speziellen Interessen der an der „Prinzen-Universität“ studierenden Adligen und künftigen fürstlichen Beamten ein. In seiner Sammlung, die er den drei jungen Grafen von Isenburg und Büdingen („the Chief Ornaments of the Royal Georgia Augusta“) widmet, finden sich u.a. römische und englische Geschichte, teils als einfache Schuldialoge, teils gekürzt und übersetzt aus Pufendorfs *Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche [...] in Europa* (1682), daneben Staatsrecht (z.B. Erzbischof Chicheles berühmte Rede über das sächsische Recht [“Salic Law“], die von Shakespeare in *Henry V* aufgegriffen wurde), zudem aufgeklärte Fürstenspiegelliteratur (W. Nicholls' *Religion of a Prince*, 1704), Altertumskunde einschließlich Numismatik, weiter Maximen und Reflexionen (weltmännischer wie moralisch-religiöser Art, teils nach La Rochefoucaulds *Maximes*, 1665) und mehrere moralphilosophische und geistliche Schriften, unter ihnen “Of our Knowledge of the Existence of a God“ (aus Lockes *Essay on Human Understanding*, 1706) und zwei Predigten von Erzbischof John Tillotson – *The Wisdom of Being Religious* und *The Excellency of the Christian Religion*, die im Sinne der anglikanischen kirchlichen Liberalität (*latitudinarianism*) mehr auf Vernunftgründen als auf der Offenbarung aufbauen, gemäß dem in Göttingen geschätzten „vernünftigen Christentum“. Dazu kommt eine größere Anzahl inhaltsreicher, stilistisch ausgewogener Essays aus den moralischen Wochenschriften *Tatler* (7), *Spectator* (8), *Free-Thinker* (2) und *Guardian* (2) zu Themen wie Verfassung und Staatsformen, Nutzen des Welthandels, indianische und orientalisches visionäre Jenseitsvorstellungen, antikes Streben nach unsterblichem Ruhm, Modetorheiten sowie Fragen der Moral und des christlichen Glaubens. Gelegentlich erscheinen naturwissenschaftlich und psychologisch interessante Phänomene wie die Sonnenfinsternis oder die Reaktion eines Blindgeborenen auf den durch eine Operation ihm plötzlich gegebenen Gesichtssinn. Schließlich bringt Tompson – für die jungen Herren besonders wichtig und nach Briefstellerart geordnet – englische Briefe “by Several Persons of Note“ und “Familiar Letters of Gallantry and Friendship“ (Übersetzungen aus dem galanten Briefwechsel zwischen Graf de Bussy und der Marquise de Sévigné und anderen Damen, 1697). Von keiner anderen englischen Anthologie des 18. Jahrhunderts wurde eine solche Universalität in Verbindung mit den allgemeinen und praktischen, auch weltmännischen Bildungszielen einer Universität erreicht.

Weniger eigenständig ist Tompsons schmale Gedichtauswahl, die im Wesentlichen den beiden führenden Anthologien des englischen Frühklassizismus folgt: Edward Bysshe, *The Art of English Poetry* (neun Auflagen 1702–62) und Richard Steele, *Poetical Miscellanies* (1714 u.ö.), die beide in Göttingen angeschafft wurden. Tompsons persönlichem Geschmack entsprechend steht Matthew Priors freundliche, klassizistisch

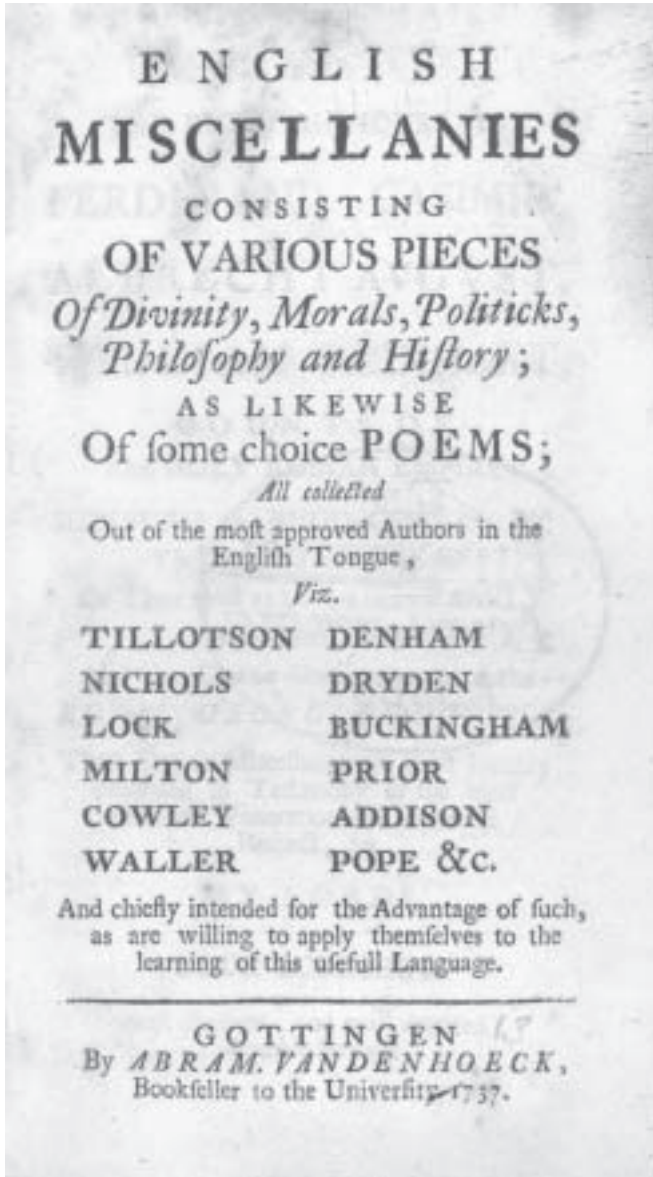


Abb. 45 Tompsons Göttinger Lehranthologie (W3)

anmutige Pastoraldichtung im Zentrum. Von der zweiten Auflage an wird u.a. Popes "Universal Prayer" aufgenommen, das der toleranten Göttinger Theologie genehm war. Die Epik ist in der zweibändigen Ausgabe mit Auszügen aus Miltons *Paradise Lost* und Grovers *Leonidas* (1737) vertreten, das Drama mit Addisons in ganz Europa einflussreichem *Cato* (1713), James Thomsons *Agamemnon* (1738) und Cibbers satirisch gegen heuchlerische religiöse Eiferer gerichteter Komödie *The Non-Juror* (1717), einer Bearbeitung von Molières *Tartuffe*. Cibbers Stück lobt der GGA-Rezensent aus göttingisch-aufklärerischer, dem Pietismus gegenüber kühler Sicht als „auf unsere Zeiten sich wiederum sehr wohl schickend“, und die Gesamtauswahl ist für ihn von „große[r] Belesenheit und gutem Geschmacke“, wobei er „Geschmack“ klassizistisch als Sinn für gefällig geordnete Vielfalt, hier die „angenehme Verschiedenheit von Meisterstücken“ versteht.<sup>9</sup>

Dennoch fallen zwei Lücken auf: Shakespeare, dessen Sprache aus klassizistischer Sicht oft als zu künstlich oder vulgär galt (s. Haller, Abschnitt 1.4.2), fehlt ebenso wie Popes in ganz Europa berühmtes Lehrgedicht *Essay on Man* (1732–1734). Haller hatte aus calvinistischer Sicht Popes zentrales Diktum "Whatever is, is right" als eine unlogische Verharmlosung der Existenz des Bösen in der Welt verworfen: „der allgemeine Satz, daß alles gut sey, was da ist, streitet mit der Vernunft wie wohl als mit der Offenbarung. Erkenntet der satyrische Pope kein moralisches Uebel? und ist dann moralisches Uebel etwas Gutes?“ (GGA, 1746). Diesem klaren Verdikt, das im selben Jahr wie die zweite Auflage der *English Miscellanies* erschien, hatte der freundlich-ausgeglichene Tompson, der als Muster des englischen Gentleman galt, offensichtlich nichts entgegenzusetzen. Der bereits zitierte GGA-Rezensent nennt ihn bezeichnenderweise „Unser beliebte [sic] Englische Lector“, und der sonst oft spöttische Lichtenberg, der bei Tompson sein vorzügliches Englisch gelernt hatte, bemerkte 1768 anlässlich seines Todes: „der alte ehrlich Tompson ist todt [...] der gute Alte starb [...] mit der bekannten Gelassenheit, mit welcher er Wohlthaten that, Verweiße gab, Freude und Schmerz und andere Widerwärtigkeiten ertrug.“<sup>10</sup>

### 1.2.2 Philip Pepin, *Strains of the British Muses* (1779)

Ganz andere Ziele verfolgte Tompsons Nachfolger Philip Pepin, der in Oxford studiert hatte. Er fand aber seiner geringen historischen und literarischen Kompetenz wegen

- 
- 9 Besprechung der 2. Auflage, GGA, 1747, S. 251–52. – Ähnlich lobt Abt Jerusalem in Braunschweig Tompsons „in der schönen Literatur geübten und richtigen Geschmack“, außerdem seine „Vernunft, Lebensart und [...] Ansehen“, weshalb er ihn sich als erzieherischen „Aufseher“ für das Collegium Carolinum wünschte. Zitiert nach Eschenburg, J. J.: Entwurf einer Geschichte des Collegii Carolini in Braunschweig, Berlin/Stettin 1812, S. 7.
- 10 Lichtenberg, Georg Christoph: Briefwechsel, hrsg. v. U. Joost und A. Schöne, Bd. I, München 1983, Nr. 11.



wenig Anklang und verließ Göttingen 1788, ohne zum ordentlichen Professor ernannt worden zu sein. Seine *Strains of the British Muses* (Göttingen 1779) enthalten ausschließlich Lyrik und poetisch „schöne“ Stellen aus Epen und Dramen. Insofern ergänzt er Tompson, bei dem dieser Bereich, wie Pepins *Preface* vermerkt, zu kurz gekommen sei. Jedoch fehlen ihm Tompsons Selbständigkeit und sicherer Geschmack. Er bleibt der inzwischen empfindsamen Zeitmode verpflichtet und schließt sich eng an die beiden damals populären – in der Bibliothek verfügbaren – Anthologien an: an die Sammlung des Verlegers Robert Dodsley, *A Collection of Poems in three Volumes. By several Hands* (London, zwölf Auflagen 1748–82, sowohl in der dreibändigen wie sechsbändigen Fassung in Göttingen sofort erworben) und an Oliver Goldsmiths *Beauties of English Poesy* (1767), die laut Vorwort der Geschmacksbildung insbesondere der Jugend dienen sollte.<sup>11</sup> Pepin bringt bekannte Stücke wie Drydens „Alexander’s Feast“ und Miltons Landschaftsgedicht „L’Allegro“ und „Il Penseroso“ – beide auch durch Händels Oratorien bekannt –, Popes komisches Epos *Rape of the Lock* und den – von Haller und Tompson noch zurückgewiesenen – *Essay on Man* (beide vollständig), außerdem Auszüge aus Thomsons *Seasons*, Youngs *Night Thoughts* und Ossians *Fingal*, weiter Grays „Elegy“, Goldsmiths „Traveller“ und vieles mehr. Auch das anonyme *God Save the King* (erstmalig 1745 in London öffentlich aufgeführt und für die königliche Georgia Augusta sicher von Interesse) ist vertreten.

Auch Shakespeare ist nun präsent, aber nur in Form von „Blütenlesen“, d.h. hier mit gefühlsintensiven, bekannten Passagen wie Hamlets Monolog „To be or not to be“, der Verstoßung Cordelias in *King Lear* oder Shylocks Schuldscheinforderung in *The Merchant of Venice*. Das einflussreiche Vorbild dieser empfindsamen Zeitmode lag in Dodds notorischem *The Beauties of Shakespeare* (1752) vor, das man in der Bibliothek jedoch als unwissenschaftlich ablehnte und nicht erwarb. Auch in seinen gelegentlichen Kommentaren wirkt Pepin unkritisch, so etwa dann, wenn er im *Preface* Shakespeare und Milton zu „two superior original geniusses“ erhebt. Er nimmt damit lediglich das Schlagwort der Göttinger Diskussion über das „Originalgenie“ auf (s. Abschnitt 1.4.2), geht aber nicht auf die Merkmale oder auf Unterschiede zwischen Shakespeare und Milton ein. Dagegen übernimmt er eine kurze Metrik und Reimliste aus Edward Bysshes *The Art of English Poetry* (s. Abschnitt 1.2.1) und bringt auch einige Ausspracheregeln und thematisch angeordnete „Select Miscellaneous Passages“. Dass er insgesamt mehr an Sprachpraxis als an Literatur interessiert war, zeigen seine vorher in Göttingen veröffentlichten Übungstexte.<sup>12</sup> In den späteren

---

11 Heyne kritisierte ihren inkonsequenten Aufbau, empfahl sie jedoch als „eine Auswahl unter bekannten Gedichten [für] diejenigen, die ihren Geschmack bilden wollen, und bey der zu dem Ende erforderlichen Auswahl der Muster einer Vorschrift bedürfen.“ (GGA, 1768, S. 325 f).

12 Einzelheiten s. Verf.: Göttingen als Vermittlungszentrum (Anm. 2), S. 115 f.

Göttinger Lehranthologien, die hier nicht mehr behandelt werden können, geht es überhaupt nicht mehr um anspruchsvolle Originalwerke, sondern um vereinfachende Bearbeitungen oder nur noch alltagssprachliche Texte für den Sprachunterricht.<sup>13</sup>

### 1.2.3 Literaturunterricht

Über die Lehranthologien hinaus machte sich ein Bedarf an zusätzlichen Lehrveranstaltungen zur englischen Literatur erst bemerkbar, als das Englische bekannter geworden war und der Ruf nach Lektüre von Werken im Original lauter wurde, besonders im Hinblick auf Shakespeare (s. Abschnitt 1.4.3). Das im 18. Jahrhundert von Professoren oder Lektoren am häufigsten behandelte Werk war Miltons *Paradise Lost* (sechsmal, zuerst 1769 von Pepin).<sup>14</sup> Das entspricht der lebhaften Göttinger Milton-Rezeption, zumal unter den Klopstock-Anhängern des Göttinger Hains. Zahlenmäßig häufiger erscheinen zwar Thomsons *Seasons*, sie werden jedoch nur von „Kandidaten“ erklärt. Viermal wird die „Erklärung vorzüglicher englischer Gedichte“ angeboten, wobei für das Wintersemester 1794 Pepins *Strains of the British Muses* als Textgrundlage genannt wird. Jeweils einmal erscheinen Popes *Essay on Criticism* (Winter 1776, „das vorzüglichste englische Lehrgedicht artistischen Inhalts“), Shakespeares *Macbeth* (Sommer 1781, vgl. Abschnitt 1.4.3), Smolletts *Roderick Random* (irrtümlich Fielding zugeschrieben), Sternes („Yorick's“) *Sentimental Journey* (1795) und Mackenzies *The Man of the World* (Winter 1796, „Herr Langstedt wird den beliebten Roman the Man of the World vorlesen“).<sup>15</sup> Nur gelegentlich gibt es vergleichende oder literaturgeschichtliche Überblicke wie „die Regeln der schönen Litteratur nebst einer Litterärgeschichte und die Kenntnis von Schriften“ (Wintersemester 1767/68) und „eine Kenntnis von den besten englischen Schriftstellern“ (Wintersemester 1768/69) von dem vornehmlich in der Bibliothek tätigen Professor Dieze.

## 1.3. Hallers Romankritik und ihre Wirkungen

### 1.3.1 Hallers Besprechungen von Richardsons Clarissa

Auf einem ganz anderen Niveau, dem einer klar urteilenden Literaturkritik, und mit europäischer Wirkung vollzog sich die Vermittlung englischer Literatur bei Albrecht

13 Einzelheiten s. ebd.

14 Diese und die folgenden Angaben nach den Vorlesungsverzeichnissen in den GGA (deutsch) und den *Catalogi lectionum publice et privatim in Academia Georgia Augusta*.

15 *The Man of the World* (1773) erzählt von einem zur Reue bereiten lasterhaften Adligen. Das Buch war das Gegenstück zu Mackenzies empfindsamem *The Man of Feeling* (1771). Beide Romane waren in Deutschland durch Übersetzungen populär geworden.

von Haller, dem führenden, universalgelehrten Geist der Göttinger Gründerjahre und ersten Präsidenten der Königlichen Societät der Wissenschaften, der als Professor der Anatomie, Physiologie und Botanik weltweit anerkannt und auch als Verfasser des beschreibenden Natur- und Lehrgedichts *Die Alpen* (1728) hervorgetreten war. Die wissenschaftliche Kritik sollte, wie Haller bereits in der Vorrede zum Jahrgang 1747 der *Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen* festhielt, scharf sein („das gute anpreisen, das mittelmäßige anzeigen, das falsche und elende bestrafen“), aber sachlich fundiert, nicht polemisch. Eine „billige und begründete Kritik“, so präziserte er 1748, „ist ein unentbehrliches Amt in der gelehrten Welt. Sie schreckt den elenden Scribenten von der Feder; sie zwinget den mittelmäßigen sich anzugreifen; sie warnt den Großen sich selbst nichts zu schenken, und nichts unvollkommenes, nichts übereiltes zu liefern. Sie breitet in ganzen Ländern den Geschmack aus.“<sup>16</sup> Hallers Hauptkriterien für die Literatur waren ein klassizistisch ausgewogenes Stilideal, ein stets strenges moralisches Urteil und vor allem Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit, deren Einhaltung er mit der Genauigkeit des Naturwissenschaftlers forderte – in der Handlung, den Charakteren, den Gefühlen und den dargestellten gesellschaftlich-historischen Gegebenheiten. Aus dieser Sicht lieferte er – auch nach der Rückkehr in seine Heimatstadt Bern (1753) – zahllose Rezensionen, im Bereich der englischen Literatur besonders zu Shakespeare (s. Abschnitt 1.4.2). Er begnügte sich mit der Form der knappen Buchbesprechung, ohne sie – wie etwa Lessing – zu Abhandlungen auszuweiten.

Dennoch machte Haller mit seiner großen *Clarissa*-Rezension von 1749 buchstäblich Literaturgeschichte. Zunächst hatte er – angesichts seiner Anfang 1748 veröffentlichten Kriterien wissenschaftlicher Kritik – gezögert, ob er in einer „gelehrten Zeitung“ einen bloßen Roman, der zudem noch nicht abgeschlossen war, besprechen sollte. Dann jedoch eröffnete er am 28. März 1748 als einer der ersten Kritiker Kontinentaleuropas die Diskussion über die ersten Teile von Richardsons *Clarissa* und ließ bei Erscheinen der Fortsetzungen und der Übersetzung durch Michaelis weitere Besprechungen folgen. Offenbar bewegte ihn nicht nur die empfindsame Teilnahme ganz Europas am Schicksal der edelmütigen, von dem Libertin Lovelace verfolgten und schließlich vergewaltigten und sterbenden Heldenin. Er hatte vielmehr in seiner nüchtern-präzisen Art sofort erkannt, dass dieses neuartige Werk die Wirklichkeitsferne der älteren Romanzen nicht nur inhaltlich durch reale Geschehnisse und Erfahrungen ersetzte – wie es in jeweils anderer Weise in Defoes *Robinson Crusoe* oder Fieldings *Tom Jones* geschah –, sondern auch formal durch die Technik des Briefromans. Für Haller nämlich erlaubte diese Form – im Gegensatz zum summierenden

---

16 GGA, Vorrede zur gel[ehrten] Zeit[ung] 1748, unpaginiert [S. 8–9].

und insofern künstlichen epischen Bericht – erstmals die glaubhafte Darstellung unmittelbarer Beobachtung und Gefühlsbewegung und damit eine nicht mehr zu überbietende Art der das Seelische einbeziehenden Wirklichkeitsannäherung.

Höhepunkt seiner Richardson-Rezensionen und Durchbruch zur europäischen Wirkung war die zusammenfassende, in der Amsterdamer *Bibliothèque raisonnée* (1749) veröffentlichte französische Besprechung des Romans, die zwei Monate später in englischer Übersetzung (in zwei Folgen) in *Gentleman's Magazine* erschien.<sup>17</sup> Haller konnte sich von der „sonst eben nicht leicht zu gewinnenden Englischen Nation“ bestätigt fühlen (GGA, 1749), im Juli 1751 auch von Europa, wie er mit Genugtuung feststellt: „Der allgemeyne Beifall von Europa hat den unsrigen gerechtfertigt, den wir der *Clarissa* gegeben haben“ (GGA, 1751, S. 605). Vor allem aber führte die englische Fassung zu einer literarhistorisch wohl einmaligen Einwirkung des Kritikers auf den Autor. Richardson, der im Kontakt mit den Herausgebern des *Gentleman Magazine* stand, reagierte sofort auf Hallers Aufsatz, indem er einige Fußnoten daran anbringen ließ.<sup>18</sup> Wichtiger ist, dass er später – auch aufgrund der Haller'schen Überlegungen – einige Änderungen am Roman selbst (in der dritten Auflage, 1751) vornahm und sich im angeschlossenen *Postscript* mit den Argumenten des, wie er damals glaubte, „learned Frenchman“ auseinandersetzte und ihm dankte. Erst 1753 nannte er Hallers Namen in einem Brief an Lady Bradshaigh.<sup>19</sup>

Haller hatte zunächst den moralischen Gesichtspunkt hervorgehoben und – aus der strengen Sicht des Calvinisten – beanstandet, dass der Schurke Lovelace „allzuwenig strafbar“ dargestellt werde und sogar in einem ehrenvollen Duell statt auf schändlichere Weise zugrunde gehe.<sup>20</sup> Der tolerantere Anglikaner Richardson antwortete in einer Fußnote mit der Überlegung, dass auch einem Lovelace gegenüber „charity“ und etwas Mitleid angebracht seien.<sup>21</sup> Haller hatte jedoch zur Freude Richardsons die Briefmethode gelobt, deren Spontaneität und Charakterisierungsfunktion (mittels unterschiedlicher Stile der Schreiber) seiner Wahrscheinlichkeits-

---

17 *Bibliothèque raisonnée des ouvrages des savans de l'Europe*, pour les mois d'Avril, Mai & Juin, 1749, S. 324–336. – *The Gentleman's Magazine, and Historical Chronicle*, 19 (1749), S. 245–246, 345–349.

18 Die erste bezieht sich lakonisch auf den amüsanten Druckfehler des Namens („S. Robinson“ statt „S. Richardson“): „The foreign writers frequently mistake English names.“

19 „My vanity, however, has been raised by a present sent me of a translation of *Clarissa* in the German language, in eight volumes, from the celebrated Dr. Haller, Vice-Chancellor of the University of Göttingen.“ Barbauld, A. L.: *The Correspondence of S. Richardson*, 6 Bde., London 1804, Bd. VI, S. 243f.

20 Zitate nach der auf Hallers Veranlassung angefertigten deutschen Übersetzung aus dem Französischen, in: *Sammlung kleiner Hallerischer Schriften*, Bern, 1756, S. 339ff.

21 *The Gentleman's Magazine*, S. 349, Anm. 9.

Character of *Clarissa* by an Ingenious Foreigner. 345

Their profusion found in a place, call'd the house, speaking of a very simple form, and of an unobscured magnificence; they appeared to be built of brick, with of them 70 miles long, 40 miles wide, and 40 feet high, with figures of linen leading to the top, by an almost invisible screw. Of these, there are 7 or 8, and near a 100 of another form. Hills and mountains point of the firm in this place, but of this, there is not the least valley; on the contrary, the rocks, which never have been raised, are all full remaining; and it may be terrified, that such mountains in their course be contemplated, without exciting an advantageous idea of those who had courage to undertake, and perseverance to complete the stupendous work.

*As every Englishman's expectation is raised by the account of the house, and the manner in which the work is done, that we have the following character of Clarissa, from a good lady, partner of the same work, and who has read, and says she has not seen it.*

**CHARISSA.** ON THE HISTORY OF THE DECEASE OF THE QUEEN, &c.

**CHARISSA.** IN THE HISTORY OF A YOUNG LADY.

**T**HE Editor of this celebrated performance is Mr S. Johnson, a Bookeller, the supposed author of *PAMELA*, and with equal reason said to be the author as well as editor of the present work: and it may be concluded that in truth, the public voice has paid its own compliment to his taste and abilities.

His life may be said to be the younger sister and history of *PAMELA*. The author, however, appears to have drawn great advantage from the excellent *Prose* (his own) which have been made in his prior work, in particular, he has avoided the tireless garrulity which prevails in the last Vol. of his *PAMELA*, and the stile and sentiments are in proportion to the catastrophe appropriate. As there are many more persons introduced in *Clarissa*, the author has drawn and maintained a great number of characters and enriched this work with a variety that is wanting in *PAMELA*.

The beauty of his performance being almost all parties of dissimulation, whole minds may be supposed to have

received much greater impressions from education than that of a country girl, he has had an opportunity to improve, in the course of the work, a great number of excellent sayings from all grandeur, exaltation of life, and a particular sublimation of life, which cannot be more elegant, and in the same time greatly more useful. Instead of a slave of a lover, who never speaks but by the organs of another, the admirer of *Clarissa* wishes himself the greater part of their letters, which are animated with a warmth of expression, and a kind of humorous gaiety, seem to be admitted in the correspondence of a lady without necessity.

The interesting descriptions are much more frequent than in *PAMELA*, than they should be, each other in an almost uninterrupted series. The reader is allowed no interval of rest, but would seem from one event to another, his curiosity is perpetually both excited and gratified. Very large impressions of the work have been impudently brought up in England, and all the readers whom we know were in a living state, the most sick among ourselves.

These objections probably may be answered by the friends, who have written so many and thought they have succeeded in well but perhaps they will acquiesce in our opinion, if the following observations be considered. The most unpleasant of the *French* resemblance are generally no more than representations of the virtuous actions of dissipated parties: All the excellent characters are well preserved in the history, they are exhibited, a being who has neither wisdom, or manners, or virtues, or habits in common with the rest of mankind; the qualities which he has, however, are spread out in all possible directions, courage, generosity, &c, which is more common, in candour, and a discernment of their whole lives and actions in the justice of certain ladies who, in virtue, treat them with indifference and contempt. Who has not seen in the *Clara* all this with its compass only in the words of a beautiful Jewish, how it is an essential performance in the *French* writers, that they appear to be ignorant of all the virtues except that of being with ardour and constancy.

It may, however, be concluded that *Morison* endeavours to bring back his conversation to nature. His *Morison* and his *Prose* are not only things after life; in which the author's life, and his character, are the only things

T. S. Johnson, printer. The foregoing is a copy of the original English copy.

345

Abb. 46 Hallers *Clarissa*-Rezension im *Gentleman's Magazine* (W 6)

forderung in hohem Maße entsprachen und die er deshalb über die Leistungsfähigkeit des epischen Berichts stellte, ein Gedanke, der mit Einschränkungen noch in Blanckenburgs *Versuch über den Roman* (1774) nachwirkte. Haller konnte Richardson aber auch kleinere Fehler und Unwahrscheinlichkeiten nachweisen, die dieser teils stillschweigend in der späteren Revision des Textes beseitigte, teils explizit im *Postscript* zur dritten Auflage aufgriff. Auch die nun eindeutig negativere Zeichnung des Schurken und die Vermehrung der von Haller gelobten lebendigen Schilderungen dürften auf den Göttinger Kritiker zurückzuführen sein. Eine andere von Haller genannte Schwierigkeit – wieweit denn das endlose Briefeschreiben junger Leute glaubhaft sei –, beantwortete Richardson mit dem Hinweis auf die Bildung und Seelenfreundschaft der beiden jungen Damen und das Unterhaltungsbedürfnis der beiden Herren, was Haller aber nicht ganz überzeugt zu haben scheint. Interessant ist auch die Diskussion über die für Haller so wichtige Glaubhaftigkeit und historische Richtigkeit der dargestellten gesellschaftlichen Konventionen. Obwohl Richardsons Roman für ihn „ein Meisterstück in der Abschilderung der Sitten“ war (GGA, 1749, S. 201), stellte er die Frage, ob denn in einer Nation, „die auf ihre Gesetze und auf ihre Freyheit so eifersüchtig“ sei, eine vornehme junge Dame monatelang in einem „liederlichen Haus“ gefangengehalten werden könne, ohne dass man Nachforschungen anstelle.<sup>22</sup> In seiner Antwort wies Richardson auf die besonderen, von Haller nicht vollständig beachteten Raumgegebenheiten des Hinterhauses hin, außerdem darauf, dass es Bösewichter wie Lovelace in jedem Lande, also auch im Lande der Freiheit, geben könne. Nun korrigierte auch Haller stillschweigend in einer etwas späteren Rezension (GGA, 1750, S. 610) seinen Standpunkt und bemerkte, dass die schändliche Behandlung der Clarissa „zwar eine Unzufriedenheit bey einem tugendhaften Leser, aber keinen Zweifel an der Wahrscheinlichkeit erwecken kann“. Hier wurde also der Kritiker durch den Autor zum Einlenken veranlasst.

### 1.3.2 Michaelis' Übersetzung von Richardsons Clarissa

Zu der Wirkung der Haller'schen Romankritik trat die der von ihm veranlassten sofortigen Übersetzung des Romans durch den Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis, der mit der englischen Sprache bestens vertraut war und sich – wie in seiner „Vorrede“ anklingt – den Wünschen eines Haller nicht entziehen konnte. Die ersten beiden Teile erschienen bereits im Herbst 1748 bei Adam Vandenhoeck in Göttingen, also ein Vierteljahr früher als der letzte Teil des Originals in London. Fast

---

22 Übersetzung (Anm. 20), S. 363.

handelte es sich also um eine literarische Synchron-Übersetzung, deren achtbändige Ausgabe 1749 abgeschlossen war, wahrscheinlich unter Mitwirkung anderer Übersetzer. Damit lag eine authentische Vermittlungsleistung unmittelbar aus dem Original vor – unter Heranziehung der Quelle, was für das Göttinger Wissenschaftsverständnis selbstverständlich war –, nicht etwa eine Übersetzung aus zweiter Hand (über das Französische), die sonst im 18. Jahrhundert vorherrschte.<sup>23</sup>

Michaelis ließ seinen Namen nie auf dem Titelblatt oder in der „Vorrede des Übersetzers“ drucken und auch nicht in Hallers Besprechungen nennen – wohl weil er sich als Wissenschaftler scheute, mit einem modisch werdenden Roman verbunden und als Übersetzer beurteilt zu werden. Denn nicht als solcher, sondern „durch andere Mittel“ habe er sich entschlossen, „ein günstiges Urtheil der Welt zu erwerben“, die Arbeit aber dann doch übernommen, um damit „der Welt einen wahrhaften Dienst zu leisten“.<sup>24</sup> Haller lobt in seinen Rezensionen der ersten und folgenden Bände wiederholt die „Lebhaftigkeit“, das Geschick und die Fähigkeit des lange in England gewesenen, „beliebten“ Übersetzers und erkennt dankbar an, dass dieser eine „für seine anderen Beschäftigungen gewiß zu geringe Arbeit übernommen“ habe.<sup>25</sup> Mit Michaelis sieht er auch von Anfang an das Hauptziel einer literarischen Übersetzung darin, dass „in der Deutschen Schreibart alle Schönheiten beybehalten werden mögen, die man nur immer aus einer Sprache in eine andere übertragen kan“.<sup>26</sup> Der „Wahrscheinlichkeit“ wegen versucht Michaelis besonders, „die verschiedene Schreib-Art, die die Briefe der verschiedenen Personen unterscheidet, nachzunehmen“,<sup>27</sup> womit er sich auch auf Hallers Beobachtungen zu den verschiedenen Briefstilen stützen konnte.

23 Zu weiteren Göttinger Übersetzungen und Ansätzen einer Göttinger Übersetzungskritik s. Verf.: Göttingen als Vermittlungszentrum (Anm. 2), S. 119. Zu Übersetzungen über das Französische s. Stackelberg, J. v.: Übersetzungen aus zweiter Hand. Rezeptionsvorgänge in der europäischen Literatur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, Berlin 1984. – Graeber, W./Roche, G.: Englische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts in französischer Übersetzung und deutscher Weiterübersetzung. Eine kommentierte Bibliographie, hrsg. v. J. v. Stackelberg, Tübingen 1988.

24 „Vorrede des Übersetzers“, in: Clarissa. Die Geschichte eines vornehmen Frauenzimmers, Teil I (Göttingen 1748), unpaginiert [S. 3–4].

25 GGA, 1748, S. 970; 1749, S. 201.

26 GGA, 1749, S. 203.

27 Vorrede (Anm. 24), [S. 5]. Clarissa schreibt „erhabener“ als Richardsons Pamela [S. 6]. Anerkennend erwähnt er [S. 7] die unterschiedliche „Schreib-Art“ von „Manns-Personen“ und „vornehme[n] Frauenzimmer[n] von Verstand, von Belesenheit und Erziehung“ in der Korrespondenz „des Herrn von Bussy“ [mit der Marquise de Sévigné, 1697], die auch Tompson in den „Familiar Letters of Gallantry and Friendship“ seiner „English Miscellanies“ berücksichtigt hatte.

## 1.4. Die Rezeption Shakespeares

### 1.4.1 Die Shakespeare-Sammlung der Universitätsbibliothek im 18. Jahrhundert

Die wichtigste Voraussetzung für die lebhaft und vielseitige Göttinger Shakespeare-Rezeption war die Verfügbarkeit der auf dem Kontinent größten Shakespeare-Sammlung des 18. Jahrhunderts. Von den etwa fünfzig existierenden Ausgaben wurden alle aufgenommen, die das von Heyne geforderte Fortschreiten des Wissens erkennen ließen (vgl. Abschnitt 1.1). Nur Popes siebenbändige Ausgabe (1723–25) fehlt, die aber wegen ihrer von Lewis Theobald nachgewiesenen Fehler als überholt galt und durch die bearbeitete Neuausgabe von William Warburton (1747), den sogenannten "Pope-Warburton", ersetzt wurde. Dagegen ignorierte man alle nur dem empfindsamen Geschmack dienenden Ausgaben wie diejenige Hugh Blairs (1753) oder Blütenlesen wie William Dodds *The Beauties of Shakespeare* (1752, vgl. Abschnitt 1.2.2), und bloße Prachtbände wurden nur ausnahmsweise berücksichtigt. Nach denselben wissenschaftlichen Auswahlkriterien wurde etwa die Hälfte der englischen Shakespeare-Abhandlungen des 18. Jahrhunderts angeschafft,<sup>28</sup> so dass man von Göttingen aus voll an der internationalen Shakespeare-Diskussion teilnehmen konnte. Selbst die erste Sammlung der damals bekannten Quellen Shakespeares, Charlotte Lennox' *Shakespear Illustrated* (1753, 3 Bde., mit Unterstützung Johnsons herausgegeben) war seit 1765 verfügbar, sogar – zu den Schätzen der Bibliothek gehörend – die den Shakespeare'schen Königsdramen zugrunde liegenden *Chronicles of England, Scotlande and Irelande* Raphael Holinsheds, und zwar – neben der ersten Auflage von 1577 – seit 1750 auch die von Shakespeare benutzte Auflage von 1586. Allerdings befasste sich die Kritik des 18. Jahrhunderts noch kaum mit Shakespeares Quellen.

Die beeindruckende Reihe der in Göttingen verfügbaren Ausgaben, die hier chronologisch nach ihrem Erscheinen aufgeführt werden sollen,<sup>29</sup> beginnt mit (1) dem *Fourth Folio* von 1685. Trotz Beschädigung ist es das Prunkstück der Sammlung, das man lange Zeit fälschlich für das beste, weil neueste, Folio hielt, bis man erkannte, dass es die Fehler und selbstherrlichen „Verbesserungen“ aller vorausgegangenen Folioausgaben enthielt und deshalb das schlechteste war. Für Neuausgaben benutzte man seither möglichst das *First Folio* (1623) und bald auch die diesem vorausgegangenen Quartausgaben (*quartos*) einzelner Dramen. (2) Erstmals im kleineren Oktavformat, durch welches das unhandliche Folio des 17. Jahrhunderts ersetzt wurde, erschien 1709–10 die Ausgabe Nicholas Rows. Sie war textlich noch unkritisch, brachte

28 Übersicht und vollständige Liste s. Verf.: Die Shakespeare-Sammlung (Anm. 2), S. 75–77, 81–84.

29 Zu den jeweiligen Anschaffungsdaten s. ebd., S. 65–75.



aber erstmals (und in der Folgezeit nachwirkend) hilfreiche Bühnenanweisungen, szenische Ortsangaben und Listen der *dramatis personae*, außerdem (künstlerisch anspruchslose) Titelbilder, die einen Aufführungsstil und Bühnendekorationen spätbarocker Art erkennen lassen. Rowes Shakespeare-Biographie, die einige sonst nirgendwo belegte mündliche Überlieferungen enthält, ist heute noch von wissenschaftlichem Interesse. (3) Lewis Theobalds Ausgabe (1733, <sup>2</sup>1767), deren zweite Auflage in Göttingen angeschafft wurde, brachte als neue Kriterien für Textemendationen den Rückgriff auf den Sprachgebrauch Shakespeares und elisabethanische Schreibgewohnheiten. (4) Thomas Hanmer, angesehener ehemaliger Speaker im House of Commons und Gentleman-Herausgeber, nicht Philologe, bot mit seiner großformatigen Prachtausgabe der Oxforder Clarendon Press (1743–44, <sup>2</sup>1770–71) keinen wissenschaftlichen Fortschritt. Jedoch sah Heyne in ihr eine der vielen vorbildlichen Bemühungen der Engländer um „die Sprache [ihrer] alten Dichter“. Er schaffte die (textlich leicht verbesserte) zweite Auflage an, obwohl er ihre Ausstattung zurückhaltend beurteilte: „Fast kann man die angewandte Pracht verschwenderisch nennen. Jedem Stück ist ein Kupfer vorgesetzt, von Gravelot gestochen.“<sup>30</sup> Keinerlei Schwierigkeiten hatte Heyne hingegen (5) mit dem oben erwähnten „Pope-Warburton“ (1747), der 1763 auf einer Auktion erworben wurde. Noch wichtiger war (6) Dr. Johnsons berühmte achtbändige Ausgabe von 1765, die in Göttingen sofort erworben wurde. Johnsons einprägsam formulierten Anmerkungen beruhten nicht auf historischem Wissen, sondern auf Common Sense und allgemeiner Kenntnis der Menschennatur; sie fügten sich insofern vorzüglich in das Wissenschaftskonzept der jungen Universität ein. Zudem fasste Johnsons „Preface“ in vollkommener Weise die englische Shakespeare-Kritik der ersten Jahrhunderthälfte zusammen. Der Bewunderung für den „poet of nature“ stellte Johnson aber auch, klassizistisch ausgewogen, seine Kritik an den Verstößen gegen den guten Geschmack gegenüber, was den Beifall Hallers fand, aber zwanzig Jahre später den auf das Originalgenie Shakespeare fixierten Gottfried August Bürger zu seiner spöttischen Bemerkung über den „hoch- und tiefgelahrten“ Johnson veranlasste (vgl. Abschnitt 1.4.3).

Nach Johnson lagen die editorischen Fortschritte in der Erschließung und Anwendung historischen Wissens. Das wird besonders deutlich (7) in der sofort nach ihrem Erscheinen angeschafften Ausgabe von George Steevens, der in vier Bänden erstmals 20 der dem *First Folio* vorausgegangenen Quartausgaben (*quartos*) einzelner Shakespeare-Stücke edierte (*Twenty of the Plays [...] Printed in Quarto during his Life-time*, 1766) und damit der Textemendation völlig neue, bis heute genutzte Möglichkeiten erschloss. Weitere textkritische Fortschritte folgten (8) mit der zehnbändigen Ausgabe Edward Capells (1767) und mit seinen ebenfalls erworbenen *Notes and*

---

30 GGA, 1771, S. 1270.

*Various Readings* (1774) samt der erweiterten, dreibändigen Ausgabe (1779–83). Weiterhin (9) erschien 1773 die zehnbändige Ausgabe von George Steevens auf der Grundlage von Johnsons Text, („Johnson-Steevens“). Sie brachte eine Zusammenfassung der bis zu diesem Zeitpunkt wichtigsten Ergebnisse der Shakespeare-Forschung und bildete die Textgrundlage für Eschenburgs Shakespeare-Übersetzungen (1775–77) und die Göttinger Shakespeare-Nachdrucke von *Julius Caesar* und *Macbeth* (s. Abschnitt 1.4.3). Den Höhepunkt der Editions-geschichte im 18. Jahrhundert brachte (10) die zehnbändige Ausgabe Edmond Malones (1790). Die ersten beiden Bände boten u.a. vollständige Listen früherer Ausgaben, eine 500 Seiten umfassende Biographie Shakespeares, welche die zwanzigseitige Beschreibung Rowes ablöste und lange Zeit grundlegend blieb, eine Geschichte des frühen englischen Theaters und eine Chronologie der Dramen Shakespeares.

Außerhalb dieser Reihe steht (11) die in einmaliger Aufmachung im Londoner Verlag der Brüder Boydell erschienene Prachtausgabe im Großformat („Boydell'sche Ausgabe“), von der eine Subskription (1791–1802) als Geschenk des Königs Georg III. an Göttingen ging. Textlich war sie nur eine leichte Revision von Steevens (1773), jedoch wurden für sie neue Drucktypen und zwei Serien von Kupferstichen geschaffen. Die erste mit 95 Bildern wurde (als Band X) mit den Textbänden publiziert, die zweite mit 100 Bildern (Bände XI und XII) erschien von 1803 bis 1805 im Riesenfolio-Format, dem wohl größten in der Göttinger Bibliothek, unter dem Titel *A collection of prints, from pictures, for the purpose of illustrating the dramatic works of Shakespeare, by artists of Great-Britain*. Die Stiche entstanden nach (von den Boydells in Auftrag gegebenen) Gemälden zweierlei Formats und unterschiedlicher Qualität, darunter – neben viel Mittelmäßigem – klassizistische Stücke von Sir Joshua Reynolds und genial-leidenschaftliche Darstellungen von Füssli (Fuseli), beispielsweise diejenige, die *Macbeth* und *Banquo* bei den Hexen zeigt. Das Unternehmen fand nicht nur Zustimmung. In seiner höflichen Pflichtanzeige der ersten Lieferung – die er als „besonderen Beweis von der huldvollen Gesinnung seiner königl. Maj.“ bezeichnet – lobt Heyne das „Nationalwerk“ nur in Bezug auf die Vollkommenheit der typographischen und Kupferstecherkunst, und auch dies nur „in Ansehung des Mechanischen und Technischen“, während er „über Erfindung, Ausführung und Genie bey beiden in keine Enthückung gerät.“ (GGA, November 1791). Lichtenberg hingegen, der sich am 16. September 1791 die erste Lieferung zur Ansicht auf eine halbe Stunde in sein Gartenhaus schicken ließ, notierte in seinem Tagebuch: „Den göttlichen Shakespear gesehen!!“<sup>31</sup> – ein für den meist spöttischen Kritiker überraschender Ton, der aber seiner und der Göttinger Shakespeare-Begeisterung der Zeit entspricht.

---

31 Briefwechsel (Anm. 10), Bd. 3, 1988, Brief Nr. 1926.

Besonders zu nennen ist (12) auch *Bell's Edition of Shakespeare's Plays as they are now Performed at the Theatre Royal in London*, 8 Bde. (1773–74), eine mit stimmungsvollen Titeln versehen Ausgabe von Bühnenaufführungen, die der Verleger John Bell dem großen Schauspieler und Bühnenautor David Garrick widmete. Sie wurde 1775 vermutlich auf Wunsch Lichtenbergs erworben, der während seines England-Aufenthaltes (1774–75) engen Kontakt zu Garrick gehabt hatte, über dessen Schauspielkunst er in seinen *Briefen aus England* (1776–78) berichten sollte. (13) Als eine weitere Spezialausgabe schaffte Heyne 1791 diejenige von Samuel Ayscough an (1784 einbändig, 1790 auf drei Bände verteilt), die bequem zu handhaben und auch für Reisezwecke gedacht war. Sie war für Heyne aber wohl mehr wegen ihres Indexes interessant, der eine Art erster Konkordanz wichtiger Shakespeare'scher Wörter im Kontext enthält.

#### 1.4.2 Göttinger Shakespeare-Kritik und Shakespeare-Kult

Als erster äußerte sich Haller zu Shakespeare, indem er – besonders in seinen Rezensionen der sechziger und siebziger Jahre (meist zu Wielands und Eschenburgs Übersetzungen) – die an Richardson erprobten Kriterien auf Shakespeare anwandte. Er verlangte neben Natürlichkeit und Wahrscheinlichkeit der Charakter- und Gefühlsdarstellung vor allem Glaubwürdigkeit in der Behandlung kulturhistorischer Eigentümlichkeiten einer Zeit oder Region. Er lobt etwa Shakespeares – trotz seiner Ungelehrtheit – richtige Erfassung von „Sitten und Costume“ (in *Henry IV*) und die des „römischen Charakters“ (in *Julius Caesar*) oder das Anwachsen der Leidenschaft Othellos „der Wahrscheinlichkeit nach“. Zugleich übernimmt er die in der Shakespeare-Diskussion seit Pope übliche Unterscheidung zwischen dem großen „Naturdichter“ und der noch niedrigen Zivilisationsstufe seiner Zeit. Der *Clarissa*-Kenner bemängelt Shakespeares Unfähigkeit, in seiner rohen Zeit „eine vernünftige und zärtliche Liebe abzumahlen.“ Shakespeares Sprache weist für ihn zwar „unnachahmlich schöne Stellen“ auf, wird aber beeinträchtigt durch die Clownerien und Zoten der damaligen Bühnenpraxis (schon Popes Argument) und besonders durch die Zeitmode der überflüssigen Wortspiele, concetti und unverständlichen Metaphern.<sup>32</sup> Den Bemühungen Johnsons, Tiecks und Eschenburgs, Dunkelheiten Shakespeares aufzuhellen bzw. Zusammenhänge wahrscheinlicher zu machen, stimmt Haller deshalb zu.<sup>33</sup>

---

32 GGA, Zugabe, 6. Stück, 9. Februar 1771, S. XLVII–XLVIII, gelegentlich der Besprechung von Elizabeth Montagu, *Essays on the Genius and Writings of Shakespeare, Compared with Greek and French Poets* (London 1769, <sup>2</sup>1770).

33 Beispielsweise GGA, 1764, S. 205–207, 776; GGA, 1766, S. 52; GGA, 1777, S. 652–654, 738–740; GGA, 1778, S. 127–128, 311.

Ganz neue Impulse gingen – über Heyne – von Robert Woods *An Essay on the Original Genius of Homer* (1769) aus, von dem eines der sieben privat gedruckten Exemplare an Michaelis in Göttingen gegangen war. Ausgehend von der These, dass originale Werke “from the vital roots of genius” entstünden, wie es Edward Young in seinen *Conjectures on Original Composition* (1759) unter Betonung der dichterischen Phantasie formuliert hatte, sah der Orientreisende Wood, dass selbst die Imagination eines Genies wie Homer von kulturellen und geographischen Entstehungsbedingungen beeinflusst wird. Heyne besprach das Buch sofort und mit emphatischer Zustimmung (*GGA*, 1770, S. 257–270), und er löste damit eine zündende Wirkung aus, u.a. auf Herder, den jungen Goethe (vgl. *Dichtung und Wahrheit*, Teil III, Buch 12) und die Göttinger Hainbündler. Diese freilich akzeptierten nur das Wort vom „Genie eines Shakespeare“, nicht die historisierende Überlegung des Philologen Heyne, dass auch ein Shakespeare durch die orts- und klimabedingte Denkweise und den Aberglauben seiner Zeit beeinflusst worden sei, beispielsweise durch die „Geister, Feen und andre erdichtete Wesen aus der Gothischen Mythologie.“

Bei den Hainbündlern entwickelte sich wie bei den Stürmern und Drängern bald ein glühender Shakespeare-Kult. Bürger rief Shakespeares Genius an: „Gieb mir Schwingen, das Ziel zu erfliegen, welches mein Auge sieht!“ (Brief an Boie, 13. November 1773). Im Freundeskreis wurde Shakespeares „despotische“ Sprache nachgeahmt, und 1772 fand eine laute Feier zu Shakespeares Geburtstag statt, die im Karzer endete.<sup>34</sup>

#### 1.4.3 Göttinger Shakespeare-Nachdrucke, Bürgers Macbeth-Übersetzung und Lichtenbergs Göttinger Taschenkalender

Mit der Shakespeare-Begeisterung der Hainbündler verstärkte sich der Ruf nach der Lektüre Shakespeares im Original. In diesem Zusammenhang stehen vier Göttinger Nachdrucke der Tragödien Shakespeares, die seit Voltaire in der Kontroverse um Fehler und Vorzüge des Autors eine besondere Rolle spielten: *Othello* (“printed for Victorinus Bossiegel”, 1767, der wohl erste Nachdruck eines Shakespearedramas auf dem Kontinent), *Julius Caesar* (“to be sold by A. Vandenhoeck’s widow”, 1777), *Macbeth* (“to be sold by I. C. Dieterich”, 1778) und *Hamlet* (“printed for Victorinus Bossiegel”, 1784). Die letzten drei Nachdrucke folgten den jeweils neuesten, gerade in der Bibliothek zugänglich gewordenen Ausgaben: *Julius Caesar* und *Macbeth* der von Johnson-Steevens (1773) und *Hamlet* zusätzlich Capell (Gesamtausgabe 1767 und *Notes and Various Readings*, 1774). Heyne würdigte nur den *Hamlet* einer Besprechung in den *GGA* (1785, S. 136), da er ihn für „korrekter als andere ähnliche

34 Textbelege und Einzelheiten bei Wicke, A.: Dichter des Göttinger Hains in ihrem Verhältnis zur englischen Literatur und Ästhetik (Diss. Göttingen 1929), S. 43–50, bes. S. 44.



Abb. 47 Hexenszene aus Shakespeares „Macbeth“ (W 9)

Abdrücke“ hielt. Er schrieb ihn Professor Dieze zu, der inzwischen als Hofrat an die Bibliothek in Mainz gegangen war und von Lichtenberg kritisch beurteilt wurde.

Für die Hainbündler freilich war der *Macbeth* zentral, der ihnen – besonders in der Dolch- und Bankettszene und den Hexenszenen – als faszinierender Ausdruck dämonischer Kraft galt. 1780 hatte Bürger die von ihm verdeutschten Hexengesänge veröffentlicht. Im Sommersemester 1781 wurde *Macbeth* in der Universität von einem gewissen D. Bruns erklärt. 1783 folgte die sehr freie, kraftgenialische Gesamtübersetzung Bürgers, der zwar in der Vorrede über den „hoch- und tiefgelahrten“ Dr. Johnson spottete,<sup>35</sup> sich aber doch der besonderen Mittel der Göttinger Bibliothek bediente. Er ließ sich schon am 3. Juli 1777 von Heyne den entsprechenden Band der Bell'schen Ausgabe der von Garrick gespielten Bühnenauffassungen (1773–74) schicken. Das wirkungsvolle Titelkupfer des *Macbeth* stellt die Hexenszene (IV, 1) in gespenstischem Halbdunkel und mit den beschwörenden Gesten der Hexen sowie mit Schlangen und anderem Getier dar. Man darf vermuten, dass nicht nur der Text, sondern auch diese bildliche Darstellung Bürgers vehemente Übersetzung beeinflusst hat.

Eine weitere, kaum beachtete Form der Shakespeare-Vermittlung fand über Lichtenbergs *Göttinger Taschenkalender* statt, der mit einer Auflage von vier- bis fünftausend Exemplaren in ganz Deutschland verbreitet war. Von 1785 bis 1788 enthält er je zwölf nach Lichtenbergs Anweisungen gestochene Monatsbilder von Chodowiecki zu *Macbeth*, *Heinrich IV*, den *Lustigen Weibern* und zum *Sturm*. Jedes Bild des *Macbeth* ist mit einem Zitat aus Bürgers Übersetzung versehen, jeder der anderen Zyklen mit je einer knappen, meist ironisch auf Charakterbesonderheiten gerichteten Kupferbeschreibung von Lichtenberg, die auf seine minutiöse *Ausführliche Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche* (1794–99) vorausweisen. Die Shakespeare-Bilder erscheinen zwischen buntem Kalendermaterial wie Modezeichnungen (der neuesten „Frauenzimmer- und Mannskleidung“), Vorschlägen zur Ausstattung einer Toilettenapotheke mit Pomaden, Ölen und Schminken, Kalendergeschichten und vielem anderem mehr, darunter Verlagswerbung für Bürgers Übersetzung.<sup>36</sup> Letztlich sollten die Bilderserien wohl zum Lesen ermuntern, wozu am Jahrhundertende in Deutschland etwa ein Drittel der Bevölkerung in der Lage war, in einer Universitätsstadt wie Göttingen wahrscheinlich mehr. Der penible Bibliothekar Reuss berichtet 1800 – mit wohl unfreiwilliger Komik – nach Hannover: „Drey Leihbibliotheken [...] von Romanen und Schauspielen scheinen für Göttingen zu viel, und doch sieht man den Bü-

35 Vorrede zu Bürgers *Macbeth*-Übersetzung (Göttingen 1783), S. 8. Vgl. Abschnitt 1.4.1.

36 Der Preis der von Lichtenberg als „vortrefflich“ bezeichneten Bürger'schen *Macbeth*-Übersetzung, die in demselben Verlag, bei Dieterich, erschienen war, wird mit 10 Gutegroschen (mit Kupfern) und 3 Gutegroschen (ohne Kupfer) angegeben. – Die Göttinger Bibliothek, die wie immer mehr auf den Text als auf eine „verschwenderische“ Aufmachung bedacht war, erwarb nur die ungebildete Ausgabe.

chern, die nur eine Messe überlebt haben, es an, wie fleißig sie gelesen worden sind. Es liebt hier aber auch fast alles, bis auf Krämerjungen und Mägde herab. Dieses übermäßige Lesen ist erst seit etwa 10 Jahren eingerissen“.<sup>37</sup>

#### 1.4.4 Erste Literaturgeschichte und von Göttingen beeinflusste Shakespeare-Ausgaben und -Übersetzungen

Es entspricht der führenden Rolle Göttingens in der Vermittlung englischer Literatur, dass hier die erste deutsche Gesamtdarstellung der englischen Literaturgeschichte entstand: Johann Gottfried Eichhorns *Schöne Redekünste der Britten*, in zweiter Fassung *Sprache und schöne Redekünste der Britten* (1799, 1814). Eichhorn, betriebsamer Polyhistor und ehrgeiziger Professor für orientalische Sprachen und Bibelexegese (historisierender und säkularisierender Richtung), der u.a. eine groß angelegte Geschichte der Künste und Wissenschaften ins Werk setzte und eine Weltgeschichte und eine Urgeschichte der Welfen verfasste, veröffentlichte sie in seiner weitgespannten *Litterärsgeschichte*.<sup>38</sup> Sie blieb jedoch kompilatorisch und der Regelpoetik verhaftet. Eichhorn verteilt die Werke auf zahlreiche Gattungen und Untergattungen und bewertet sie im Sinne der „Redekunst“ nach Vorzügen und Mängeln in Bezug auf das Einhalten der Regeln und den Fortschritt von Kultur und Sprache. Danach ist Shakespeare „ein großes tragisches Genie, ein Meister in der Schilderung der Charactere und Leidenschaften.“ Im Lustspiel dagegen habe er „aller Regeln des Drama [gespottet und] auch die späteren Dichter daran [gewöhnt], sich weniger, als möglich und nützlich gewesen wäre, an Regeln zu binden,“ er selbst allerdings habe sich „durch Menschenkunde schadlos“ gehalten. Neben veralteten Geschmacksurteilen dieser Art stehen jedoch einzelne treffende Charakterisierungen, besonders zur Geschichte der englischen Prosa.

Auch die erste auf dem Kontinent gedruckte englische Gesamtausgabe der Dramen Shakespeares (Braunschweig, 1797–1803) geht auf Göttingen zurück. Ihr Herausgeber, Karl Wagner, war ein Heyne-Schüler, der am Braunschweiger Collegium Carolinum tätig war, bevor er als Professor für Griechisch und Rhetorik nach Marburg ging. Sein Text ist eine subjektiv auswählende Kombination von Steevens (1773) und Malone (1790), die Heyne zwar wohlwollend, jedoch kritisch in den GGA laufend besprach und nicht für die Bibliothek erwarb. Dennoch war sie eine in Deutschland willkommene, zudem im Vergleich zu englischen Büchern preiswerte Ausgabe.

37 Zitiert nach Fabian, B.: English Books and Their Eighteenth-Century German Readers, in: The Widening Circle. Essays on the Circulation of Literature in Eighteenth Century Europe, hrsg. v. P. J. Korshin, Philadelphia, Pa. 1976, S. 117–196, hier S. 171 (Quelle: UAG, Manuskript 5k/2 No.6, fol. 3).

38 Erste Hälfte, Göttingen 1799 (S. 464–514); Zweite Hälfte, Göttingen 1814 (S. 279–339).

Es verwundert nicht, dass auch Shakespeare-Übersetzer wie Johann Joachim Eschenburg und August Wilhelm Schlegel ihre ersten Anregungen in Göttingen empfingen. Eschenburg, dessen Übersetzungen in Zürich erschienen (*William Shakespeares Schauspiele*, 1775–77, zweite, umgearbeitete Auflage 1798–1806), war ein Schüler von Heyne und Michaelis und zunächst als öffentlicher Hofmeister, dann als Professor und Bibliothekar am Braunschweiger Carolinum tätig gewesen. August Wilhelm Schlegel arbeitete im Winter 1789/90 als Göttinger Student zusammen mit Bürger an einer Übersetzung von *Midsummer Night's Dream*. Seine eigenen Shakespeare-Übersetzungen aber, die alle anderen an poetischer Einfühlungsgabe übertreffen sollten, gehören bereits in die Geisteswelt der Romantik, die – von den Brüdern Grimm abgesehen – in Göttingen nie recht gedieh. Ein Heinrich Heine sollte schon bald in der *Harzreise* (1824) den „engen, trockenen Notizenstolz der hochgelahrten Georgia Augusta“ verspotten.

## 2. Die Vermittlung deutscher Literatur und Sprache an S. T. Coleridge in Göttingen und dessen dichterische Gestaltung einer Harzwanderung

Trotz der Distanz Göttingens der Romantik gegenüber zog es den wohl bedeutendsten englischen romantischen Dichter und Kritiker Samuel Taylor Coleridge gerade dorthin. Seine Absicht war, die deutsche Sprache und Literatur kennen zu lernen und seine Bildung in Deutschland zu vervollkommen („to finish my education in Germany“), wie er in Kap. X seiner *Biographia Literaria* (1817) berichtet, der berühmten philosophischen Autobiographie und Grundlegung romantischer Dichtungstheorie. Sein Entschluss hing mit dem damals in England generell zunehmenden Interesse an deutscher Literatur (an Schillers *Räubern*, Goethes *Werther*, *Götz* und *Faust I* und Bürgers *Lenore*) zusammen. Jedoch suchte er auch neue philosophische Anregungen. Er spricht von seinem Bedürfnis, den Kopf lieber „mit der Weisheit anderer anzufüllen“ statt „mit eigenen groben Gedanken und jugendlichen Werken“. Er hielt sich zehn Monate (1798–1799) in Göttingen auf, wo eine Gedenktafel (Weender Straße 64) an ihn erinnert.<sup>39</sup>

---

39 Er segelte am 16. September 1798 von Great Yarmouth nach Cuxhaven, reiste nach kürzeren Aufenthalten in Hamburg und Ratzeburg nach Göttingen und traf 14 Monate später, am 27. November 1799, wieder in London ein. Bis Hamburg hatte ihn William Wordsworth begleitet, sein Dichterfreund und Mitverfasser der gerade veröffentlichten *Lyrical Ballads* (1798), der grundlegenden Gedichtsammlung der englischen Romantik.. Wordsworth, der von seiner Schwester Dorothee begleitet wurde, ging nicht nach Göttingen, sondern nach Goslar, auch weil es ihm weniger teuer schien. Er lebte dort ziemlich einsam und ohne akademische Kontakte.





Abb. 48 Hexenszene aus Shakespeares „Macbeth“ (W14)

Coleridge, damals achtundzwanzig Jahre alt, erwarb in vielen Unterrichtsstunden bei „Professor Tychsen“ (dem Orientalisten und Bibelexegeten) detaillierte Kenntnisse der deutschen Literaturgeschichte – von Otfrieds Evangelienharmonie und den Minnesängern über Luthers Bibeldeutsch bis zu Opitz, Gellert und Lessing –, die er in der *Biographia Literaria* einzeln aufführt. Aufschlussreicher ist seine einführende Übersetzung und Kommentierung der Otfried'schen Verse über Christi Geburt, in denen er die für sein eigenes Dichten entscheidende Steigerung der ganz natürlichen (und natürlich bleibenden) Bilder zu geheimnisvoll-übernatürlicher Wirkung wiedererkennt.<sup>40</sup> Dieser entschiedenen Abkehr von klassizistischer Naturnachahmung und Regelpoetik entsprechen seine in Göttingen entstandenen Nachdichtungen empfindsamer Gedichte von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, darunter besonders „Der Felsenstrom“,<sup>41</sup> von Schillers „Dithyrambe“,<sup>42</sup> „Mignons Lied“ aus Goethes *Wilhelm Meister*<sup>43</sup> und von Lessings anmutigem Lied „Die Namen“, außerdem die Übersetzung zweier Volkslieder.<sup>44</sup> Auch die – später vertiefte – Begegnung mit Lessings Bestimmung der wahren Natur der vermeintlichen Unregelmäßigkeiten Shakespeares gehört in diesen Zusammenhang (vgl. *Biographia Literaria*, Kap. XXIII). Hinzu trat die intensive Beschäftigung mit Schillers *Wallenstein*, den Coleridge nach seiner Rückkehr nach London innerhalb von sechs Wochen übersetzte und 1800 publizierte. Für dies alles konnte er die Bestände der Göttinger Bibliothek nutzen, auch für das gleichzeitige Studium der „dynamischen Philosophie“ Kants, Fichtes und besonders Schellings, dessen Gleichsetzung der Tätigkeit des schaffenden Künstlers mit der schaffenden Natur ihn später weiterbeschäftigte (s. *Biographia Literaria*, Kap. IX). Daneben pflegte Coleridge vielfältige akademische Kontakte. Mit besonderem Eifer besuchte er morgens und abends die berühmten Vorlesungen Johann Friedrich Blumenbachs zur Natur- und Kulturge-

40 “Most interesting it is to consider the effect, when the feelings are wrought above the natural pitch by the belief of something mysterious, while all the images are purely natural. There it is, that religion and poetry strike deepest.” (Anmerkung zu “Translation of a Passage in Otfried’s Metrical Paraphrase of the Gospel”).

41 Unter dem Titel “On a Cataract”, wobei er Stolbergs konventionelle Formulierungen intensiviert. Einzelheiten s. Verf., „Flüsse und Flußlandschaften in der englischen Dichtung von der Renaissance bis zur Romantik“, in: Motive und Themen romantischer Naturdichtung, hrsg. von Th. Wolpers, (Abh. d. Akad. d. Wissensch. in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, Folge 3, 141), Göttingen 1984, S. 68–189, hier S. 152f.

42 Titel “The Visit of Gods” (zuerst in: *Sibylline Leaves*, 1817). Titel ab 1829 “Vision of the Gods”.

43 Titel “From the German”, beginnend: “Know’st thou the land where the pale citrons grow”.

44 “Something Childish, but very Natural. Written in Germany” (Übersetzung des Kinderliedes „Wenn ich zwei Flüglein hätt“), zuerst publiziert in: *Annual Anthology*, 1800, und “Westphalian Song”, zuerst publiziert in: *Morning Post*, 1802.

schichte des Menschen.<sup>45</sup> Die historisierenden Kollegien Eichhorns über das Neue Testament hörte er nicht selbst, ließ sich aber darüber von einem Studenten anhand von Notizen berichten.

Unmittelbar wirksam für sein Dichten wurde jedoch etwas anderes: das inspirierende Erlebnis einer wahrscheinlich von Blumenbachs Sohn vorbereiteten etwa vierzehntägigen Harz- und Brockenwanderung um Pfingsten (bzw. den 1. Mai) 1799. Er unternahm sie mit dem jungen Blumenbach und fünf englischen Freunden und hielt seine Eindrücke in seinem Tagebuch fest.<sup>46</sup> Dass es dabei um die neue Art uneingeschränkter, romantischer „Naturbewunderung“ ging, in der es im Gegensatz zu Heinrich Heines *Harzreise* von 1824 nicht eine Spur von Ironie gibt, geht auch aus Blumenbachs warmherziger Freundschaftsbekundung hervor.<sup>47</sup> Coleridge selbst schildert – mit genauer Beobachtung der Natur, aber mit stetem Hinaufgreifen der Imagination ins Übernatürliche, teils in gefühlsbewegter Prosa, teils in lyrischen Versen – das romantische Erleben der ihm fremden, geheimnisvoll dunklen Wald- und Berglandschaft. Er bemerkt in ihrer ehrfurchtgebietenden Weite aber auch das plötzliche „Hervorspringen ... wie durch Zauberei“ des frischen Frühlingsgrüns in den Lichtungen, in einer für seine Dichtung charakteristischen Kontrastbildung und Dynamik. Auch überkommt ihn, als ihn von allen Seiten Fichten und Tannen mit dem tiefen Klang ihres einstimmigen Rauschens umgeben, die Ewigkeitsahnung des Allgegenwärtigen (“the dim notion of the Omnipresent!"). Die Wanderung führt zunächst nach Gieboldehausen, wo Coleridge den Brückenheiligen (Nepomuk, mit aufgesetzter Mitra) sieht (“a mitred statue with a great crucifix in its arms”), dann nach Lauterberg und – an drei lodernden Schmelzöfen der Erzhütten vorbei (“a scene of terrible beauty”)<sup>48</sup> – nach St. Andreasberg und von dort – vorbei am Oderteich, an Wasserfällen und einem lärmenden, „sich kraftvoll hervorschleudernden“ Bach<sup>49</sup> – bis zum sagenumwo-

45 “the lectures on physiology in the morning, and on natural history in the evening, under Blumenbach, a name as dear to every Englishman who has studied at the university, as it is venerable to men of science throughout Europe!”

46 “Fragment of a Journey over the Brocken, &”, mitgeteilt von seinem Arzt und Biographen James Gillman in: *The Life of Samuel Taylor Coleridge*, 1838.

47 Das Tagebuchfragment enthält seinen persönlichen Eintrag: „Wenn Sie, bester Freund, auch in Ihrer Heimath die Natur bewundern werden, wie wir beide es auf dem Harze gethan haben, so erinnern Sie sich des Harzes, und ich darf dann hoffen, das Sie auch mich nicht vergessen werden. Leben Sie wohl, und reisen glücklich, Jhr. Blumenbach“.

48 “a furnace of boiling metal, darting, every moment blue, green, and scarlet lightning, like serpents’ tongues!”

49 Dabei klingt das Muster von “On a cataract” an (Anm. 41): “from the very summit of the hill above us, a powerful stream flung itself down, leaping and foaming, and now concealed, and now not concealed, and now half concealed by the fir-trees, till, towards the road, it became a visible sheet of water“.

benen Brocken und Blocksberg und weiter in das Bodetal und das idyllisch gelegene Dorf Rübeland ("Oh, it was a lovely scene!"). In der großen Tropfsteinhöhle dort erkennt Coleridge zwar nicht die vom örtlichen Führer behaupteten Ähnlichkeiten einzelner Stalaktiten (mit einer Nonne, einer Löwenklaue usw.), er wird aber in seinem Innersten angerührt, als ein mächtiger Tropfstein beim Anschlagen wie eine Totenglocke erklingt. Am Abend beobachtet er fasziniert die dörfliche Maibaumfeier mit ihren fröhlichen, ländlichen Tanzpaaren.

Zum eigentlichen Höhepunkt des poetischen Erlebens war es jedoch schon vorher, in Elbingerode, gekommen, wo Coleridge eines seiner typischen Landschaftsgedichte niederschrieb ("Lines written in the Album at Elbingerode in the Hartz Forest").<sup>50</sup> Halb deskriptiv, halb visionär und im Gesprächston setzt er die wie in Wellen an den Brocken herandrängenden Wälder und Berge mit einer aufwallenden Meeresbrandung gleich, lässt dieses Augenblicksbild am Ende aber wieder verfließen, als ihn das Heimweh nach England überkommt:

"I stood on Brocken's sovran height, and saw  
Woods crowding upon woods, hills over hills,  
A surging scene, and only limited  
By the blue distance. [...]  
Yea, mine eye swam with tears: that all the view  
From sovran Brocken, woods and woody hills,  
Floated away, like a departing dream,  
Feeble and dim! [...]"

Dennoch hat Coleridge die inspirierenden Eindrücke seiner Harzreise und die geistigen Anregungen aus seiner Göttinger Zeit nach England mitgenommen, und sie sollten in seinem späteren Schaffen nachwirken, bis in seine nacherlebende literarische Kritik und berühmte Unterscheidung zwischen erinnerungsbezogener "fancy" und kreativer "imagination" hinein (*Biographia Literaria*, Kap. IV, XII und XIV). Waren Hallers Kriterien noch Wahrscheinlichkeit und Natürlichkeit der Nachahmung, so ist der letzte Wertmaßstab für den Romantiker Coleridge jetzt die ganzheitliche seelische Aktivität des Dichters.

---

50 Zuerst publiziert in: Morning Post, 17. September 1799.

## Exponate W

### Bedingungen der Rezeption englischer Literatur: Der Aufbau einer wissenschaftlichen Bibliothek

**W 1** [Christian Gottlob Heyne]:

[„Vermächtnis“].

In: Göttingische Gelehrte Anzeigen, 1810, Bd. 1, 86. Stück, S. 849–855.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 160/7

Der Göttinger Altphilologe und Erste Bibliothekar Christian Gottlob Heyne (1729–1812) führte die Göttinger Bibliothek zu ihrer Blütezeit im 18. Jahrhundert und formulierte in seinem sog. „Vermächtnis“ die Erwerbungsprinzipien einer wissenschaftlichen Universalbibliothek: Das fortschreitende Wissen solle nach einem „wissenschaftlichen Plan, nicht nach Liebhaberey einzelner Fächer, nicht nach Prachtliebe, nicht nach dem Schein des Aeußerlichen, sondern nach Inbegriff und Umfassung der wichtigsten Schriften aller Zeiten und Völker, in allen Wissenschaften in einheimischer und ausländischer Literatur“ erfasst und zur Verfügung gestellt werden.

**W 2** Jeremias David Reuss:

Das gelehrte England oder Lexikon der jetztlebenden Schriftsteller in Grosbritannien, Irland und Nord-Amerika nebst einem Verzeichnis ihrer Schriften. Vom Jahr 1770 bis 1790. Berlin und Stettin 1791.

SUB Göttingen: 8° HLBI I, 3425

Auf der Grundlage der einmaligen Bestände der Göttinger Bibliothek publizierte Jeremias David Reuss (1750–1837), der langjährige Unterbibliothekar unter Heyne, im Jahre 1791 in Göttingen die erste systematische Bibliographie zur englischen und amerikanischen Literatur überhaupt.

### Göttinger Lehranthologien englischer Literatur

**W 3** John Tompson:

English miscellanies consisting of various pieces of divinity, morals, politicks, philosophy and history [...]. Göttingen 1737.

SUB Göttingen: 8° SVA I, 8661 Rara

Zur Einweihung der Georgia Augusta im Jahre 1737 erschien in Göttingen die weltweit erste Lehranthologie der englischen Literatur. Sie umfasste politische, historische, religiöse und essayistische Prosa, daneben Epik, Drama und Dichtung, und ent-

sprach dem neuen pragmatischen Wissenschaftsgeist und den Interessen junger Herren von Stand. Ihr Herausgeber John Tompson hatte 1735 in Göttingen die in Deutschland erste Stelle eines Sprachmeisters für Englisch übernommen; er wurde 1751 zum außerordentlichen und 1762 zum ordentlichen Professor ernannt.

**W 4** Philip Pepin:

The strains of the British muses. Göttingen 1779.

SUB Göttingen: 8° P. Angl. 1533

Die im Jahre 1779 erschienene zweite Göttinger Lehranthologie des Nachfolgers Tompsons Philip Pepin enthält ausschließlich Lyrik und Blütenlesen poetischer Stellen aus Epen und Dramen. Von politisch-historischem Interesse ist die aufgeschlagene Hymne „God save the King / God save great George our King“. Erstmals 1745 in London öffentlich aufgeführt, wird sie hier wohl erstmalig in Deutschland publiziert. Allerdings wird eine (auch in England später gestrichene) Strophe ausgespart, die den 1745 rebellierenden Schotten die „Zermalmung“ androht, weil die *Highlander* mit dem Stuart-Kronprätendenten Bonnie Prince Charlie gegen King George III. zu Felde zogen. Pepin übergeht diese Verse aber nicht nur, sondern er ersetzt sie auch durch eine von den amerikanischen Königstreuen (*Loyalists*) im Unabhängigkeitskrieg (1775–1783) gesungene Strophe, die Freundschaft, Einheit und Loyalität betont: „O grant him long to see / Friendship and unity / Always increase. / May he his Sceptre sway, / All Loyal souls obey; / Join heart and voice, Huzza, / God save the King“ (Str. 4). Die Übernahme dieser Treuebekundung im Jahre 1779 – zur Zeit des Krieges in Amerika – scheint der Haltung Göttingens und Kurhannovers dem Landesherrn und englischen König gegenüber zu entsprechen.

## Samuel Richardsons „Clarissa“

**W 5** Albrecht von Haller:

Clarissa ou l'Histoire d'une jeune demoiselle de qualité. [Rezension].

In: Bibliothèque raisonnée des ouvrages des savans de l'Europe, pour les mois d'Avril, Mai & Juin, 1749, S. 324–336.

SUB Göttingen: 8° Eph. Lit. 68/5:42

Der Göttinger Wissenschaftler Albrecht von Haller verfasste im Jahre 1749 eine französischsprachige Rezension des Briefromans „Clarissa“ von Samuel Richardson, die einen emphatisch zustimmenden, nur in Einzelheiten kritischen Charakter trug. In den Augen Hallers erlaubte die Form des Briefromans erstmals die glaubhafte Darstellung unmittelbarer Beobachtung und Gefühlsbewegung und damit eine nicht mehr zu überbietende Art der das Seelische einbeziehenden Wirklichkeitsannäherung. Seine Rezension war von europäischer Wirkung.

**W 6** Albrecht von Haller:

Clarissa, or, the History of a Young Lady. [Rezension].

In: The Gentleman's Magazine, and Historical Chronicle. Bd. 19. For the Year 1749. S. 245–246, 345–349.

SUB Göttingen: 8° SVA II, 6480: 19

Zwei Monate nach Hallers französischsprachiger Rezension der „Clarissa“ erschien ihre englische Übersetzung im „Gentleman's Magazine“. Richardson, der im Kontakt mit den Herausgebern des „Gentleman's Magazine“ stand, reagierte sofort auf Hallers Aufsatz und ließ in der dritten Auflage seines Romane einige Änderungen vornehmen.

**W 7** [Johann David Michaelis]:

Clarissa, die Geschichte eines vornehmen Frauenzimmers, von demjenigen herausgegeben, welcher die Geschichte der Pamela geliefert hat: und nunmehr aus dem Englischen in das Deutsche übersetzt. Göttingen 1748–1753. hier Erster Theil, Göttingen 1748.

SUB Göttingen: 8° Fab. IX, 1185: 1 Rara

Zu der Wirkung der Romankritik Hallers trat diejenige der von ihm veranlassten sofortigen Übersetzung des Romans durch den Göttinger Theologen und Orientalisten Johann David Michaelis, der mit der englischen Sprache bestens vertraut war. Michaelis' Übersetzung war fast eine Synchron-Übersetzung: Der erste Teil erschien in Göttingen ein Vierteljahr früher (1748) als der letzte Teil des Originals in London. Michaelis ahmte besonders „die verschiedene Schreib-Art“ der Personen nach.

## William Shakespeare

**W 8** Mr Wiliam Shakespear's comedies, histories, and tragedies. Published according to the true original copies. Unto which is added, seven plays, never before printed in folio: [...] The fourth edition. London 1685.

SUB Göttingen: 2° P. Dram. IV, 4565 Rara

Die Göttinger Shakespeare-Sammlung war im 18. Jahrhundert die vollständigste auf dem Kontinent. Am Anfang steht das „Fourth Folio“ (1685). Es galt lange Zeit als beste, weil neueste der Folios, bis man sah, dass es alle Fehler der früheren enthielt und dass das *First Folio* (1623) ihm vorzuziehen war.

**W 9** The works of Mr. William Shakespear; in six volumes. Adorn'd with cuts. Revis'd and corrected, with an account of the life and writings of the author. London 1709.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 4569

Mit Nicholas Rowes Ausgabe lösten die kleineren Oktavbände das unhandliche Folioformat des 17. Jahrhunderts ab. Weitere Neuerungen waren Bühnenanweisungen,

Ortsangaben und Listen der *dramatis personae* sowie Rowes Shakespeare-Biographie. Die Titelbilder zeigen Bühnendekorationen und Aufführungsstil spätbarocker Art, so etwa Macbeth (mit Allongeperücke) mit den Hexen.

**W 10** The works of Shakespeare, in six volumes. Adorned with sculptures. [Herausgeber: Sir Thomas Hanmer]. The second edition. Oxford 1770–1771.

SUB Göttingen: 4° P. Dram. IV, 4611

Die von Thomas Hanmer besorgte Prachtausgabe, deren klarer Druck und klassizistische Kupfer von Gravelot noch heute der Stolz der Oxforder Clarendon Press sind, erwarb Heyne wegen ihres fehlenden wissenschaftlichen Fortschritts nur unter Zögern.

**W 11** The Plays of William Shakespeare, in eight volumes. With the corrections and illustrations of various commentators: to which are added notes by Sam. Johnson. London 1765.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 4587

Dr. Johnsons Shakespeare wurde sofort in Göttingen angeschafft. Die auf *common sense* und Kenntnis der Menschennatur beruhenden Anmerkungen entsprachen vollkommen dem Wissenschaftskonzept der Georgia Augusta, ebenso das klassizistische Abwägen zwischen einer Bewunderung des "poet of nature" und der Kritik seiner Verstöße gegen den guten Geschmack.

**W 12** Twenty of the plays of Shakespeare: being the whole number printed in quarto during his life-time, or before the Restoration; collated where there were different copies and publish'd from the originals by George Steevens. 4 Bde. London 1766.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 4874

Nach Dr. Johnson betrafen die editorischen Fortschritte die Erschließung historischen Materials. George Steevens publizierte erstmals zwanzig der dem *First Folio* vorausgegangenen Quartausgaben (*quartos*) einzelner Stücke, was der Forschung völlig neue Möglichkeiten erschloss.

**W 13** Bell's Edition of Shakespeare's Plays, as they are now performed at the Theatres Royal in London; regulated from the prompt books of each house by permission; with notes critical and illustrative; by the authors of the Dramatic censor [...]. 8 Bde. London 1773–1774.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 4615:1

"Bell's Edition", eine Ausgabe zeitgenössischer Bühnenfassungen, war dem großen Schauspieler David Garrick gewidmet. Sie wurde wahrscheinlich auf Wunsch Georg Christoph Lichtenbergs erworben. Das Titelbild von „Macbeth“ (Hexenszene, IV,1) scheint Gottfried August Bürgers Übersetzung beeinflusst zu haben.



**W 14** The plays and poems of William Shakespeare, in ten volumes; collated verbatim with the most authentick copies, and revised: with the corrections and illustrations of various commentators; to which are added, an essay on the chronological order of his plays; an essay relative to Shakespeare and Johnson; a dissertation [...] an historical account [...] by Edmond Malone.  
London 1790.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 4622

Den Höhepunkt der Editions-geschichte im 18. Jahrhundert brachte die zehnbändige Ausgabe von Edmond Malone mit zahlreichen Anmerkungen. Die ersten beiden Bände boten u. a. vollständige Listen früherer Ausgaben, ein 500 Seiten starkes Leben Shakespeares und eine Geschichte des frühen englischen Theaters.

**W 15** William Shakespeare:

Othello, the Moor of Venice. Göttingen 1767. (= Select English plays. Volume the First, containing Othello the Moor of Venice. The conscious lovers. To which are annexed Ancient and modern songs).

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 2850 Rara

Mit der Shakespeare-Begeisterung der Göttinger Hainbündler verstärkte sich der Ruf nach der Lektüre Shakespeares im Original. Es erschienen Nachdrucke der vier Tragödien, anhand derer seit Voltaire die vermeintlichen Vorzüge und Fehler des Autors besonders diskutiert worden waren: „Othello“ (1767), wohl der erste Nachdruck eines Shakespearedramas auf dem Kontinent überhaupt, „Julius Caesar“ (1777), „Macbeth“ (1778) und „Hamlet“ (1784). Heyne würdigte nur letzteren einer Besprechung, da er ihn für „correcter als andere ähnliche Abdrücke“ hielt.

**W 16** Julius Caesar a tragedy by W. Shakespear with explanatory notes selected from Dr. Johnson's and Mr. Steevens's commentaries. Göttingen 1777.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 4940

**W 17** Macbeth a tragedy by Shakespear. With explanatory notes selected from Dr. Johnson's and Mr. Steevens's commentaries. Göttingen 1778.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 5271

**W 18** Hamlet Prince of Denmark a tragedy by Will. Shakespeare. With explanatory notes. Göttingen 1784.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 5034

**W 19** Georg Christoph Lichtenberg:

Göttinger Taschenkalender auf das Jahr 1785.

SUB Göttingen: 8° SVA II, 3470 Rara

Eine besondere Art der Shakespeare-Vermittlung fand über Georg Christoph Lichtenbergs verbreiteten „Göttinger Taschenkalender“ statt. Der Kalender für 1785 enthält zwölf nach Lichtenbergs Anweisungen von Daniel Chodowiecki gestochene Monatsbilder zu „Macbeth“ mit je einem Zitat aus Bürgers Übersetzung.

**W 20** Macbeth ein Schauspiel in fünf Aufzügen nach Shakespear. Seinem unvergeßlichen Freunde Johann Erich Biester in Berlin gewidmet von G[ottfried] A[ugust] Bürger. Göttingen 1783.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 5292

Gottfried August Bürgers (1747–1794) kraftgenialische Übersetzung des „Macbeth“ scheint beeinflusst vom Titelkupfer in „Bell’s Edition“, die er sich von Heyne schicken ließ. Die Hexenszene dort stellt die beschwörenden Gesten der Hexen, umgeben von Schlangen und Getier, in gespenstischem Halbdunkel dar.

**W 21** William Shakespeare’s Schauspiele. Neue ganz umgearbeitete Ausgabe. 11 Bde. Zürich 1798–1806 [erste Aufl. 1775–1777]. hier Bd. 1, Zürich 1798.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 4782:1

Johann Joachim Eschenburg (1743–1820), der zweite deutsche Shakespeare-Übersetzer nach Wieland, war ein Schüler Heynes und Michaelis’ in Göttingen und als Professor am Braunschweiger Carolinum tätig. Bürger und sein Freundeskreis empfanden Eschenburgs Sprache als von nicht genügender poetischer Qualität.

**W 22** Shakespeare’s dramatische Werke. Bde. 1–7. Berlin 1797–1801. hier Bd. 1, Berlin 1797.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. IV, 4788

August Wilhelm Schlegel (1767–1845) arbeitete im Winter 1789/90 als Göttinger Student mit Bürger an einer Übersetzung des „Midsummer Night’s Dream“. Seine eigenen Übersetzungen, die alle anderen an poetischer Einfühlung übertrafen, gehören bereits der Geisteswelt der Romantik an.

## Literaturgeschichte

**W 23** Johann Gottfried Eichhorn:

Litterärgeschichte. Erste Hälfte.

[Darin: IV. Neue Litteratur, 3. Von 1648–1800, 5. Schöne Redekünste der Britten (§ 259–§ 286), S. 464–514]. Göttingen 1799.

SUB Göttingen: 8° HLU I, 1655:1

Die erste deutsche Gesamtdarstellung der englischen Literaturgeschichte war Teil der weitgespannten „Litterärgeschichte“ (1799) von Johann Gottfried Eichhorn (1752–

1827), dem vielseitigen Göttinger Professor für Bibelexegese. Sie blieb allerdings kompilatorisch und der Regelpoetik verhaftet.

## Samuel Taylor Coleridge

### **W 24** Samuel Taylor Coleridge:

Biographia Literaria. London 1817.

SUB Göttingen: 8° HLBI VII, 5900

Samuel Taylor Coleridge (1772–1834), der wohl bedeutendste englische romantische Dichter und Kritiker, ging 1798–1799 nach Göttingen ("to finish my education in Germany"). In seiner berühmten „Biographia Literaria“ (1817) kennzeichnet er seine literarischen und philosophischen Studien in Göttingen.

### **W 25** Friedrich Schiller:

The death of Wallenstein. A Tragedy, in five acts. Tranlated from the German of Frederick Schiller by S. T. Coleridge. London 1800.

SUB Göttingen: 8° P. Dram. III, 3213

Coleridge, der sich schon in Göttingen mit Friedrich Schiller beschäftigt hatte, übersetzte den „Wallenstein“ nach seiner Rückkehr nach London in sechs Wochen. Er ließ „Wallensteins Lager“ unberücksichtigt und beschränkte sich auf die eigentlich dramatischen Teile „Die Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“, die er getrennt in zwei Bänden veröffentlichte. Aufgeschlagen ist die Titelseite von "The Death of Wallenstein".

### **W 26** James Gillman:

The Life of Samuel Taylor Coleridge. London 1838.

SUB Göttingen: 8° HLBI VII, 5903:1

Die inspirierende Wirkung seiner Harzwanderung (um Pfingsten 1799) hielt Coleridge in seinem von James Gillman mitgeteilten "Notebook" fest. Höhepunkt ist der visionäre Blick vom Brocken in dem Gedicht "Lines written in the Album at Elbingerode in the Hartz Forest".

# ORIGINALGENIE, OSSIAN, MÜNCHHAUSEN UND LENORE<sup>1</sup>

## Literarische Beziehungen zwischen Göttingen und Großbritannien im späteren 18. Jahrhundert

Reimer Eck

Gegen Ende des Jahres 1769 erhielt der Göttinger Orientalist Johann David Michaelis durch Vermittlung eines seiner regelmäßigen Londoner Korrespondenten, des königlichen Leibarztes John Pringle, eine Abhandlung des bekannten Altertumswissenschaftlers, Orientreisenden und Politikers Robert Wood (1716-1771) mit dem Titel *An Essay on the Original Genius of Homer*. Es handelte sich um einen Vorabdruck der Überlegungen zu diesem Thema, die erst vier Jahre nach Woods Tod im Jahre 1775 offiziell in London publiziert wurden. Wahrscheinlich nur sehr wenige Exemplare der nach Göttingen geschickten Ausgabe wurden zur Verteilung an ausgewählte Freunde gedruckt. In Göttingen wusste man sehr wohl, was für einen bedeutenden Text man in Händen hielt. Der Altertumswissenschaftler und Bibliotheksdirektor Christian Gottlob Heyne zeigte den Aufsatz im März 1770 in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen* an und bemerkte: „Homer ist original, weil er nichts als die Natur, und kein Muster noch nicht vor sich hatte“. Schon zu Beginn der Rezension unterstrich er das Neue und Bedeutende von Woods Ansatz: „Für Leser des Homers wird manches ein Keim zu fernern Betrachtungen sein“. Johann David Michaelis bemühte sich um die Zustimmung des Autors zu einer Übersetzung des Textes ins Deutsche. 1773 erschien dann – immer noch vor der offiziellen Publikation in England – eine deutsche Übersetzung in Frankfurt, die wohl teilweise von Michaelis selbst, teilweise von seinem Sohn, dem Mediziner Friedrich Christian Michaelis, stammt. Der Titel der deutschen Ausgabe lautete *Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homers aus dem Englischen*<sup>2</sup>. Die Geniediskussion zur Kunst, Architektur und

---

1 Der hier vorgelegte Aufsatz ist wahrlich nicht eine literaturhistorische Untersuchung, sondern lediglich ein Versuch, die verschiedenen interessanten und bei weitem noch nicht erschöpfend bearbeiteten Wechselbeziehungen im Rahmen der Ausstellung zumindest anzudeuten. Die Literaturangaben mögen zu weiterer Lektüre anregen.

2 Diese Transfervorgänge wurden mehrfach aufgearbeitet: Hans Hecht: T. Percy, R. Wood und J. D. Michaelis. (= Göttinger Forschungen. 3). Stuttgart 1933. Dazu erfolgte durch Bernhard Fabian eine Edition der relevanten englischen Texte und des einschlägigen Briefwechsels zwischen Wood und Michaelis: Robert Wood: An Essay on the Original Genius

Literatur hatte in der englischen Aufklärung schon früh eingesetzt und wurde in Deutschland, soweit die Texte überhaupt zugänglich waren, aufmerksam beobachtet. Unter anderem war es der Kreis um Herder und Goethe aus der gemeinsamen Straßburger Zeit, der die Diskussionen und die Publikationstätigkeit in England verfolgte. Die Einführung des Begriffs des Originalgenies, der in England auch auf Shakespeare und den unten anzusprechenden Ossian angewendet wurde, in die deutsche Literaturdiskussion ist das Verdienst dieser von Göttingen ausgehenden Übersetzung<sup>3</sup>. Michaelis selbst war wohl deshalb Empfänger der seltenen Abhandlung, weil er im wissenschaftlichen Dialog mit dem Bischof von London, Robert Lowth, über die frühe Poesie der Hebräer dieser einen originären Platz in der frühen orientalischen Literatur zugewiesen hatte<sup>4</sup>. Zugleich war Michaelis weithin dafür bekannt, dass er mit der finanziellen Unterstützung des Königs von Dänemark im Jahr 1761 eine international besetzte Forschungs Expedition nach Arabien organisiert hatte, in deren Rahmen die Reisenden unter anderem eben vor Ort bei den Beduinen der Wüste, die noch den Vätern des Alten Testaments ähnlich lebten, eine Reihe von Schlüsselfragen zur Interpretation der Bibel beantworten sollten<sup>5</sup>. Robert Wood hatte seinen Reisen zu den Stätten der klassischen Antike des östlichen Mittelmeers in den Jahren 1750-1751 eine ähnliche Intention vorangestellt: „we proposed to read the Iliad and Odyssey in the countries, where Achilles fought, where Ulysses travelled and where Homer sang.“ Zur Arabienexpedition hatte Michaelis einen Fragenkatalog publiziert, der 1763 auch in französischer Sprache erschien und der weit verbreitet wurde<sup>6</sup>. In der fran-

- 
- 2 of Homer (1769 and 1775). (= *Anglistica & Americana* 174). Hildesheim 1976. Zum Thema s. auch: Kirsti Simonsuuri: *Homer's Original Genius. Eighteenth-century notions of the early Greek epic (1688-1798)*. Cambridge 1979.
  - 3 Zu Woods Definitionen des Originalgenies bei Homer s. Hecht, a.a.O., S. 39-40, Anm. 3. Auch: Hanns W. Eppelheimer: *Homer – ein Originalgenie. Über das Schicksal der Homerischen Gedichte im 18. Jahrhundert*. Fulda: 1948. In der zeitgenössischen englischen Diskussion nennt William Duff Homer, Ossian und Shakespeare bereits 1767 in einem Atemzug (*An essay on original genius; and its various modes of exertion in philosophy and the fine arts particularly in poetry*. London 1767, hier S. 286 – 287).
  - 4 Johann David Michaelis: [...] in *Roberti Lowth praelectiones de sacra poesi Hebraeorum notae et epimetra. Ex Goettengensi editione praelectionum*. Oxford 1763.
  - 5 Ankündigung des Reisevorhabens in: *Göttingische gelehrte Anzeigen* vom 7. Februar 1760.
  - 6 Johann David Michaelis: *Recueil de question proposées à une société de savans qui par ordre de sa Majesté danoise font le voyage del'Arabie*. Frankfurt 1763. Zur Expedition selbst und zu ihren Ergebnissen, die erst seit 1772 schrittweise publiziert werden konnten, s. Thorkild Hansen: *Det Lykkelige Arabien*. Kopenhagen 1962; Dieter Lohmeier (Hrsg.): *Carsten Niebuhr und die Arabische Reise 1761 – 1767*. Ausstellung der Königlichen Bibliothek Kopenhagen. (= *Schriften der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek*, 1). Heide 1986; Reimer Eck: *Christlob Mylius und Carsten Niebuhr*. Aus den Anfängen der wissenschaftlichen Forschungsreise an der Universität Göttingen. In: *Göttinger Jahrbuch*, 1986, S. 11-43.

zösischen Version war dieser für die Geschichte der wissenschaftlichen Forschungsreisen so wichtige Katalog auch in England wohlbekannt.

Schon zuvor waren andere wichtige literarische Texte und Sammlungen aus England in Deutschland aufmerksam rezipiert worden und sollten lange die nationale literarische Diskussion beeinflussen. Zur wichtigen Rolle Shakespeares und der Mittlerfunktion der Göttinger Bibliothek wird an anderer Stelle in diesem Band berichtet<sup>7</sup>. Ebenso wichtig sind Bischof Thomas Percys Sammlungen der *Reliques of ancient English poetry*<sup>8</sup> und die Ossianischen Gesänge. Mit dem Herausgeber der *Reliques* stand wiederum Michaelis in direktem literarischem Austausch. So schickte Percy ihm im Sommer 1768 eine Ausgabe seiner kommentierten Übersetzung des Hohenlieds Salamonis, weil er, ähnlich wie sein Kollege Lowths, mit Michaelis' Befunden zur Einordnung der altisraelischen Poesie übereinstimmte.

Unter dem Begriff *Ossian* verstehen wir eine Reihe von Texten alter schottischer Barden, die der Schotte James Macpherson angeblich nach gälischen Originalen seit 1760 in englischer Sprache herausgab<sup>9</sup>. Bald war Ossian in aller Munde und beeinflusste auch die deutsche Literaturszene nachhaltig<sup>10</sup>. So fügte etwa Goethe einige selbst übersetzte Texte aus dem Ossian in seinen Roman *Die Leiden des jungen*

---

7 S. den Beitrag von Theodor Wolpers „Literaturvermittlung zwischen Göttingen und England im 18. Jahrhundert“ in diesem Band.

8 *Reliques of ancient English poetry: consisting of old heroic ballads, songs, and other pieces of our earlier poets (chiefly of the lyric kind.) Together with some few of later date.* 3 vols. London 1765. Ein knapper Auszug von 46 Seiten erschien 1767 in Göttingen unter dem Titel „Ancient and modern songs and ballads“. Eine deutsche Übersetzung besorgte Herder gemeinsam mit den Braunschweiger Aufklärern Eschenburg und Campe: „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichtart.“ Berlin 1777.

9 Die verbindliche Ausgabe, auf die immer wieder Bezug genommen wird, ist die zweibändige Edition von 1765. Die voll annotierte englische Titelaufnahme lautet: „[The poems of Ossian] The works of Ossian, the son of Fingal. In two volumes. Translated from the Galic language by James Macpherson. The third edition. London 1765. Kommentar: „Not translated, but in fact by James Macpherson. - The words „Third edition“ refer to the previous publication in separate form of ‘Fingal’ and ‘Temora’. Vol. 2 contains an addition ‘A critical dissertation on the poems of Ossian [...] By Hugh Blair.’“ Der Text war in Deutschland so selten und gesucht, dass Goethe und Merck in den Jahren 1773-77 in Darmstadt, Frankfurt und Leipzig eine erschwingliche Ausgabe für das deutsche Publikum veranlassten. Letztendlich produzierten sie den Nachdruck einer der wichtigsten und einflussreichsten Fälschungen der europäischen Literaturgeschichte.

10 Gerade heute wird im internationalen Dialog und in gewichtigen neuen Publikationen die Bedeutung und Rezeption des Ossian in den Nationalliteraturen Europas umfassend und systematisch aufgearbeitet. Vgl. Howard Gaskill (Hrsg.): *The Reception of Ossian in Europe.* London 2004; Dafydd Moore: *Ossian and Ossianism.* 4 Bde. London 2004; Wolf Gerhard Schmidt: ‘Homer des Nordens’ und ‘Mutter der Romantik’: James Macphersons ‘Ossian’ und seine Rezeption in der deutschsprachigen Literatur. 3 Bde. Berlin 2003.



Abb. 49 Bürgers Münchhausen, Tafel 6 (X 6)

*Werther* ein. Auch versuchte er, ähnlich wie Herder, die wenigen von Macpherson publizierten original gälischen Textteile selbst aus der Ursprache zu übersetzen. Klopstock bildete sein Gedicht von der *Hermannschlacht* dem schottischen Barden nach. Für Herder war eine in Wien erschienene Übersetzung des Ossian im Jahre 1773 die willkommene Gelegenheit zu einer längeren Besprechung und Wertung des Gesamtwerks<sup>11</sup>. Die ihm vorliegende Übersetzung des Bibliothekars Michael Denis in Hexametern nahm er zum Anlass, selbst Probeübersetzungen in freierem, dem Original näher kommenden Versmaß vorzulegen. Zugleich bedauerte er nachdrücklich, dass in Deutschland eben entsprechende Sammlungen der historischen nationalen Literatur völlig fehlten. Sein eigenes Lebenswerk, wie das anderer, widmete sich so künftig auch der Sammlung vergleichbarer deutscher Sprachdenkmäler, wie sie die Briten in so eindrucksvoller Weise zusammengetragen hatten. Diese wichtige Rezension bestärkte, im Zusammenhang mit Woods Essay, auch Gottfried August Bürger darin, seine Versuche einer Homerübersetzung in Blankversen und nicht nach klassischen Mustern zu gestalten.

Die Göttinger Bibliothek unterstützte diese dramatischen Rezeptionsprozesse nachhaltig durch ihre gerade auf diesem Gebiet sehr aktuelle Erwerbspolitik<sup>12</sup>. Sie erwarb die beiden früheren Textausgaben des Ossian, *Fingal*, erschienen 1762, und *Temora*, erschienen 1763, sowie den wichtigen Aufsatz Hugh Blairs *A critical dissertation on the poems of Ossian* (London 1763) bereits im Frühjahr 1764 jeweils aus der Göttinger Buchhandlung der Witwe Anna Vandenhoeck. Auch Macphersons *Fragments of ancient poetry* (Edinburgh 1760) wurden noch im selben Jahr erworben. Für Percys *Reliques* und die erste gesammelte Ausgabe der *Poems of Ossian* sind zur Zeit konkrete Erwerbungsdaten unbekannt; es kann aber angenommen werden, dass beide Werke bereits 1766 in der Göttinger Bibliothek vorhanden waren. Eine Untersuchung der zeitgenössischen Benutzungsakten der Göttinger Bibliothek bezüglich dieser Titel lohnte sicherlich, denn die Texte waren in Deutschland rar und selbst für ausgewiesene Literaten wie Bürger, Goethe und Herder nicht immer zugänglich. Nur in Einzelfällen sind eindeutige Benutzungsvorgänge aus den Briefwechseln der deutschen Klassiker belegbar. Hier sei als Beispiel Johann Gottfried Herder zitiert, der sich mit dem ihm eigenen Überschwang bei dem Göttinger Bibliothekar

11 Johann Gottfried Herder: Briefwechsel über Ossian. In: Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Hamburg 1773. Zum Thema noch grundlegend: Alexander Gillies: Herder und Ossian. Phil. Diss. Göttingen 1933.

12 Grundlegend hierzu: Bernhard Fabian: *Selecta Anglicana: Buchgeschichtliche Studien zur Aufnahme der englischen Literatur im 18. Jahrhundert*. Wiesbaden: 1994. Speziell zur Göttinger Beschaffungspolitik s. Heinz-J. Müllenbrock, Theodor Wolpers (Hrsg.): *Englische Literatur in der Göttinger Universitätsbibliothek des 18. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung von Reimer Eck, Rudolf Freiburg und Thomas Habel.* (= Arbeiten aus der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 14b). Göttingen 1988.



Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (der übrigens auch einer der zahlreichen deutschen Ossian-Übersetzer war) für die Ausleihe einer umfangreichen Lieferung englischer Bücher bedankt:

Weimar, 31. Dezember 1787

Lieber braver Meyer,

Ich danke Ihnen aufs schönste für die 26 Pfund (nicht Göttingische Bratwürste), sondern Englische Schriften, die Sie mir zum Heiligen Christ übersandt haben. Sie kamen an, grade als ich aus der Kirche kam und mein Christ-Amt verwaltet hatte; also ging ich gleich auf die Barden los und habe im Buch hier und da ein feines Goldkörnchen gefunden [ ...]. Der alte Blinde interessiert mich am meisten.“<sup>13</sup>

Ebenso wichtig wäre eine Untersuchung der Entleihungen aus der Bibliothek durch die Mitglieder des Göttinger Hains. Eine zentrale Rolle in der Vermittlung englischen Gedankenguts und englischer Vorlagen an die jungen Poeten dürfte der vielbeschäftigte Hofmeister einer Reihe englischer Studenten, „Präzeptor“ des Hainbundes und Herausgeber des Göttinger Musenalmanchs Heinrich Christian Boie (1744-1806) eingenommen haben. Noch 1779 ermöglichte er die Publikation einiger Übersetzungsproben Bürgers aus dem Ossian in seinem *Deutschen Museum*. Für Herder in seiner Bückeburger Provinz war Boie bis 1777 willkommener Agent für die Beschaffung neuerer englischer wissenschaftlicher Literatur über den Göttinger Buchhändler und Verleger Dieterich. Die in Göttingen angeblich zu Studienzwecken anwesenden Engländer dürften weniger befruchtend auf die Hainbündler gewirkt haben<sup>14</sup>.

Einen der frühesten Hinweise auf den Ossian und seine Bedeutung gab im *Hannoverschen Magazin* im Jahr 1763 der Bibliothekssekretär Rudolph Erich Raspe (1737-1794), der hier auch Auszüge aus *Fingal* übersetzte<sup>15</sup>.

- 
- 13 Das Buch, das Herder sich noch am Heiligabend 1787 (was wird seine Familie gesagt haben?) vornahm. war: Joseph Cooper Walker: Historical memoirs of the Irish Bards : interspersed with anecdotes of and occasional observations on the music of Ireland, also with an historical and decriptive account of the musical Intruments of the ancient Irish. London 1786.
  - 14 Vgl. Ernst-Otto Fehn: Die Dichter des Göttinger Hains und ihre britischen Kommilitonen. In: Göttinger Jahrbuch, 1978, S. 153–174.
  - 15 Zu Raspes bewegter Vita s. John Carswell: The Prospector: Being the life and times of Rudolf Erich Raspe (1737-1794). London 1750. Primär zu seinen literarischen Beziehungen: Rudolf Hallo: Rudolf Erich Raspe: Ein Wegbereiter von deutscher Art und Kunst. Stuttgart 1934. Zu Raspes Tätigkeit in England auch: Hans-Joachim Braun: German Entrepreneurs and Technicians in England in the eighteenth century. In: Der curieuse Passagier. Deutsche Englandreisende des achtzehnten Jahrhunderts als Vermittler kultureller und technologischer Anregungen. Colloquium der Arbeitsstelle 18. Jahrhundert im Dezember 1980. Heidelberg 1983. S. 63 – 74

Formal bei der königlichen Bibliothek in Hannover angestellt, war er tatsächlich über einige Jahre hinweg die rechte Hand des Kurators der Göttinger Universität, Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen, in Angelegenheiten der Universitätsbibliothek. Freilich konnte den vielseitig interessierten Mann die Anstellung in Hannover nicht befriedigen, und so griff er zu, als ihm im Jahre 1769 zu besseren finanziellen Bedingungen die Aufsicht über die reichen Kunstsammlungen des Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Cassel angeboten wurde. Mit Herder, Boie, Georg Forster, Heyne und anderen Literaten seiner Zeit gut bekannt, führte Raspe eine noch vollständig erhaltene weitreichende Korrespondenz. Unter anderem versorgte er auch Herder in Bückeburg bisweilen mit Literatur aus eigenen Beständen und denen der Kasseler Bibliothek und sammelte für ihn zudem deutsche Sprachdenkmäler. Raspe war korrespondierendes Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften, in deren Publikationen er mehrfach veröffentlichte. Die engen Beziehungen zu Göttingen verschafften diesen und weiteren Publikationen meist wohlwollende Besprechungen in den *Göttingischen Gelehrten Anzeigen*. Das breite Spektrum der Interessen Raspes führte dazu, dass er sowohl auf literarischem und kunsthistorischem, besonders aber auf geologischem Gebiet vielfach publizierte. Als man später in Kassel Veranlassung hatte, seinen Hausstand vollständig zu katalogisieren, fanden sich in seiner Handbibliothek auch *Ossian*, Percys *Reliques* und, hier von besonderem Interesse, eine Reihe von Bänden des bei Mylius in Berlin erschienenen Periodikums *Vademecum für lustige Leute*.

Zurück zu Raspes aufregender Biographie: Noch aus Zeiten seines Leipziger und Göttinger Studiums hoch verschuldet, sah sich Raspe in Kassel genötigt, einen repräsentativen Hausstand zu führen, den sein Gehalt, das wohl auch nicht mit großer Regelmäßigkeit gezahlt wurde, nicht tragen konnte. Die Schulden häuften sich, und Raspe begann, wertvolle Stücke aus der Münzsammlung der Landgrafen zu verpfänden und zu verkaufen. Als die Sache schließlich aufflog, war der stattliche Schaden von fast 4.000 Talern entstanden. Rudolph Erich Raspe, vormals auch Mitarbeiter der Göttinger Universitätsbibliothek, wurde zu einem vom Landgrafen von Hessen steckbrieflich gesuchten ehemaligen Museumsleiter und Bibliothekar. Bei Nacht und Nebel floh er im März 1775 aus Kassel nach Clausthal, entging hier unter abenteuerlichen Bedingungen einer Festnahme und gelangte auf bislang nicht ganz geklärten Wegen nach England. Hier wurde er bald auf diplomatischen Druck Hessens von John Pringle, dem damaligen Präsidenten, aus der Royal Society, deren Mitglied er war, ausgeschlossen. Georg Christoph Lichtenberg, der sich zu dieser Zeit in London aufhielt, war durchaus verblüfft, Raspe im September 1775 zufällig zu treffen, und bemerkte süffisant, dass dieser nun wahrlich nicht mehr mit seiner aus Kassel bekannten Eleganz auftrat. Für Raspe begann eine harte Zeit, die ihn alle denkbaren Wege aufsuchen ließ, zu einem verlässlichen Auskommen zu gelangen. Primär musste er zunächst den Weg der Publikation suchen. Schon 1776 fand er Gelegenheit, eine

Abhandlung über die deutschen Vulkane und seine Theorien zur Entstehung des Basalts zu publizieren. Der Göttinger Universitätsbibliothek übersandte er ein Widmungsexemplar. Ohne Zweifel wollte Raspe seine wissenschaftlichen Beziehungen nach Deutschland nicht aufgeben. Wichtig für die hier zu zeigenden literarischen Beziehungen zwischen Göttingen und England ist unbestritten seine englischsprachige Publikation der Geschichten des (Lügen-)Barons von Münchhausen aus Bodenwerder an der Weser, die er offensichtlich dem *Vademecum* der Jahre 1783-1785 entnommen hatte. Hier ist nicht der Ort, die komplexe Publikationsgeschichte dieses Werks im Detail abzuhandeln<sup>16</sup>. Im historischen Göttinger Bibliotheksbestand dokumentiert sich der wechselseitige Rezeptionsprozess etwa so: 1786 erschien in Oxford *The singular travels, campaigns, voyages and sporting adventures of Baron Munnikhausen*. Im selben Jahr noch erschien in Göttingen eine deutsche Übersetzung mit dem fiktiven Druckort London bei Johann Christian Dieterich. Der Übersetzer war Gottfried August Bürger, der hier folglich eine südniedersächsische Tradition aus Raspes englischem Text ins Deutsche zurück übertrug und zudem noch textlich erweiterte. Es war dies eine Arbeit, die nicht unerheblich zu seinem literarischen Ruhm beitrug. Hier nun entstand der klassische Titel *Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abentheuer des Freiherrn von Münchhausen*. Bis zum Jahre 1788 entwickelte sich dann eine Art Wechselgesang zwischen Raspe in England und Bürger in Göttingen, der den Kanon der Münchhausiaden mit den zugehörigen Illustrationen schrittweise erweiterte. Lange war Rudolph Erich Raspe als erster Herausgeber von *Münchhausens Erzählungen* vergessen. Erst im 19. Jahrhundert konnte seine Leistung zur Veröffentlichung dieses Klassikers der Weltliteratur wieder herausgearbeitet werden.

Neben den Dichtern des Göttinger Hains hatte sich inzwischen auch Bürger der Ballade zugewandt. Durchaus bewusst in Konkurrenz zu den jungen Hainbündlern beschloss er, die Ballade aller Balladen zu schreiben. Zur Genesis der *Lenore* sind wir aus seinem Briefwechsel mit Boie verhältnismäßig gut informiert. Am 19. April 1773 schrieb er dem „Herrn Repräsentanten“ des Bundes, er habe eine „herrliche Romanzen-geschichte aus einer uralten Ballade aufgestöhr!“, und gibt einige Bruchstücke: „Der Mond, der scheint so helle, Die Toten reiten schnelle“. Auch nennt er bereits Teile des Dialogs „Graut Liebchen auch? - Wie sollt mir graun, ich bin ja bei dir.“ Ob Bürger den Vorwurf zur *Lenore* tatsächlich rein aus der Volkstradition des Gartetals entnommen hat, ist bereits von den Zeitgenossen ernsthaft angezweifelt worden. Zu einem sehr ähnlichen Thema übersetzte Herder in seinem *Briefwechsel über Ossian*

---

16 Vgl. hierzu: Bernhard Wiebel: Münchhausen – Raspe – Bürger: Ein phantastisches Triumvirat. Einblick in die Münchhausen-Szene und die Münchhausen-Forschung mit einem besonderen Blick auf R. E. Raspe. In: Münchhausen: Vom Jägerlatein zum Bestseller. Hrsgg. vom Münchhausen-Museum Bodenwerder. Göttingen 1998. S. 13-55.

eine englische Ballade aus den *Reliques* mit dem Titel „*Sweet Williams Ghost*“<sup>17</sup>. Allein Percys *Reliques* enthielten eine ganze Reihe weiterer englischer Bearbeitungen des Stoffes des Wiedergängers, der die Braut heim holt. Zumindest aber konnte Herder am 21. August 1773 den Hainbündlern das vollendete Werk in einer sorgfältig inszenierten Lesung vortragen, und im Jahr 1774 erschien die *Lenore* im Göttinger Musenalmanach. Dreiundzwanzig Jahre vergingen, und das Jahr 1796 wurde dann in England zum Jahr der *Lenore*. Wieso es plötzlich in England zu einer Explosion von *Lenore*-Übersetzungen kam, ist von der Literaturwissenschaft trotz verschiedener Deutungsbemühungen noch nicht eindeutig geklärt worden. Unter den Übersetzern des Jahres 1796 sind so berühmte Namen wie Walter Scott, der *Poet Laureate* Henry James Pye, das Mitglied der Royal Society John Thomas Stanley und der junge Adlige William Robert Spencer. In der Regel wurde auch der deutsche Text in den englischen Ausgaben mit abgedruckt. Neben Wiedergaben der zeitgenössischen *Lenore*-Illustration Chodowieckis (1726-1801) wurden auch William Blake mit einem bemerkenswerten Titelblatt und Lady Diana Beauclerk, Schwester des Duke of Marlborough, als Vertreterin des Hochadels mit fünf großformatigen Illustrationen tätig<sup>18</sup>. Die Göttinger Bibliothek war auf diese Entwicklung offenbar schon früh aufmerksam geworden. So weisen die Erwerbungsakten zumindest aus, dass die man sich bereits im Erscheinungsjahr um diese verschiedenen englischen Ausgaben bemühte. Die Sammlung wirkte ihrerseits weiter, indem 1797 bei Dieterich in Göttingen drei der wichtigsten englischen Übersetzungen der *Lenore* nachgedruckt wurden. Der Herausgeber war der mit den Göttinger Universitätskreisen eng vertraute Shakespeare-Übersetzer und Professor am Carolinum in Braunschweig, Johann Joachim Eschenburg (1743–1820). Da er mit einem der Übersetzer, John Thomas Stanley, persönlich bekannt war, mag Eschenburg die Göttinger Bibliothek auf die zahlreichen *Lenore*-Übersetzungen hingewiesen haben. Der Ausgabe stellt Eschenburg zwei bereits auf das Jahr 1796 datierte kommentierende Briefe an den Kanonikus Johann Ludwig Wilhelm Gleim in Halberstadt voran. Aus Eschenburgs Beschreibungen sei sein ablehnender Kommentar zu

- 
- 17 Die Diskussion aus britischer Sicht, aus der der *Lenore*-Stoff zeitweilig als nationales Eigentum betrachtet wurde, wird dargestellt von Evelyn B. Jowles: G. A. Bürgers Ballade *Lenore* in England. Regensburg 1974. Hierzu der Abschnitt: Voraussetzungen zum Verständnis der *Lenore* in England. S. 29–59. Da diese Arbeit in Bezug auf die Originalbelege englischer *Lenore*-Übersetzungen weitgehend aus den Beständen der Göttinger Bibliothek schöpft, sei sie dem Interessierten zur Lektüre empfohlen. Zum gleichen Thema: Karl Heinz Göller: Deutscher Sturm und Drang in England: Die Aufnahme von Bürgers „*Lenore*“ im Jahre 1796. In: Neusprachliche Mitteilungen 21 (1968), S. 208–218.
- 18 Zu Lady Diana Beauclerk s. Carola Hicks: *Improper pursuits. The scandalous life of Lady Diana Beauclerk*. London 2001. Eine frühere, durchaus schonendere Biographie widmet sich primär ihrem künstlerischen Werk: Beatrice Erskine: *Lady Diana Beauclerk. Her Life and Work*. London 1903.



Abb. 50 Bürger Lenore, Tafel 4 (X 10)

Willam Blakes fast expressionistisch anmutendem dramatischen Titelkupfer und zu Stanleys Eingriffen in die Handlung des Originals in seiner zweiten Übersetzung kurz wiedergegeben:

„Dem Titel gegenüber ist ein von Blake erfundenes von Perry gestochenes Kupferblatt, wo Lenore von ihrem vermeinten Wilhelm auf getrecktem feuerschnaubenden Rosse durch die Lüfte davon geführt wird, die Geister der Nacht über ihr schweben und um sie her tanzen, aus den Gräbern hervorblickende Todte, ihrer wartend, der Schreckens-Szene zuschauen. Zeichnung und Ausdruck dieses Blattes sind indess so übertrieben und gewaltsam, und die Hauptfiguren sowohl, als das Beiwerk, so unnatürlich in die Länge gezerzt, dass ich kaum begreife, wie der gebildete Kunstgeschmack meines Freundes eine so ganz verfehlt und misslungene Verzierung dulden konnte. [...].

In der ersten Auflage seiner Übersetzung war Hr. Stanley dem Ausgange der deutschen Ballade im Ganzen treu geblieben. Bei diesem neuen Abdrucke aber machte er, ausser mehreren Verbesserungen, eine völlige Umänderung und Verlängerung des Schlusses. Und dadurch erhielt, wie er auch selbst eingesteht, die ganze Geschichte einen völlig neuen und eigenen Charakter, schwerlich aber zu ihrem Vortheile. Was Bürger als wirklich vorgegangen er zählt, löst sich hier am Ende in eine blossen Traum auf, von welchem Lenore zum Wiedersehen ihres Wilhelm's erwacht. Zu dieser Umwandlung der Katastrophe liess sich der englische Dichter durch sein Missfallen mit der moralischen Tendenz des im Original befindlichen unglücklichen Ausganges bestimmen, der ihm der reineren Begriffe von der Gerechtigkeit und Güte Gottes nicht würdig dünkte.“<sup>19</sup>

Wie wir sehen, wurde Bürgers Text bisweilen Veränderungen und Verbesserungen unterzogen. Auch wurden in England verschiedene Parodien der *Lenore* verfasst, was unterstreicht, wie weit der Text in England allgemein geläufig war. Die englischen Illustrationen selbst sind nicht zuletzt auch als Neu-Interpretationen zu sehen. Neben den verschiedenen Einzeldrucken des Jahres 1796 besitzt die Göttinger Bibliothek ein in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts aus Hannover erworbenes Konvolut, das den bekannten Kanon von acht *Lenore*-Übersetzungen des Jahres 1796 noch um einen längeren parodisierenden Text in Manuskriptform erweitert<sup>20</sup>.

19 Vgl: Lenore. Ballade von Bürger. In drei englischen Übersetzungen. Göttingen 1797. S. 5-7.

20 SUB Göttingen: 2° Cod. Ms. Philol. 206/c Cim.

Die wissenschaftliche Aufarbeitung dieser hochinteressanten Sondersammlung zur *Lenore*-Rezeption in England kann noch nicht als abgeschlossen gelten.

So spannt sich der Bogen von Woods Aufsatz zu Homers Originalgenie über die Epoche des deutschen Sturm und Drang bis zur *Lenore*-Rezeption in England. Zumindest an die Namen der Träger dieses hochinteressanten internationalen Transfers, in dem die Göttinger Universität mit ihrer Bibliothek eine Schlüsselrolle spielte, sollten in diesem Essay genannt werden.

## Exponate X

### Johann David Michaelis und seine literarische Beziehungen nach England

#### **X 1** Robert Wood:

An Essay on the Original Genius of Homer. London 1769.

SUB Göttingen: 4° Auct. Gr. II. 2168 Rara

Auf dem Titelblatt von dem Göttinger Orientalisten Johann David Michaelis (1717-1791) handschriftlich vermerkt: „By Mr. Wood, Under-Secretary of State / Donum auctoris / Michaelis“. Dieser wichtige Vorabdruck der Abhandlung des englischen Altertumswissenschaftlers, Orientreisenden und Politikers Robert Wood zum Originalgenie Homers wurde in Göttingen sofort rezipiert, rezensiert und übersetzt.

#### **X 2** Johann David Michaelis:

[...] in Robert Lowth *praelectiones de sacra poesi Hebraeorum notae et epimetra*. Ex Goettingensi editione *praelectionum*. Oxford 1763.

SUB Göttingen: Cod. Ms. Michaelis 204

Mit Robert Lowth, dem Bischof von London, stand Michaelis in direktem gelehrten Austausch über die frühen Dichtungen des Alten Testaments. Sein Kommentar zu Lowths berühmten Oxforder Vorlesungen zum gemeinsamen Forschungsthema wurde aus einer Göttinger Vorlage dort wieder abgedruckt. Zu sehen ist Michaelis' Handexemplar.

### Die Rezeption der britischen Sammlungen früher Nationalliteratur

**X 3** *Reliques of ancient English poetry. Consisting of old heroic ballads, songs and other pieces of our earlier poets [...]*. 3 Bde., London 1765.

SUB Göttingen: 8° Poet. Angl. 2135

Diese von Thomas Percy, Bischof von Dromore, einem Korrespondenzpartner von Michaelis, edierte Sammlung historischer literarischer englischer und schottischer Texte wurde in Deutschland eifrig rezipiert und übersetzt. Die Sammlung vergleichbarer deutscher historischer literarischer Denkmäler wurde danach durch die Aufrufe Johann Gottlieb Herders weit verbreitet.

**X 4** *The works of Ossian, the son of Fingal. Translated from the Galic language by James Macpherson*. 2 Bde., London 1765.

SUB Göttingen: 8° Poet. var. nat. 180



Die Edition der Werke des angeblichen mittelalterlichen schottischen Barden Ossian war von allergrößtem Einfluss auf die literarische Szene in Europa, besonders in Deutschland. Der deutsche Sturm und Drang schöpfte stark aus dieser Vorlage. Tatsächlich hatte Macpherson allerdings keine originalen Quellen übersetzt, sondern die Dichtungen vielmehr, den Erwartungen der Zeit angepasst, selbst frei geschaffen. Ossian ist wohl die einflussreichste Fälschung der europäischen Literaturgeschichte.

## Raspe, Bürger und Münchhausens wunderbare Reisen

### **X 5** Rudolph Erich Raspe:

An account of the German volcanos, and their productions. With a new hypothesis of the prismatical basaltes [...]. London 1776.

SUB Göttingen: 8° Min. II, 3017

Rudolph Erich Raspe war zeitweilig in Hannover Bibliothekssekretär für die Göttinger Universitätsbibliothek gewesen. 1769 übernahm er die Verwaltung der Kasseler Kunstsammlungen des Landgrafen von Hessen. Weil er Gelder unterschlug, wurde er im Frühjahr 1775 steckbrieflich gesucht und musste in England untertauchen. Hier versuchte er zeitweilig, von seiner Feder zu leben. Als Geologe hatte sich Raspe schon in Deutschland einen guten Ruf erworben. Seine engen wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen nach Göttingen suchte er auch von England aus aufrecht zu halten. Das gezeigte Buch ist ein Geschenk des Verfassers an die Göttinger Bibliothek

**X 6** The singular travels, campaigns, voyages and sporting adventures of Baron Munnikhouson, commonly pronounced Munchhausen [...]. A new edition, considerably enlarged and ornamented with four views. Oxford 1786.

SUB Göttingen: 8° Fab. rom. VI, 2800 Rara

In England publizierte Raspe im Jahr 1786 erstmalig eine Sammlung von Erzählungen des Lügenbarons von Münchhausen, die er verschiedenen Bänden einer Berliner Zeitschrift entnommen hatte.

**X 7** Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und Abentheuer des Freyherrn von Münchhausen, [...] aus dem Englischen der neusten Ausgabe übersetzt und hier und da erweitert und mit noch mehr Kupfern gezieret. London [i.e. Göttingen] 1786.

SUB Göttingen: 8° Fab. Rom. VI, 2802 Rara

In Göttingen veranlasste der Verleger Dieterich Gottfried August Bürger umgehend zu einer Übersetzung des „Münchhausen“ ins Deutsche. Seither gehören die Geschichten Münchhausens mit ihren vielen Illustrationen der Weltliteratur an. Raspes Leistung als erster Herausgeber der Sammlung wurde erst im 19. Jahrhundert von der Forschung wieder entdeckt.

## Bürgers *Lenore* im Original und in englischem Gewand

**X 8** Gottfried August Bürger:

*Lenore*.

In: Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1774. Göttingen 1774. S. 214- 226.

SUB Göttingen: 8° Poet. Germ. I, 2826 Rara

Erstdruck von Bürgers „*Lenore*“.

**X 9** Leonora. A Tale, translated and altered from the German of Gottfried August Bürger. By J. T. Stanley, ESQ. F.R.S. &c. A new edition. London 1796.

SUB Göttingen: 4° Poet. Germ. II, 8410

Stanleys überarbeitete Ausgabe der „*Lenore*“ mit einem Schluss, der die Handlung als Traum auflöst, einem Frontispiz und zwei Illustrationen von William Blake.

**X 10** Leonora / translated from the German of Gottfried Augustus Bürger, by W[illiam] R[obert] Spencer. With designs by the right honourable Lady Diana Beauclerc. London 1796.

SUB Göttingen: 2° Poet. Germ. III, 8414 Rara

Auch der englische Hochadel versuchte sich an Bürgers „*Lenore*“. Später wurde unterstellt, Lord Spencer habe den Text Stanleys lediglich leicht überarbeitet, um ihn von seiner berühmten Tante Lady Diana Beauclerc, die Lady Di genannt wurde, einer früheren Hofdame und Tochter des Herzogs von Marlborough, aufwendig illustrieren zu lassen.

# Göttinger Bibliotheksschriften

(lieferbare Titel, Stand: 1. 3. 2005)

1. Edith Stein. Studentin in Göttingen 1913-1916. Ausstellung zum 100. Geburtstag 7.10.-28.10.1991. 1991. 118 S. 4,- €
2. Der Brocken und sein Alpengarten. Erinnerungen – Dokumentationen. Ausstellung vom 17.3.-5.6.1993. 1993. 81 S. 4,- €
3. Übersicht über die Systematik des Bandrealkataloges der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Bearb.: G.-J. Bötte u. D. Sickmüller. 1993. XIII, 75, 126 S. 5,- €
4. Neues Heimatland Brasilien. Texte und Bilder zur kulturellen Entwicklung der deutsch-brasilianischen Bevölkerung in Südbrasilien. Begleitband zur Ausstellung vom 10.1.-19.2.1994 / Sandra Messele-Wieser, Lothar Wieser. 1994. IV, 84 S. 4,- €
5. Möglichkeiten der Beschaffung und Bereitstellung digitaler Karten im Sondersammelgebiet. DFG-Projektstudie. Bearb. von Christiane Beckert. 2002. 142 S. 10,- €
6. Kröger, Detlef: European and international Copyright protection. Microcopies and databases. 1995. 283 S. 19,- €
7. Bestandserhalt durch Konversion: Microverfilmung und alternative Technologien. Beiträge zu drei Fachtagungen des EU-Projekts MICROLIB. 1995. 208 S. 16,- €
10. Sibirien Finnland Ungarn : Finnisch-ugrische Sprachen und Völker in der Tradition eines Göttinger Sondersammelgebiets. Ausstellung in der Paulinerkirche vom 28.2.-9.4.1998. 344 S. 6,- €
13. „Goethe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Goethe“: Vorträge zur Ausstellung „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft. 2000. VI, 295 S. 14,- €
14. Towards consensus on the electronic use of publications in libraries: strategy issues and recommendations / Thomas Dreier. 2001. 120 S. 7,- €
16. Zehn Jahre Pica in Niedersachsen und Deutschland. Skizzen eines Erfolges. 2001. 181 S. 5,- €
17. „Wohne immer in meinem Herzen und in den Herzen meiner Freunde allesbelebende Liebe!“ Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750-1819). Aus der literarisch-historischen Sammlung des Grafen Franz zu Stolberg-Stolberg, 1210-1750-2001 / Bearb. von Paul Kahl. 2001. 143 S. 10,- €
18. Johann Heinrich Voß. 1751-1826. Idylle, Polemik, Wohllaut. 2001. 298 S. 15,- €
19. Weltbild – Kartenbild. Geographie und Kartographie in der frühen Neuzeit / Bearb. von Mechthild Schüler. 2. Aufl. 2002. 94 S. 10,- €
20. LIBER – Ligue des Bibliothèques Européennes de Recherche. Architecture Group Seminar. Leipzig, March 19 - March 23, 2002. The Effective Library. Vision, Planning Process and Evaluation in the Digital Age. **Documentation of new library buildings in Europe.** 2002. 319 p. 35,- €
21. Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. 2. Aufl. 2002. 377 S. 22,- €
22. 300 Jahre St. Petersburg – Russland und die „Göttingische Seele“. 2. Aufl. 2004. 502 S. 14,- €

- |   |        |
|---|--------|
| 23. Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis. Vortragsband. 2004. 194 S.   | 11,– € |
| 24. Daniela Grebler, Kornelia Priesel-Agidigbi, Dirk Steinert: In Sachen AACR2. Eine Bibliographie zur Second edition der Anglo-American cataloguing rules mit originalsprachigen und übersetzten Ausgaben sowie englisch- und deutschsprachiger Sekundärliteratur 1978-2002. 2004. V, 160 S. | 10,– € |
| 25. LIBER – Ligue des Bibliothèques Européennes de Recherche. Architecture Group Seminar. Bozen/Bolzano, March 17-March 19, 2004. The Renaissance of the Library – adaptable library buildings. <b>Documentation of new library buildings in Europe.</b> 2004. 367 p.                         | 36,– € |
| 26. Edward S. Curtis: The North American Indian. Die Indianer Nordamerikas. Ausstellung in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, 29.2.-18.4.2004 / Mit einer Einf. von Hans Christian Adam. 2004. 72 S.   | 9,– €  |
| 27. Dieter Cherubim, Ariane Walsdorf: Sprachkritik als Aufklärung – Die Deutsche Gesellschaft in Göttingen im 18. Jahrhundert. 2004. 201 S.   | 16,– € |
| 28. Anne Ørbæk Jensen, Claus Røllum-Larsen, Inger Sørensen: Wahlverwandschaften – Zwei Jahrhunderte musikalischer Wechselwirkungen zwischen Dänemark und Deutschland. 2004. 115 S.  | 15,– € |
| 29. Nützliches Vergnügen. Kinder- und Jugendbücher der Aufklärungszeit aus dem Bestand der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen und der Vordemann-Sammlung. 2004. 259 S.  | 22,– € |
| 30. „Wie der Blitz einschlägt, hat sich das Räthsel gelöst“ – Carl Friedrich Gauß in Göttingen. 2005. 252 S.  | 12,– € |
| 32. Kerstin Thieler: „[...] des Tragens eines deutschen akademischen Grades unwürdig.“ Die Entziehung von Dokortiteln an der Georg-August-Universität Göttingen im „Dritten Reich“. 2004. 83 S.   | 8,– €  |

## CD-ROM der SUB Göttingen

(lieferbare Titel, Stand: 1. 3. 2005)

- |   |        |
|---|--------|
| Die ganze Welt ist aus Papier. Graphiken und Objekte zu allen Gelegenheiten 1800-1930.  | 18,– € |
| „Der gute Kopf leuchtet überall hervor“ – Goethe, Göttingen und die Wissenschaft.   | 15,– € |
| Gutenberg digital. Göttinger Gutenberg-Bibel, Musterbuch und Helmaspergersches Notariatsinstrument.   | 54,– € |
| Weltbild – Kartenbild. Geographie und Kartographie in der frühen Neuzeit.   | 20,– € |
| Das Göttinger Nobelpreiswunder – 100 Jahre Nobelpreis.  | 18,– € |
| 300 Jahre St. Petersburg – Russland und die „Göttingische Seele“.   | 14,– € |
| The North American Indian – Fotografien von Edward S. Curtis.   | 6,– €  |
| Nützliches Vergnügen. Kinder- und Jugendbücher der Aufklärungszeit aus dem Bestand der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen und der Vordemann-Sammlung. | 12,– € |
| „Wie der Blitz einschlägt, hat sich das Räthsel gelöst“ – Carl Friedrich Gauß in Göttingen.   | 12,– € |